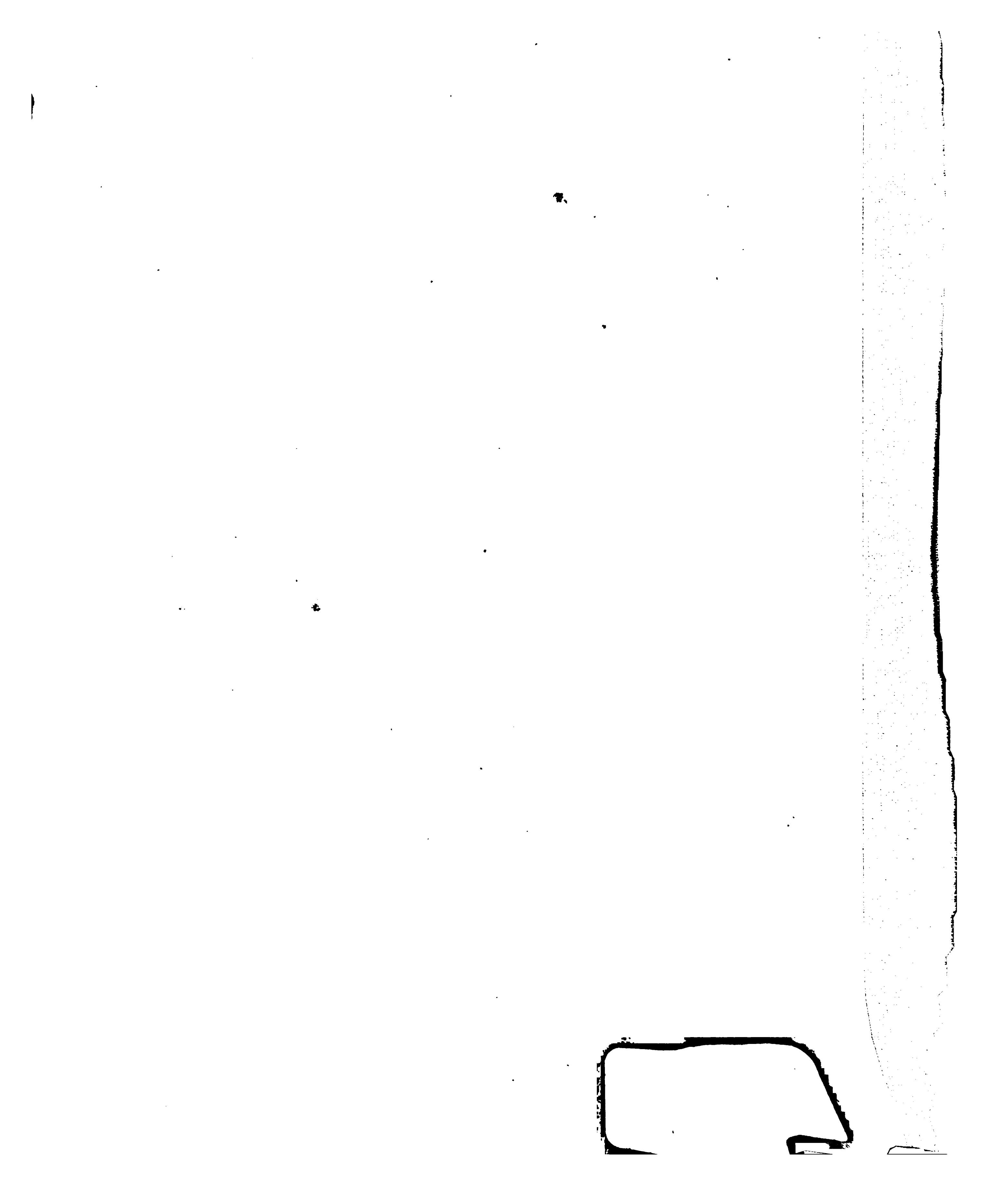
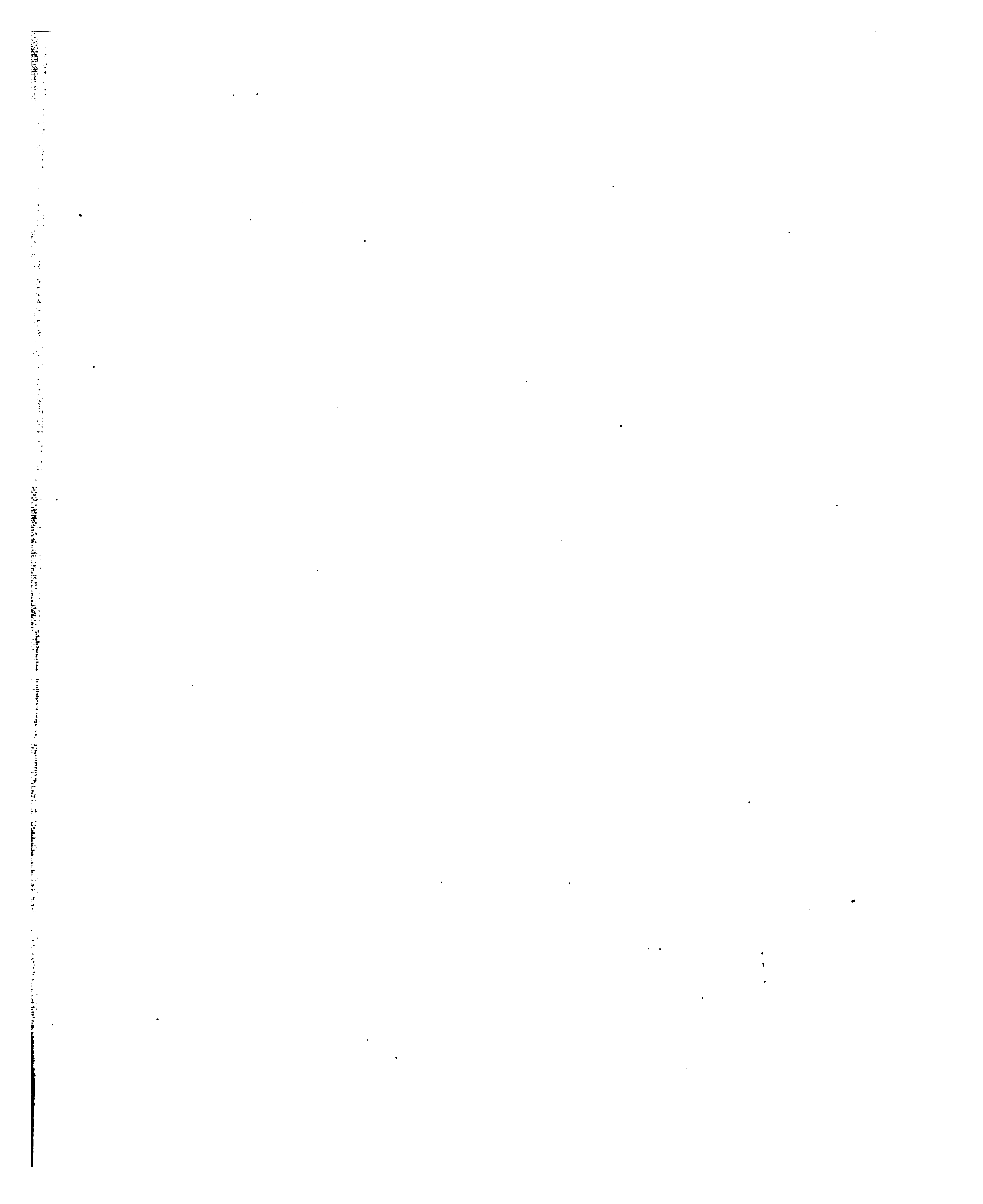
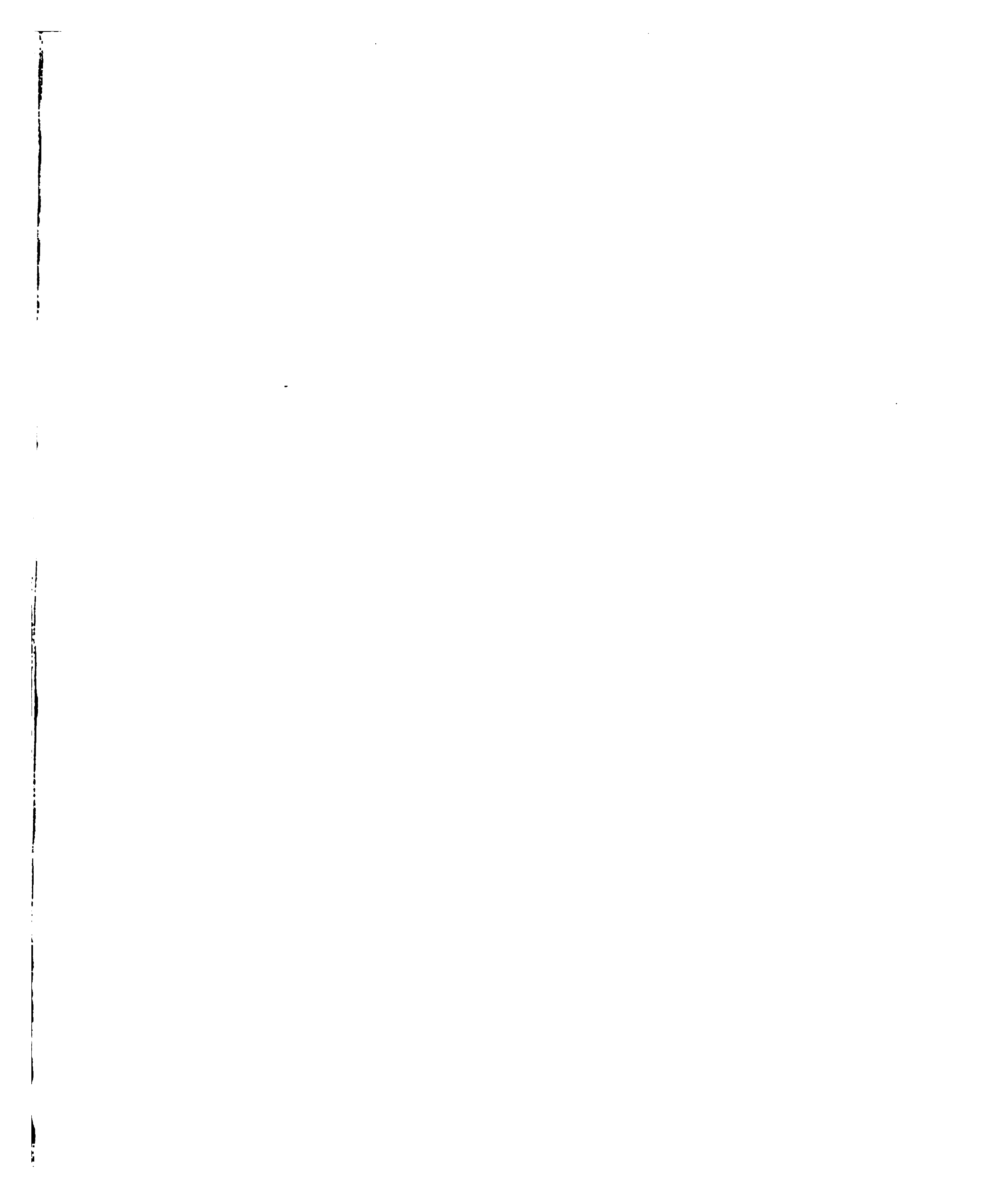
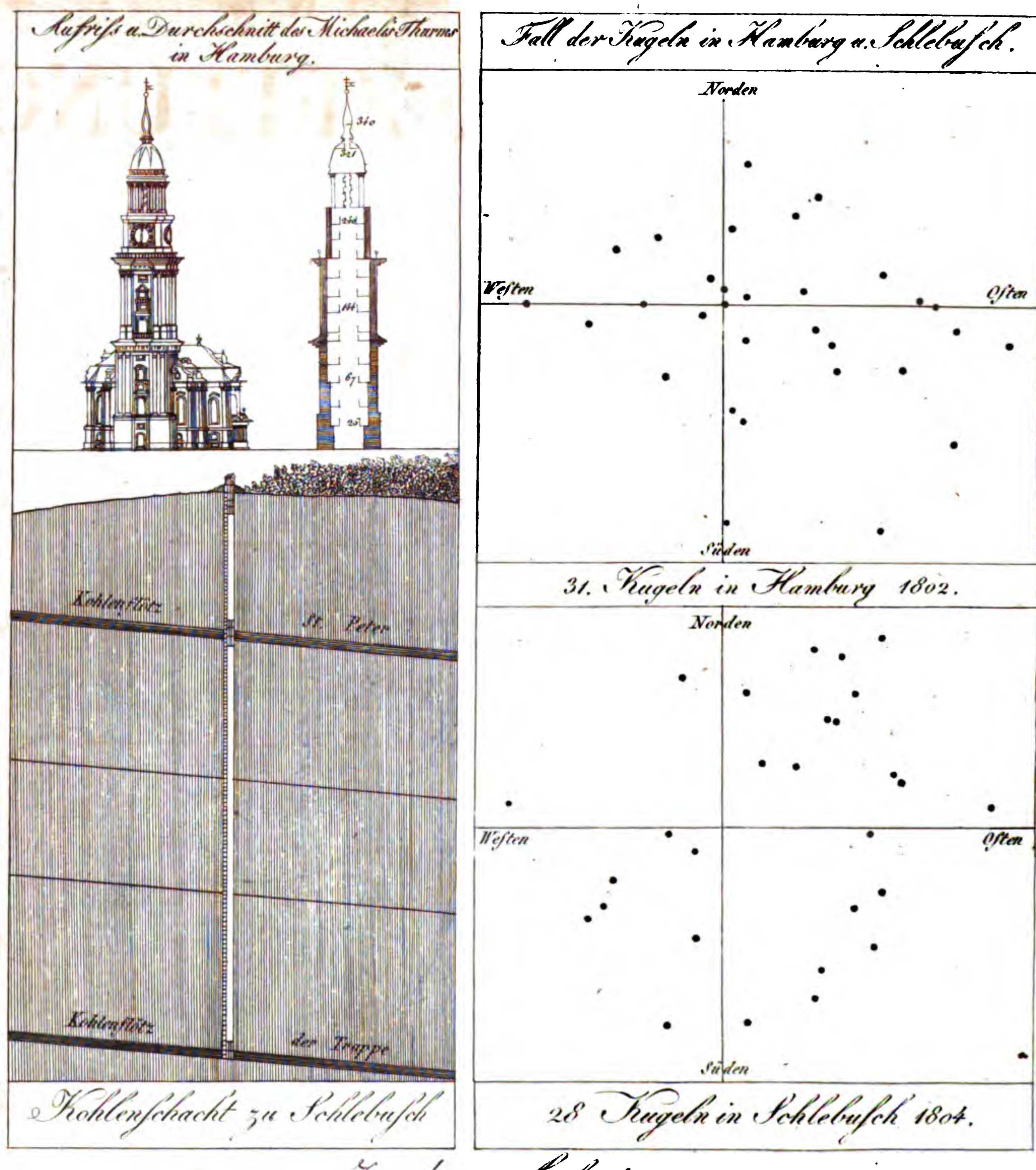













Zu dem Auſsatze
Benzenbergs Verſuche über die Umdrehung der Erde
betreffend. A. L. Z. 1806. II Bd. S. III-f.

Zur A. L. Z. 1806. II. Bd.

# ALLGEMEINE
# LITERATUR-ZEITUNG

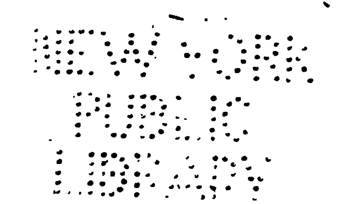
VOM JAHRE

1806.

ZWEYTER BAND.

(MIT EINEM TITELKUPFER.)

APRIL, MAY, JUNIUS.




HALLE,
in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1806.

## Benzenbergs
# Versuche zur Bestätigung der Lehre von der Umdrehung der Erde.

In seinem unsterblichen Werke: *de Revolutionibus orbium caelestium*, hatte der grosse *Copernicus* den vor ihm, so viel man weiss, von keinem Sterblichen gefassten Gedanken ausgeführt, dass die mannichfaltigen scheinbaren Bewegungen der Planeten sich allesammt aus der Bewegung der Erde erklären lassen, indem er annahm, dass sie sich täglich um ihre Achse drehe, und dass sie jährlich Einmal um die Sonne fliege. Dieses System machte in den ersten 50 Jahren wenig Aufsehn; aber die Erfindung des Fernrohrs, die Entdekkung der Jupiterstrabanten, der Sonnenflecken, der Umdrehung der Sonne um ihre Achse, und die sichelförmige Gestalt der Venus, verschafften der Astronomie die Aufmerksamkeit und die Theilnahme der Welt; und alle diese Entdeckungen waren in den Händen des grossen Galiläi eben so viele Beweise für die Copernicanische Weltordnung.

Unter den Gründen, die man gegen die Bewegung der Erde anführte, war besonders einer, auf den die beiden berühmten Gegner des Systems, *Tycho* und *Riccioli*, ein vorzügliches Gewicht legten. Es war dieser: Wenn man aus der Spitze eines Thurms einen Stein frey herabfallen lässt, so fällt dieser am Fuss desselben nieder; wenn sich aber die Erde bewege: so müsse der Stein weit nach Westen fallen, weil der Thurm sich in jeder Secunde um 600 Fuss nach Osten bewegt. Aber hierauf hatten schon *Copernicus* und *Keppler* geantwortet: dass, wenn sich die Erde bewege, sie sich auch mit allem bewege, was auf ihr ist, und der Stein, der vor dem Falle dieselbe Bewegung nach Morgen hat, wie der Thurm, diese nicht verliere, wenn er anfängt zu fallen. Er gehe also während des Falls immer mit dem Thurme nach Morgen fort, und müsse natürlich am Fusse desselben niederfallen. Eben so fällt ein Stein, der auf einem segelnden Schiffe von der Spitze des Mastes fällt, am Fusse desselben nieder, obschon das Schiff nebst dem Maste sich während des Falls um vielleicht 25 Fuss fortbewegt. *Tycho* läugnete dieses; aber die Versuche, welche *Gassendi* im Hafen von Marseille auf schnell segelnden Schiffen anstellen liess, bestätigten es. — Auch die Versuche, welche die *Academie del Cimento* in Florenz anstellte, bewiesen, dass ein Körper seine erste Geschwindigkeit nicht verliere, wenn noch eine zweyte hinzukomme.

In dem Jahre, in welchem *Galiläi* starb, wurde *Newton* gebohren (1642.), vor dessen Geiste das Sonnensystem mit seinen mannichfaltigen Bewegungen stand. Er war der erste, welcher mit Bestimmtheit sagte: „Wenn die Körper senkrecht fallen: so bewegt sich die Erde nicht; — aber sie müssen nicht, wie die gemeine Meinung ist, nach Westen abweichen, sondern nach Osten."

Wenn die Erde sich um ihre Achse dreht: so ist die Spitze des Thurms weiter von der Erdachse, als der Fuss desselben. Je entfernter ein Körper von der Achse der Bewegung ist, desto grösser ist sein Schwung, und folglich muss die Spitze des Thurms einen grössern Schwung nach Morgen haben, als der Fuss. Hat man in der Spitze des Thurms einen Punkt, der genau senkrecht über einem Punkte im Boden ist, und man findet, dass sich der in der Spitze schneller nach Osten bewegt, als der im Boden: so muss sich die Erde um ihre Achse drehen.

Die Art, dieses zu untersuchen, ist sehr einfach. Man hängt eine genau gedrehte Kugel in den obersten Punkt, und lässt sie hangen, bis sie zur Ruhe kommt. Wenn die Erde sich um ihre Achse dreht, so bekommt die Kugel dieselbe Geschwindigkeit nach Osten, die der Punkt des Thurms hat, wo sie hängt. Lässt man sie dann ohne Störung los, so verliert sie während des Falls diese Geschwindigkeit nicht, und sie fällt nun nicht auf den senkrechten Punkt im Boden. Denn da die Kugel während des Falls sich mit einer grössern Geschwindigkeit nach Osten bewegt, als der Punkt im Boden; so muss sie diesem voreilen, und östlich von ihm niederfallen. Dieses beträgt in unsern Breiten auf 250 Fuss Fallhöhe ungefähr $4\frac{1}{2}$ Linie, um das die Kugel östlich vom Lothpunkte im Boden niederfällt.

Dieses lehrte *Newton* im J. 1679. Die Nachrichten hierüber finden sich in *Birds* Geschichte der königl. Societät. Die Akademie erkannte die Wichtigkeit dieser Versuche, welche die Umdrehung der Erde auf eine so entscheidende und in die Augen fallende Art bewiesen. Sie gab ihrem Sekretär, dem Dr. *Hook*, den Auftrag, diese Versuche mit allem Fleisse anzustellen. Dieser that es auch, aber nur bey einer Fallhöhe von 27 Fuss. Diese Höhe schien der Gesellschaft zu geringe; sie befahl neue Versuche, und ernannte eine Commission, die ihnen beywohnen sollte. Es wurde dazu der 18. Januar 1680. bestimmt. — Hier schweigt auf einmal die Geschichte der Akad. von diesen Versuchen, und man findet weiter keine Spur von ihnen. — Ob diese sehr feinen Versuche misslungen sind, oder ob die Akad. ihren Sekretär schonen wollte, bleibt ungewiss. Vielleicht dass auch *Newton* endlich selbst nicht wünschte, dass man die Frage über die Umdrehung der Erde so schwierigen, und so leicht misslingenden

genden Versuchen aussetzen möge; — so wie er auch gegen die Bestimmung der Abplattung der Erde aus solchen Gradmessungen war, die nur wenige Grade von einander entfernt lagen; weil hiebey der Fehler der Messung grösser seyn konnte, als die ganze Grösse, welche man bestimmen wollte.

Auch späterhin benutzte der thätige *Desaguliers* die St. Paulskirche nicht zu diesen Versuchen, obschon er hier eine Fallhöhe von 255 Par. Fuss hatte. Eben so wenig benutzte *Bouguer* in Paris den Dom der Invaliden, wo er fast eine gleiche Fallhöhe hatte, noch *Mariotte* die Pariser Sternwarte, wo er Versuche über den Widerstand der Luft bey 168 Fuss Fallhöhe machte.

Da die Abweichung nach Osten unter obigen Bedingungen nur 4½ Linie beträgt: so glaubte man wohl nicht, dass es möglich sey, so genaue Versuche anzustellen, um über eine so kleine Grösse zu entscheiden. Wenigstens findet man von nun an in einem Zeitraume von 110 Jahren Niemanden mehr, der es gewagt hätte, sie anzustellen. Und dieses ist um so auffallender, da die Idee dazu von einem Manne herrührte, den ganz Europa vergötterte, von dem man vorzüglich in England kein Wort auf die Erde fallen liess, und dessen Irrthümer selbst man erst nach einem halben Jahrhunderte zu bezweifeln wagte.

Nach 110 Jahren unternahm es *Guglielmini*, ein junger Geometer in Bologna, diese Versuche auf dem Thurme degli Asinelli anzustellen. Es ist dieses derselbe Thurm, auf dem *Riccioli* vor 150 Jahren die Versuche über das Galiläische Gesetz des Falls gemacht hatte. — Die grosen Schwierigkeiten, die sich *Guglielmini* bey diesen Versuchen entgegenstellten, überwand er durch Scharfsinn und Beharrlichkeit, und er ruhte nicht eher, bis er seinen Versuchen die Genauigkeit glaubte gegeben zu haben, welche nothwendig war, um diese so wichtige Frage zu entscheiden. Es macht G. Ehre, sich wieder an Versuche gewagt zu haben, die man seit 110 Jahren nicht allein aufgegeben, sondern auch so vergessen hatte, dass sie in den Lehrbüchern der Astronomie fast gar nicht mehr erwähnt wurden; — besonders da bey seinen ersten Versuchen die Kugeln sehr fehlerhaft fielen, und er anfangs die kleinen Ursachen nicht auffinden konnte, die auf den Fall der Kugeln so nachtheilig wirkten. Und damals war es noch nicht entschieden, ob es überhaupt möglich sey, die Versuche so genau zu machen, dass man im Fall der Kugeln bis auf 4½ Linie sicher sey.

Aus einer Höhe von 240 Fuss liess er 16 Kugeln bey sehr stillem Wetter in sieben verschiedenen Nächten, des Morgens zwischen 1 und 3 Uhr, wenn keine Wagen über die Strase fuhren, herunterfallen. Die Kugeln waren sehr sorgfältig gedreht und poliert. Sie hingen an einem feinen Faden, der von einer kleinen Zange gehalten wurde, welche ihn beym geringsten Drucke losliess. 25 Minuten nach dem Aufhängen hingen die Kugeln so still, dass man an ihnen im Mikroskop keine Bewegung bemerkte. Aber die geringste Zitterung im Thurme, oder der kleinste Luftzug, machte sie wieder schwingen.

*Guglielmini* bestimmte durchs Loth den Punkt im Boden, der genau unter dem Aufhängepunkt lag. Er fand, dass der Punkt, welcher aus allen Kugeln das Mittel war, um 8 Linien nach Osten, und um 5 Linien nach Süden vom Lothpunkte lieg. Dieses stimmte mit seiner Berechnung gut überein, und er machte seine Versuche im J. 1792. in einer kleinen Schrift unter dem Titel bekannt: *de diurno terrae motu, experimentis physico mathematicis confirmato, opusculum.*

Einige Jahre nachher fand indess der Kanzler *la Place*, dass *Guglielmini* einen doppelten Fehler in seiner Theorie begangen habe; dass die Abweichungen der Kugeln nach Osten um 5 Linien vom Lothe seyn müsse, und dass nach Süden gar keine Abweichung statt finde. — Wahrscheinlich hatte der Thurm während der Versuche von *Guglielmini* eine kleine Krümmung gemacht, da er den Lothpunkt erst sechs Monate nach den Versuchen bestimmte. Da zufällig die Fehler seiner Rechnung mit den Fehlern seiner Versuche übereinstimmten: so glaubte er irrig, dass seine Versuche genau seyen, bis *la Place* ihm den Fehler in seiner Theorie zeigte.

Im J. 1802. stellte Dr. *Benzenberg* dieselben Versuche im Thurme der St. Michaeliskirche in Hamburg an. Dieser Thurm ist einer der höchsten in Deutschland, und ganz zu physischen Versuchen vom Baumeister Sonin erbaut. Er ist 402 pariser Fuss hoch, und weil die ganze Achse des Thurms frey ist: so ist eine freye Fallhöhe in ihm von 340 Fuss. Doch konnten zu den Versuchen über die Umdrehung der Erde nur 235 Fuss Fallhöhe genutzt werden, weil der Luftzug unter der Kuppel zu stark ist. Da der Thurm an einer volkreichen Strase liegt: so findet beständig eine kleine Dröhnung in ihm Statt, und die Kugeln, welche mit aller Sorgfalt gedreht und polirt waren, fielen nicht genau auf eine Stelle. Die Fehlergränze war 18 Linien. Um ein sicheres Mittel zu haben, mussten die Versuche sehr oft und an verschiedener Tagen wiederholt werden; denn: *bey einer großen Reihe von Beobachtungen verhält sich die Genauigkeit des Mittels aus allen, wie die Anzahl der Beobachtungen, dividirt mit der Fehlergränze.* In den Fällen, wo man die Fehlergränze nicht verengern kann, muss man also, um ein genaues Resultat zu haben, die Anzahl der Versuche vermehren, und aus der ganzen Reihe das Mittel nehmen. — Will man in der Genauigkeit noch weiter gehen: so macht man mehrere Reihen Versuche, und nimmt aus jeder das Mittel. Aus diesen wird dann zum zweyten Male das Mittel genommen, welches der Natur der Sache nach nur äusserst wenig von der Wahrheit abweichen kann; weil bey unendlich vielen Versuchen die kleinen Fehler eben so oft auf die eine Seite fallen, als auf die andere, und sich also wechselseitig gegen einander aufheben. — *Auf diese Weise ist es dem Menschen gegeben, sich mit sicherem Schritte der Wahrheit zu nähern.*

Das Mittel aus 31 verschiedenen Kugeln, welche an sieben sehr stillen Tagen mit aller Sorgfalt losgelassen

lassen waren; lag 4 Linien nach Osten und 1½ Linie nach Süden. Von diesen 31 Kugeln waren 21 nach Osten gefallen, 2 auf die Linie, und 8 nach Westen. Aus der grössern Anzahl der Kugeln, welche nach Osten fiel, sieht man schon, dass eine Kraft da ist, welche die fallende Kugel nach Morgen treibt. — Die Zitterung des Thurms brachte kleine Fehler im Falle der Kugeln hervor, und daher konnten auch einige Kugeln nach Westen abweichen. Diese kleinen Fehler hoben sich indess gegen einander auf, und daher kam es, dass das Mittel aus 31 Versuchen so gut mit der Rechnung übereinstimmte. Nach dieser musste der Punkt, um den die Kugeln fielen, 4 Linien nach Osten vom Lothpunkte liegen.

Aber die 1½ Linien Abweichung nach Süden waren fehlerhaft: denn nach der Theorie von *la Place*, von Dr. *Gauß* und von Dr. *Olbers* muss die Kugel genau nach Osten fallen, wenn die Erde sich um ihre Achse dreht. Wahrscheinlich kam diese Abweichung nach Süden von der ungleichen Erwärmung der Luft in dem Thurme her, die an der Südseite wohl immer wärmer ist, als an der Nordseite, und daher Strömungen hat, welche die Kugel nach Süden treiben.

Um hierüber zu entscheiden, müssen die Versuche unter der Erde in einem Bergwerke angestellt werden; weil man hier annehmen darf, dass die Luft durch den ganzen Schacht gleichförmig erwärmt ist. Zugleich hat man hiebey nichts von der Dröhnung und von der Zitterung zu befürchten, welche die Kirchthürme immer haben.

Dr. *Benzenberg* fand bey einer Reise durch die Grafschaft Mark im Herbst 1803 einen alten Kohlenschacht, der eine Tiefe von 260 Fuss hat, und zu diesen Versuchen sehr geschickt ist. Es ist dieses die alte Rosskunst zu Schlebusch im Bergrevier Wetter. Da auf diesem Schachte nicht mehr gekohlt wurde, so war keine Dröhnung und keine Störung zu befürchten. Dr. *B.* erhielt vom Bergamte in Wetter die Erlaubniss, den Schacht zu diesen Versuchen einzurichten, und er liess noch in demselben Herbste oben auf dem Schachte ein kleines Häuschen bauen, in dem er die Versuche anstellen wollte. — Da aber hier noch zu viel Luftzug war, so liess er den Schacht mit Bretern und Rasen dicht zulegen, und hing die Kugeln inwendig unter Tage auf. — Unten wurde der Schacht mit Stroh und Erde verstopft, so dass die Luft in ihm völlig ruhig war. Die starken Grubenwasser machten es indess unmöglich, die Versuche im Herbst von 1803 zu vollenden, und sie konnten erst mit Erfolg im J. 1804 angestellt werden. Die Kugeln hatten ungefähr einen Zoll im Durchmesser, und waren sorgfältig gedreht und polirt. Sie hingen an einem geplätteten Pferdehaar, welches in der Kugel befestigt war. Eine feine Zange, welche auf einen Balken geschraubt war, hielt das Haar, und liess beym geringsten Drucke die Kugel, wenn sie still hing, fallen.

Das Mittel aus 28 Kugeln lag 5 Linien vom Lothpunkte nach Osten. Nach der Rechnung sollte bey 262 Fuss Fallhöhe dieser Punkt 4⁶⁄₁₀ Linie vom Lothpunkte nach Morgen liegen. Der Unterschied von ⁴⁄₁₀ Linie, zwischen den Versuchen und der Rechnung, ist unbedeutend. Er rührt von kleinen Fehlern in den Versuchen her, und würde bey einer grössern Anzahl derselben verschwunden seyn. — Die Kugeln wichen vom Mittel bis auf 15 Linien ab. Dieser Unterschied würde kleiner gewesen seyn, wäre der Schacht vollkommen trocken gewesen, und hätte nicht bald von dieser bald von jener Seite ein kleines Wassertröpfchen die Kugel berührt. — Da aber diese Tröpfchen bald von der einen, bald von der andern Seite kamen, so hoben sie sich gegen einander auf, und das Mittel aus allen Versuchen wich daher so wenig von der Rechnung ab. Um die Versuche völlig genau zu machen, musste man die Kugeln durch eine Röhre von Tuch fallen lassen, welche durch den ganzen Schacht hinunterging, und alle aufspritzende Wassertröpfchen von ihr abhielt.

Durch diese Versuche war es also entschieden: 1) dass die Kugeln von einer grossen Höhe nicht senkrecht fallen, sondern östlich von ihrem Lothpunkte abweichen. 2) Dass keine Abweichung nach Süden statt findet, wie dieses anfangs einige Geometer wegen des Widerstandes der Luft glaubten. 3) Dass die Abweichung der Kugeln nach Osten zwar zu klein ist, um an einer einzelnen Kugel bemerkt zu werden, dass man sie aber durch Anhäufen in mehrern Versuchen mit Bestimmtheit wahrnehmen kann. Auch sieht man, sobald man diese Versuche zeichnet, dass eine Ursache da war, welche die Kugeln mehr nach Osten als nach Westen trieb. Unter diesen 28 Kugeln fielen 20 ostwärts vom Meridian des Lothpunkts.

Zu den Zeiten des Copernicus hätte man indess die Umdrehung der Erde durch diese Versuche nicht so beweisen können, wie jetzt; weil es damals noch zu sehr an den Kenntnissen gebrach, welche vorhergehen mussten, um nur berechnen zu können, wie weit die Kugeln nach Osten bey einer gegebenen Fallhöhe abweichen mussten. — Um dieses zu können, musste zuerst das Gesetz vom Falle der Körper entdeckt werden, damit man wusste, wie viel Zeit die Kugel zu ihrem Falle brauche. Ferner musste man den Widerstand der Luft kennen, um zu bestimmen, wie viel dieser die Kugel in ihrem Falle aufhalte.

Da diese Versuche einen so innigen Zusammenhang mit den Versuchen über die Umdrehung der Erde hatten; so wurden sie zu gleicher Zeit im Hamburger St. Michaelisthurm mit der Tertienuhr der Göttinger Sternwarte angestellt, welche der Hr. geh. Justizrath *Heyne* deswegen nach Hamburg schickte.

In folgender Schrift sind alle diese Versuche umständlich beschrieben, und alles dasjenige beygebracht, was den interessiren kann, der diese oder ähnliche Versuche anstellt:

Dortmund, b. Mallinkrodt: *Versuche über das Gesetz des Falls, über den Widerstand der Luft, und über die Umdrehung der Erde*, nebst einer *Geschichte aller frühern Versuche von Galilöi bis auf Guglielmini.* 1804. 540 S. mit 8 Kupferplatten. gr. 8.

Diese

Diese Schrift hat, außer der Einleitung, welche die Geschichte des Michaelisthurms und die seines Baumeisters *Sonin* enthält, *neun* Abschnitte. Der *erste* handelt von der Höhenmessung des Thurms, mit der Schnur, mit Pendelschwingungen und mit dem Barometer. Verzeichniss der höchsten Thürme von Europa. Untersuchungen über den Gang der Tertienuhr. Versuche über die Anziehung der Sonne und des Mondes auf lange Lothe, nebst den früheren Versuchen hierüber, von *Grante*, *Bouguer* und *Meyer*. Der Vf. brauchte bey diesen Versuchen Pendel und Lothe, die 340 Fuss lang waren. — Im *zweyten* Abschn. die Versuche über das Gesetz des Falls, nebst der Geschichte dieser Versuche seit *Galiläi*. — Im *dritten* Abschn. die Geschichte der Versuche über den Widerstand der Luft. Versuche von *Riccioli*; von *Mariotte*. — *Newtons* Gesetz des Widerstandes. — Versuche von *Desaguliers* und *la Hire*. — *Bernoulli's* Versuche mit geschossenen Kugeln. — Versuche von *Robins*, *d'Arcy*, *Borda*, *Hutton* u. s. w. — Der *vierte* Abschn. enthält die Versuche über den Widerstand der Luft im Michaelisthurm mit der Tertienuhr. Hiebey wurden verschiedene Fallhöhen von 25, 67, 144, 240, 321 und 340 Fuss gebraucht. Bey jeder Fallhöhe wurden 60 bis 70 Versuche gemacht. Aus diesen Versuchen ergab sich, dass das Newtonsche Gesetz den Widerstand für schnelle Bewegungen zu klein giebt, und dass selbst *Euler's* Formeln, die er nach *Robins* Versuchen mit geschossenen Kugeln machte, den Widerstand für die Geschwindigkeit von 90 bis 400 Fuss noch zu klein angebe. Mehrere Untersuchungen über *Eulers* und *Lamberts* Formeln sind am Ende des Abschnitts vom Deich-Insp. *Brandes* beygefügt. — Bey diesen Versuchen mit der Tertienuhr war besonders die Genauigkeit merkwürdig, mit welcher sich die mittlere Fallzeit aus einer grossen Reihe Beobachtungen bestimmen liess. Bey mehrern Stadien wich die beobachtete Fallzeit von der aus der Pendellänge berechneten noch nicht um $\frac{1}{10}$ Tertie ab. Aber hiebey wurden auch 7 Reihen Versuche gebraucht, aus deren sieben Mitteln der Vf. wieder das Mittel nahm. Vorher war der constante Fehler der Uhr und der constante Fehler der Sinne durch 120 Beobachtungen bey 10 F. Fallhöhe so genau bestimmt worden, dass zwey Mittel, wovon jedes auf 6 Reihen beruhte, deren jede 10 Beobachtungen hatte, noch nicht um $\frac{1}{10}$ Tertie von einander abwichen. — Im *fünften* Abschn. ist die Geschichte des Copernicanischen Systems, und die der Versuche über die Umdrehung der Erde erzählt. Hier zugleich ein vollständiger Auszug der Schrift von *Guglielmini*. — Im *sechsten* Abschn. sind die Versuche über die Umdrehung der Erde in Hamburg, nebst einer kleinen Abhandlung *über Genauigkeit in Versuchen*, *über Fehlergränze* und *über Mittelnehmen*. — Der *siebente* Abschn. enthält die tiefsinnigen theoretischen Untersuchungen über dieses Problem von Dr. *Gauß* in Braunschweig, von Dr. *Olbers* in Bremen, und von *la Place* in Paris, nebst einem Auszuge aus mehrern Briefen von *Guglielmini* an den Vf. — Im *achten* Abschn. die Versuche über die Umdrehung der Erde im Kohlenschachte zu Schlebusch. — Der *neunte* Abschn. enthält die Untersuchung der Frage: ob die Alten schon die Copernicanische Weltordnung kannten? Man hat oft, und vorzüglich in Frankreich, behauptet, dass die Copernicanische Weltordnung lange schon vor Copernicus bekannt war; dass es das System der Pythagoreer und überhaupt der aufgeklärtesten Griechen gewesen — und da es den Griechen zwar zu sehr an Kenntnissen gefehlt habe, um es zu erfinden: so hätten diese es von den Chaldäern, und diese, gemeinschaftlich mit den Indiern, von den Atlantiden erhalten; — einem Volke von ausgebreiteten Kenntnissen, im mittleren Asien, vom Norden eingewandert; dessen Daseyn jenseits dem Anfange unserer Geschichte liegt, und von dessen Kenntnissen wir nur noch einige Bruchstücke in Asien finden. So lehrt *Bailly* in seiner Geschichte der Astronomie, und er nennt daher, so wie mehrere Franzosen, den Copernicus nur *den Wiederhersteller* der wahren Weltordnung.

Um die Wahrheit dieses Ausspruchs zu bestimmen, ist es wohl am besten, dass man vorher die Frage untersuche: Ob die Alten die wahre Weltordnung kannten? Und sollte sich am Ende der Untersuchung finden, dass sie sie nicht kannten: so wäre es doch wohl erwiesen, dass Copernicus sie von ihnen nicht entlehnen konnte.

Der Vf. hat in diesem Abschnitte alle Stellen der Alten gesammelt, in denen von einer Bewegung der Erde die Rede ist. In allen diesen Stellen wird zwar von der Bewegung der Erde geredet; aber nicht von der Copernicanischen Weltordnung. Bloss Aristarch von Samos scheint eine Ausnahme gemacht zu haben, wie man dieses aus einer Stelle schliessen muss, welche in Archimedes bekanntem Buche von der Sandrechnung steht. „Du weisst," sagt Archimedes, „dass die meisten Astronomen die Sphäre Welt nennen, deren Mittelpunkt die Erde ist. Der Halbmesser derselben aber ist eine Linie zwischen dem Mittelpunkte der Sonne und der Erde. Dieses sucht Aristarch zu widerlegen, und hat deswegen verschiedene Sätze bekannt gemacht, aus denen folgt, dass die Welt ein Vielfaches von der durch die Sonnenbahn begränzten Welt sey. Um dieses zu beweisen, nimmt er an, dass die Fixsterne und die Sonne unbeweglich wären; dass die Erde aber um die Sonne in einem Kreise laufe. — Die Fixsternsphäre aber habe ihren Mittelpunkt in dem Mittelpunkt der Sonne, und sey von der Grösse, dass der Kreis, in dem nach seiner Voraussetzung die Erde laufen muss, sich zur Fixsternsphäre verhalte, wie der Mittelpunkt zum Umkreise."

Eine zweyte Stelle, die hiezu gehört, findet sich bey Plutarch, wo es heisst: „dass Aristarch, bemüht, die Erscheinungen des Himmels durch gewisse Berechnungen zu erhalten, angenommen habe, dass der Himmel ruhe, dass aber die Erde einen schiefen Kreis durchlaufe und zugleich um ihre Achse gedreht werde."

In welchem Zusammenhange Aristarch dasjenige gesagt habe, was hier Archimedes von ihm anführt, das können wir nicht mehr bestimmen, da wir hier-

aber nichts weiter bey den alten Schriftstellern finden. Wir besitzen aber von Aristarch noch ein Buch: *de magnitudinibus et distantiis solis et lunae*, in dem wir ihn als einen sehr vorzüglichen mathematischen Kopf kennen lernen. Er war der erste, welcher auf einem geometrischen Wege die Entfernung und die Gröfse von Sonne und Mond zu bestimmen suchte. Er that dieses in einem Zeitalter, als noch gar keine Messungen gemacht waren, und wo er sich mit jedem neuen Schritte in neue Schwierigkeiten verwickelt sah, die er aber mit seinem hellen Verstand immer glücklich aus dem Wege räumte. Das Einzige, was er bey diesen Bestimmungen gebrauchte, waren die Beobachtungen der Mondfinsternisse. Er ging von dem Satze aus, dass der Mond sein Licht von der Sonne bekomme. Dann: dass der Erdschatten in der Gegend des Mondes zwey Mondbreiten betrage. Und endlich: dass der Mond, wenn er zur Hälfte erleuchtet ist, noch 3 Grad von der Quadratur entfernt sey. Zur Erläuterung schickt er einige Sätze aus der Optik voraus, besonders den Satz: dass eine gröfsere leuchtende Kugel mehr als die Hälfte einer kleineren erleuchte.

Hieraus folgert er, dass die Mondbahn näher sey als die Sonnenbahn, und dass, weil der Mond noch zur Hälfte erleuchtet sey, wenn er 3 Grad von der Quadratur ist, die Entfernung der Sonne von der Erde 19 Mal gröfser sey, als die Entfernung des Mondes von der Erde. — Da nun die Halbmesser sich verhalten wie die Entfernungen, und da die scheinbaren Halbmesser von Sonne und Mond sich gleich sind, so folgert er weiter: dass die Sonne 19 Mal gröfser im Halbmesser, oder 6918 Mal gröfser im cubischen Gehalt sey, als der Mond. (s. *Schaubach's* vortrefflich geschriebene Geschichte der Astronomie bis auf Eratosthenes, S. 415.)

Da damals die Parallaxen noch nicht erfunden, und auch noch keine genaue Messungen der Erde bekannt waren: so sucht er nun die Gröfse der Erde aus der Gröfse des Schattens zu bestimmen, den sie in der Gegend des Mondes macht, und dessen Gröfse er aus den Mondfinsternissen kannte. — Hiebey musste er zuerst das Verhältniss vom Durchmesser des Erdschattens zum Durchmesser der Sonne bestimmen — und so bahnte er sich allmälig den Weg, das Verhältniss des Sonnendurchmessers zu dem der Erde zu finden. Er fand auf diese Weise, dass die Sonne 311 Mal gröfser wäre, als die Erde.

Man sieht aus dem Gange, den Aristarch in seinem Buche nimmt, dass es auch von ihm gilt, was *Keppler* so schön von Copernicus sagte: *Vir maximo ingenio et quod in hoc exercitio magni momenti est — animo liber.* — In diesem Werk des Aristarch findet sich indess nichts von der Bewegung der Erde. Und wenn es auch seine Absicht nicht war, hier davon zu sprechen: so scheint es ihm doch nicht an Gelegenheit gefehlt zu haben, ihrer gelegentlich zu erwähnen. — Es ist ein Verlust für die Geschichte der Astronomie, dass wir von seinen Ideen weiter nichts wissen, als was Archimedes und Plutarch in den beiden angeführten Stellen von ihm sagen.

Was veranlasste aber Aristarch, die Sonne unbeweglich in die Mitte zu setzen? War es die Pythagoreische Idee vom Ehrenplatze? Er war von der Insel Samos, dem Mutterlande der Pythagoreischen Schule. Oder wurde er durch die Untersuchungen, die er uns in seinem Buche *de magnitudinibus et distantiis solis et lunae* erzählt, darauf geleitet, dass es wahrscheinlicher wäre, dass die grofse Sonne ruhe, und die 311 Mal kleinere Erde um sie herumgehe? — Die grofse Entfernung, die er den Fixsternen gab, und gegen welche die Erdbahn nur wie ein Punkt erschien, folgerte er vielleicht aus ihrer scheinbaren Kleinheit. Diese Idee lag ihm vorzüglich nahe, da er bey seinen Untersuchungen, *de magnitudinibus*, gefunden, dass die grofse Sonne wegen ihrer Entfernung so klein erschien — und es war ihm leicht, die Entfernung zu berechnen, in der die Sonne nicht gröfser erscheinen würde, als ein Stern.

Ich stelle mir die Sache so vor: Aristarch zeichnete bey seinen Untersuchungen über die Entfernung von Sonne und Mond wahrscheinlich ihre Bahnen und Durchmesser nach einem verjüngten Maſsstabe. — Die Idee, dass der Kreis, den er für die Sonnenbahn beschrieb, nicht die Gränze der Welt sey, lag nahe. Die hohe pythagoreische Idee von der Sonne, verbunden mit ihrer Gröfse, die er durch Rechnung bestimmt hatte, veranlasste ihn vielleicht, eine Figur zu zeichnen, in der die Erde einen Kreis um die Sonne beschrieb. — Er wusste, dass die Erde der Mittelpunkt der Mondbahn war (er sagt diess bestimmt in seinem Buche), und er wusste ferner, dass der Mond 20 Mal kleiner sey, als die Erde. — Und so konnte ein Mann mit einem freyen Geiste, der sich lange mit einem Gegenstande beschäftigt, darauf geführt werden, den Kreis für die kleinere Erde um die gröfsere Sonne zu beschreiben, so wie der Kreis des kleineren Mondes um die gröfsere Erde ging.

Durch seine Annahme, „dass die Erde in einem schiefen Kreise um die Sonne gehe und sich zugleich um ihre Achse drehe," wurden alle damals bekannten Erscheinungen erklärt: nämlich der tägliche Auf- und Untergang der Gestirne, und der jährliche Lauf der Sonne um den Himmel, nebst ihrem Herauf- und Hinuntersteigen in der Ekliptik. — Dass der jährliche scheinbare Umlauf der Sonne um den Himmel sich eben so gut durch einen jährlichen Umlauf der Erde erklären lasse — dieses folgte so leicht aus jeder Construction der Sonnen- oder Erdbahn, dass man recht gut begreift, wie Aristarch hierauf kommen konnte, sobald er nur den Versuch machte, die Bahnen zu construiren und mit den Beobachtungen zu vergleichen. — Es wäre auch möglich, dass Aristarch später auf diese Sätze kam, als er sein Buch *de magnitudinibus* schrieb, und dass dieses die Ursache wäre, warum man in diesem nichts von der Bewegung der Erde findet.

Aber alle diese Sätze von Aristarch waren noch nicht die wahre Weltordnung, und noch nicht dasjenige, was den Copernicus und sein Buch *de revolutionibus*,

*nibus orbium* so berühmt gemacht hat. — *dieses war die Planetentheorie.*

Um die verwickelten Bewegungen der Planeten zu erklären, konnten sich bekanntlich die Astronomen nicht anders helfen, als durch die Annahme noch verwickelterer Kreise, die sich auf die verworrenste Weise auf und durch einander fortbewegten. — Je mehr Ungleichheiten im Planetenlauf entdeckt wurden, desto mehr Kreise mussten zur Erklärung angenommen werden, so dass einige Astronomen 59 Sphären hatten, welche die Planeten herumführten. In diesen Sphären — so nahm man an — wären die Planeten befestigt, und durch die mannichfaltigen Bewegungen, welche diese Kreise machten, entstünden die sonderbaren Bewegungen der Planeten, welche die Astronomen beobachteten. Eine gemeinschaftliche Sphäre führte die Planeten von Morgen nach Abend täglich um die Erde. Diese Sphäre war *fest*, weil sie die Planeten drehen musste; *durchsichtig*, weil sie die hinteren nicht verdecken durfte; und von *ungeheurer Dicke*, weil sie alle Himmelskörper in allen Entfernungen von ihrem Mittelpunkte in sich fassen und drehen musste. Zugleich war diese Sphäre wieder *nicht fest*, weil alle übrigen Sphären, welche die Privatbewegungen jedes Planeten machten, wieder frey durch sie hindurch gehen mussten. Und diese Privatsphären gingen wie Cykloiden durch die allgemeine Sphäre, weil sie annahmen, dass die Mittelpunkte dieser Sphären sich wieder auf die Peripherieen anderer Kreise fortbewegten. Ohne diese Annahme konnten sie das Vor- und Rückwärtsgehen der Planeten nicht erklären.

Diess war das System des Ptolemäus, des berühmten Alexandrinischen Astronomen, im zweyten Jahrhundert nach Chr. Geb.

Copernicus war der Erste unter allen Sterblichen, der die verwickelten Bewegungen der Planeten, ihren Auf- und Untergang, ihr Vorwärtsgehen, ihr Stillstehen und ihr Rückwärtsgehen auf eine befriedigende Weise erklärte und so das grosse Problem löste. Er liess die Erde, so wie die übrigen Planeten, um die Sonne gehen, und zwar zwischen der Venus und dem Mars, und zeigte nun, dass die verworrenen Bewegungen der Planeten gerade so erfolgen müssen, wie wir sie beobachten, weil ihre scheinbare Bewegung aus ihrer eigenen Bewegung und aus der Bewegung der Erde zusammengesetzt sey.

Hätte Aristarch alle scheinbare Bewegungen der Planeten gekannt, und die Beobachtungen gehabt, die später Hipparch und Ptolemäus besassen: so hätte er vielleicht dasjenige gefunden, was anderthalbtausend Jahre später sein grosser Geistesverwandter, Copernicus fand. — War dieses einmal gefunden, dann konnte es nicht wieder verloren gehen, wenn auch Volk und Priester es verdammten. Und wenn auch Astronomen, wie *Tycho*, die Lehre von der Bewegung der Erde aus Engherzigkeit oder Eifersucht nicht angenommen hätten: so hätten sie doch, wie man dieses auch von *Tycho* sagt, sie wenigstens als Rechnungshypothese gebraucht, um den Planetenlauf darnach zu berechnen und sich ihre Arbeit zu erleichtern.

Das, was Aristarch von der Bewegung der Erde lehrte, war für den Astronomen, der die Bewegungen aller Himmelskörper erklären sollte, gerade der unwichtigste Theil. Denn die Erscheinungen im Sonnen- und im Mondlauf blieben eben einfach und genau dieselben, die Erde mochte sich um die Sonne drehen, oder die Sonne um die Erde. Aber der Planetenlauf war das Labyrinth, aus dem die Astronomen sich selbst mit ihren 59 Zirkeln nicht herausfinden konnten. — Deswegen hat auch Hipparch, der grösste Astronom seines Zeitalters, und der vielleicht nicht über 100 Jahre nach Arist. lebte, Aristarchs Sätze für weiter nichts gehalten, als für blosse Philosopheme, wie deren die Philosophen damals, so wie heute, zu Hunderten aufstellten, und die auf keine Erfahrung gegründet, auch keine erklären konnten. — Hipparch, der Entdecker vom Fortrücken der Nachtgleichen, der Erfinder der Parallaxenrechnung, und der Begründer der ebenen und sphärischen Trigonometrie, verzweifelte an der Möglichkeit, die Erscheinungen im Planetenlauf befriedigend zu erklären, und er begnügte sich daher damit, alle ältern Beobachtungen zu sammeln und sie mit den seinigen bereichert auf die Nachwelt zu bringen. Hipparch berechnete die ersten Planetentafeln, und die seinigen haben allen späteren 2000 Jahre hindurch zum Muster gedient, und gerade er hätte ein solches System zu benutzen gewusst, wäre es, wie *Bailly* glaubt, damals wirklich vorhanden gewesen. Hipparch lebte in einem Zeitalter, wo noch beynah alle die Schriften existirten, die für uns verloren gegangen sind; und sein bekannter Scharfsinn hätte gewiss aus blossen Bruchstücken die wahre Weltordnung wieder zusammengesetzt, wenn damals welche davon vorhanden gewesen. Und unbemerkt wären ihm diese bey seiner grossen Gelehrsamkeit sicher eben so wenig geblieben, wie *Bailly*. — Um die Epicyklen zu vermeiden, nahm er schon an, dass die Erde nicht im Mittelpunkt der himmlischen Bewegungen stehe, und er hätte sicher, wenn auch nur als Rechnungshypothese, angenommen, dass die Erde, gleich den übrigen Planeten, um die Sonne laufe, wenn er gewusst hätte, wie leicht sich aus dieser Annahme die Erscheinungen der Himmelskörper erklären und berechnen liessen. Und gesetzt, er hätte Gründe gehabt, warum er sein System den Uneingeweihten nicht hätte mittheilen wollen: so hätte er es ja machen können, wie es Copernicus machen wollte: nicht das System selbst geben, sondern Tafeln, nach diesem System berechnet, und er hätte dann sicher seyn können, dass weder Priester noch Volk ein System würden angefeindet haben, dessen Daseyn sie nicht geahndet hätten. — Aber Hipparch, der grosse Stifter der ältern Astronomie, der 150 Jahre vor Chr. Geb. lebte, weiss von der Copernicanischen Weltordnung nichts, die damals nach der Meinung einiger Neuern soll bekannt gewesen seyn.

Düsseldorfer Sternwarte, im Jan. 1806.

*Joh. Friedr. Benzenberg.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 1. April 1806.*

## NEUERE SPRACHKUNDE.

Halle, im Verlag d. Waisenhaus-Buchh.: *Französische Sprachlehre für Schulen.* Zunächst für die Lehranstalten des Königl. Pädagogiums und Waisenhauses zu Halle. Von *Friedr. Chr. Kirchhof,* Lehrer am Königl. Pädagogium. 1803. VIII und 206 S. gr. 8. (12 gr.)

Hr. *Kirchhof* ist mit den jetzt gewöhnlichen praktischen französischen Sprachlehren gar nicht zufrieden: denn er glaubt, dass, da der Verschiedenheit der Zwecke, die sie als Grammatiken, als Wörterbücher, und als Uebersetzungsbücher erreichen sollen, die genauere und vollständigere Entwickelung der Redetheile und aller Abweichungen derselben von den gegebenen Regeln aufgeopfert werden, der Begriff, den *er* von einer Grammatik hat, gänzlich verloren gehen müsse. Zwar spricht er ihnen nicht alle Nützlichkeit ab; aber er findet sie für den Schulgebrauch unzureichend, und eben deswegen entschloss er sich zur Bearbeitung der vorliegenden Sprachlehre, wozu ihm, seiner Versicherung zufolge, die vorzüglichsten ältern und neuern Grammatiken nebst dem Dictionnäre der Akademie zu Wegweisern dienten, ohne sich eben sclavisch von ihnen gängeln zu lassen, besonders wo sie in der Erklärung der Regeln denjenigen Grad von Deutlichkeit nicht hatten, nach welchem er strebte. Rec. stimmt in jenes Urtheil insofern ein, als er selbst nie einen bestimmten und festen Zweck von der sonderbaren Sitte unserer Grammatikenschreiber sich denken konnte, ihre Sprachlehren zugleich zu Wörterbüchern zu machen; aber andererseits ist es ihm auch nicht möglich, nur Einen haltbaren Grund zu finden, warum eine vollständige Bearbeitung aller Redetheile und jeder Ausnahme derselben von den dargebotenen Regeln absolut unverträglich mit der Bestimmung einer praktischen Grammatik seyn soll. Dass uns ein solches, jede Forderung befriedigendes Werk noch fehlt, beweiset keineswegs für die unbedingte Unmöglichkeit der Realisirung der Idee, zumal da noch gar kein Versuch darüber angestellt wurde. Will ja Hr. *K.* hierin einen unumstösslichen Beweis für seine Annahme finden: so setzt Rec. die Behauptung entgegen, dass wir *Deutsche*, trotz der Legion von theoretischen französischen Sprachlehren, doch noch keine einzige durchaus brauchbare und völlig lückenfreye besitzen, (die des Hn. *K.* nicht ausgenommen) und man also sich dem Ideale einer vollkommnen Sprachlehre immer noch mehr annähern könne. Man prüfe sie sämmtlich, (nämlich diejenigen, die sich über den mittelmässigen Grad des Werthes erheben), so wird man finden, dass sie alle, ohne Ausnahme, folgende Hauptvorwürfe mit einander theilen; 1) dass sie theils *zu viel*, theils *zu wenig* enthalten. *Zu viel*, indem in ihnen nicht nur alles als französische Sprachregel aufgeführt ist, was mit dem Deutschen genau übereinstimmt, sondern auch mehreres in den Syntax gezogen wird, was der Schüler, wenn er anders einen gründlichen Elementarunterricht genossen hat, nothwendig schon wissen muss; — nicht zu gedenken, dass oft viele Worte über manche französische Eigenheiten verschwendet werden, die man sich nie anders, als durch eine fleissige, und (wie sich von selbst versteht) verständige Lectüre, welche allein, um uns so auszudrücken, einen gewissen Sprachtact giebt, wird aneignen können. *Zu wenig*, indem man vergebens über sehr schwierige und verwickelte Fälle Belehrung sucht. Was das *Zuviel* betrifft, so entschuldigt dasselbe gewissermassen die bestehende Einrichtung unsrer Schulen, nach welcher von dem Unterrichte in einer besondern Sprache, das heisst, von der Anwendung der Grundsätze der allgemeinen Grammatik auf eine solche, die Rede ist, ehe noch eben diese Grundsätze mitgetheilt wurden, und also der Verstand des Lehrlings durch eine solche vorbereitende Uebung und Schärfung des Nachdenkens eine feste und sicher leitende Richtung erhalten hat. — 2) Dass sie, im Ganzen genommen, nur eine todte Körpermasse ohne Leben und Geist darstellen, indem sie grösstentheils ihre Regeln gleichsam historisch und erzählend vortragen, und das mit einer Umständlichkeit, die erst durch eine mühsame Vergleichung der erläuternden Beyspiele den Sinn jener errathen lässt. Ueberall despotisirt das grammatische *sic volo, sic jubeo*, selten wird die Regel aus dem Naturgange der Sprache entwickelt; daher denn die nächste und unmittelbare Folge, dass, indem der Schüler gleich Anfangs gewöhnt wird, die Sprache als blosses Resultat einer willkürlichen Uebereinkunft zu betrachten, nicht aber als kraftvolles Product freyer Vernunftthätigkeit, er bald genug dem unerträglichen Zwang, unter welchem die grammatische Herrschaft seinen Verstand hält, frostige Gleichgültigkeit und entschiedene Abneigung für diess Sprachstudium entgegensetzt. Endlich 3) sind mehrere Regeln so geformt, dass man glauben sollte, die Vff. hätten mehr für Franzosen, als für Deutsche, geschrieben, oder, sie dachten sich ihre deutschen Leser mit einem französischen Buche in der Hand, aus welchem erst sie ihnen jene vordemonstrirten und analysirten, jedoch mei-

meistens unabhängig von der Art des Gebrauches der deutschen Redetheile und von dem Verhältnisse der deutschen Construction zur französischen. — Das sind ungefähr die Hauptgebrechen, die den gemeinschaftlichen Charakter der bessern in Deutschland erschienenen französischen Grammatiken ausmachen. Die Sprachlehre des Hn. *K.* kann eben so wenig, als ihre Vorgängerinnen, davon frey gesprochen werden, und wenn gleich Rec. auf eine detaillirte Erörterung dieses Urtheils sich nicht einlassen kann, da sie nicht hieher, sondern in eine Kritik der französischen Grammatiken überhaupt, gehört: so wird er doch die Gelegenheit, die sich im Fortgange seiner Prüfung anbietet, nicht unbenutzt lassen, um auf manches aufmerksam zu machen. Uebrigens hält er es für Pflicht, Hn. *K.* das Zeugniss zu geben, dass seine Arbeit hie und da theils durch zweckmässigere Kürze, Bestimmtheit und Deutlichkeit des Ausdruckes, theils durch eine fehlerfreyere Aufstellung der Regeln, mehrern ähnlichen Producten, sowohl deutscher, als französischer Schriftsteller den Vorzug streitig macht. Nur Schade, dass er sich zu Neuerungen verführen liess, die der allgemeinern Einführung seiner Schrift bedeutende Hindernisse in den Weg legen dürften. Was diess für Neuerungen sind, darüber, so wie über manche andere Punkte, will Rec. nun Bericht erstatten, und für seine entgegenstehende Meinung immer, so kurz als möglich, die Gründe anführen. — Tadeln muss er, 1) dass Hr. *K.* in einer Schulschrift, die nicht dem Lehrer allein, sondern auch dem Lehrlinge, gewidmet ist, keine Declinationen und *Casus*, und nur Einen, und zwar den bestimmenden, Artikel gelten lässt, nämlich *le* für das männliche Geschlecht, *la* für das weibliche, und *les* für den Plural beider, während er alle übrigen, gewöhnlich adoptirten Artikel mit ihren Veränderungen nach den *Casibus* als respective Zusammensetzungen aus den Präpositionen *de* und *à* betrachtet, wodurch, wie er sagt, der Franzos bloss verschiedene Verhältnissbegriffe auszudrükken suche. Diesem zu Folge sey *du* aus *de le*, *au* aus *à le*, *des* aus *de les*, *aux* aus *à les* entstanden. Was für den *allerersten* Unterricht, der selbst bey fähigern Köpfen nur mechanisch und sinnlich leitend seyn kann, durch diese philosophische Ansicht gewonnen werden soll, vermag Rec. um so weniger einzusehen, als sie bey dem Anfänger als solchen (denn sogar in dem *Auszuge* aus dieser Grammatik, die wir unten anzeigen werden, kommt sie vor), eine Abstractionsfähigkeit, ununterbrochene Aufmerksamkeit, und immer gleiche Nüchternheit des Geistes voraussetzt, die doch nach den Gesetzen der Entwicklung der menschlichen Natur gar nicht erwartet werden können. Wie mag der Vf. glauben, dass selbst der weiter vorgerückte Schüler, um die *Beyspiele* des Gebrauchs der Artikel mit den Regeln in Harmonie zu bringen, so bald die Fertigkeit erlangen wird, unter *du*, *de le*, unter *au*, *à le* u. s. f. sich zu denken? Und wie sonderbar muss es ihm vorkommen, wenn er z. B. liest: „der Franzos setzt den *Artikel* vor ein *Substantif commun*, von welchem er ein einziges oder mehrere bestimmte Individuen anzeigen will," — und er findet nun als Erläuterung: *La lecture des livres* etc. da man ihm doch gesagt hatte, dass *des* kein besonderer und selbstständiger Artikel, sondern ein aus dem Artikel und einer Präposition Zusammengesetztes ist, nämlich *de les! Nicht alles gehört für alle*, und da Hr. *K.* für keine bestimmte Klasse von Schülern arbeitete: so hätte er doch auf die Bedürfnisse und Forderungen der überall, und in jedem öffentlichen Lehrinstitute, ungleich grössern Anzahl Rücksicht nehmen sollen, die aus Mangel an den erforderlichen *vorzüglichen* Talenten theils nie, theils sehr spät, für philosophische Sprachbildung Empfänglichkeit zeigt, und daher lange Zeit ihr Verstand bloss grammatisch beherrscht, aber noch nicht logisch regiert, werden muss. Im Privatunterrichte, wo der Lehrer freyer wirken und seine Methode nach der Beschaffenheit des Schülers einrichten kann, mag immerhin jene kritische Behandlung der Artikel bisweilen zu empfehlen seyn; allein in einer Schulanstalt, wo viele an den Sprachbelehrungen Antheil nehmen, und die Abstufungen der Geisteskräfte, des Grades der Aufmerksamkeit, und der Lernbegierde, so unendlich mannichfaltig sind, ist sie durchaus am unrechten Orte, eben weil sich ihre Anwendbarkeit, folglich Nützlichkeit, nur auf eine sehr kleine Minorität der Lernenden beschränkt, die die Mutter Natur mit ungewöhnlichen Gaben und Vorzügen ausgestattet hat. Rec. könnte noch mehreres gegen das Verfahren des Hn. *K.* beybringen, wenn er nicht fürchten müsste, zu weitläufig zu werden; er hält aber das eben Gesagte für zureichend genug, um alles übrige, was sich noch einwenden lässt, übergehen zu dürfen. — 2) Eine eben so verwerfliche Nachahmung französischer Sprachlehrer ist es, wenn der Vf. bloss den passiven Zeitformen, z. B. *aimé*, *eu* u. dgl. den Namen *Participien* zuerkennt, dagegen die activen, z. B. *aimant; ayant aimé*, u. dgl. *Gérondifs simples*, so wie *en aimant*, *en ayant aimé*, u. dgl. *Gérondifs particulés* nennt. Rec. giebt folgendes dem Vf. zur beliebigen Prüfung: *a*) Die gewöhnlich so genannten *Gérondifs*, z. B. *d'aimer*, *à aimer*, *en aimant* etc. *d'avoir aimé*, *à avoir aimé*, *en ayant aimé* etc. correspondiren oft dem Gebrauche der lateinischen Gerundien und erleichtern daher ihre richtige Anwendung demjenigen Schüler, der mit der Bestimmung dieser letztern schon bekannt ist; *b*) scheint es uns nicht philosophisch genau verfahren zu seyn, zwey in ihren Beziehungen und Functionen so verschiedene grammatische Formen unter einerley Rubrik zu bringen. *Aimant*, *ayant aimé*, *faisant*, *ayant fait*, u. dgl. bezeichnen ein Thun, Leiden oder Seyn dem *Objecte* des vorausgehenden Satzes *selbst*, da im Gegentheil *en aimant*, *en ayant aimé*, u. s. f. das *Thun*, *Leiden* oder *Seyn* des Subjectes, d. h. *die Art und Weise* oder sonst einen nähern und erläuternden Umstand *dieses Thuns* u. s. w. anzeigen; *c*) Hr. *K.* hat selbst nicht mehr, als 156 active Participien, aufgeführt, die an der Natur der Adjectiven und der Zeitwörter Theil nehmen, und doch will er ihnen keinen

nen Anspruch an dieser Benennung gestatten. Nicht zu gedenken, dass jene Anzahl noch mangelhaft ist (es fehlen z. B. *qualifiant*, *agissant*, *appartenant*, *approchant*, *répugnant*): so hätte doch der Vf. auch diejenigen passiven Participien herzählen sollen, die ohne Unschicklichkeit als Adjective gar nicht benutzt werden können. *d*) Dass Hr. *K.* den adoptirten Gerundien an ihrem logischen und grammatischen Werthe Abbruch zu thun sucht, ist gerade bey ihm, der so philosophisch seine Grammatik anfängt, um so befremdender, als z. B. *d'aimer*, *à aimer*, in vielen Fällen eben so gut Verhältnissbegriffe ausdrücken, als es die nämlichen Präpositionen *de* und *à* vor den Substantiven thun. Aber die Philosophie rächte sich auch wegen dieser Vernachlässigung an ihm: denn indem er durch die willkürliche Verläugnung des wesentlichen Charakters unserer Gerundien sich der regulativen Principien zur festen und sichern Bestimmung des Gebrauches derselben beraubt hatte: so musste er sich bey diesem so wichtigen und schwierigen Gegenstande auf die gemeine Rolle eines historischen Referenten einschränken und namentlich die Verba herzählen, welche *de* oder *à* nach sich haben. — Endlich 3) ist es nicht minder unphilosophisch, *Conjonctif* und *Subjonctif* für identische Begriffe anzugeben und also auch unter conjunctiven und subjunctiven Partikeln keinen Unterschied zu machen. Hr. *K.* sagt: „Conjunctionen dienen, mehrere Worte (Wörter) und Sätze mit einander zu verbinden" — allein da diese Verbindung auf eine zweyfache Art denkbar ist, nämlich coordinirend und subordinirend: so folgt daraus die natürliche Eintheilung: in coordinirende und subordinirende Conjunctionen, und nur die letztern erfordern den Subjunctiv. Da nun *que* in beide Klassen gehört (insofern es nicht als Bestandtheil einer subjunctiven Partikel diese repräsentirt, oder auch insofern es nicht die Stelle der bedingenden Conjunction *si* vertritt): so ist es ein einseitiges und zweckwidriges Verfahren, es in den Conjugationsschematen allein vor die subjunctiven Zeiten zu setzen, und zwar um so mehr, als die subjunctive Form des französischen *Présent* und *Parfait* zugleich auch für die *optative* gilt. Zweckwidrig ist es deswegen, weil (wie Rec. oft die Erfahrung an Schülern machte, die nach solchen Schematen von einem andern Lehrer, bey dem sie vorher gelernt hatten, geübt wurden), die irrige und lächerliche Meinung erzeugt wird, als wenn *que* schon an und für sich und absolut den Subjunctiv erfordere, was doch schlechthin logisch unmöglich ist. — So viel im Allgemeinen. Nun wollen wir noch einige specielle Bemerkungen beyfügen: S. 35. §. 27. *ad* 5. Selbst klassische Schriftsteller schreiben *ne - - - pas aussi*. — S. 42. und 43. Statt *de soi* soll auch *en* gesetzt werden können; die Widerlegung dieser Behauptung findet sich aber in der von Hn. *K.* ausdrücklich gegebenen Regel S. 132. §. 103. — In die Conjugationsschematen hat sich der übel combinirte Ausdruck *futur composé* eingeschlichen; richtiger sagt man: *futur antérieur*, oder, *passé*. — S. 91. Hier heisst es: „auch setzt man *zuweilen* das *pronom le (es)* vor das *Verbe*, obgleich der Satz, auf den es sich eigentlich bezieht, erst nachfolgt." - Die Einschränkung *zuweilen* ist ein *mala avis* und wird durch die, sie begleitende, Anmerkung noch ominöser. Rec. erklärt diese Regel für einen reinen Germanism, und seine Leser mögen hierüber aus dem beygebrachten Beyspiele selbst urtheilen, welches so lautet: *Je l'avois bien prévu que ce haut dégré de grandeur seroit la cause de sa ruine.* — S. 93. *ad* §. 61. fehlt, dass, wenn zwey Imperative durch *et* oder *ou* verbunden werden, der zweyte das *Pronom personnel conjoint* haben kann. — S. 100. *ad n.* 18. Hier hätte zugleich der entgegengesetzte Fall beygefügt werden sollen: *c'est un de mes voisins qui a eu le malheur d'être incendié.* Beym Lesen solcher Regeln ist der Mangel eines leitenden logischen Princips vorzüglich fühlbar; denn was nützt es dem Schüler, ihm bloss zu sagen: dass in Phrasen, wie: *Hésiochus fut un de ceux qui*, das *Verbe* mit dem darauf folgenden *Pronom* im *Pluriel* gesetzt wird? — S. 126. *ad* §. 85. Hier fehlen die Ausnahmen: *Charles-Quint* und *Sixte-Quint*. — S. 129. oben: *je taille mes plumes avec*; ist schlecht gesprochen. — S. 130. *ad* §. 98. Hier ist zu ergänzen, dass *soi* mit Anhängung des Wortes *même* auch im Nominativ stattfindet. — S. 160. wird zwar gesagt: *daß die Wörter, die einen Zweifel anzeigen, den Subjonctif erfordern;* allein man findet bald *que* mit dem *Subjonctif*, bald *si* (ob) mit dem Indicativ oder auch Optativ; eben diess ist auch der Fall nach verneinenden Sätzen, wie z. B. nach *je ne sais* etc. Hierüber, so wie über mehrere tiefer liegende grammatische Gegenstände beobachten unsere Grammatiker ein tiefes Stillschweigen; von einem logischen Grunde ist bey ihnen ohnehin selten die Rede. Rec. wird bey einer andern Gelegenheit über dergleichen besondere Fälle seine Urtheile zur Prüfung darbieten. — S. 161. §. 156. wird unter andern bemerkt: „dass *que* den *Conjonctif (Subjonctif)* erfordere, wenn es für *aussitot que*, *dès que*, oder *de ce que* steht." Diese Regel (die sich sogar in der Sprachlehre manches sonst sachkundigen Franzosen vorfindet), wäre gewiss die inconsequenteste, die je in einer Sprache statt fände, — und die so cultivirte französische Sprache sollte eines solchen Vorwurfes sich schuldig machen? Wie mag Hr. *K.* dem hier *bloß Stellvertretenden que* eine grammatische Wirksamkeit zuschreiben, welche die von ihm repräsentirten Verbindungspartikeln selbst nie hatten und haben können? Auch hat er (gleichfalls nach dem Vorgange seiner Wegweiser) eben diese Letztern unter die *subjunctiven* Conjunctionen (§. 154.) wirklich nicht mitgezählt, und was sein Beyspiel betrifft, nämlich: *qu'il fasse le moindre excès* etc. so ist hier *soit* zu verstehen. — S. 171. *ad c.* muss die Einschränkung stehen: „und in dem ersten Satze *ein bejahender Comparativ* befindlich ist." — S. 176. Bey *puisque* und *parce que* hätte zugleich der Unterschied von *c'est que* und *de ce que* angedeutet werden sollen, worüber nicht minder fast alle Grammatiker schweigen. — S. 177. *avant que de* etc. sagt man längst nicht mehr. — S. 187. §. 209. *entre quatres yeux*. So spricht man wohl im ge-

gemeinen Leben, aber im Schreiben bekommt *quatre* kein *s Pluriel.* — Die bezeichnete Ausſprache des Hn. *K.* hätte gleichfalls hie und da Verbesserungen nöthig. So z. B. iſt es falſch, *examen* mit einem Naſenlaut hören zu laſſen; dergleichen *unverändert* in das Franzöſiſche aufgenommene fremde Ausdrücke behalten ihre urſprüngliche und eigenthümliche Pronunciation bey. — *un ami* ſchreibt der Vf. *ün ami* ſtatt: *ön ami;* allein da in der gemeinen Umgangsſprache die weiblichen *e* nicht gehört werden: ſo würde man dort nicht wiſſen, ob der Redende *un ami* oder *une amie* im Sinne hätte. — Eben ſo unrichtig iſt es, *nuit* und *bruit* wie *nüih* und *brüih* zu pronunciren. — Endlich was den Unterricht über die vom Deutſchen ſo auffallend abweichende, aber gewiſs in vielen Fällen logiſch richtigere franzöſiſche Interpunktionsart betrifft: ſo hat Hr. *K.* hierin eben ſo wenig etwas nur halb befriedigendes gegeben, als alle ſeine Vorgänger, keinen ausgenommen. — Hiemit ſchlieſst Rec. ſeine Beurtheilung, und will nun noch etwas über den *Auszug* aus dieſer in ſo vieler Rückſicht empfehlungswerthen Sprachlehre ſagen:

*Ebendaſelbſt: Kleine franzöſiſche Sprachlehre für die untern Klaſſen.* Zunächſt für die Lehranſtalten des Königl. Pädagogiums und Waiſenhauſes zu Halle. Von D. *Friedr. Chr. Kirchhof*, Lehrer am Königl. Pädagogium. 1805. kl. 8 (5 gr.)

Dieſer Auszug iſt für die *allererſten* Anfänger beſtimmt und daher ſehr abgekürzt. Gleichwohl findet ſich ein *Syntax* von ſechs Seiten eingeſchoben, deſſen Zweck um ſo räthſelhafter iſt, als einerſeits er ſelbſt äuſſerſt dürftig erſcheint und daher unbrauchbar wird, andererſeits der ganze übrige magere Inhalt der Schrift nicht einmal fähig iſt, zur richtigen Anwendung und zum deutlichen Verſtändniſſe ſeiner Regeln vorzubereiten. Wozu aber auch ein Syntax für den Elementarſchüler? Und wozu für dieſen der beygefügte: *Anhang einer kleinen Sammlung von Germaniſmen und Galliciſmen?* Weit zweckmäſsiger wäre es geweſen, wenn es Hn. *K.* gefallen hätte, die oben gerügten philoſophiſchen Neuerungen überhaupt hier zu vermeiden, und auſserdem vorzüglich die Conjugationsſchemate mit den *vollſtändigen deutſchen* Zeitbenennungen zu verſehen. Hiedurch hätte er, was den letztern Punkt betrifft, den Lehrling beym künftigen Ueberſetzen aus dem Franzöſiſchen ins Deutſche nicht nur die glückliche Auswahl des paſſenden Zeitausdruckes der Mutterſprache erleichtert, ſondern auch manche Regel über den Gebrauch der franzöſiſchen ſubjunctiven und optativen Zeiten, ſo wie der (gewöhnlich ſo genannten) *Gérondifs*, erſpart, und die Einſicht in manche andere ſchneller befördert, ohne eben viel Worte nöthig zu haben. Grammatiſche Unrichtigkeiten fand indeſſen Rec. hier nicht, eine einzige abgerechnet, welche jedoch als Uebereilungsfehler anzuſehen iſt, S. 39. wo es heiſst: *y* wird bloſs von local Dingen gebraucht. S. 41. fehlt die Eintheilung der *Verbes pronominaux.*

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Grimma*, b. Goeſchen: V. S. R. *Jo. Aug. Henr. Tittmann*, ſummos in Theologia honores nonnulli eorum, qui olim ejus uſi ſunt inſtitutione, pie gratulantur Interprete *Chriſt. Fr. Fritzſchio*, eccl. Steinbachienſis (ad Bornam) Paſtore. Praemiſſae ſunt *Obſſ. exegeticae ad Matth.* 19, 28. 28. — Der Vf. vertheidigt mit Geſchicklichkeit und Anſtand die gewöhnliche Auslegung des *τι ἀρα ἐσται ὑμιν*; *was wird uns* ſc. *dafür werden?* gegen die im Commentar des Hn. Prof. *Paulus* aufgeſtellte: *Was wird ſeyn uns* ſc. *noch zu thun?* Die Worte an ſich laſſen unſtreitig jenen Sinn wohl zu. Ob aber auch der Context? Im Vorhergehenden lag wenigſtens zu einer, ohnehin für den ſonſt ſo uneigennützigen Petrus allzu eigennützigen, Anfrage kein Anlaſs. Der reiche Jüngling hatte nicht gefragt: was er für ſein Guthandeln *zu erwarten?* ſondern: was er noch, um völlig gut zu handeln, *zu thun* habe? Auch ſprach Jeſus nächſt zuvor vom nöthigen Aufopfern aller Auſsendinge gegen das Gottesreich, nicht vom Gewinnen irgend welcher Vortheile. Und wenn Lukas und Markus, nach der Frage des Petrus, Jeſus die Ausſicht eröffnen laſſen, daſs die Apoſtel ſogar auch etwas gewinnen, daſs ſie nämlich durch Rettung vieler dem Geiſte nach mit ihnen verwandten Menſchen ſich den Verluſt von Brüdern u. ſ. w. auf welche als auf Feinde des Chriſtenthums ſie etwa (wie Jeſus ſelbſt nach Joh. 7, 5.) hatten Verzicht thun müſſen, ſich erſetzen würden: ſo war fürs erſte, wenn man Matthäus mit den beiden andern Evangeliſten vergleicht, dieſe Hinſicht auf etwas, das ihnen „dafür werden könne," erſt ein *entfernter*, freyer Gedanke Jeſu, und dann war ja ſelbſt dieſes Gewinnen Folge von dem künftigen *Thun* der Apoſtel, ihren Eifer für das Chriſtenthum zu verbreiten. Stöſst ſich Hr. *F.* an das *ἐσται*, ſo iſt wohl an den Sinn des hebräiſchen Futurum: *ſollen, dürfen* (*ecquid eſſe deberet nobis?*) zugleich aber auch daran zu denken, daſs *τι ἀρα ἐσται ὑμιν* doch nichts anders iſt als ומה-לנו, *ἐσται* macht nur die gräciſirende Umſchreibung, wie in jenen Worten des Abendmals: *τουτο ἐστι το σωμα σου*, wo gerade das ſtreitige *eſt* gar nicht oder nicht ein Hauptwort der urſprünglichen Rede war. Wenn endlich ſich der Vf. auf die Regel von der *Leichtigkeit* einer Erklärung, als Kriterium ihrer Wahrheit, (*ῥᾳδιον το ἀληθες*, ſagt Lykurg) beruft, ſo iſt jene Leichtigkeit etwas ſehr relatives. Eine Auslegung, welche eine philologiſch mögliche, wenn auch gleich nicht die häufiger vorkommende, Wortbedeutung zum Grunde legt, wird, nach unſrer Einſicht die leichtere d. h. die, welche ſich am beſten fügt und paſst, wenn ihr Sinn dem Vorangehenden und Nachfolgenden ſich am meiſten anſchlieſst. Das Leichtere, welches die hermenevtiſche Regel (*Erneſti Interpr.* c. 7. §. 22.) empfiehlt, iſt eben nicht das, was bey den Worten einer Stelle einem leicht zu allererſt beyfallen kann. Nur dem erkünſtelten und erzwungenen iſt dieſes Leichte, wie die Wahrheit ſelbſt, ſie ſey theoretiſch oder praktiſch, entgegen. Rec. bittet übrigens den Vf. dieſe Bemerkungen als Ausdruck der Achtung und Aufmerkſamkeit anzuſehen, welche ihm ſeine exegetiſche Bemühungen zu verdienen ſchienen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 2. April 1806.*

## *RÖMISCHE LITERATUR.*

Leipzig, in d. Weidmann. Buchh., London, b. Payne u. a.: *C. Julii Caesaris Commentarii de bello Gallico et Civili*, accedunt *libri de bello Alexandrino Africano et Hispaniensi*. E recensione *Francisci Oudendorpii*. Post *Cellarium* et *Morum* denuo curavit *Jer. Jac. Oberlinus*, Argentoratensis, Instit. liter. franc. adscriptus. 1805. XXIX u. 902 S. 8. (5 Fl.)

Julius Caesar hatte das Glück, an dem sel. *Morus* einen Herausg. zu finden, der mit gediegener Sprachkenntniss, mit scharfem Blicke und ruhigem Fleisse an das Werk ging, und eben daher seinen Schriftsteller so rein und völlig durchschaute, wie es von *einem* Manne nur irgend möglich war; der ferner nach einem festen Plane mit genauer und richtiger Kenntniss seines Publikums in weiser Sparsamkeit und in bescheidener Resignation nur das, und so viel gab, als er geben musste; und der endlich auch selbst in einer Sprache sich vernehmen liess, welche des bearbeiteten Schriftstellers höchst würdig war. Es ist also sehr erfreulich, dass diese Bearbeitung bey einer neuen Auflage in die Hände eines Mannes gekommen ist, welcher gleich gründliche Sprachkenntnisse und noch weitläuftigere historische Kenntnisse besitzt als sein Vorgänger; allein mit eben so grosser Nüchternheit und Bescheidenheit die Ausgabe nicht überfüllte, und die Arbeit seines Vorgängers nicht vertilgte, sondern, dem vorigen Plane treu, nur das nachholte, was zur zweckmässigen Vervollkommnung des Ganzen beytrug. — Die Vorrede enthält, ausser der Angabe dessen, was in dieser neuen Ausgabe geleistet worden ist, eine vollständige literarische Nachricht von den Angriffen auf die Glaubwürdigkeit der Caesarischen Commentarien und ihrer Vertheidigung, von den tactischen Erläuterungen, welche sie erhalten haben, und dem Streite zwischen *Lo-Looz* und *Guischard* über die Zeitbestimmungen der Ereignisse, die in diesen Commentarien erzählt werden. Dann folgt hier wieder die *Dodwellische* Abhandlung *de auctore* etc. — und endlich die *Guischardische* Zeitangabe jener Ereignisse nach dem römischen Kalender vor und nach Caesars Verbesserung desselben.

Dem Texte eines jeden Buchs stehn sehr gut geordnete vollständige Inhaltsanzeigen voran, und auch das rühmt Rec. als eine nicht geringe Erleichterung für den Leser. — Der Text selbst ist im Ganzen zwar jener der *Morus'schen* Ausgabe, allein an sehr vielen Stellen sind Lesarten für welche die *Codd.* und andere kritische Hülfsmittel und Gründe sprachen, und für welche zum Theil schon *Morus* in den Noten entschieden hatte, wie billig, jetzt in den Text aufgenommen, und Zusätze, gegen welche jene Hülfsmittel und Gründe sich erklärten, herzhaft aus dem Texte weggewiesen worden. Wir haben auf diese Weise einen wirklich *emendirten* Text erhalten. Auch ist der Text mit grosser Sorgfalt abgedruckt und mit noch grösserer durchgesehn worden, so dass ausser den wenigen hinten angezeigten Druckfehlern dem Rec. weiter keine aufgestossen sind. — Die Noten der *Morus'schen* Ausgabe sind hier mit Recht alle und vollständig wieder abgedruckt worden. Zu diesen sind die des jetzigen Herausg. gekommen, welche der Anzahl und noch mehr dem Inhalte nach sehr bedeutend sind. Sie sind zum Theil kritischen Inhalts. Wir erhalten in ihnen die wichtigsten Lesarten der *Codd.*, welche die grössere *Oudendorpische* Ausgabe enthält, eine reiche Nachlese aus den Arbeiten der ältern Kritiker, die kritischen Vorschläge von *Jurin* und *Bentley*, auch die Bemerkungen von *J. C. H. (arenberg)* — welche aber sehr selten einige dankenswerthe Ausbeute geben — und einiger neuerer Gelehrten. Dieses alles ist sehr weise und zweckmässig benutzt worden, um die aufgenommenen Veränderungen in dem Text zu bestätigen, auch hie und da die Vulgata zu vertheidigen, die Geschichte der Lesarten nachzuweisen. Ausser diesem allen enthalten sie auch die eigenen kritischen Entscheidungsgründe des Herausgebers. Ein grosser Theil der hinzugekommenen Noten ist ferner *historischen. antiquarischen* und *geographischen* Inhalts. Sie finden sich, wie es zu erwarten ist, hauptsächlich in den Büchern über den *gallischen Krieg*. Hier standen dem Herausg. seine ausgebreiteten Kenntnisse in diesen Fächern zu Gebot, und er konnte auch die Arbeiten mehrerer französischer Gelehrten, welche zum Theil neuer sind als die vorige Ausgabe, theils dem vorigen Herausg. unbekannt geblieben waren, benutzen. Es ist besonders von dieser Seite diese Ausgabe höchst schätzbar. Aber es fehlt auch nicht an *grammatischen* und *exegetischen* Bemerkungen des neuen Herausg., und auch diese sind gelehrt, treffend und zweckmässig. — Doch kann sich Rec. nicht enthalten einige Stellen zu bemerken, wo ihm noch etwas übrig gelassen scheint. In der Stelle *d. b. G.* IV. 14. *Quorum qui celeriter arma capere potuerunt — — commiserunt; at reliqua multitudo puerorum mulierumque* etc. — scheinen dem Rec. die Gegensätze nichts weniger als richtig; er vermuthet *at reliqui ac multitudo*

*tudo* etc. — Ferner steht *d. bello Gall.* V. 29. auch jetzt noch die gewiss falsche Interpunction, nach *convenissent* nämlich ein Colon, nach *acceptum* aber ein Comma, da man gerade umgekehrt hätte abtheilen sollen. Denn beide Sätze *quum majores - convenissent*, *quum — acceptum* gehören zu *sero facturos:* Hingegen *brevem consulendi esse occasionem*, ist ein Satz für sich. Auch *b. G.* VI. 24. muss durch eine andere Interpunction für den Zusammenhang und die Deutlichkeit dieses Kapitels gesorgt werden. Rec. würde vor *itaque* das Zeichen der Parenthese setzen und diese bey *largitur* schliessen. In dieser Parenthese würde er rathen nach *consederunt* ein Colon zu setzen, nach *opinionem* ein Punctum; und ferner lesen *Nunc hi quoque* — Auf alle Fälle gehört diese ganze Stelle *Itaque — largitur* zu denjenigen, die wir als Noten anzusehn haben, die wir *unter* den Text setzen, die Alten aber *in* den Text aufnahmen; und so dass der erste und letzte Periode dieses Kapitels von dem Leser müssen als genau zusammengehörend verbunden werden. — Nicht ganz accurat ist *d. b. G.* VI. 27. das Comma nach *figurâ* weggefallen, und doch die Anmerkung und Erklärung des seligen *Morus* ohne Gegenerinnerung stehn geblieben; allein *capreis* ist in eben dieser Stelle mit allem Rechte aufgenommen worden. Die Stelle *d. b. Civ.* I. 81. *castra castris convertunt* hat doch noch nicht alle nöthige Hülfe erhalten. Denn auch die *Bentleyische* Conjectur *continuant* ist noch nicht befriedigend; schon weit mehr die von *Guischard*, *conferunt*, die Hr. *Oberlin* S. 827. nachträgt. Rec. möchte lieber das *convertunt* erklären: „Ungeachtet der Nachtheile, die ein Lager hier hatte (und welche sie also hätten bestimmen sollen, sich hier nicht zu lagern), schreiten sie doch mit den Verschanzungen des Lagers die ganze Nacht über vor, und wenden ihr Lager dem des Caesars zu, d. i. sie dehnen ihr Lager, und zwar die Fronte ihres Lagers, der Linie des Caesarischen gegenüber, aus, und also ganz nach diesem zu." Davon war nun die Folge *quanto opere processerant et castra protulerant*, *tanto aberant ab aqua longius;* aber auch was Kap. 82. folgt — *non amplius pedum duobus millibus ab castris castra distabant.* Die gewöhnliche Erklärung *commutant*, *permutant* thut dem Rec. durchaus nicht Genüge. Noch sieht Rec. auch die Stelle *d. b. Civ.* III. 25. *duriusque — — — expectabant* ohne neue Hülfe, deren sie doch nach unserer Meinung noch bedarf. Die Erklärung, die *Morus* davon gegeben, ist hart. Nein, nicht nur die Syntax, sondern auch die Sache erfordert, dass das Ganze auf die Pompejaner gezogen werde; diese erwarteten, dass es mit jedem Tage schwerer werden würde für die Caesarianer, die Armee überzusetzen, indem die Winterstürme nun anfingen sich zu legen, sie selbst also mit ihren überlegenen Flotten See halten und die Ueberfahrt der Caesarianer desto leichter und sicherer hindern konnten. — Nach gleichen kritischen Grundsätzen, wie die Caesarischen Schriften, sind auch die Bücher *de bello Alex. Afric.* (beide werden hier dem *Hirtius* in der Ueberschrift beygelegt) und *Hispan.* Die Erläuterungen sind sparsamer. Dann folgt als neu hinzugekommen eine reiche Sammlung der *Fragmente* Cäsars, auch *dicta Caesaris* und zuletzt auch Urtheile seines und des nächsten Zeitalters über seinen schriftstellerischen Werth. Da die Ausgabe bey der jetzigen Bearbeitung allerdings in mehrerer Hinsicht einen weitern Umfang gewonnen hat: so ist es sehr zu billigen, dass wir auch dieses alles hier finden. In der angehängten *Mantissa* (S. 813 – 830.) werden sehr schätzbare Anmerkungen und Erläuterungen jeder Art und eigene sowohl des Herausg. als solche von andern Gelehrten nachgetragen. Jedes der vier Register der vorigen Ausgabe hat Zusätze und Bestimmungen erhalten, welche an Gehalt, aber auch an Zahl, als sehr bedeutend angesehn werden müssen. Einzelne solcher Zusätze anzuführen würde leicht seyn, aber unnöthig.

## *ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.*

PARIS, in d. kais. Druckerey: *Oratio dominica CL linguis versa, et propriis cujusque linguae characteribus plerumque expressa.* Edente *J. J. Marcel*, Typographeii imperialis administro generali, Anno Repar. Sal. 1805. Imperiique Napoleonis primo. 326 S. gr. 4.

Seitdem *Conr. Gesner*, *Cl. Duret* und sogar *Leibnitz* bey ihren Sprachvergleichungen in Ermangelung besser gewählter Proben die Vaterunser dazu gebrauchten, ist es gleichsam herrschende Sitte geworden in dieser Absicht ganze Sammlungen davon zu machen. *Megiser*, *Mauer*, *Reuter*, *Müller* u. a. brachten bis hundert zusammen, *Chamberlayn* 152, ein unwissender Buchmacher *Fritz* in dem orientalisch- und occidentalischen Sprachmeister, vorzüglich mit Vorschub des Missionar *B. Schulz* über 200, und endlich neuerlich der spanische Jesuiten - Missionar Abt *Lor. Hervas* gar über 300. Alle diese Sammlungen aber können gleichwohl mit dieser in Gegenwart des Papstes ihm zu Ehren mit den von Rom gebrachten Lettern so schön und prächtig gedruckten Ausgabe nicht verglichen werden. Jedes Vaterunser ist auf einem eigenen Blatt schönes Velinpapier, meistens nur auf der Vorderseite, manche aber auch auf mehreren mit schönen, meistens grossen Buchstaben in einer zierlichen rothen Einfassung gesetzt, und in dieser Absicht verdient Hr. *M.* als Buchdrucker und Herausgeber alles Lob. Da er sich aber in der Zuschrift zugleich als Mitglied der *societas academica*, des *Athenaei artium* und *Musaei (Musei) Aegyptiaci* ankündiget: so hätte man auch wohl in Absicht des Innern mehr zweckmässige Sorgfalt für Vollständigkeit und besonders für genauere Kunstrichtigkeit erwarten sollen.

Die Ordnung ist nach den Welttheilen und Ländern mit weniger Rücksicht auf die Sprachstämme eingerichtet, und überhaupt oft verwirrt und willkürlich genug; daher einzelne Bemerkungen am schicklichsten in eben der Folge zu machen sind. Das Hebräische und Chaldäische hat gar keine Punkte, das alte

alte Arabische nach *Erpen* eine schöne grosse Schrift mit Vocalen, das gemeine nach einer Handschrift, aber eine kleine. Das Javanische ist mit persischen Buchstaben gedruckt, da es doch ganz eigenthümliche hat. Das Mantschuische ist nach Langlès berichtiget und mit *Didotischen* Lettern gedruckt. Das Koreanische nach demselben ist dieser Sammlung eigenthümlich. Hingegen fehlt das Formosanische nach einem in Amsterdam 1662. gedruckten *Formulier des Christendoms* gänzlich. Bey dem Chinesischen nach *Hager* wird bemerkt, es sey *primum specimen textus mobilibus typis editum*; es sind ja aber, ohne die neuerlichen Versuche von *Breitkopf* sogar mit aus einzelnen Strichen zusammengesetzten Charakteren, und *Klaproth*, zu rechnen, auch schon *Menzel's Lexicon latino - finicum*. Nürnberg, 685. 4. und *Fourmonts Grammatica* Paris, 742. Fol. so gedruckt. Auch ist die dabey hinzu gefügte Anzeige der Aussprache durch fünf Musiktöne gar nicht passend, weil die von den Missionarien angenommenen Tonzeichen eben so wie in andern Sprachen, Kürze und Länge, Weichheit und Härte, Nasenlaute, Hauche u. s. w., keinesweges aber musikalische Höhe und Tiefe anzeigen und das vermeinte Singen der Chinesen im Grunde nichts weiter ist als pathetische Aussprache nach ihrer Volkssitte. Das Georgische ist nur lateinisch gedruckt, und es müssen also die Buchstaben, womit bey der Propaganda schon, 629. ein *Alphabetum Ibericum* mit dem Vaterunser, Glauben, Geboten, Litaney u. s. w. in 8. und *Paolini Dittionario Georgiano e Italiano* in 4. auch, 643. *Maggio's* Sprachlehre in Fol. gedruckt sind, verloren gegangen, oder doch nicht mit nach Paris gebracht seyn. Eigentlich aber ist auch das alles nur die gemeine weltliche Schrift, und die sehr abweichende, mehr kritzliche, geradlinige und eckige Kirchenschrift nur erst aus dem, von den geflüchteten Zaren in Russland veranstalteten, Abdruck der Bibel u. a. gottesdienstlichen Bücher bekannt. Die Sprache der *Tartarorum Crimorum*, wie es hier heisst, ist ganz sonderbar zwischen die Persische und Malaische gestellt, da sie doch überhaupt gar nicht zu den Asiatischen gehört, sondern am schicklichsten bey der Türkischen ihren Platz gefunden hätte.

Von den Griechischen ist das alte mit lauter Versalbuchstaben gedruckt, das neue mit grosser, eins in Versen mit sehr kleiner Currentschrift und ein ganz ungereimt aus allen abweichenden Mundarten zusammengeflicktes mit einer Menge Abkürzungen. Das Portugiesische ist aus einer christlichen Lehre der Trankebarischen Missionarien hergenommen, und daher fehlerhaft nach der dortigen Creolenmundart. Unter den Französischen ist ein altes aus dem 13ten Jahrhundert und zwey in den Mundarten der Provence und Rouergue's dieser Sammlung eigenthümlich und schätzbar; weniger bedeutend aber eins in Versen. Das Deutsche zeigt Mangel der genauen Kenntniss, da erst *gib* und dann *vergieb*, *kome* und *Himmel* gedruckt ist, eben so das Isländische mit *vor* für *vor*, unser. Bey dem Slawischen fehlt die alte Glagolische Schrift, womit sonst in Krain und noch neuerlich in Rom gedruckt ward. Das Polnische und Böhmische hat nur lateinische Buchstaben ohne die nöthigen Punkte u. a. Zeichen, wie bey *Fritz*, und das sogenannte Wlachische nach *Raland* ist vielmehr Slawisch; auch prangt sogar nach demselben ein Novazemblisches, verderbt Russisches, das vermuthlich die Russen beten, wenn sie dort überwintern. Unter den seltsam zuletzt folgenden Italiänischen Mundarten ist ein sogenanntes Griechisch - Sicilianisches und Calabrisches, beide in der That Arnautische Mundarten.

Unter die Afrikanischen ist nach dem Arabischen aus der Barbarey das Maltesische gestellt! Das Angolanische ist eigenthümlich aus einer in Portugal gedruckten christlichen Lehre und also besser als das *Fritzische* nach *d'Avity*.

Unter den Amerikanischen ist ein Canadisches, nach der Mundart im Gebirge (sehr unbestimmt in Absicht des Volkes) *ex Masseo*, wie es heisst, und ein Illinesisches aus einer Handschrift schätzbar; hingegen fehlt das Chilesische nach *Havestadt* und Creolische aus den Dänischen Zuckerinseln nach dem gedruckten neuen Testament, so wie auch von *Herons* nur acht aufgenommen sind, da er über 40 neue geliefert hat. Im Ganzen wird also die Sammlung bey aller Kostbarkeit unterrichteten Kennern und Liebhabern wenig Genüge leisten, und sie werden vielmehr gern noch einige Zeit auf die von Hn. Hofrath *Adelung* in Dresden mit deutschem Fleiss angefangene warten, die sich durch möglichste Vollständigkeit und sprachkundige Anmerkungen gewiss rühmlich auszeichnen wird, wie schon der erste abgedruckte, und nur an Freunde mitgetheilte, Bogen in Absicht des Baskischen beweiset.

## LITERATURGESCHICHTE.

Paris, b. Dujardin Sailly: *Liste alphabétique des Auteurs morts jusqu' en* 1805. 131 S. 8. (20 gr.)

Diese von Hn. *Dujardin Sailly* zuerst als Beylage zu seinem *Journal typograph. et bibliogr.* bogenweise, nachher aber als ein besonderes Werkchen ausgegebene Liste der seit 1700. verstorbenen französischen Autoren (weiter hinauf reicht es nicht) ist allenfalls für den ersten Anlauf brauchbar, wenn man in der Geschwindigkeit, im Allgemeinen, wissen will, ob ein französischer Autor noch lebt, oder in welchem Jahre er geboren ward oder starb, und durch welche Hauptschriften oder welche Art von Schriften er sich bekannt machte. Mehr aber darf man nicht erwarten. Die Notizen sind nur sehr kurz und dabey oft ungleich, so dass man in einigen Artikeln den Todestag findet, in andern, wo er eben so leicht anzugeben war, und, in Rücksicht auf die Wichtigkeit des Autors, wohl noch eher angeführt zu werden verdiente, nicht; in einigen ist das Todesjahr entweder irrig oder gar nicht angegeben; in noch andern fehlt zuweilen gerade die Hauptschrift des Vfs., die seinen

Ruhm gründete; und mehrere Artikel stehen hier ganz mit Unrecht. Wir heben nur einige Beyspiele von bekannten Schriftstellern aus, zugleich mit einigen Artikeln zur Probe. Unserm Vf. zufolge wurde *Jean Debry* bey Rastadt ermordet, ungeachtet er bekanntlich der einzige der drey Gesandten war, der sein Leben rettete; der hier als Selbstmörder angegebene *Romme* war der Conventsdeputirte; der Mathematiker, der statt seiner hier stehen sollte, starb erst vor kurzem; der verstorbene Dichter *Segur* ist hier, dem Vornamen nach, mit einem seiner noch lebenden Neffen verwechselt. — *Paradis Raymondis*, dessen Andenken *La Lande* in einer Lobschrift feyerte, starb nicht 1792. sondern erst 1800. *Souverain*, der berühmte Vf. des Werks über den Platonismus der Kirchenväter, soll erst gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts gestorben seyn; wahrscheinlich ist jedoch diese wie so manche andere Angabe von Zahlen, ein Druckfehler. — Vermisst werden die Todesjahre unter andern bey den Dichtern *Pezay*, *St. Lambert*, *Senecé*; ferner bey *H. B. Saussure* u. a. — Von dem doch wohl ungleich mehr noch durch seine staatswirthschaftlichen als durch seine medicinischen Schriften berühmten *Quesnay* heisst es bloss: *Quesnay (François) célèbre Médecin; né en 1694. mourut en 1774. Ecrivit sur la science qu'il professoit*; und von dem berühmten *P. Quesnel*: *Oratorien - connu par des oeuvr. de piété et ses Réflexions morales.*

## KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. *Kiel*, gedr. b. Mohr: *Commentatio prima in D. Jun. Juvenalis Satiras.* Scripsit *Car. Frid. Heinrich*, D. et Prof. P. O. 46 S. 4. — Der Vf. dieses inhaltreichen Programms eröffnet dasselbe mit dem Satze, dass ohne Kritik und Hermeneutik keine Philologie und kein Studium der alten Literatur, wie sie seyn sollen, gedacht werden könne. Ohne sie ist keine gelehrte Behandlung irgend einer Wissenschaft möglich. Diess sowohl als die Schätzung, welche *Juvenalis* durch die von Zeit zu Zeit gehaltenen Vorlesungen des eleganten Juristen, Prof. *Andr. Wilh. Cramers*, über desselben Satiren in Kiel geniesst, veranlasst den Vf. seine Bemerkungen über diesen Schriftsteller in Programmen, welche er Namens der Universität zu schreiben hat, mitzutheilen. Da bekanntlich die Satire den Römern ganz eigenthümlich und den Griechen ganz unbekannt war: so ist es befremdlich, dass Lucilius, der Urheber der Satire, dieser Nachahmer der alten griechischen Comödie, nicht lieber Comödien geschrieben hat. Der Neuheit wegen geschah es schwerlich. Neu war ja den Römern in der Kindheit ihrer damaligen Literatur alles Literarische, und Verstösse gegen die Vornehmen und Mächtigen scheuete Lucilius gewiss auch in den Satiren nicht. Ohne diesen Zweifel zu heben, und zu zeigen, wie es kam, dass man in Rom diese Ungestraftheit der Athenienser in der alten Comödie nicht gestatte, sondern dergleichen Gegenstände zu Privatrecitationen bestimmte, zeigt er, dass *Juvenal* es eben so gemacht, und sich einen grossen Ruf verschafft habe, der auch noch nach seinem Tode lange fortdauerte. Vergl. *Ammian. Marc.* 28, 4.; doch diess verdient noch eben so wohl eine genauere Untersuchung, als verschiedenes andre, was bey Macrobius, S. Hieronymus, Apollinaris Sidonius u. a. ihn betreffend zu finden ist von dem, der zu suchen und zu finden weiss, und wovon Casaub. *ad Sueton. Domit.* c. 4. ein schönes Beyspiel giebt. Noch zu Sidonii Zeit wurden die Codices sehr genau abgeschrieben. Desto nachlässiger behandelte man die Alten nachher, folglich auch den *Juvenal*; daher die Menge schlechter Handschriften kurz vor der Erfindung des Bücherdruckens. *Juvenal* hatte das Unglück, bisher keinen Herausgeber zu finden, der hinreichend Kritiker und Literator zugleich gewesen wäre; daher sind die Subsidien zur Festsetzung des Textes und einer richtigen Recension desselben noch gar nicht gewürdigt und beurtheilt, welches doch vor allen Dingen zuerst geschehen musste, da überall von einer so grossen Menge Handschriften gesprochen wird. Wie unkritisch ist es nicht, aus ganz unbekannten Handschriften Lesarten anzuführen, einen Codex so zu citiren, als wären es mehrere, weil er von mehrern Gelehrten, die ihn nach einander besassen, ausgezogen ward u. dgl. Gleichwohl verspricht der neueste Herausgeber diese Satiren herauszugeben „*ad optimorum exemplarium fidem recensitas.*" Ganz nach dem Geiste des jetzigen Zeitalters, denn die ganze Ausgabe zeugt von keiner sonderlichen Urtheilskraft, und enthält herzlich wenig brauchbares. Was hilft das Preisen der Handschriften, wenn sie keinen Nutzen für Berichtigung des Textes geben? Kam es auf die Menge derselben an, so hätten statt der 40 leicht 100 aufgetrieben werden können. Sehr viele giebt Hr. Dir. *Gurlitt* in einem Klosterbergischen Programm vom J. 1801. an, sechs besitzt die Rhedingersche Bibliothek in Breslau, 27 die Nationalbibliothek zu Paris, und sechs dänische hat der Vf. selbst benutzt. Wie nützlich jedoch solche Vergleichungen noch sind, hat der Vf. vortrefflich gezeigt. Noch geringer ist der Vortheil, den ein kritischer Scharfsinn dem *Juvenal* geleistet hat, selbst in der neuesten Ausgabe, wo ein beständiges Tappen, Schwanken und Fehlgreifen sich drängt. Bey dieser Gelegenheit werden *R. Aug. Heineckens Animadv. in Juvenalis Satiras* s. *Censura editionum Rupertianarum*, Hal. Sax. 1804. angeführt, welche zwar, nach des Vfs. Urtheile, verschiedenes Gute, aber mit einem anmassenden Stolze enthält, der einem Anfänger übel ansteht. Am rühmlichsten zeichnet sich *Jacobs* in der Kritik beym *Juvenal* aus. Endlich hat *Juvenal* noch keinen Herausg. gefunden, der die in seinen Satiren liegenden Sachen gehörig entwickelt hätte. Nicht einmal Lucian ist von den Erklärern des *Juvenals* recht gebraucht worden. Sehr geistreich und gelehrt sind dann die Bemerkungen selbst, welche der Vf. über die *erste* Satire beybringt, und wovon wir nur einiges ausheben dürfen. 1—18.: über das Recitiren der Tragödien, welches in Athen nie geschah: denn bey Plut. *in X. Oratt. Vit.* T. IV. p. 377. ed. Wyttenb. (XII. p. 252. Tubing.) heisst παραναγινώσκειν τοῖς ὑποκρινομένοις, nachlesen, indem die Acteurs recitiren. Zu Rom geschah es, besonders unter den Kaisern. *Frontonis platani*: wo über dem Platanus, berühmt durch Plato's Phädrus, und Fronto schöne Bemerkungen vorkommen. Athenae. V. p. 192. e. lieset er Θρηνεῖσθαι πλατάνῳ λασίῃ ὑπο, wie schon Mitscherlich *ad Horat.* T. I. p. 456. billigte, der eilende Schweighäuser aber übersah. 40. *Maculonus*, sonst *Maculonis*, verbessert der Vf. sehr gefällig in *maculosas*, voll Spinngewebe. 15. *manum ferulae subducere*, von einem der noch Schüler ist: vergl. Wernsdorf. *P. M. L.* T. VI. P. I. p. 36. v. 36. lieset er: *ut a trepido Thymele submissa Latino*: denn die Rede ist von der *mima Thymele* und dem *mimus Latinus*, die einen eifersüchtigen Ehemann zum Besten haben und versöhnen. Vortrefflich ist die Erläuterung der Verse 55—57. 154—157. 165—170. die wir nur anzeigen, weil ihre auch kurze Darstellung unserm Raume zuwider ist. Der schöne Stil, die humane Denkart, das feine Gefühl und die grosse wohlbenutzte Belesenheit empfehlen den Vf., zu dessen Besitze wir Kiel Glück wünschen, und die Abhandlung, welche kein Humanist ungelesen lassen wird, und wovon wir nur einige Proben haben anführen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 3. April 1806.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts: *Traduction d'un fragment du XVIII. Livre de Polybe trouvé dans le monastère Ste Laure au Mont Athos.* 1805. 80 S. 8.

Die Absicht dieses erdichteten (angeblich auf dem Berge Athos gefundenen) Fragments geht dahin, zu beweisen, dass sich ein weiser und mächtiger Monarch unsrer Zeit, anstatt bey dem System einer bewaffneten Neutralität zu beharren, lieber an eine Coalition gegen einen durch seine Uebermacht, und das grosse Genie, das Glück, und die Unternehmungen seines jetzigen Beherrschers ganz Europa (wie manche glauben) bedrohenden Staat hätte anschliessen sollen.

Es wird also angenommen, dass Philippus (der Dritte), König von Macedonien, nach der Schlacht bey Cynoscephalae, welche ihm einen sehr nachtheiligen Frieden mit den Römern abzwang, Gesandte an den König von Syrien, Antiochus den Grossen, abgeschickt, um ihn zu einem Bündnisse gegen Rom zu vermögen. Antiochus habe seinen Staatsrath berufen, habe zuerst den Hannibal um seine Meinung befragt, darauf habe des Königs Kabinetsrath Polycrates das Wort genommen, und zuletzt sey gegen diesen Callisthenes, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, aufgetreten. Diese drey Reden also machen, bis auf eine kleine Einleitung, den Inhalt dieses angeblichen Fragments aus.

Hannibal bekennt gleich anfänglich, dass er noch nicht gewusst habe, Antiochus sey mächtig genug, um zwischen Krieg und Frieden zu wählen. Friede für einen Staat sey die Gewissheit, jede Gefahr von ihm entfernt zu haben; die Gewissheit, dass er in seiner innern oder relativen Stärke, d. i. seinen Verbindungen das Mittel gefunden habe, seinen Feind zu zwingen, ihm den Frieden zu lassen. Er beschreibt nun den Staat des Antiochus als einen Staat, dessen Theile nur durch den Geist zusammengehalten werden könnten, durch welchen sie vereinigt worden. „Nur ein Band vereinigt die Theile dieses grossen Reichs, die Kriegsmacht und der Ruhm, der es umgiebt. Man zerreisse dieses Band, und sogleich müssen gefährliche Erinnerungen und *grausame* (?) Vergleichungen eintreten. Der Thron des Antiochus kann nur durch das Genie derjenigen, die ihn errichtet haben, bestehen; ist dieser Geist erloschen, so ist das Reich aufgelöset." Er schildert darauf mit feuriger Beredtsamkeit die Eroberungsucht und die arglistige Politik der Römer. Er wirft dem Antiochus vor, Karthago in seinem Kampfe gegen Rom nicht unterstützt zu haben, weil seine Minister ihm zur Neutralität gerathen, ihm gerathen hätten, mit Schlauheit den Erfolg dieses Kampfes abzuwarten, und von dem Sieger für diese ruhige Zurückgezogenheit Belohnungen zu erwarten. Er schildert endlich das Benehmen der Römer, wie sie einen Staat nach dem andern angegriffen, und über ihn durch die Schwäche der Fürsten, und die Schlechtigkeit, Verderbtheit, Dummheit und Verblendung ihrer Rathgeber triumphirt hätten. So sey denn auch der Krieg mit Philipp ausgebrochen; dieser Fürst habe alles gethan, um Rom mit Karthago in Fehde zu verwickeln, ohne etwas zu seinem Beystande zu thun. Dafür habe er nun den Lohn erhalten. Er habe sich zwar an den Antiochus gewendet, dieser aber sey neutral geblieben. So sey denn Philipp bey Cynoscephalae überwunden, und unter dem Titel des Friedens dem Namen nach ein Schützling und Freund der Römer, in der That aber ihr Sklave geworden. Jetzt, da er von neuem sich gegen Rom rüsten wolle, und Hülfe suche, müsse man sie ihm zugestehen; aller bisherige Zwist müsse sich in dem allgemeinen Hass gegen Rom auflösen. „Philipp fordert euren Beystand; bietet ihm alle Mittel an; bittet euch Hülfe vom Ptolemäus aus; ja geht zu den Parthern, und bittet den Arsaces um Beystand; hier findet ihr Eigenschaften, *die ihr nicht mehr habt; Rechtlichkeit in Principien; Mässigung in der Macht; Festigkeit in Entschliessungen; Muth im Unternehmen, und Schnelligkeit in der Ausführung.*" (Fürwahr, wenn der König den Hannibal bey einer solchen Impertinenz nicht hätte zur Thür hinauswerfen lassen, so war er nicht unwürdig, sie anzuhören, wenn auch es Hannibal's unwürdig war, sie zu sagen. Wie ganz anders spricht der wahre Hannibal? (*Liv.* 36, 7.)

Polykrates behauptet, nach einigen dem Genie und dem Ruhme Hannibals gemachten Complimenten, die Liebe zur allgemeinen Freyheit der Menschen, die allgemeine Menschenliebe müsse stets der Liebe des Vaterlands und seiner Mitbürger untergeordnet werden. Es sey der guten Politik gemäss, Zweck und Nutzen der Unternehmungen zu prüfen, den Zweck mit den Mitteln, den Nutzen mit den Aufopferungen zu vergleichen. — Die Moral der Könige sey eine andre als die der Privatpersonen. — Er räth also nicht bloss, die Neutralität zu behaupten; er räth, den Philipp mit der blossen Hoffnung einer Allianz mit ihm hinzuhalten; und weil doch die Römer unverholen ankündigten, sich zu Herrn der Welt machen zu wollen: so solle man einstweilen dieser Trunkenheit so viel als möglich nachgeben; dieses Eroberungsfieber werde zu seiner Zeit schon eine solche Schwäche

Schwäche nach sich ziehen, dass sich Antiochus für die etwa gemachten Aufopferungen reichlich bezahlt machen könne. Einige Unterthanen, die den Römern nicht gefielen, aus seinen Staaten verweisen; einige Verletzungen der Neutralität von Seiten der Römer geduldig ertragen; das seyen Kleinigkeiten, die gegen den grössern Gewinn nicht in Anschlag kämen. Sogar wenn Rom verlange, dass Antiochus gewisse ihm missfällige Minister entferne, müsse man ihm zum Behuf der ehrenvollen Neutralität nachgeben. Durch solche Massregeln werde Syrien mit der Zeit das vollständigste Uebergewicht selbst über die Römer erhalten.

Die Rede des Callisthenes strömt vom feurigsten Unwillen gegen des Polykrates Vorschläge über. Dass Philipp einst des Antiochus Feind war, berechtige nicht, gegen ihn immerwährenden Hass zu fassen. „Die Politik der Staaten kennt Eifersucht, kennt Gegenstände der Nacheiferung, Bewegungsgründe zur Furcht, aber sie kennt den Hass nicht. Diese Empfindung des Hasses wirft sie blos auf denjenigen, der die Existenz des Staats bedroht, auf den, der ihn zu vernichten sucht, und der die Elemente seiner eignen Existenz aus der Herabwürdigung, dem Ruine oder der Vernichtung anderer Staaten zusammensetzt. Die Furcht vor seiner eignen Zerstörung bringt den einzigen Hass, den sich die Politik erlaubt, zum Ausbruche, und da dieser Hass bald die herrschende Empfindung aller andern wird: so löscht sie sie alle aus, und so lange sie dauert, (und sie dauert so lange, als die Gefahr, aus der sie entsprang) lenkt sie alle Empfindungen, unterwirft sich jedes Interesse, belebt alle Gedanken, und bewaffnet alle Arme auf einmal. So lange dieser Hass besteht, kennt die Regierung keine andern Antriebe, als die seinigen; alles, was ihm dient, ist mit ihm verbündet; alles, was sich ihm widersetzt, ist sein Feind. Die Regierung hat ein Recht, diesen Grundsätzen zu folgen: denn obgleich der erste Zweck jeder Staatsgesellschaft ist, zu existiren, so ist das schrecklichste Uebel für sie doch nicht das Aufhören seiner Existenz, sondern die Unterwerfung unter den Willen eines andern. Wenn also in der Welt ein Volk auftritt, dem der Geist der Zerstörung wesentlich einwohnet, welches alle Arten von Verbrechen wie aus einer reichhaltigen Mine zu Tage fördert, welches mit hassenswürdigen Verbrechen belastet, und scheuselig durch Mordthaten, sich an seinen eignen Herden nicht halten kann, weil es sie durch Gewissensbisse furchtbar findet, und dort durch Erinnerungen geschreckt wird; wenn dieses Volk verschwenderisch mit dem, was es besitzt, und unersättlich nach Raube, kein andres Glück als Genüsse kennt, und keine Mittel, sie sich zu verschaffen, als dass es die Nachbarn plündert; wenn dieses Volk, von der Rache der Götter getroffen, sich unter einer Regierung krümmt, die wilder ist, als das Volk, welches sie unterjochen soll; und wenn es von Reue, Schande und Schrecken zerrissen, gleichwohl eben so sehr seine Tyrannen zittern macht, als es vor ihnen erzittert; wenn das einzige Sicherheitsmittel dieser gräuelvollen Regierung, welche das gräuelvollste Volk beherrscht, dieses ist, das Volk immer hinauszujagen, um sich vor seinen Angriffen im Innern zu wahren; um es zu hindern, an die Schande seiner Sklaverey zu denken; wenn sich diese Regierung in die schreckliche Alternative gesetzt hat, entweder von dem Volke zermalmt zu werden, oder ihm immer neue Schlachtopfer zu liefern; wenn diese Regierung ihren Aufwand nicht anders bestreiten kann, als durch Aussaugung der Unterthanen, oder durch Plünderung der Nachbarn; und wenn die Furcht vor einheimischen Dolchen es zwingt, die Heere fremder Länder zum Streit heraus zu fordern: dann erhebt sich der Hass in der Mitte der verwüsteten Welt. Er allein (?) sitzt dann im Rathe der Fürsten, er allein erscheint in der Mitte der Armeen, er allein ruht am häuslichen Herde, und er allein erhebt sich in den Tempeln mit dem Weihrauche, der von den Altären zum Himmel hinaufdampft. Seine unermüdliche Stärke vernichtet alles ausser ihm selbst, schafft alles, was ihn unterhalten oder ihm dienen kann; er kennt in der Welt nur einen Feind, denjenigen, den seine Verbrechen gezwungen haben, Feind des Menschengeschlechts zu werden. Ihn stürzen, ihn in seine Schranken zurück zu führen, oder ihn durch eine Regierungsveränderung zur Verträglichkeit zu bringen, das ist der Zweck, den er sich vorsetzt." Dieser Hass sey also nicht gegen Macedonien, sondern gegen die Römer zu richten, deren Eroberungssucht und weltstürmende Politik mit den brennendsten Farben geschildert wird. Zuletzt ergiesst sich Callisthenes in den lebhaftesten Abschen gegen den Satz, dass Könige eine andere Moral haben sollen, als andere Menschen, und schliesst mit einer affectvollen Apostrophe an den *Seleucus Nicator*, den grossen Vorfahren des Königs.

Betrachten wir nun diese Schrift in Ansehung ihrer Composition, so gereicht es ihr nicht zum Vortheil, dass sie sich als ein Fragment aus der Geschichte des Polybius ankündigt. Nicht zu gedenken, dass Reden, in denen solche üppige Wortfülle und ein so feuriges Pathos ausströmt, keineswegs im Geschmacke des Polybius sind, der überhaupt sehr selten Reden anbringt: so fehlt es in diesem Fragmente nicht an Stellen, die der Geschichte, und insonderheit der Geschichte des Polybius, geradezu widersprechen. Es war keineswegs dem Philippus nach der Schlacht bey Cynoscephalae eingefallen, beym Antiochus Hülfe gegen die Römer zu suchen; er stand vielmehr selbst den Römern im Kriege gegen diesen bey. (*Polyb.* Exc. leg. T. II. p. 554. ed. *Ernest.*) Mehrere Stellen klingen so, als ob der Vf. des Fragments Carthago schon für zerstört gehalten hätte, zur Zeit, als sich Hannibal beym Antiochus aufhielt. Wir nehmen aber die Redensarten: *Carthage n'était plus — Hannibal survivant à Carthage*, lieber für Hyperbeln, weil der Anachronismus zu arg wäre; aber sicherlich hätte der bedächtige Polybius sich solche Hyperbeln nicht erlaubt. — Wenn es von Arsaces heisst S. 73.: *Arsace vous offre ses invincibles legions*, so hatte der

der Vf. vergessen, dass Antiochus diesen Arsaces mit seinen *unüberwindlichen* Legionen schon vor dieser Zeit nachdrücklich besiegt hatte. (*Polyb.* fr. Hist. X. T. II. p. 240 sqq. ed. *Ernest.*)

Der Vf. hätte weit besser zu seinem Zwecke kommen können, wenn er zuerst einen Aetolier hätte auftreten lassen, der den Philippus wieder gegen die Römer aufzuhetzen versprochen, oder gar, wie Dicaearchus beym Livius 35, 12., *libero mendacio* behauptet hätte: *paratum ad rebellandum esse.* Diesem hätte Hannibal beystimmen, und, wie er wirklich gethan hat (Liv. 34, 60.), dem Antiochus rathen können: *ut in Italia bellum gereretur — si nihil ibi moveatur liceatque populo Romano viribus et copiis Italiae extra Italiam bellum gerere, neque regem, neque gentem ullam parem Romanis esse.* Nun hätte einer von des Antiochus Ministern die Gründe für die Neutralität, ein andrer, wie der Acarnanier Alexander Liv. 35, 18., die Gründe für den Krieg entwickeln können: so hätte es keiner solchen häfslichen Carricatur, wie der Vf. hier im Polykrates aufstellte, bedurft, und sein Callisthenes hätte sich viel von seinem zornmüthigen Eifer ersparen, und dafür hie und da mehr Besonnenheit zeigen können.

Wäre nun der Vf. der Geschichte getreu geblieben (wie es durchaus nothwendig war, sobald er seinen Aufsatz durch den Titel: *ein Fragment des Polybius*, maskiren wollte): so hätte er auch einen andern Fehler vermieden, der dem unparteyischen Leser unangenehm auffällt. Denn in diesem Falle durfte man billiger Weise nur das aus der Geschichte des Antiochus auf die Begebenheit unsrer Tage, die der Vf. ins Auge fasste, anwenden, was mit jener eine unverkennbare Aehnlichkeit hatte. Jetzt geräth man in Versuchung, zu glauben, der Vf. habe *alles*, was in seinem Fragmente von Hannibal und Callisthenes über die Römer gesagt wird, auf Frankreich, und *alles*, was über den syrischen Staat und seine Massregeln gesagt wird, auf das Kabinet jenes Monarchen, den er S. 80. deutlich genug bezeichnet, und dem er für seine Person Gerechtigkeit, Ehrliebe und unerschöpfliche Güte beylegt, angewandt wissen wollen. Es springt in die Augen, dass beides eben so wenig mit der Wahrheitsliebe als mit der Delicatesse eines politischen Schriftstellers bestehn konnte. Wenn in einem solchen Kabinette über Krieg und Frieden gerathschlagt wird, so können die Meinungen getheilt seyn, aber es kann keine Stimme darin geben, die wie des Vfs. Polykrates spräche; und wie dann auch die Entscheidung des Monarchen ausfällt, wird sich keiner der Rathgeber etwas vorzuwerfen haben, und nur elenden Folliculaires und Bülletinschreibern kann es einfallen, die Vertheidiger der Meinung, die nicht durchging, in den Verdacht niedriger Triebfedern bringen zu wollen.

Am Ende der Rede des Callisthenes steht folgendes:

*Tel fut le discours de Callisthenes; le Roi se leva aussitôt, paraissant très-ému; il entra dans ses appartemens; mais Polycrates seul le suivit, et....*

Nach der Absicht des Vfs. sollen wir diese Lücke so ergänzen: *und der König blieb bey seiner Neutralität.* Wir wissen aber aus dem Livius 35, 19., dass er *nicht* dabey blieb, sondern mit dem Entschlusse, Krieg zu führen, aus dem Staatsrathe ging. *Ex consilio ita discessum est, ut bellum gereretur.* Daher könnte man aus Montesquieu (*Grandeur et décadence des Romains* Chap. VI.) die Stelle so ergänzen:

*et le Roi entreprit la guerre contre les Romains, mais il fut battu, et s'enfuit en Asie plus effrayé que vaincu. Les Romains l'y suivirent, il fut vaincu encore; et dans sa consternation il consentit au traité le plus infame, qu'un grand Prince ait jamais fait.*

Freylich passt diese Ergänzung nicht zu der Absicht der im Fragment gelassnen Lücke, aber mit der Geschichte des Antiochus stimmt sie buchstäblich überein. Wie konnte es sonach dem Vf. einfallen, gerade einen Fürsten, wie Antiochus, dessen Unternehmung so kläglich ablief, mit einem Monarchen zu parallelisiren, der den Krieg bey seinen Heeren und seinen Heerführern mit grösster Zuversicht führen kann; dennoch aber aus weiser und väterlicher Fürsorge für seine Staaten den Frieden so lange vorzieht, als er mit der Ehre und Würde seiner Regierung und seiner Nation vereinbar ist.

Vielleicht hätte der Vf. in dieser Hinsicht es für ganz überflüssig gehalten, sein Fragment zu schreiben, wenn er folgende Stelle von Montesquieu a. a. O. erwogen hätte: *C'est une chose commune de voir des princes, qui savent donner une bataille. Il y en a bien peu, qui sachent faire une guerre; qui soient également capables de se servir de la fortune, et de l'attendre, et qui, avec cette disposition d'esprit qui donne de la méfiance, avant que d'entreprendre, aient celle de ne craindre plus rien après avoir entrepris.*

Wenn es gleichwohl in einer am Schlusse des Textes stehenden Anmerkung heisst:

*Ici finit ce qui nous reste de ce precieux fragment de Polybe.*

*L'original est entre les mains du Comte d'Antraigues auteur de cette traduction;*

so läfst sich begreifen, wie ein übrigens geistvoller und wohldenkender Mann, wie der Hr. Graf, dieses Fragment *so kostbar* finden konnte. Er ist nicht der erste Uebersetzer, den die auf sein Original verwandte Bemühung zum Vortheile desselben bestach.

Leipzig, b. Hinrichs: *Lehr- und Handbuch der Politik, mit Rücksicht auf die neuere praktische Staatsklugheit*, von Dr. *C. G. Rössig*, des Consistor. zu Leipzig Beysitzer, Prof. des Nat. u. Völk. Rechts. 1805. VIII u. 312 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. wollte durch diese Arbeit ein Lehrbuch liefern, welches das System in seiner Verbindung in *kurzen* Sätzen darstellt, aber auch zugleich die Stelle eines *kurzen* Handbuchs vertritt, das die Sätze *in der Kürze* erläutert und ausführt, zugleich aber auch litera-

terarische Nachweisungen zum weiteren Nachlesen liefert. Im Ganzen hat er auch seinen Zweck ziemlich erreicht, obgleich sein Werk nicht zu den vollendeten gerechnet werden dürfte, indem theils manches unbestimmt und sowohl an sich als verhältnissmässig unvollständig abgehandelt ist, theils mehrere Urtheile bey weitem nicht den Grad der Reife haben, den man in einem Lehrbuch billig erwarten sollte, wie z. B. S. 135. §. 16., auch selbst der Ausdruck gewiss nicht mit der gehörigen Sorgfalt gewählt ist, wovon schon die aus der Vorrede abgeschriebene Bezeichnung der Behandlungsart eine auffallende Probe giebt. Der Begriff, den er von der Politik giebt, dass sie die Wissenschaft der Klugheitsregeln in Ansehung der Grundverfassung des Staats und bey der Ausübung der wesentlichen Majestätsrechte sey, müsste in Rücksicht auf den systematischen Zusammenhang mit andern Wissenschaften noch erheblichen Zweifeln unterworfen seyn, so wie daraus gleichfalls nicht erhellet, warum diejenigen nach des Vfs. Meinung irren, welche sie *Staatslehre* oder Staatswissenschaft nennen, welche alle philosophische Staatswissenschaften umfasse: dagegen leitet er aus jenem Begriff die Gegenstände der Wissenschaft vollständig genug ab, nämlich die Grundsätze in Absicht auf den höchsten Zweck des Staats; die klügliche Einrichtung eines Staats in Ansehung seiner Form überhaupt; die verschiedenen wesentlichen Majestätsrechte in Absicht ihrer klüglichen Ausübung; die aus dem obersten Aufsichtsrecht fliessenden allgemeinen Grundsätze über die Verhältnisse der Polizey- und Staatswirthschaft und der Finanzwissenschaft; des Staatsinteresse im Allgemeinen. Nach diesem System handelt er, nachdem er in dem *ersten* Abschnitt den Begriff, die Geschichte und Literatur der Politik, auch einige Einleitungslehren vorgetragen hat, in dem *zweyten*, oder dem allgemeinen Theil, von dem Staat überhaupt, dessen Entstehung und Endzweck; in dem *dritten*, von den einzelnen Regierungsformen und ihrer zweckmässigen Einrichtung; in dem *vierten*, von der Majestät und den Majestätsrechten überhaupt, und den einzelnen insbesondere; in dem *fünften*, von der auswärtigen Politik, dem Unterhandlungs- und Vertrags- Gesandtschafts-, auswärtigen Handels- und Kriegs-Hoheitsrecht; in dem *sechsten* (freylich aber nicht nach den Regeln eines Systems), von einigen allgemeinen politischen Gegenständen, nämlich vom Staatsinteresse, vom politischen Tabellenwerk, von der politischen Rechenkunst (sehr unzulänglich), von der politischen Moral und Moralität und dem Unterschied zwischen wahrer und falscher Politik. — Die Bearbeitung der Literatur ist ebenfalls ziemlich flüchtig, und man vermisst auch hier die zweckmässige Vollständigkeit und Gleichförmigkeit, welche eine der ersten Forderungen an ein Lehrbuch ist, das diesen Gegenstand mit umfassen soll.

## KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Ulm: Das Diöcesan-Verhältniss katholischer Bischöfe, in Ansehung katholischer Unterthanen und Einwohner protestantischer Lande.* Zur Beleuchtung des §. 48. art. V. des Osnabr. Fr. Instruments. Nebst einer Ansicht über die Verhältnisse der landesherrl. und kathol. Kirchengewalt, im Hinblick auf die neuesten publicistischen Ereignisse. Vom fürstl. Hohenlohe-Waldenburg. geh. Rath u. Oberamtmann *Reibel*. 1806. 114 S. 8. (7 gr.) — Die Absicht des Vfs. geht hauptsächlich dahin, die Meinung der katholischen Schriftsteller zu widerlegen, welche behaupten: dass die Verordnung des O. F. I. §. 48. art. V. nur die Fälle angehe, wo 1) von einem katholischen Regenten gegen Protestanten, und 2) von einem Protestanten gegen seine Religionsgenossen, die bischöfliche Gerichtsbarkeit ausser den Gränzen seines Territoriums ausgeübt werden wolle; dass hingegen von einer Suspension des Diöcesanrechts und der geistlichen Gerichtsbarkeit *inter Catholicos solos* darin nichts vorkomme, daher es in Ansehung dieser lediglich beym alten Verhältniss geblieben sey; und dass jene Stellen, wo von katholischen Unterthanen eines Landes die Rede sey, welches sich zur Zeit der Reformation zur protestantischen Lehre bekannt habe, wenigstens auf solche Regenten oder Unterthanen keine Anwendung leide, die in der Folge zur katholischen Religion übergegangen seyen, oder die Aufnahme von Katholiken zu begünstigen, sich veranlasst gesehen hätten. Er zeigt mit vieler Deutlichkeit und Consequenz, dass bey der ausdrücklich bestimmten Ausübung bischöflicher Gerechtsame gegen katholische Einwohner eines protestantischen Landes nach dem Besitzstande des Normaljahrs, die Modification der Religionseigenschaft des Landesherrn keinen Unterschied machen könne, als welche nur persönlich, ohne rechtliche Wirkung und Einfluss auf das Land sey, mithin den Zustand des Normaljahrs, das nach jenem Grundgesetz den Masstab und die umfassende Bestimmung gebe, nicht abändern könne; — dass die reine kathol. Lehre von keiner Eintheilung der Diöcesen wisse, welche erst durch die bürgerliche Staatsverfassung ihr Daseyn erhalten habe; mithin, da die Diöcesan-Gerechtsame in protestantischen Landen nach dem Normaljahre suspendirt seyen, statt derselben sich gar wohl eine Kirchengewalt des kathol. Landesherrn denken lasse, ohne der allgemeinen Verfassung der kathol. Kirche zu nahe zu treten. Obgleich diese Controvers schon vorhin zwischen katholischen und protestantischen Schriftstellern sehr betrieben worden: so ist doch der Revision derselben in vorliegender Abhandlung, besonders in Hinsicht auf die durch das Entschädigungswerk entstandenen Verhältnisse, die praktische Nützlichkeit nicht abzusprechen. In dem ersten historischen Theile werden die Fortschritte der Hierarchie und die desfallsigen Verträge etwas weitläuftiger abgehandelt, als es der Zweck, den Ursprung der Diöcesan-Eintheilung und deren weitere Organisation zu zeigen, erforderte. Am Schlusse geht der Vf. alle Verhältnisse zwischen der landesherrlichen und kathol. Kirchengewalt durch, und bemüht sich, solche nach der Analogie älterer Gesetze und Herkommen, mit Hinsicht auf die neue Verfassung, welche durch das Entschädigungswerk und den jüngsten Reichsschluss entstanden ist, zu bestimmen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 4. April 1806.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dem Geist geht es wie dem Auge, das alles sieht, nur sich selbst nicht, ausser dass dieses doch bisweilen des Glücks theilhaft wird, in einem fremden Auge sich zu sehen, weswegen es noch keinem eingefallen ist, dessen Daseyn zu läugnen, wie man öfter schon des Geistes Daseyn geläugnet hat. Und doch hat nichts für uns ein so hohes Interesse, als dieser Geist. Ob er, wie er sey, und ob er einst fortdauern werde; ob Unsterblichkeit ein Traum sey, entsprungen durch nächtliches Wirken der Einbildungskraft, die in den Zustand des Nichtseyns sich nicht versetzen kann, aufgeregt durch leidenschaftliche Bewegungen der Seele, genährt durch Erscheinung eines geliebten Todten im Traume, festgehalten von Liebe und Sehnsucht, in Umlauf gebracht durch Leichtgläubigkeit und Hang zum Wunderbaren, ausgebildet von Priestern und Schamanen, die für die geraubten Freuden der Erde Anweisung an den Himmel gaben, und nur geglaubt von einer kränkelnden Menschheit; oder ob jenem Glauben Wahrheit zum Grunde liege: das sind Betrachtungen, welche uns selbst für das an sich so unangenehme Geschäft, mit Hn. *Wötzels* Geistergeschichte uns zu beschäftigen, schadlos halten, und unsere Leser wohl gar einladen können, einer Reihe gegen dieselbe erschienener Schriften ihre Aufmerksamkeit zu widmen.

1) Zwickau u. Leipzig, b. Schumann: *Kilian, ich komme wieder!* Oder: *Meiner Frauen wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode.* Eine wahre Geschichte. Item: *Aufzählung der Abentheuer, die mir, meinen Hunden, meinem Freunde, dem Advokat Krummfinger, und noch mehreren Freunden dabey begegnet;* nebst einem *Glaubensbekenntnisse über die Möglichkeit der Wiedererscheinung nach dem Tode*, von D. *Kilian Zebedäus Spiznagel*, nicht unrühmlich bekanntem Vf. mehrerer Schriften aus allen Zweigen einer Philosophie, die weder das Komische der Schlegelschen, noch das Anmasliche der Kantischen, noch das Unhaltbare der Fichteschen Schule hat. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von dem Vf. der Aurora Fortuna. 1805. 140 S. 8.

2) Berlin, b. Schmidt: *Meiner Katze wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode.* Eine wahre ohnlängst erfolgte Geschichte, für jedermann zur Beherzigung und vorzüglich für alte Weiber. Zur unparteyischen und sorgfältigen Prüfung von *Susanna Eierkuchen*, einer 60jährigen Jungfrau. *Zehnte* Auflage. 1803. 94 S. 8. (12 gr.)

Niesswurz für Hn. *Wötzels* Gehirn. — Die Zettel auf den Büchsen, sieht man, sind lang genug, wäre der Niesswurz nur von mehr drastischer Natur! Wie's jetzt ist, wird man zu sehr an die Wurmdoctoren erinnert, deren Zettel mit dem Inhalt ihrer Büchsen nicht in Verhältniss stehen, da wir doch hier auch die Arzney so stark und wirksam gewünscht hätten, als möglich, und es den Anschein hat, der Vf. von Nr. 1. hätte sie wirksam genug machen können. Es ist also seine Schuld, wenn uns der Marktschreyer aus dem Jahrmarkt von Plundersweilern einfällt:

> Ich hoff' es soll euch wohl behagen!
> Geht's nicht vom Herzen, so geht's vom Magen.

Jungfer *Susanna* (der ein römischer *Triumphir* statt Triumphator wohl hingehen kann) muss etwas von Haltung der Charaktere gehört haben, und hält den ihrigen, als 60jährige Jungfrau, zum Bewundern: denn sie wird breit und langweilig bis zum Einschläfern.

Wie aber, wenn gerade diess die feinste Persiflage wäre? Ist es nicht ganz die Manier, in welcher Hr. *W.* erzählt? Und wie, wenn auch der erste Vf. gedacht hätte, du schreibst *für Hn. W's Publicum*, und musst wissen, was sich *für dieses* schickt! Der Vf. von Nr. 2. giebt wenigstens sehr deutlich zu verstehen, es könne dieses Publicum nur aus alten Waschweibern bestehn. Es wäre für den Menschenverstand tröstlich, wenn er Recht hätte. Aber es mögen wohl noch ganz andre Leute dazu gehören; sonst hätten sich Männer, wie einige der folgenden, der Mühe nicht unterzogen, dieses Publicum eines Bessern zu belehren.

3) Braunschweig, in d. Schulbuchh.: *Sendschreiben an den Hn. D. J. K. W. über die wirkliche Erscheinung seiner Gattin nach ihrem Tode.* Ein Nachtrag zur *Volksnaturlehre* von *J. A. Helmuth*, Herzogl. Braunschw. Lüneb. Superint., Prediger zu Calvörde und der Herz. deutsch. Gef. zu Helmstädt Ehrenmitgliede. 1805. VI u. 103 S. 8.

4) Leipzig, im Compt. f. Lit.: *Gedanken über die menschliche Seele, deren Fortdauer und Erscheinung nach dem Tode.* Veranlasst durch die Schrift: *Meiner Gattin wirkl. Erscheinung n. d. T.* Von *H. G. Cannabich*, Kirchenr. u. Superint. zu Sondershausen. *Zweyte* verb. Aufl. 1805. 32 S. 8. (6 gr.)

Läugnen können wir nicht, dass auch Hr. *H.* breit genug geworden; allein er mag freylich selbst am besten wissen, welchem Volke seine Naturlehre eigentlich bestimmt sey. Sein Buch verdient dessen ungeachtet

tet Freunden und Feinden der W'schen Spuckgeschichte bestens empfohlen zu werden; jenen, weil sie kürzer und zusammenhängender, anständiger und wohlfeiler, die Wötzeliade erzählt zu lesen bekommen, als aus Hn. *W's* dicken Büchern selbst; diesen, weil es zur Tilgung des Aberglaubens allerdings beytragen kann. Der Vf. sucht alles auf eine natürliche Art zu erklären, und betrachtet die Vorfälle aus einem dreyfachen Gesichtspunkte. So lange er aus dem ersten betrachtete, schien er uns bey dem alles erklärenden gläubigungläubigen *Hennings* in die Schule gegangen zu seyn. In der uns umgebenden Luft, in den Käfern, Phalänen u. s. w. sucht er den Grund von einigen Begebenheiten; andre hält er für ein Späfschen lustiger Brüder, und den frappantesten unter allen für ein Phantasiespiel. Die Punkte *contra Adv. K.* in Sachen der W'schen Spuckgeschichte S. 46—50. machen dessen Glaubwürdigkeit und Ehrlichkeit verdächtig genug, und man hat allerdings Ursache zu glauben, dass weit mehr dieser Adv. *K.* als Hannchen *sich ein Späfschen mit Hn. W. oder ein Attentat auf seine nächtliche Ruhe habe machen wollen.* Sonderbar war es uns, S. 60. zu lesen: „Da Sie *als ein aufgeklärter Gelehrter* diese Erscheinung erlebt haben: so ist die Frage für die Menschheit von der gröfsten Wichtigkeit, ob — u. s. w." Als ob ein Gelehrter nicht auch ein Narr seyn könnte! — Jedoch ein *aufgeklärter* Gelehrter? Wir läugnen aber geradezu, dass Hr. *W.* ein solcher sey, und wer uns das nicht aufs Wort glauben will, der lese nur bey dem Vf. S. 83 ff. nach, und sage dann selbst, ob einer, der so ins Gelag hinein denkt und schreibt, als von Hn. *W.* gezeugt wird, ob ein solcher aufgeklärt genannt werden könne. Nur einen kleinen Beweis. Hr. *W.*, nicht begnügt, das Factum erzählt zu haben, sucht auch *die Möglichkeit des Wiedererscheinens von Verstorbenen* darzuthun. Er nimmt an, Lichtstoff sey der Grundstoff des Menschen, er, dieser Lichtstoff, mache mit der sich aus ihm entwickelten Seele ein unzertrennliches Ganze aus, bilde das *nächste* Seelenorgan, und könne, vereint mit der Seele, nach dem Tode noch den ganzen Menschen vorstellen und seinen Raum erfüllen. Ohne nun hiegegen ein eignes Wort zu sagen, fragen wir bloss nach dem Vf.: *Ob denn auch Hannchens Sterbekleid, worin sie erschienen seyn soll, zu ihrem Lichtstoff, und mithin zu ihrem Seelenorgan gehört habe?* Hr. *W.* weifs darauf zu antworten. *Das* freylich, sagt er (Nr. 2.), kann Täuschung gewesen seyn. Wenn aber *das*, warum nicht Alles? Da besinnt sich Hr. *W.*, er habe zu viel zugegeben, und behauptet schnell, eine abgeschiedne Seele könne wohl auch andre Bekleidungen annehmen, als das gewöhnliche Seelenneglige. Kurz, der Aufklärung Hn. *W's* ist keine, noch so widersprechende, Behauptung unmöglich.

Der Vf. von Nr. 4. ist der Meinung, dass der Ton der W'schen Schrift nicht so ganz der natürliche und passende zu seyn scheine, dass manche *äussere Gründe* seine Erzählung verdächtig machen, dass Hannchen nicht allzu wohl für ihn gesorgt, indem ihr Gatte alle Ehre und Reputation seines Verstandes dabey zugesetzt habe, und sein Herz dabey in Anspruch genommen werde. Von S. 22. bis ans Ende wird das Bekannte gegen die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Wiedererscheinens Verstorbener vorgebracht. Vom Anfange bis S. 22. über Seele und Unsterblichkeit; davon nachher! — Gleiche Tendenz mit dieser Schrift hat

5) LEIPZIG, b. Seeger: *Fortdauer und Zustand des Menschen nach dem Tode.* Eine Schrift für unser Zeitalter, wo man nicht nur nach Weisheit, sondern auch nach Erscheinungen und Gespenstern fragt. 1805. VIII u. 286 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch diese Schrift scheint einen Theologen zum Vf. zu haben, und zwar einen jungen: denn er declamirt gern und sucht zu erbauen. Fast glauben wir, diese Schrift sey ihm aus einer Sammlung von Predigten erwachsen, denen er hier nur eine andre Gestalt zu geben versucht hat, ohne den Predigtton dabey vermeiden zu können. Gegen Hn. *W.* verweist er S. 180. an *Cannabich* und den *Reichsanzeiger*, von S. 198—219. aber soll ein Abschnitt: *Erscheinungen der Abgeschiedenen*, gegen Hn. *W.* gerichtet seyn. *Soll seyn*, — *ist aber nicht!* Der Vf. hält es wider den Charakter des braven Mannes, sich über seinen irrenden oder schwachen Bruder lustig zu machen, und das Mass der satyrischen Lauge zu vermehren, welches man in verschiedenen Blättern über ihn (den schwachen Bruder *Wötzel* nämlich) ausgegossen habe (S. 202.). Jeder auf seine Weise! Rec., der weder schadenfroh noch boshaft zu seyn glaubt, der die Menschen liebt, aber die Menschheit höher achtet, glaubt überzeugt zu seyn, dass es besser um uns stehen würde, wenn die alte Komödie der Griechen wieder eingeführt werden könnte, als jetzt, wo wir nur ins Blaue hinein satirisiren. Missbrauch freylich taugt auch hier, wie überall, nichts; ists aber Missbrauch, die Waffen der Satire gegen den Einzelnen zu brauchen, der sich am Ganzen versündigt? Und am Ende, ist nicht eben so viel Narrheit, Dummheit und Bosheit aus der Welt hinausgelacht, als gepredigt worden?. Dass ja doch die Prediger nicht gegen die Satire eifern! Meynt denn unser Vf., der sich so ängstlich gebehrdet, wenn er „*in die Gefahr kommt, witzig scheinen zu wollen*" (S. 213.), mit dem Abendsegen, den er S. 214. aus *Tiedens Unterhaltungen mit Gott in den Abendstunden* hat abdrucken lassen, mehr auszurichten, als etwa ein Aristophanes, Lucian, Juvenal, Swift, wenn sie ihre Lauge über die *Wötzels* ausgiessen? Freylich wohl, jedes Ding hat seine Zeit und seinen Ort, Satire mag vielleicht nicht auf die Kanzel gehören (wiewohl hierüber die alten Prediger auch anders dachten); allein gute, starke Gründe — die können wir uns doch wohl von der Kanzel erbitten? Die Hauptsache ist überall die Wahrheit, und diese muss über jede Rücksicht gehen. Die Leute mit den vielen Rücksichten, wenn sie Wahrheit sagen sollen, scheinen — um auch *mit Lessing* zu reden — Kuppler der Wahrheit, aber ihre Liebhaber sind sie nicht. Bey dem Vf. mag der Grund wohl darin liegen, dass er nicht tief

genug

genug eingedrungen ist (nachher mehr über ihn), und wir müssen bekennen, dass der Vf. von Nr. 6. seinen Zweck besser erreichen wird, als er.

6) Dresden, b. Arnold: *Die erste merkwürdige Geistererscheinung des neunzehnten Jahrhunderts.* Eine strenge und freymüthige Kritik der Schrift: *M. G. w. E. n. i. T. und der nähern Aufschlüsse darüber.* Für Gläubige und Zweifler. 1805. VI u. 202 S. 8. (18 gr.)

„Einige — sagt der Vf. — haben die Widerlegung durch Spott versucht. Dieses Mittel ist nicht ganz unglücklich gewählt. Indess wird es doch nur bey dem Theile des Publicums die meisten Früchte bringen, der von der Nichtigkeit des Gespensterglaubens schon ganz überzeugt ist. Einige lachen ein Stündchen und — fühlen doch den Mangel eines gründlichen Urtheils. Andere ärgern sich, und Hr. D. *W.* schreyt über Unrecht. Das wollte ich vermeiden." Also — dieses thun, und jenes nicht lassen! Hn. *W.* muss man auf allen Wegen entgegen wirken. Schlägt der Mann nicht vor, *daß wir in den Schulen den Kindern Glauben an Geistererscheinungen einflößen sollen? Ex ungue leonem!* Kinder finden sich ohnedem leicht und frühzeitig in die Geisterwelt, spät erst in die Körperwelt, weil sie dort nur Phantasie, hier Verstand und mühsame Beobachtung brauchen. Will denn nun der Mann, dass die ganze junge Welt einst *ihm* gleichen solle? Leider laufen der *Wötzels* ohnedem genug umher, und von kopflosen Phantasten wimmelt es: wenn nun gar noch die Schulen dahin wirkten! Ists nicht genug, dass es auf mancher Akademie geschieht? Frisch also die Schellenkappen in Scherz und Ernst gerüttelt! Unser Vf. thut es im Ernst. Er zeigt in *fünf* Abschnitten: 1) dass die Erzählungen von den Erscheinungen Verstorbener an sich sehr unwahrscheinlich sind; 2) dass sich gegen die Glaubwürdigkeit derjenigen, welche wir von Hn. *W.* erhalten haben, viele Zweifel erheben lassen; 3) dass dasjenige, was in ihr Wahres liegen mag, sich sehr wohl ohne Beyhülfe einer wirklichen Erscheinung erklären läſst; 4) dass auch die Hypothese, wodurch jene Erscheinung für möglich erklärt werden sollte, höchst unbefriedigend ist; 5) erklärt er sich über die Vorschläge des Vfs., den Gespensterglauben nach seiner Methode zu verbannen, und durch ähnliche Versuche Erscheinungen Verstorbener zu veranlassen. In das Einzelne dieser Schrift einzugehen, wird uns die Mehrzahl unsrer Leser gern erlassen, demjenigen Theil des Publicums aber, den diese Begebenheit mehr interessiren möchte, können wir sie als eine lehrreiche und zugleich unterhaltende Schrift, als das Werk eines philosophischen Kopfes und scharfsinnigen Prüfers, kurz, als die beste hierüber erschienene, mit gutem Gewissen, empfehlen, und empfehlen sie wirklich.

7) Leipzig, b. Göschen: *Euthanasia.* Drey Gespräche *über das Leben nach dem Tode.* Veranlasst durch D. *J. K. W—ls Geschichte d. w. E. f. G. n. i. T.* Herausgegeben von *C. M. Wieland.* 1805. 264 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

*C. M. Wielands Sämmtliche Werke. — Sieben und dreyßigster* Band. *Euthanasia.*

„Ach! — klagte ein Freund — nun sieht man doch, dass *Wieland* alt ist! Auch Er hat der Schwachheit seinen Tribut gezahlt. Wie hätte Er sonst gegen *Wötzel* geschrieben? Spürt man dem Buche denn die Altersschwäche sehr an? Oder sollte es im Ernste mit *Wieland* so weit gekommen seyn, dass Er, um seinen Schriften Abgang zu verschaffen, *Wötzels* Namen zum Aushängeschilde brauchte?" Rec. versicherte dem Freunde, *Wielands Euthanasia* habe ein so frisches, jugendliches Ansehn, als eins seiner Werke; man fühle sich dabey so wohl, wie in *Wielands* Gesellschaft immer, und er solle sich nur erinnern, dass der Sänger des Oberon schon früher über den Hang der Menschen, an Magie und Geistererscheinungen zu glauben, geschrieben, im Agathodämon seine Bekenntnisse darüber niedergelegt, überhaupt aber an Entwicklung seltsamer Verirrungen des Geistes und Herzens stets sich vergnügt habe; diess alles solle der Freund bedenken, um sich zu überzeugen, *Wötzel* komme nur darum zu der Ehre, von *Wieland* einer (nicht eben erfreulichen) Unsterblichkeit übergeben zu werden, weil dieser ihn für ein taugliches Subject zu seiner Gallerie von — Verirrten halte, und in der That sey es ihm gelungen, das neue Subject so abzukonterfeien, dass es für eine Rarität gelten könne. Kurz, Rec. verwies seinen Freund, um über die Euthanasia urtheilen zu können, auf S. 113. derselben: „*Wir haben also dem guten* D. *W. eine Unterhaltung zu danken, die nicht eben langweilig gewesen seyn muß; und das ist mehr, als ich von dem größten Theile seines Buchs rühmen kann.*" S. 69. heisst es: *Wer wird auch einem Filosofen, wie Hr. Wötzel, so streng auf jedes Wort lauern, und bey allem immer nach dem Warum fragen?* Weil es solcher Leute doch geben könnte, und der Vf. von Nr. 6. diese befriedigt: so ertheilte ihm Rec. den Preis. Hat man die vorigen Schriften gelesen: so wird man bey *Wieland* nichts Neues finden, der im Wesentlichen ganz mit *Helmuth* übereinstimmt. Der Unterschied zwischen beiden Schriften ist aber ungefähr so, wie zwischen dem Volke, welchem dieser seine Naturlehre, und dem Publicum, welchem jener seine Werke widmet; dort weitschweifige Popularität, hier Laune und Jovialität bey leichtem, doch nicht gehaltleerem Vortrage.

Mehr oder weniger stimmen alle diese Vff. darin überein, Hr. *W.* sey, trotz seiner Faustgerechtigkeit und Philosophie, theils von andern, theils von sich selbst betrogen worden. Wie diess letzte möglich sey, suchen die Vff. von Nr. 3 und 6. durch Beyspiele zu erhärten: *Wieland*, indem er ihn als einen zeichnet, der sich immer selbst bey der Nase hat, um sich daran zu führen. Bedarf es nun noch eines Beyspiels von möglichem Selbstbetrug dieser Art: so wird man dasselbe finden in

8) Er-

8) Erfurt, b. Hennings: *Amalie Balbi.* Eine wunderbare Vision, die ich selbst gehabt habe. Von *Theod. Ferd. Kaj. Arnold*, d. W. W. u. R. W. Dr. u. Lehrer an d. Univ. zu Erfurt. 1805. 300 S. 8. (1 Rthlr.)

Wir geben aus der etwas weitläuftigen Geschichte, bey deren Erzählung der Vf. mehr auf Inhalt als Form, mehr auf das Darzustellende, als auf die Darstellung scheint gesehen zu haben, folgenden Extract. Der Vf., weil man ihn für einen Geisterbanner hält, wird auf ein Landgut gebeten, um dort einen Geist zu vertreiben. Der Besitzer des Gutes macht ihn mit den nähern Umständen bekannt. Aus einer unglücklichen Ehe hat er zwey Töchter, die er, um sie ihrer schlechten Mutter zu entreissen, in einem Erziehungsinstitut bilden läst. In ihrem 16ten Jahre kommt die ältere nach Haus; ihre Schönheit reizt einen der Anbeter ihrer Mutter: diese sucht seine Wünsche zu befördern; die Tochter schlägt ihn aus. Ein edler Jüngling gewinnt ihr Herz; jener entführt sie. Ihm jedoch wieder entrissen, wird sie Gattin des Geliebten, der aber in einem Duell durch die Hand des Räubers fällt. Amalie wird krank; man fürchtet ihren Tod; langsam folgt ihre Genesung; der Zeit endlich gelingt ihre völlige Heilung. Graf L. bewirbt sich um sie; aber — ihr erscheint jede Nacht der Geist ihres ermordeten Gatten, sie erinnernd an ihre Schwüre, ihr streng verbietend, dem Grafen ihre Hand zu reichen. Unsäglich sind die Leiden der ohnehin zur Schwärmerey geneigten Wittwe, und dringend des Vaters Bitte, den Geist, wo möglich, zu vertreiben. Das gelingt auch dem Vf. glücklich, denn — das Ganze war Betrug. Als Wohlthäter der Familie reiset der Vf. ab, und wechselt eine Zeitlang mit ihr Briefe, die erst Amaliens Krankheit melden, dann ihren Verlust fürchten lassen, endlich ausbleiben. Einst zu Mitternacht sitzt der Vf. und arbeitet noch, als seine Lichter ungewöhnlich und ohne Ursache flackern. Nachdem er lange dieses vergebens untersucht hat, er endlich Amaliens denkt, sieht er jetzt auf einmal diese stehen, und athmet einen Weihrauchsduft. Dasselbe begegnet ihm in der folgenden Nacht, wo er mit Amalien — ein Gespräch führt. Betrug war nicht möglich. Die dritte Nacht, wo der Vf. das Zimmer verändert hat, kehrt die Erscheinung zum drittenmal; wieder Gespräch. Am Morgen fühlt sich der Vf. krank, und erhält die Nachricht, Amalie sey gestorben. Alles erscheint dem Vf. jetzt verschönert, die Sonne, der Klang der Orgel, seines alten Fortepiano, die Speisen. Er geht spatzieren mit seiner Schwägerin, und — *beide* sehen *am hellen Tage* eine weibliche Lichtgestalt an sich vorüberschweben. Abends noch ein Gespräch mit Amalien. Die Krankheit des Vfs., seine Verschönerungen aller Umgebung nahmen zu, und während dieses Zustandes dauerte die Erscheinung 15 Tage lang fort. Jetzt muſste er sich legen, und lag ein Vierteljahr ohne Bewuſstseyn. Nach seiner Genesung geht er einst in die Kirche, der Gottesdienst war vorüber, und er — erblickt Amalien. Sie war — nicht gestorben, hatte damals nur in einer langen Ohnmacht gelegen.

„Ich versichere — sagt der Vf. — vor Gott und aller Welt, und als ein ehrlicher Mann, diese Geschichte ist wahr, und so wahr, daſs ich in jedem Augenblicke sie beschwören will." Dieser Eid könnte wenigstens ungleich mehr Bedeutung haben, als jener, zu welchem sich Hr. *W.* erbot. Zwar wäre bey dem Vf. auch wohl manches zu erinnern; allein das lassen wir gern dahin gestellt seyn. Nur wenn in Zeiten, wie die unsrigen, wo die Philosophie von dem Pfade des Lichts und der Wahrheit sich wieder in das Dunkel des Pfaffenthums verirrt hat; wo man die Reformation ein Unglück für unser Geschlecht zu nennen, frech genug ist; wo man den Aberglauben das Palladium der Menschheit preiset, die Physik gern wieder in Magie, die Astronomie in Sterndeuterey verkrüppelte; wo die Poeten ihren Olymp von Bettelmönchen organisiren lassen; wo Finsterlinge auf Akademieen die, durch das Mark des Alterthums nicht gestärkten, Geister unsrer Jünglinge durch Schattenspiele an Nacht und Gespenster gewöhnen, während zugleich die Jesuiten wieder auftreten; italiänische Politik die Wissenschaften nur im Dienst *ihrer* Speculation und des Kriegs noch ehrenwerth findet, und die Barbarey schon bereit steht, mit allen ihren Greueln wieder über das verheerte Europa hereinzubrechen: wenn zu solch einer furchterregenden Zeit ein, jenen schauderhaften Tendenzen des Zeitalters günstiger, Versuch gelingt, dann ist es jedem, dem die Menschheit werth ist, heilige, unerläſsliche Pflicht, mit aller Kraft und schonungslos gegen den Versucher aufzutreten. Muthig herunter gerissen jede Maske! Gelindigkeit gegen Verbrecher ist Versündigung an den achtungswerthen Gliedern der Gesellschaft; die gröſste Versündigung aber ist der Hochverrath an der Menschheit. Wird einer aus Schwachheit, aus Dummheit dazu verleitet: so kann ihn der Richter zwar bedauern, aber die Strafe an ihm vollziehen lassen muſs er. In welchem Falle sich Hr. *Wötzel* befinde, ein Finsterling ist er offenbar, und gehört also zum mindesten in das literarische Bedlam, worin er freylich jetzt vornehme Gesellschaft findet.

Wir wenden uns aber jetzt weg von dem Schattenspiel seines Geistes, und richten den Blick auf etwas, zu dessen Betrachtung jeder nach allen Anlagen seiner Natur ausgebildete Mensch mit immer neuem Interesse zurückkehrt. Die Vff. von Nr. 4, 5 und 7. haben die Gelegenheit ergriffen, ihre Bekenntnisse theils über Unsterblichkeit, theils über die Art der Fortdauer unsrer Seele nach dem Tode mitzutheilen, und hierüber sind wir noch eine kurze Rechenschaft schuldig.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 5. April 1806.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

### Anzeige verschiedener Schriften gegen Wötzel.

(Beschluss von Num. 81.)

Hr. *Cannabich*, der sich wahrscheinlich kein philosophisches Publicum als Leser seiner Schrift gedacht hat, dringt weder tief ein, noch sagt er etwas Neues; er wollte sich nur das Verdienst erwerben, schon Bekanntes verständlich vorzutragen. Bisweilen aber ist der Ausdruck unrichtig, bisweilen der Gedanke; — manche Behauptung ist gänzlich unhaltbar. Nur einiges wollen wir bemerken. Hat wirklich (S. 4.) das Gehirn mit der Denkkraft nichts gemein? Warum wird (S. 5.) gesagt: der Gedanke geht *gleichsam* aus der Sinnenwelt heraus? Darum, weil der Gedanke *unkörperlich* ist, ist er noch nicht *göttlich* (S. 8.). Das öftere *Gleichsam* in des Vfs. Philosophie ist uns auch (S. 12.) sehr verdächtig. Der Erbfehler bey der Lehre von der Immaterialität der Seele findet sich auch hier (S. 13.). — Woher weiss der Vf. (S. 14.), dass die feinere Hülle der Seele *lichtstoffartig* ist? Dass die Luft *unzerstörbar*, erdige Theile aber *zerstörbar* sind? Ueberhaupt was denkt sich der Vf. unter *zerstörbar*? — Und was wollte er wohl antworten, wenn wir ihn (bey S. 14.) fragten: Ob er nicht glaube, dass es bloss des Menschen Schuld sey, wenn dieser nicht richtig denke, urtheile, wähle und handle? Soll der Mensch ein zweytes Leben darum beginnen, weil er das erste nicht benutzt hat, wie er konnte? Wir wissen wohl, was der Vf. hat sagen wollen: allein er hat es nicht gesagt. Auch dagegen, dass in der Natur alles seinen Zweck erreiche, nur der Mensch nicht (S. 15.), lässt sich, nicht ohne Grund, mancherley einwenden. Der moralische Beweisgrund für Unsterblichkeit sieht (S. 16.) ein wenig eigennützig aus, und wer mit solchen Ansprüchen aufträte, was Wunder, wenn der bloss mit der Sentenz abgefertigt würde: *Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen!* — Die Berechnung S. 20. in der Note ist — belustigend. — S. 19. weiss man nicht, ob die Gedanken oder die Sterne die Seele selbst sind, und ein ähnliches *Qui pro quo* findet sich S. 4. — Das alles aber in einer — *zweyten verbesserten Auflage!*

Und der Vf. von Nr. 5. —, ja, wer jene Erbauung sucht, die eigentlich nichts aufbaut, der findet bey ihm seine Rechnung! Bisweilen spricht er, als wäre er schon einmal im Jenseits gewesen, und überall ist er seiner Sache sehr gewiss. Wenn er aber S. 89. die Einbildungskraft als Bürgen für die Unsterblichkeit stellt: so möchte Rec. sie (in der Qualität, wie sie vom Vf. vorgeführt wird) doch nicht annehmen, weil er sonst den Mann im Monde, den Käfer, worauf Trygäos in den Olymp fliegt, und wer weiss, was noch, am Ende würde glauben müssen. Bürgschaft von dem Trieb nach Eigenthum (S. 96.) und von dem Ehrtrieb (S. 100.) und ähnlichen Trieben nimmt Rec. vollends gar nicht an. Den moraltheologischen Beweis übrigens für die Unsterblichkeit hat dieser Vf. eben so wenig gefasst, als der vorige. Hier kommt der Dogmatismus immer ins Spiel, wodurch der Beweis dem metaphysischen ähnlicher sieht, als dem moraltheologischen. Bey dem Beweis aus dem Christenthum hält er sich am längsten auf. Da ergiebt sichs denn, dass der Vf. echtdogmatisch zwischen Unsterblichkeit und Auferstehung nicht unterscheidet. Wie sollte er also streng unterschieden haben, was *Christus* und was *Paulus* behauptet. Auf die Verschiedenheit in den Charakteren Beider Rücksicht zu nehmen, ist ihm nicht eingefallen. Dennoch war das so nothwendig, und es könnte ja wohl seyn, dass Christus, dessen Lehre dem Fundamental-Artikel der Sadducäer nicht ungünstig ist, sobald man denselben nur richtig fasst, etwas ganz anders behauptet hätte, als der ehemals zur Sekte der Pharisäer gehörige Paulus; wenigstens lässt die Stelle: *Ich bin die Auferstehung und das Leben*, eine noch ganz andere Erklärung, als die des Vfs., zu, so wie die Stelle im Hiob K. 19., welche der Vf. S. 139. ganz richtig erklärt von Hoffnungen für *dieses* Leben. Jesus, der *die Todten ihre Todten begraben lässt*, konnte das Leben wohl meist im Gegensatz jener ersten, der geistig, moralisch Todten nehmen, die übrigen Jünger aber, wie tief waren sie in den Sinn ihres Lehrers eingedrungen, und wie viel legten sie aus dem Judenthum ihm zu? Uebrigens schliesst der Vf. ganz Paulinisch, und wir billigen wenigstens das an ihm, dass er lieber an die Auferstehung Jesu, als an die Wiedererscheinung der Dame *Wötzel* glaubt. Hier wird er weit weniger inconsequent, als unser Zeitalter, welches einerseits Christum nur von einem Scheintod erwachen lässt, andrerseits aber lieber an Hannchen glaubte, weil hier doch ein — Factum sey. Rec. hält sich an das: „Sie haben Mosen und die Propheten: glauben sie denen nicht, so würden sie auch nicht glauben, wenn Einer von den Todten auferstünde." *Kant* hat diess paraphrasirt: „Nun, da wir mit aller Anstrengung unserer Vernunft nur eine sehr dunkle und zweydeutige Aussicht in die Zukunft haben, der Weltregierer uns sein Daseyn und seine Herrlichkeit nur muthmassen, nicht erblicken oder klar beweisen lässt; dagegen das moralische Gesetz in uns, ohne uns etwas

etwas mit Sicherheit zu verheifsen oder zu drohen, von uns uneigennützige Achtung fordert, übrigens aber, wenn diese Achtung thätig und herrschend geworden, allererst alsdenn, und nur dadurch, Aussichten ins Reich des Uebersinnlichen, aber auch nur mit schwachen Blicken erlaubt: so kann wahrhaft sittliche Gesinnung Statt finden." Also lehrten auch die Sadducäer gegen diejenigen, welche eine Unsterblichkeit darum behaupteten, weil die Tugend doch irgendwo ihren Lohn finden müsse. Tugend dürfe nicht aus solcher Hoffnung geübt werden. — Endlich: das abgenutzte Gleichnis von der in einen Schmetterling verwandelten Raupe soll doch wohl nicht für Unsterblichkeit beweisen? Höchstens beweist es für die Hypothese der Seelenwanderung in die Runde. Sonderbar ists, dafs noch keinem hiebey scheint eingefallen zu seyn, die Raupe werde zwar Schmetterling, allein der Schmetterling habe keinen andern Zweck, als — wieder Raupen zu produciren. Das wäre dann eine feine Unsterblichkeit! Das Resultat von allem ist, die beiden wohlmeynenden Vff. können zwar von Gläubigen zur Repetition sehr gut benutzt werden, befriedigen aber den strengeren Denker nicht. Wie fern das wahrscheinlich auch nicht in ihrem Plane lag, kann ihnen kein Vorwurf darüber gemacht werden, wofern man nicht zu fordern berechtigt ist, dafs jeder überall so scharf als möglich prüfe.

Weit bündiger und schärfer philosophirt der Aldermann der Dichterzunft, und sollte man freylich auch seine Meinungen nicht unbedingt unterschreiben können: so wird man doch gestehen müssen, er habe zum Denken geweckt, manche neue Aussicht eröffnet, und uns noch überdiess das eigne Vergnügen gewährt, einen liebenswürdigen Greis zu hören, der, nah der dunkeln Pforte, durch die wir alle wandern müssen, mit einer Heiterkeit davon spricht, wie einer, der vergnügt von dem Gastmahl des Lebens aufsteht, um zur Ruhe zu gehen. Wir hören einen Mann, der in den Gärten Epikur's seine Weisheit lernte, nicht jenes verschrieenen, sondern des wahren, der Hochachtung aller Guten so würdigen Epikur's. Oder — da man ja die Verwandtschaft der Epikureer mit den Sadducäern längst schon zu Tage gelegt hat: wir hören einen echten Sadducäer, und es ist, da man hierüber der Pharisäer so viele vernimmt, wohl der Mühe werth, die Behauptungen eines solchen, ohne jüdischen Parteygeist, zu vernehmen.

Wie man nicht wird läugnen können, dafs der Glaube an Unsterblichkeit oft seinen Grund im Eigennutz habe, der nicht ohne Lohn die Tugend üben mag: so wird man auch gestehen müssen, dafs es einen Unglauben geben könne, der seinen Grund in einem reinen Eifer für die Tugend habe, und dafs dieser, einen *gewünschten* Zusammenhang zwischen Tugend und Glückseligkeit aufgebende, Unglaube gröfser sey, als jener Glaube. Aber auch weiser und dankbarer könnte der Unglaube seyn, als der Glaube: weiser, indem er des Lebens Glück mit Mäfsigung geniefst, bewahrend ruhigen Gleichmuth mit Heiterkeit auf das blickt, was jede Stunde bringt; richtig unterscheidend, nicht alles Unglück nennt, was dem Verzärtelten solches scheint, kurz, indem er dem Ideal des Horazischen Weisen sich annähert; dankbarer, indem er für einen geringen Dienst nicht übermäfsige Belohnung erwartet, und das in dem Raum des Lebens eingeschlossne Gute schon für unverhältnifsmäfsig grofs zu seinem Verdienste hält. Einen Unglauben dieser Art mufs *Wieland* im Sinn gehabt haben; als er wünschte, der Glaube an Unsterblichkeit möge nie unter den Menschen allgemein geworden seyn, und als er hoffte, „dafs wir in unserm gegenwärtigen Menschenleben an Humanität und echtem Lebensgenufs sehr viel gewinnen würden, wenn der Sadducäische Glaube, dafs der Tod allen unsern jetzigen Verhältnissen und Verbindungen ein Ende mache, allgemein werden könnte" (S. 218.). Rec. bekennt aber doch, dafs er nicht eben so sanguinische Hoffnungen hievon hegen kann. Wenn *Wieland* z. B. hofft, dafs durch diesen Glauben alle Bande der Liebe und Freundschaft stärker würden zusammengezogen werden, wie etwa in den Momenten, wo wir uns von einem sehr theuern Freunde ohne alle Hoffnung des Wiedersehens trennen müssen, seine ganze Person ein ganz anderes Interesse für uns erhält: so kann Rec. nicht einstimmen. Freylich wohl suchen wir im letztern Falle jede Minute, die uns jetzt mehr als ehemals ganze Tage werth ist, zu benutzen, um jeden leisesten Wunsch des Geliebten zu errathen und zu befriedigen, ihm jede Unlust zu ersparen, jede Beschwerde zu erleichtern: allein das ist die Stimmung, wenn nicht von Momenten, doch nur von Tagen, die ein Leben nicht stets gleich zart-unruhig aushalten kann. Nicht *der* Glaube, der unser gegenwärtiges Daseyn *ins Unendliche* fortlaufen läfst (S. 223.), vermindert unvermerkt das Gefühl der vollen Wichtigkeit des Gegenwärtigen, sondern *der* Glaube, der das gegenwärtige Daseyn *ins Längere* fortlaufen läfst. Wir schlagen einem Freunde heute etwas ab, weil wir es ihm Morgen geben können ohne den Nachtheil, den es uns heute selbst zufügen würde: anders ist es in einer bedrängten Lage des Freundes, wo wir uns über ihm selbst vergessen, anders wenn wir ihn Morgen nicht mehr haben werden, wo die Betrachtung der Unmöglichkeit, ihm Morgen zu dienen, jede andre überwiegt. — Dafs durch festeren Glauben an die heidnische, als an unsre christlich-philosophische Unsterblichkeit, alles das Gute für Welt und Menschheit bewirkt werden möge, was der Vf. so zuversichtlich von ihm erwartet, kann Rec. mehr wünschen, als hoffen: und wie sehr auch ihn der herzerhebende Gedanke begeistert, in dem Herzen der Nachwelt jener Unsterblichkeit sich zu versichern, die wir in unsrer Gewalt haben: so kann er doch nicht läugnen, dafs er, ohne den Glauben an eine andre Unsterblichkeit, als selbst der, welche den Namen Sokrates apotheosirt hat, sich mit seinem ganzen Wesen in einem trostlosen Widerspruche befangen sehen würde. *Wieland* nimmt es mit dem moralischen Beweisgrunde dafür ein wenig zu leicht, hat ihn nicht in seiner Schärfe gefafst; den Beweisgründen aber für seine Meinung, dafs wir über der Hoffnung

nung der Zukunft das Glück der Gegenwart vernachlässigen, traut er zu viel und folgert zu viel daraus. Er zieht nämlich den Satz des Seneca als Folgerung daraus: *Sanabilibus aegrotamus malis, et nos in rectum genitos, si sanari velimus, natura adjuvat*, welchen Satz er auf seine Weise, d. h. als Komiker, interpretirt. Mag es nun seyn, dass wir in der christlichen Sentimentalität zu weit gegangen sind, indem wir auf Untergang des Endlichen an und in uns kamen: so wird doch wohl auch nicht zu läugnen seyn, dass die komische Ansicht des Lebens, wie wohlthätig sie sonst auch ist, doch *hier* nicht die rechte sey. Der Komiker lässt die Idealität in der Realität untergehen, und das darf nicht geschehen, wo es darauf ankommt, zu zeigen, es sey Charakter der Menschheit, über die Menschheit hinauszugehen. Daher entstehen höhere Forderungen, als die sogenannte Lebensphilosophie kennt, und ein anderer Calcul für die menschliche Glückseligkeit, als dessen sich die Eudämonie bedient. Wenn *Wieland* also meynt, die Schuld liege an uns, wenn wir in diesem Leben nicht so glückselig würden, als wir werden könnten: so möchte er sich doch wohl zum Theil irren. Der Cyniker mit seinem Entbehren, der Epikureer mit seiner allvermögenden Klugheit beym Genuss muss häufig zur Stoa flüchten, und bekennt damit stillschweigend, die Natur habe es weder auf Glückseligkeit allein abgesehen, noch das Streben nach Tugend um der Glückseligkeit willen in uns gelegt. Ja, wenn blosse Klugheit unser Höchstes wäre! Wie nun aber, da es etwas in uns giebt, welches häufig gebietet, der Klugheit kein Gehör zu geben? Vergebens winden wir uns von System zu System durch beschwerliche Labyrinthe, um eine Ausflucht zu erhalten, die Vernunft treibt uns aus allen diesen Stellungen und Verschanzungen, und zwingt uns an die Stelle, wo zwischen Erkennen und Wollen der Glaube die ungeheure Kluft ausfüllt. Und warum denn nicht glauben? Ist unsre Fortdauer etwa ein grösseres Wunder, als unser gegenwärtiges Daseyn? Unser ganzes Leben ist ein fortwährendes Wunder, und das Wunderbare, das aus des Menschen innerer Welt als nothwendig sich ergiebt, ist kein blosser Nachtschatten, keine Luftspiegelung der Phantasie, nicht der Traum eines Traumes, wofern man nicht annimmt, das ganze Daseyn sey ein Traum. Doch, da *Wieland* die Unsterblichkeit nicht eigentlich läugnet: so würden wir unsre Gränze überschreiten, wenn wir ausführlicher seyn wollten.

Läugnet aber *Wieland* gleich die Unsterblichkeit nicht: so spricht er doch demjenigen Substrat unsres Menschenwesens, welches nach dessen Tode als Substrat eines höhern Wesens fortdauern soll, in dieser Fortdauer jene Eigenschaften ab, ohne deren Besitz Keiner sagen könnte, dass *Er* fortdaure. Ein ganz fremdes Wesen tritt an die Stelle des jetzigen Ichs, und alle individuelle Unsterblichkeit hört auf, sobald das *Bewusstseyn der Personalität* und *die Erinnerung* (wie *W.* will) aufhört. Zwar lässt sich mit Zuverlässigkeit auch hierüber nichts aussagen; aber natürlicher ist es doch gewiss dem Menschen, so lange die Form seiner Vernunft die Norm seines Denkens und Glaubens ist, sich an dasjenige zu halten, was dieser Form am gemässesten ist. Ohne nun das künftige Daseyn nach der Analogie des jetzigen symbolisch vorstellen zu wollen, werden wir doch bekennen müssen, dass dasjenige, was *die Bedingung* ist, unter welcher der moralische Endzweck allein erreicht werden kann, zu dessen Erstreckung allein das moralische Wesen unendliche Fortdauer zu verlangen durch eine Vernunft sich genöthigt sieht, dass gerade dieses als vertilgt in seinem Wesen zu denken widersprechend ist. Ohne diese Bedingung ist keine Fortdauer da, sondern eine völlige Verwandlung, welche anzunehmen wir keine Befugniss haben; da wir hingegen zur Annahme jener von unsrer moralischen Natur genöthigt sind, und mithin auch zur Annahme einer Fortdauer mit Bewusstseyn der Persönlichkeit und Erinnerung, wiefern ohne solche eine unendliche moralische Ausbildung mit Freyheit nicht gedenkbar ist. Die Gründe, welche *Wieland* zur Behauptung seiner Meinung vorbringt, werden nicht überall so leichten Eingang finden, als bey Selmar und Blandinen, die ihm den Sieg leicht genug gemacht haben. Um nur Etwas anzuführen: so beweist z. B. die angenommene Präexistenz, deren wir uns auch nicht mehr bewusst seyen, gar das nicht, was *W.* glaubt. Rec. nimmt sie nicht an, weil sie die Entscheidung nur verschiebt, ohne sie besser zu geben; allein gesetzt, sie fände Statt, was wäre dann dadurch bewiesen? Gewiss nicht das, was *W.* will. *W.* wird doch nicht eine Präexistenz *ins Unendliche* annehmen wollen? Also eine begränzte. Nun gut; wir haben schon *zweymal* existirt. Das beweise ich mit den Formen unsers Geistes. Das Resultat unsers ersten Daseyns war die Form der Anschauung, das Resultat des zweyten die Form des Denkens, unser drittes Leben ist der Anfang eines moralischen, und das Resultat desselben könnte seyn eine Form der Moralität. In einem vierten Daseyn würde z. B. uns aufgehellt, was uns hier als Leitstern erscheint, die Ideen der übersinnlichen moralischen Welt. (Ein Schwärmer könnte uns von dem Merkur auf die Venus, von dieser zur Erde wandern lassen, und dann weiter, erst unsere Planeten durch.) Gut, sagt man, so ist eine neue Form das Resultat einer ganzen vorhergegangenen Periode; wir haben diese Form, ohne zu wissen, wodurch und woher. So mit der Form der Anschauung, so mit der des Denkens; wird es mit der Form der Moralität anders seyn? -Allerdings! Beym Anschauen und Denken sind wir gebunden, zu moralischen Wesen sollen wir durch die Freyheit des Willens (welche *Wieland* wohl nicht annehmen wird, aber sehr mit Unrecht) uns selbst bilden. Woran wir die Anschauung und die Denkkraft geübt haben, das ist gleichgültig, wenn sie nur geübt wurden; woran wir den Willen übten, ist vielleicht weniger gleichgültig. Und gesetzt auch, *dieses* wäre gleichgültig; so kann es doch gar nicht gleichgültig seyn, zu wissen, *dass* und *ob* und *wie* wir ihn übten, weil die Freyheit allein, ohne Bewusstseyn des Vergangenen, uns nicht

nicht fördern würde. Alfo ift hier ein ganz anderer Fall, als dort, und die Lethe kann zwar wohl um ein Elyfium fliefsen, allein nicht am Geftade einer neuen Welt, wo wir nicht blofs bleiben, was wir waren, fondern durch eigne Kraft höher follen, wo wir nicht Schatten, fondern wieder Wefen find. Vielleicht auch, dafs die Erinnerung felbft uns Lohn und Strafe ift; aber auch fchärferer Sporn. Dafs fie in Anfehung der uns theuern Hinterbliebenen uns mehr quälend als wohlthätig feyn werde, ift eine gar zu menfchliche Vorftellung. Wird denn der weifere Vater weinen, wenn er fein Kind umfangen von einer Noth fieht, die er als fchönes Mittel zu deffen Bildung erkennt? —

Wie wenig übereinftimmend wir in diefen Punkten mit *W.* denken: fo finden wir doch andere Stellen, denen wir unfre gänzliche Zuftimmung nicht verfagen können; z. B. dem, was er über Möglichkeit des Wiedererfcheinens, über Einwirkung und Annäherung Verftorbener auf und an uns, über reine Liebe zur Tugend fagt. In Stellen, wo er uns tiefere Blicke in fein Inneres thun läfst, zieht er die Herzen unwiderftehlich an fich. Das dritte Gefpräch indefs hat uns weniger befriedigt, als das zweyte, und wozu die Gefchichte S. 239 — 250. erzählt worden, haben wir nicht recht begreifen können.

Nicht *Athanafia*, fondern *Euthanafia* aber hat er fein Buch überfchrieben. Damit diefer Titel fich rechtfertige, und mit ihm zugleich unfer Ausfpruch über *Wieland* und fein Buch, ftehe der Schlufs deffelben am Schluffe unferer Recenfion. „Wer in der Welt follte mit Ruhe und frohem Muthe an den Tod denken können, als ein fo unfchuldiges und gutes Wefen, wie du? Denn ich wenigftens kenne dazu kein anderes Mittel, als das Geheimnifs des alten Sokrates, *das Bewufstfeyn eines, wohlgeführten Lebens.* Das Bewufstfeyn, das man nie Böfes, immer nur das Gute gewollt, und nach Vermögen gethan hat, fetzt das Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verfpricht, nennen möchte. Wer fich in diefen Augenblicken Gutes bewufst ift, traut der ganzen Natur Gutes zu, ift ohne Furcht und Sorge für die Zukunft, und erwartet gelaffen und getroft, was da kommen wird. Eine folche Seele fenkt fich, wie ein Kind in den Bufen der Mutter, mit voller Zuverficht in den Schoos des Unendlichen, und fchlummert unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin fie nie wieder erwachen wird. Diefs ift, nach meiner Ueberzeugung, im reinften Sinne des Wortes, was meine alten Griechen *Euthanafia* nannten, die fchönfte und befte Art zu fterben; und da fie von einer Bedingung abhängt, die immer in unferer Gewalt ift, warum follten wir uns vergebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt? — Von allem, was guten Menfchen *gewifs* ift, das *Gewiffefte* bleibt doch immer, dafs fie fich nicht betrügen können, wenn fie in ruhiger Ergebung, und gleichfam mit gefchlofsnen Augen, bis zum letzten Athemzug *das Befte hoffen.*"

Lafst uns mit *Wieland* hoffen, und Thoren ihren Glauben an Kobolde überlaffen. Ohnedem poltern jetzt der heillofen Kobolde zu viel in der Welt, und es thut Noth, an das Bannen ernftlich zu denken.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Berlin*, b. Schöne: *Beyträge zu einem zweckmäfsigen Elementarunterrichte für angehende Stadt- und Landfchullehrer*, von *Joh. Gottfr. Eger*, Schullehrer beym Hochlöbl. von Götzefchen Regimente in Berlin. Nebft zwey Zeichen- und einer Buchftabentafel. 1805. XII u. 73 S. 8. (12 gr) Das Buch ift ein rühmlicher Beweis, wie weit es ein Mann, der nur die erften Anfangsgründe des menfchlichen Wiffens zu lehren hat, bringen könne, wenn er darüber nachdenkt, und wie fehr er fich dann auszeichne und Achtung verdiene. Hr. *E.* hat fich, während feines dreyzehnjährigen Schulamts, fo viel Erfahrung gefammelt, fo manche eigne Entdeckung gemacht, die gründlichften Pädagogen, und unter ihnen auch *Peftalozzi*, fo glücklich benutzt, und fich eine richtige, lichtvolle und gefällige Schreibart fo eigen gemacht, dafs er das völlig, durch diefes Buch, erreicht hat, was er dadurch erreicht zu haben wünfcht, angehenden Schullehrern einen Leitfaden zu geben, nach welchem fie Unterricht und Schuldifciplin, mit gutem Erfolge, beftimmen, fich mancher ängftlichen Sorge überheben und unnöthige, der Gefundheit fchädliche Anftrengung erfparen können. Gewifs werden diefe alle das Buch mit grofsem Nutzen in die Hand nehmen, und bey der Deutlichkeit und guten Darftellungsgabe des Vfs., ohne fchleppende Weitläuftigkeit, in kurzer Zeit mehr daraus lernen, als aus manchem andern Buche deffelben Inhalts, in welchem mehr wiffenfchaftliche Demonftration, als praktifcher Geift herrfcht. Vorgefetzten von Elementarfchulen empfehlen wir daher das Buch, um es in die Hände der ihnen untergeordneten Stadt- und Landfchullehrer zu bringen. Man findet hier zuvörderft in der *Einleitung* fehr gute Bemerkungen über den Elementarunterricht in öffentlichen Schulen überhaupt beyfammen; dann folgen 7 Kapitel: 1) von der Uebung der äufsern Sinne; 2) von der Selbftbefchäftigung der Kleinen in der Zeit, wo der Lehrer den Gröfsern Unterricht ertheilt; 3) von der Erlernung der Buchftabenlaute nach dem Gehöre; 4) von der Erlernung der Buchftabenzeichen; 5) von den täglichen Unterhaltungen mit den Kleinen; 6) vom erften Unterrichte im Rechnen; 7) vom richtigen Sprechen; und auf diefe noch in einem Anhange kürzere Auffätze, z. B. über das Gebet; Hülfsmittel, das fchlechte Lefen mancher Kinder zu verbeffern; vom Herausgehen der Kinder während des Unterrichts u. a. m.

---

### *Berichtigung.*

A. [illegible] 1806. Nr. 63. S. 503. Z. 8. von oben lefe man: *Ehrgeiz der Jugend* für Ehrgeiz der Tugend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 7. April 1806.*

## *GOTTESGELAHRTHEIT.*

LINZ, b. Feichtinger: *Caji, Romani Presbyteri, ut videtur, Fragmentum acephalum de Canone divinorum Novi Foederis Librorum*, commentatur *Franc. Freindaller*, Collegiatae ad S. Florianum ecclesiae Canonicus regul. in Academia Licensi sacrorum dogmatum Prof. publ. ord. 1803. 50 S. 8.

L*udw. Muratori* machte aus einem in eckichter Majuskelschrift sehr fehlerhaft geschriebenen Codex der Ambrosian. Bibliothek zu Mayland (vorher des Monasterium Bobiense) im *III. Tom.* seiner *Antiquitates Italicae medii aevi* p. 854. das für den Kanon des N. T. merkwürdige Fragment bekannt, welches der Vf. durch Untersuchung der Frage über den Urheber desselben, und durch Sinnerklärungen erläutert. Das Fragment ist ohne Anfang und Namen. Der Codex fängt mit einer Inschrift von Chrysostomus an, ist aber eine Sammlung von Miscellaneen. *Muratori* hielt seinen Fund für eine lateinische Uebersetzung aus des röm. Presbyters *Cajus* Disputation mit dem Montanisten *Proclus*, welche in die Zeit des röm. Bischofs Zephyrinus um's J. 212. fiel, und in welcher auch eine Erklärung über den Kanon, oder eigentlich über 13 Paulinische Briefe (also mit Ausschluss des Br. an d. Hebr.) vorkam (f. *Euseb.* Kirchengesch. 6, 20. *Hieron. de Scriptor. eccl.* c. 20.) Er wäre demnach, da auch nach *Photius Biblioth. Cod.* 48. *Cajus* ins J. 196. gesetzt wird, ziemlich alt. Hr. *Fr.* ist geneigt, den nämlichen *Cajus* auch in der Unterschrift der *Acta genuina Martyrii S. Polycarpi* (herausg. von *Usher*, dann von *Ruinart* und *Galura*) zu finden, in den Worten: *Acta haec Cajus descripsit e Manuscriptis Irenaei, Polycarpi discipuli, cui coaevus fuit.* Dieser *describens e Msptis* aber scheint ein blosser *Abschreiber* zu seyn. Das einzige sichere, aber auch bedeutende, in dieser Rücksicht ist, dass jener, wie das Fragment sagt, *in Urbe Roma, sedente (in) Cathedra Urbis Romae ecclesiae, Pio Episcopo, fratre ejus*, von *Hermes* verfasste *Pastor* für den Vf. des Fragments etwas *„nuperrime nostris temporibus conscriptum"* war, dass dieser sich also für einen Zeitverwandten Pius I. wenigstens ausgiebt.

Zur kritischen und exegetischen Aufklärung des Fragments hat Hr. *Fr.* in der That sehr wenig beygetragen. Nicht einmal der Text ist hier genau abgedruckt. p. 4. fehlt Z. 26. *in semetipso* nach *dicens*. p. 6. giebt als Text: *Apocalypsis quoque Johannis, et Petri, quam quidam e nostris legi in Ecclesia nolunt.* p. 43. aber setzt nach *Petri* noch: *tantum recipimus.*

Seine Conjecturalverbesserungen sind entweder solche, die gar nicht anders gemacht werden können, oder unrichtige. Wir können das, was Hr. *Fr.* anbietet, und was uns zur Berichtigung und Erklärung des noch allzu wenig bearbeiteten Textes beyfiel, nicht kürzer vorlegen, als wenn wir den Text selbst, und dabey das Kritische und Exegetische in Parenthesen, folgen lassen.

| Text mit Hn. *Fr's* Verbesserungen. | Text nach dem Rec. |
| --- | --- |
| . . . *quibus tamen interfuit* (viell. *Marcus*) *et ita posuit. Tertio* (*Tertium*) *Evangelii librum secundo* (*secundum*) *Lucam. Lucas iste medicus post ascensum Christi eum eo Paulus, quasi ut juris studiosum secundum adsumsisset, numeni* (*nomine*) *suo ex opinione conscrisset* (*conscripsisset*). *Dominum tamen nec ipse vidit in carne, et idem prout assequi* (vgl. Luk. 1, 3. παρηκολουθηκοτι „*assecuto*") *potuit. Ita et a nativitate Johannis incipet* (*incipit*) *dicere.* | . . . *quibus tamen* [*non* müsste, wenn Markus gemeint ist, ausgefallen seyn] *interfuit. Et ita posuit* [die Autorität, welche den Kanon bestimmte, weiter unten die *ordinatio disciplinae ecclesiasticae* genannt!] *tertio Evangelii librum secundum Lucam. Lucas iste medicus* [sc. *erat*]. *Post ascensum Christi cum eum Paulus, quasi ut juris* [του δικαιου, der Rechtschaffenheit] *studiosum* [oder nach der glücklichen Emendation eines Gelehrten in der Leipz. L. Z. *quasi itineris socium*] *secum adsumsisset, nomine suo ex* [wahrscheinlich *suo, ejus*, sc. *Pauli, ex*] *opinione conscripsit; dominum tamen nec ipse vidit in carne. Et idem* [sc. *Lucas* pariter ac *Marcus, scripsit*] *prout assequi potuit. Ita et a nativitate Johannis incipit dicere.* |
| *Quarti evangeliorum* (*Quarto Evangelii librum*) *Johannis e discipulis. Cohortantibus condiscipulis* (den Aposteln) *et episcopis suis dixit: conjunate mihi hodie triduo, et quid cuique fuerit revelatum, alterutrum nobis enarremus. Eadem nocte revelatum Andreae ex apostolis, ut, recognoscentibus cunctis, Johannes suo nomine cuncta describeret. Et ideo licet varia singulis Evangeliorum libris principia doceantur, nihil tamen differt credentium fidei cum uno et principali spiritu* (*sint*) *in omnibus omnia, de nativitate, de passione, de resurrectione* | *Quartum evangeliorum Johannis* [sc. *est, unius*] *e discipulis. Cohortantibus* u. s. w. [Die ganze folgende Anekdote bleibt gleich. Welche Mährchen über Entstehung der Evangg. schon am Ende des zweyten Jahrhunderts!] . . . *alterutrum* [wahrsch. *alternatim*] . . . . *principia* [d. i. *rei christianae initia*] . . . . *et principali* [τῳ ἀπ᾽ αρχης] . . . . |
| *et de gemino ejus adventu. Primo in humilitate despectus, quod ro . . . . . secundum potestate regali praeclarum, quod* | *et de gemino ejus adventu, primo in humilitate despectus* [der Verachtung], *quod ro* . . . . [viell. *quod retro est*]. |

*Secun-*

**Text mit Hn. Fr's Verbesser.**

*futurum est. Quid ergo mirum si Johannes tam constanter singula etiam in epistolis suis proferat, dicens in (d. i. de) semetipso: quae vidimus oculis nostris et auribus audivimus et manus nostrae palpaverunt, haec scripsimus. Sic enim non solum visorem, sed (et) auditorem, sed et scriptorem omnium mirabilium Domini per ordinem profitetur.*

*Acta autem omnium Apostolorum sub uno libro scripta sunt. Lucas: optime Theophile, comprehendit, quia sub praesentia ejus singula gerebantur, sicut et remote (semote) passionem Petri* [Act. XII. meint Hr. Fr.] *evidenter declarat, sed et profectionem Pauli ab Urbe in Spaniam proficiscentis.*

*Epistola (Epistolae) autem Pauli quae, a quo loco vel qua causa directae sint voluntatibus (volentibus) intelligere ipse (ipsae) declaranti Primum omnium Corinthiis schisma haeresis interdicens; deinceps Collactis (Galatis) circumcisionem. Romanis autem ordine Scripturarum sed et principium earum esse Christum intimans prolixius scripsit, de quibus singulis necesse est a nobis disputari, cum ipse Apostolus Paulus sequens praedecessoris sui Johannis ordinem, nonnisi nominatim septem ecclesiis scribat, ordine tali: ad Corinthios prima, ad Ephesios, secunda, ad Philippenses tertia, ad Colossenses quarta, ad Galatas quinta, ad Tessalonicenses sexta, ad Romanos septima. Verum Corinthiis et Thessalonicensibus licet pro correctione (correptione) iteretur, una tamen (epistola) per omnem orbem terrae Ecclesia diffusa esse dinoscitur (dignoscitur). Et Johannes enim, in Apocalypsi licet septem ecclesiis scribat, tamen omnibus dicit.*

*Verum ad Philemonem una et ad Titum una et ad Thimotheum duas (duae) pro affectu*

**Text nach dem Rec.**

*Secundum potestate regali praeclarum, quod futurum est. Quid* u. s. w.

*per ordinem* [= καθεξης], *profitetur.*

*Acta autem omnium* [?] *Apostolorum sub uno libro scripta sunt Lucae.* [Τω] *optime Theophile! comprehendit* [jenes: *optime Theophile!* bedeutet zugleich] *quia* [dass] *sub praesentia ejus singula gerebantur. Sicut et remote passionem Petri evidenter declarat,* [dem römischen Vf. des Fragments ist sehr daran zu thun, dass Petrus's Märtyrerthum zu Rom nicht etwa aus dem Stillschweigen der Apostelgesch. bezweifelt werde; er will also andeuten, jenes sey eben so durch den schnell abbrechenden Schluss der Apg. angedeutet, wie die, gleichfalls nicht erzählte, Reise des Paulus nach Spanien] *sic et profectionem Pauli, ab Urbe in Spaniam proficiscentis*

*Epistolae* u. s. w. *ipsae declarant. Prima omnium Corinthiis schisma haeresis* [welches der latein. Genitiv ist, für: *haereseos*] *interdicens* u. s. w. *Romanis autem, ordinem* [διαταγην] *scripturarum, sed et principium eorum* [sc. *Romanorum*] *esse Christum, intimans prolixius scripsit. De quibus singulis* [nec] *necesse est a nobis disputari, cum ipse Apus Paulus sequens praecessoris* [näml. *antecessoris in scribenda Apoc.*] *sui Johannis ordinem, non nisi* u. s. w.

*...una tamen (epistola) per omnem orbem terrae Ecclesiae* [für die Kirche] *diffusa esse dignoscitur...*

*Verum et ad Philemonem, una et ad Titum una et ad Timotheum duae pro affectu et*

**Text mit Hn. Fr's Verbesser.**

*et dilectione, in honore tamen Ecclesiae catholicae in ordinatione ecclesiasticae disciplinae sanctificatae sunt. Fertur etiam ad Laudecenses (Laodicenos) alia ad Alexandrinos Pauli nomine fictae (fictas esse) ad haeresin Marcionis* (vgl. *Epiphan. haer. LII.*) *et alia plura, quae in catholicam ecclesiam recipi non potest (possunt). Fel enim cum melle misceri non congruit.*

*Epistola sane Judae et superscripti Johannis duas (duae) in Catholica habentur, et Sapientia ab amicis Salomonis in honorem ipsius scripta.* (Sonderbar allerdings, diese zum N. T. gerechnet zu sehn!)

*Apocalypsis (Apocalypsin) quoque Johannis et Petri* (dessen Briefe hier fehlen!) *tantum recipimus, quam quidam e nostris legi in Ecclesia nolunt.*

*Pastorem vero nuperrime temporibus nostris in Urbe Roma Herma conscripsit sedente (in) cathedra Urbis Romae ecclesiae Pio Episcopo, fratre ejus. Et ideo legi eum quidem oportet, se (sed) publicare vero in Ecclesia populo* (wie die Montanisten gerne wollten) *neque inter prophetas completum numero neque inter apostolos in finem temporum potest.*

*Arsinoi autem seu Valentini vel Mitiadis nihil in totum recipimus, qui etiam novum psalmorum librum* (nach *Tertull. de carne Chr.* c. 20. gab es Valentinische Psalmen!) *Marcioni conscripserunt una cum Basilide, Asianum Cataphrygum constitutorem.*

**Text nach dem Rec.**

*dilectione* [näml. *scriptae extant*]. *In honore tamen Ecclesiae catholicae* [als Dativ: für die Kirche] *in ordinatione ecclesiasticae disciplinae* [bey Anordnung des kirchlichen Rituals] *sanctificatae sunt. Fertur* [= *Circumfertur*] *etiam ad Laodicenses, alia ad Alexandrinos. Pauli nomine fictae* [*sunt*] *ad haeresin Marcionis. Et alia plura* [*sunt*], *quae in catholicam ecclesiam recipi non potest.* [ὁ δυναται. Gräcismus nach dem Neutrum]. *Fel* u. s. w.

*Epistola sane Judae et super* [*supra*] *scripti* u. s. w.

*Apocalypsis quoque* (sc. *extat*) *Johannis. Et Petri* [sc. *apocalypsin?* s. *Euseb.*] *tantum recipimus, quam quidam ex nostris legi in ecclesia nolunt.*

*Pastorem vero* u. s. w. *Et ideo* [weil er von einem Bruder des Bischoffs ist] *legi eum* [*Pastorem*] *quidem oportet, se* [*ipsum Herma*] *publicare vero in Ecclesia populo, neque inter prophetas, completo* [weil längst voll war] *numero* [der Propheten] *neque inter Apostolos in fine temporum* [= ἐν συντελειᾳ των αιωνων, da die Weltalter zum Ende eilen, es gleichsam zu spät ist, jetzt noch als Apostel aufzutreten] *potest.*

*Arsinoi* u. s. w. *nihil in totum* [durchaus nichts] *recipimus.* Das Uebrige scheint den Sinn zu haben, dass jener von den Gnostikern Valentinus u. a. mit Hülfe des Basilides geschriebene Psalter, von dem Vf. des Fragments für den Begründer (d. i. ein Hauptbuch) der kataphrygischen Sekte in Asien gehalten worden sey. So wäre denn wohl *Asianorum* zu lesen?]

Als Uebersetzung aus dem Griechischen verräth sich das Fragment oft genug, selbst in seinen Fehlern, s. *in Spaniam*, εἰς την Σπανιαν Rom. 15, 24. das angeführte *potest* als Atticismus; *in semetipso* f. *de*. Dass der Fragmentist eine *Apocalypsis Petri* schätzte, zeigt wider den Römer. Ist gleich die eigentliche Stelle über die *Apoc. Johannis* dadurch verdunkelt, dass man nicht weiss, ob das *quam quidam è nostris in ecclesia legi nolunt* auf sie, oder auf *Apoc. Petri* allein geht, und ist ferner die Ableitung des Fragments vom *Presb. Cajus* gleich ganz ungewiss und eine blosse Möglichkeit,

keit: so bleibt doch als Hauptresultat: dass es ein griechisch schreibender *vir ecclesiasticus*, dem des Bisch. Pius Zeiten nahe waren, ist, welcher zu Rom von der *Apocalypsis Joh.* so vortheilhaft dachte, dass er sie mit Paulus Briefen in Parallele stellt („*et Joh. enim in Apocalypsi* etc.") und offenbar den Apostel als Vf. derselben voraussetzt. Dass dieser sie früher geschrieben habe (*praecessor Pauli in scribendo* dadurch gewesen sey), kommt auch mit *Tertullian* überein, in sofern dieser (*de Fuga in persecut.* c. 9. p. 187. ed. *Semler.*) auf ähnliche Art annahm, die Apocalypse sey vor dem ersten Brief des Johannes geschrieben gewesen. *Johannes pro fratribus quoque animas ponendas docet* (1. Brief 3, 16.) *nedum pro Domino. Denique memor Apocalypsis suae, in qua* (c. 21, 8. vgl. *Tertullian. ib.* c. 7. p. 185.) *timidorum exitum audierat, de suo sensu* (als eigenen Gedanken) *admonet et ipse, timorem rejiciendum. Timor, inquit* (1. Br. 4, 18.) *non est in dilectione.* – Dass das Fragment von einer *ordinatio disciplinae ecclesiasticae* in Absicht auf die Sanctification der kanon. Schriften des N. T. spricht und diese Semlerische Vermuthung historisch belegt, ist unstreitig wenigstens eben so wichtig, als das darin über die Johanneische Apocalypse angegebene. — Uebrigens ist ein neuerer Versuch, dem *Papias* das ganze Fragment beyzulegen, viel unwahrscheinlicher, als die Muthmasung auf den *Presb. Cajus.* Der alte Vf. war sicher ein Mann, welcher alles aus dem Gesichtspunkt der damaligen Kirche zu Rom ansah.

Zürich, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Theologisches Journal für ächte Protestanten.* Herausgegeben von *Joh. Heinr. Bremi,* Prof. in Zürich. *Ersten* Bds. *erstes* Stück. 1802. 12½ Bog. 8. (20 gr.)

Dieses Journal sollte sich an die von dem sel. *Corrodi* herausgegebenen und in Deutschland mit Beyfall aufgenommenen *Beyträge zum vernünftigen Denken in der Religion,* wovon bis zu dieses Herausgebers Tode 18 Hefte, und nach demselben unter der Redaction des Hn. *Andreas Keller,* Pfarrers zu Illnau im Kanton Zürich, noch zwey Hefte erschienen, anschliessen; allein das Glück war ihm nicht günstig; es blieb bey diesem *ersten* Stücke des *ersten* Bandes, und seit viertehalb Jahren ist nichts weiter davon in dem Publicum erschienen. Vielleicht kömmt diess mit daher, weil Hr. *B.* als ein überaus kluger, vorsichtiger, bedächtlicher Mann, in seinem Journale einen gewissen *Mittelweg* gehen wollte, und es gerade dadurch mit beiden Parteyen, den *Altgläubigen* und den *Neugläubigen,* jenen, weil es ihnen schon zu frey — diesen, weil es ihnen bey weitem nicht frey genug war, verdarb. In *bürgerlichen* Verhältnissen kömmt man zwar mit einer solchen Umsicht, wobey man allen alles zu werden sucht, oft weit, und wer Ehrbegierde genug hat, um in seinem bürgerlichen Wirkungskreise eine bedeutendere Rolle spielen zu wollen, darf es an dieser Klugheit, womit man sich unter allen Parteyen, so lange es für einen gegebenen Zweck nöthig ist, Freunde macht, nicht fehlen lassen; allein in der *gelehrten* Welt kömmt man damit nicht weit; da muss frey herausgesprochen und entschieden Partey genommen werden; da muss man zeigen, dass man weiter geht und weiter führen will, als nur so weit es etwa ein Bürgermeister oder Antistes loci für ihr besonderes Reich gerathen oder doch noch erträglich finden; da muss man sein besonderes Vaterland, seine täglichen Umgebungen, die individuellen Zeitumstände, in denen man gerade lebt, gewissermassen vergessen, über sein Zeitalter sich erheben, seinem Zeitalter dreist vorgreifen, und ihm auf einige Zeit ein Aergerniss seyn können. Auch das kann diesem Journale geschadet haben, dass es zwar auch für Gelehrte sorgen, aber doch das praktische Fach mehr bearbeiten wollte, wodurch es das Vorurtheil wider sich erregte, dass die Wissenschaft einen verhältnissmässig geringern Vortheil daraus ziehen würde; da hingegen *Corrodi* seinen Beyträgen mehr Interesse für *gelehrte* Theologen, als gerade nur für theologische Geschäftsmänner, welche durch andere periodische Schriften berathen werden, zu geben wusste. Doch wir wollen es gern auf sich beruhen lassen, warum diess Journal nicht genug Aufmerksamkeit erregte, um ohne Schaden fortgesetzt werden zu können, zumal da es allerdings auch in einer für seinen Vertrieb sehr ungünstigen Periode an das Licht trat. Gewiss hätte es ein besseres Schicksal verdient. Eine schöne Schilderung von Zürichs religiösem und literarischem Zustande im achtzehnten Jahrhunderte in einer von Amtswegen gehaltenen Rede des Chorherrn *Hottinger,* gereicht diesem Journale zur wahren Zierde; auch empfehlen sich die Beyträge des Chorherrn *Nüscheler,* Prof. *Bremi* und Prof. *Ochsner* von verschiedenen Seiten. Was dieser letztere Gelehrte lieferte, scheint am meisten in dem Geiste der Corrodischen Beyträge geschrieben zu seyn.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Schwerin u. Wismar, in d. Bödner. Buchh.: *Ueber II. F. 45. und die Descendentenfolge in Lehne nach Longobardischen Rechten;* vom Postdirector *Hennemann* in Schwerin. 1804. 175 S. 8. (12 gr.)

Es giebt wohl keine Stelle des Longobardischen Lehnrechts, über deren Sinn bey gleicher Klarheit der Worte in neuern Zeiten so sehr gestritten worden wäre, als diejenige, deren Erläuterung die gegenwärtige Schrift gewidmet ist. Was die Worte des Texts ausdrücken, fand man zwar nicht im mindesten zweydeutig; aber es liess sich so wenig mit der vorausgesetzten Natur der Lehen und der Lehnsfolge vereinigen, dass man Zwecke der Verordnung ausfindig machen zu müssen glaubte, mit deren Hülfe man, wo nicht die vermisste Consequenz herstellen, doch der Anwendung des Texts Schranken setzen könnte. Gegen diese Behandlung nun, die seit *G. L. Böhmer* mehrere Vertheidiger gefunden hat, erklärt sich der Vf. der vorliegenden Schrift. Er hat es zunächst mit dem neue-

neuesten Verfechter der Böhmer'schen Meinung, dem Hn. *von Kampz*, zu thun, welcher derselben seit Kurzem drey besondere Abhandlungen gewidmet hat. Der Vf. setzt ganz richtig voraus, dass man nach einem besondern Zwecke des Gesetzes gar nicht zu fragen brauche, so bald man zu zeigen vermöge, dass dasselbe seine Entstehung nicht einer eigenen positiven Gesetzgebung zu danken habe, sondern aus andern bekannten Grundsätzen des Lehnrechts abgeleitet sey. Er übernimmt es nun, diesen Beweis zu führen. Die Vertheidiger der beschränkenden Auslegung nehmen an, alle Succession ins Lehen, die der Descendenten sowohl als der Collateralen, sey keine universelle, sondern singuläre Succession, und der Descendent wie der Collaterale verdanke das Lehen nicht dem letzten Besitzer, sondern dem ersten Erwerber, und leite alles Recht am Lehen von diesem und dessen Belehnung und Convention mit dem Lehnherrn ab. Zu dieser Voraussetzung will nun freylich der angeführte Lehnstext nicht recht passen. Liesse sich hingegen erweisen, dass nach dem Longobardischen Lehnrechte alle Descendentenfolge ins Lehen eine wahre Erbfolge sey, nicht *titulo singulari*, sondern *universali* geschehe, dass mithin der folgende Descendent nicht sowohl aus der Belehnung des ersten Erwerbers, als vielmehr aus der Belehnung und dem Rechte des letzten Lehnsmann's und Ascendenten, unmittelbar oder durch Transmission des väterlichen Folgerechts, zum alten Lehen gelange: so würde es auch ganz klar, warum nur der Agnat, nicht aber der Descendent das Lehen behalten, und die Erbschaft ausschlagen darf. Dem Beweise jenes Satzes ist nun ein grosser Theil der gegenwärtigen Schrift gewidmet. Und es scheint uns auch, dass es dem Vf. damit gelungen sey, wenn wir gleich einige seiner Gründe nicht für sehr durchgreifend halten können. Es sind kürzlich folgende: „Im Longobardischen Lehnrecht sowohl als in den Investitur-Urkunden werden die Descendenten immer als Erben bezeichnet, Erben, *haeredes legitimi* im Römischen Sinne genannt. Enkel folgen dem Grossvater *jure transmissionis;* überhaupt sey in den Longobardischen Lehnrechtsbüchern die Successionsbestimmung nach den Römischen Gesetzen, selbst mit Beybehaltung ihrer Worte, gemodelt; die bekannte Conradinische Verordnung, welche die Erblichkeit der Lehen zuerst festgesetzt habe, räume dem Sohne jedes Vasallen, als solchen, die Lehnsfolge ein; jeder spätere Vasall empfange das Lehen so gut durch Investitur, als der erste Erwerber, und bringe es dadurch auf seine nächste Descendenz wie dieser." Erneurung der Belehnung kennen die Gesetze nicht: Und d[illegible]nn, argumentirt der Vf. weiter, „wie liessen sich die Folgen der Felonie, wie die II. F. 50. vorausgesetzte Ausschliessung der Descendenz, wie die II. F. 39. zugestandene Veräusserung des Lehns rechtfertigen, wie könnten selbst nach II. F. 45. Agnaten durch ihren Consens die Agnationsrechte künftiger Descendenten aufhören machen, wie nach II. F. 26. §. 15. die Ausschliessung von der Intestatfolge auch auf die Lehnsfolge sich erstrecken, wenn das Recht des Sohns vom Rechte des Vaters unabhängig wäre?" In einer langen Note sucht der Vf. beyläufig zu zeigen, dass bey Lehen überhaupt nur die Descendentenfolge Statt finde, und der Collaterale des letzten Besitzers unabhängig von diesem als Erbe seines nächsten Ascendenten ins Lehen folge. Die Stellen des Lehnrechts, welche die Collateralen zur Folge berufen, enthalten, nach der Meinung des Vfs., bloss eine temporäre Successionsfestsetzung zum Besten derjenigen, welche das Lehen nicht als Descendenten eines solchen Vas[illegible] ansprechen konnten, der dasselbe nach Festsetzung der Descendentenfolge besessen hatte. Da es nun heut zu Tage wohl kein Lehen mehr giebt, das vor festgestellter Descendentenfolge entstanden wäre, so fällt alles praktische Moment jener Stellen weg. Nach einer kurzen Beleuchtung der Gründe, auf die sich die Böhmersche Theorie stützt, wobey der Vf. auch auf die Unangemessenheit des aus dem Römischen Rechte entlehnten und vom Hn. *von Kampz* dem Gesetze untergelegten Zwecks, Verhütung der Schande der Erblosigkeit, aufmerksam macht, folgt die Aufzählung der Resultate. Der Sohn kann auch nicht die Erbschaft behalten und das Lehen ausschlagen. Er muss als Repräsentant des Vaters dessen Handlungen und Verbindlichkeiten als die seinigen anerkennen und erfüllen. Selbst Veräusserungen, und alles, was der Vater unter Lebendigen über das Lehen verfügt hat, muss er sich gefallen lassen. Die Einwürfe, die man dagegen vorbringt, werden von dem Vf. §. 32 f. befriedigend widerlegt. Von §. 34. an folgen dann noch einige Fragen, welche die Anwendbarkeit des Lehntexts betreffen. Unter dem *filio* II. F. 45. sind auch entferntere Descendenten begriffen. Das Gesetz ist auf alle Lehen, selbst die, welchen die Fideicommiss-Eigenschaft beygelegt ist, anzuwenden. Die Fälle, die man gewöhnlich ausnimmt, machen entweder keine Ausnahmen, oder sie sind unter der Regel gar nicht begriffen, wie z. B. wenn dem Sohne die väterliche Erbschaft nicht zugleich mit der Lehnsfolge zufällt. Zuletzt zeigt der Vf. noch, dass der Sohn sich der Wohlthat des Inventars bedienen könne, jedoch nur, um sein eigenes Vermögen zu sichern, nicht um von der Uebernahme der Erbschaftslasten und Verwendung des Lehens und dessen Früchte zu diesem Zwecke frey zu werden. Wir sind dem Vf. das Zeugniss schuldig, dass er seine Hypothese gründlich durchgeführt hat. Nur vermisst man hie und da logische Ordnung und Gedrängtheit. Auch ist der Stil etwas schwerfällig, und nicht ganz correct. Besonders liebt der Vf. einen undeutschen Gebrauch des Particips *habend;* er sagt: besessen *habenden* S. 19. verwirkt *habenden* S. 37. eingewilligt *habenden* S. 92.

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 8. April 1806.*

## *ARZNEYGELAHRTHEIT.*

JENA, in d. akad. Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, von D. *Troxler*. 1803. 171 S. 8.

*Ebendas.*: *Versuche in der organischen Physik*, von D. *Troxler*. 1804. 525 S. 8.

WIEN, b. Camesina: *Grundriß einer Theorie der Medicin*, von D. *Troxler*. 1805. 395 S. 8.

Das wissenschaftliche Gewühl der modernen Speculation im Reich der Medicin giebt seinem Innern und Aeussern nach eine traurige Aussicht für die Ansprüche auf eine feste Begründung der Theorie. Es ist noch ein heilloses Spiel, welches ein eingebildetes Wissen mit dem ungeregelten Kennen treibt, es sind noch dunkle Ahndungen, die man zu bald als die herrlichsten Deutungen emporhebt, und in der kaum begonnenen Dämmerung rennt und stösst noch alles gegen einander. Es ist voraus zu sehen und zum Theil schon eingetroffen, dass die, dem einen Boden der Naturphilosophie entkeimten, medicinischen Theorieen sich in kurzem so schneidend widersprechen werden, als irgend jemals zwey verschiedene Meinungen in der Medicin. Hr. *Troxler*, dessen Werke unter die jüngsten und kräftigsten Triebe dieser Schule gehören, sah frühzeitig schon die Unzulänglichkeit mancher, daher entsprungnen, Meinungen ein. Er fühlte die Missverhältnisse, die sogleich und immer entstanden, wenn die Apostel der Erregungstheorie (selbst der begründet seyn sollenden) ihre Allgemeinheiten auf das wirkliche Leben beziehen wollten. Sein genialischer Geist liess die Formen der Schule, die ihn beengten und dort festhielten, wo er nichts erwarten konnte, zurück, und in dem ersten Andrang seiner Ahndungen entstand ihm seine erste Schrift (Nr. 1.), von der schon manches in Nr. 2. eine andere Gestalt erhielt. Beide berechtigten zu der Erwartung eines neuen Productes seines fruchtbaren Genie's, wodurch nicht nur das, noch lose zusammenhängende, vereinigt, sondern auch die ganze Ansicht des Vfs. mehr mit dem, was vor und neben ihm gedacht und gesagt war in Einklang gebracht, oder bestimmter davon getrennt, sie selbst aber durch die ganze Medicin durchgeführt würde. Nr. 3. erschien, und Rec. ist verlegen, wie er diese Schrift einführen soll. In der Eile entworfen, wie wohl auf eine Ansicht gegründet, die Hr. *Tr.* Ehre macht — vielleicht früher für eine weitere Ausführung bestimmt, widerspricht es den meisten der in Nr. 1. aufgestellten Ideen — das übrige tritt in vervielfachter Beziehung und in neuer Gestalt auf. An Nr. 2. reiht es sich mehr an. Ob und wie die Theorie des Vfs. sich an das Gleichzeitige anschliesst, ob und wie sie als vollständiges Ganze die Fülle ihrer Objecte erschöpfe und in sich klar und durchgeführt sey, wird aus ihrer Entwicklung und Prüfung selbst hervorgehn. Indess ist vorher noch einiges abzumachen. Hr. *Tr.* will als Reformator in der Medicin auftreten und eine neue, aber nach seiner Ueberzeugung wahre Theorie, und mit ihr einen, vom bisher Gewöhnlichen abweichenden, Inbegriff von Normen und Daten für die Jaterie aufstellen. Die Verhältnisse aber, in welche er als solcher tritt, scheint er nicht zu kennen, sonst würde er seine Producte nicht in einer, so wenig geniessbaren, Form gegeben haben, und nicht mit so ungeschickter Manier über alles hergefallen seyn, was ihm nicht gefiel, und das ist sehr viel. Kaum ist noch ein wissenschaftliches Verhältniss der Medicin, kaum noch eine ihrer Formen in der Wirklichkeit, in der praktischen Sphäre und im Staat übrig, die er nicht toll bestürmt, umwirft, lästert und geisselt, um seine Idole im Ton der Anmassung aufzustellen. Man nehme diese beiden — gerade diese beiden — Fehlgriffe zusammen — und man wird bedauern, dass das Gute mit dem Verwerflichen verloren gehen muss, zumal da des Vfs. Gebäude wenigstens noch nicht genug begründet ist. Gewiss — es gehören eine mehr berechnetere Kraft und geschicktere Eingriffe dazu, um irgend eine universelle Richtung wissenschaftlicher Ansichten aus dem Gleise zu rücken, und auch zugleich die Neue fest und für die Dauer zu begründen. Die Form der *Troxlerschen* Schriften hat zwar weniger abschreckendes, als *die* von manchen andern, indess damit ist noch nicht viel gesagt. — Nicht Terminologie und Sprache, sondern Einkleidung, Ideenverbindung, planmässige Ordnung sind die Vernachlässigten, wiewohl man auch Affectation in der Sprache und unverständliche Perioden findet. Gerade für sein ungezwungnes Ideenspiel sollte der Vf. mit bestimmten Ruhepunkten, Inhaltsanzeige des Einzelnen und seiner Uebergänge und Beziehungen schreiben. Unnöthige Weitläuftigkeit, sinnverstellende Kürze, Inconsequenz und gezwungene Consequenz in aufgestellten Entsprechungen; Episoden und Wiederholungen, die es nicht scheinen sollen; Flüchtigkeit der Ausarbeitung und Planlosigkeit der Zusammenstellung des Einzelnen geben den Schriften des Vfs. eine eigne widrige Form. Die Interpunktion ist vernachlässigt, die Druckfehler sind häufig. Endlich ist noch eine sonderbare Affectation des Vfs. zu rügen. Er vermeidet alle Erörterung von Gegenständen, die schon irgend

irgend wo einmal behandelt oder zum Theil bekannt sind mit Aufopferung aller Deutlichkeit, und wo ihre Berührung nicht zu vermeiden ist; zerrt er die trivialsten Gegenstände so lang herum, bis man sie am Ende gar nicht wieder erkennt. Er giebt z. B. nirgends eine detaillirte Entwickelung der Wechselwirkung des organischen Lebens und seiner Aussenwelt, worauf Rec. weiter unten kommen wird. Hieher gehört auch noch die Mode des Vfs., Thatsachen und Bemerkungen anderer anzuführen, ohne die Quellen anzugeben, aus welchen er schöpfte. Endlich verdient auch noch die Art, eigne Grundsätze ohne Beweise oder Erläuterung einzuführen, vielen Tadel. Es mag diess letzte wohl einen löblichen Grund haben, und war allerdings vernünftig vom Vf. jene einschläfernde Weitläuftigkeit anderer seiner Zeitgenossen zu vermeiden. Warum aber das entgegengesetzte Extrem in einer Schrift, wo der Werth und die Vorzüge des Inhalts allgemeine Einsicht nöthig machen? Doch nun zur Prüfung des Inhalts.

Der Inhalt von Nr. 1. beschränkt sich auf die Entwickelung eines richtigen Begriffs von Krankheit, auf eine, bis jetzt noch nicht erkannte Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit derselben, auf eine Uebersicht des Verhältnisses der Aussenwelt zum Organismus und daraus resultirenden Sätzen für die Therapie. — Nachdem (bis S. 28.) gezeigt ist, dass die Versuche der Erregungstheorie, Krankheit mit Hypersthenie und Asthenie zu begreifen, nicht weiter als zu einem differenzirten Leben, oder blosser Modification desselben führe, welches doch auch schon in den verschiedenen Constitutionen liege mit dem, hier nichts sagenden, Unterschied, dass dort durch eine eingreifende Potenz, was hier im normalen Verlauf des Lebens geschehe; bestimmt er, dass Krankheit das *Inadäquatseyn der organischen Thätigkeit zu ihrem gegebenen Exponenten* sey. Nämlich der Organismus ist Thätigkeit und Product in Einem; darum muss die Erstere in dem Letzteren real und an eine gewisse Breite gebunden auftreten. Diese Breite fällt aber mit dem Exponenten zusammen. (Diese ganze Entwickelung ist nur die, weiter ausgeführte Idee *Schellings* vergl. *erster Entwurf* u. s. w. S. 256. 273. *erste* Ausgabe). — Etwas unhöflich werden *Kilians* Definitionen der Krankheit bespöttelt. Die Definition des Vfs. möchte aber wohl nun auch in einer anderen Gestalt auftreten, da er in Nr. 3. festsetzt, dass das Product gleicher ursprünglichen Differenzirung als die Thätigkeit fähig ist. Dort giebt er aber gar keine. Uebrigens lässt sich die, für die Gesundheit bestimmte Breite, wo Differenzirung des Lebens Modification bleibt, weder aus dem Exponent im Product, noch irgend durch etwas, was der Vf. hier oder anders wo ausgedrückt hätte, erklären. — Es wird nun gezeigt, dass alles organische Leben, im Einzelnen, wie im Ganzen sich gleich und unter dem Schema der Linie aufzufassen sey, wo auf einen Pol + Contraction, auf den andern + Expansion (aber nicht als absolute, sondern immer nur relative Differenzen und Indifferenzen für sich) und in die Mitte eine Indifferenz von beiden falle. (In diesem Werk ist dem Vf. + Expansion noch immer = + Sensibilität oder Receptivität und + Contraction = + Irritabilität oder Actuosität. Darin ändert er irgend einmal seine Gesinnung). Von hier geht der Vf. zu den ursprünglichen Differenzen der Krankheit nach zwey Seiten über, für deren jede er in der Folge drey Entwickelungsstufen — Dimensionen auffindet. Die Grösse der Krankheit in eine bald grössere, bald geringere Anzahl erkrankter Theilganzen zu setzen, was bey der Eintheilung der Krankheit in allgemeine und örtliche geschieht, sey falsch, weil es nur die Wiederholung einer und derselben Grösse sey, die in allen ergriffnen Theilganzen wiederkehre, in so fern in allen ein identisches Leben der Thätigkeit liege. Sobald aber die Thätigkeit des Organismus der Determination von aussen folge (differenzirt werde), dann sey auch das Product nach Massgabe den fremden Bestimmungen Preis gegeben. Da nun aber jene Differenzirung drey Dimensionen durchlaufen kann; so müssen auch diese drey Verhältnisse in der Metamorphose des Products sich ausdrücken. Wenn der Vf. sich nun die Mühe giebt, zu zeigen, dass in der *ersten Dimension* die Pole in ihrer Entgegensetzung an den Endpunkten sich relativ überwiegen, oder dass die Indifferenz hier als Gleichgewichtspunkt zwischen den Polen, die organische Einheit der Länge nach und die Wirklichkeit der organischen Bewegung angegriffen sey; — dass in der *zweyten Dimension* die Pole — in sich disproportional, in Hinsicht auf ihre innre Indifferenz absolut sich überwiegen sollen; die Indifferenz aber den Polen selbst unterworfen, oder als Gleichgewichtspunkt in der Einheit *dieser* Individualität und die organische Einheit in der Breite, oder die Bewegung, der Möglichkeit nach, angegriffen seyn soll, — dass in der *dritten Dimension* ein Pol den andern aufnehme, die Indifferenz über die Pole hinausfalle, oder in ihren Innersten als Einheit von Contraction und Expansion überhaupt, und die Möglichkeit und Wirklichkeit der Bewegung angegriffen werde: so ist diess nichts als ein Versuch etwas anschaulich zu machen, von dem der Demonstrirende selbst noch keine reine Anschauung hatte — ein Versuch, etwas zu sagen, was nicht gesagt wird, ein Ringen der Ideen, was jeder Ueberzeugung vorhergeht. Warum gehen diese Ansichten eines und desselben Objects von so verschiednen Standpunkten aus? Gewiss, weil der Vf. den rechten noch nicht gefunden hatte, aber auch alles umfassen wollte, um ihn nicht zu verfehlen, woraus denn jenes gewaltsame Hindrängen widerstrebender Begriffe auf einen Punkt entsteht. — Die zweyte Dimension unterscheidet sich von der ersten, dass in ihr die Indifferenz ganz dem einen Pol unterworfen ist, und also die Krankheit in ihren Innersten *ganz* den Charakter der einen oder andern Differenz trägt, während in dieser zwar auch ein Missverhältniss zwischen beide Pole gesetzt ist, aber der unterliegende Pol noch seiner ursprünglichen Tendenz gemäss wirkt, nur *weniger* als im Normalzustand. In ihr liegt also die Indifferenz noch zwischen ihrem vorigen Stand-

Standpunkt und dem Pol, so wie in der zweyten Dimension auf den Pol selbst, wo sie gar nicht mehr als Gleichgewichtspunkt des ursprünglichen Gegensatzes zu betrachten ist, und also nicht mehr als Einheit der Factoren *dieser* Individualität. *So* bestimmt, widerspricht der Annahme dieser zwey Dimensionen die Natur keinesweges; jedoch wird nicht mehr zugegeben, als was verlangt werden kann, dass es immer nur verschiedene Grade eines Verhältnisses sind, die wir nicht einmal durch bestimmte Gränzen unterscheiden können. Die Auseinandersetzung der dritten Dimension fängt der Vf. mit der Behauptung an: „dass noch immer eine höhere Stufe von Krankheit möglich sey, da bis jetzt (in der zweyten Dimension) noch Contraction und Expansion im Gegensatz bestanden hätten." Es ist nun aber doch nicht zu läugnen, dass, so lang das Leben dauert und also auch in der höchsten Stufe der Krankheit (diese fällt aber nach dem Vf. in die dritte Dimension) dieser Gegensatz bestehen muss, mithin müsste der Vf. eine *höhere Stufe als die Höchste* statuiren, es sey denn, er läugne die Gegenwart jenes Gegensatzes wirklich. — Das Letzte ist der Fall: denn es ist die Rede von einem Angegriffenseyn der Indifferenz (mithin auch des Gegensatzes der Pole) in der dritten Dimension. Es fragt sich: wie kann sie noch höher angegriffen seyn, wenn sie einmal auf der Gränze des Lebens selbst, auf dem Pol (in dem Extrem der zweyten Dimension) liegt, ohne nicht auch zugleich gänzlich aufgehoben zu werden? Der Vf. spricht ja ohnehin von einem Hinausfallen der Indifferenz über den Pol. — Das soll doch wohl keine Modification des Lebens mehr seyn? Oder soll die dritte Dimension nur ein Verlauf vom Extrem der zweyten Dimension bis an das Hinausfallen der Indifferenz über den Pol seyn? Das wäre mit andern Worten soviel als *ein Verlauf von der Gränze des Lebens in Tod*. Aber hier liegt kein Punkt dazwischen. Die leiseste Bewegung des Angegriffenseyns ist eine Bewegung von Leben in Tod. Wie kann aber der Vf. diesen Act der „Vernichtung des organischen Gegensatzes in seinem Innersten und durchaus" als eine Krankheitsstufe aufstellen; wohin er eine Menge Krankheiten setzt? Es liess sich diess nur dann (zum Theil) vertheidigen, wenn in allen diesen Krankheiten nur ein theilweises Absterben statt fände, und also Leben neben dem Tode läge. Mit den, vom Vf. hieher gestellten Krankheiten reimt es sich zusammen, obschon nicht der mindeste Grund da ist, diesen Zustand zu einer Krankheitsdimension zu machen. — Die Bestimmung der Metamorphose soll von der Intensität der, die Krankheit veranlassenden Potenzen abhängen. „Je nachdem der Einfluss in das Innre des Lebens eingreift wird ein Hervortreten eines unorganischen Prozesses im Organismus geschehn." Wenn der Vf. diess im Sinn eines *stärkeren oder schwächeren Hervortretens* sagte: so würde man ihm beypflichten müssen. Wenn er aber behauptet, dass von der Intensität des Einflusses das Hervortreten einer electrischen, magnetischen oder chemischen Form der Krankheit abhänge: so braucht man nur Nr. 3. nachzusehn, um von dem Vf. selbst zu erfahren, dass diese Formen schon in dem Leben selbst und nicht erst in dessen Anomalieen zu suchen sind; dass ferner nicht die Intensität der Einflüsse, sondern verschiedene Klassen von Einflüssen diese Formen bedingen. Nach der Meinung des Vfs. müsste nämlich die Intensität des Einflusses hier in so fern berücksichtiget werden, als dieser das Leben auf die erste Dimension der Differenzirung = relative Duplicität, oder auf die zweyte = relative Identität verlegt, was sich aber gar nicht mit der, ihrem qualitativen Charakter angemessenen Tendenz der äusseren Einflüsse zusammenreimen lässt, so wenig als jene Verschiedenheit der Metamorphose mit diesem einfachen Verhältniss der Dimensionen. Der Vf. bleibt sich aber auch in anderer Hinsicht nicht treu: denn er vertheilt die elektrische Form der Krankheit an verschiedene Theilganze, da doch ihr Charakter (der in der ersten Dimension ausgedrückt ist) im Leben jedes Theilganzen und nicht erst in deren synthetischen und antithetischen Verhältnissen zu suchen wäre. Die electrische Form soll durch Ausgleichung differenter Qualitäten bedingt seyn. Das Entsprechende im Organismus findet der Vf. in Krankheiten mit Paroxismen, namentlich katarrhalische, rheumatische, arthritische, convulsivische und die (deren Benennung) von ἄκρα (ποδάγρα!!!) und ἄλγος herzuleiten sind. Alle fasst der Vf. unter dem Begriff spasmodischer zusammen. Die Belege sind meistens von wenig Werth, z. B. dass diese Krankheiten an der Fläche verweilen sollten; dass sie durch Binden der Glieder, wie durch Isolation gehemmt würden; dass sie — wie Electricität mit Cohäsionsveränderung enden u. s. w. Die magnetische Form soll durch den Ansteckungsprocess eingeleitet seyn, weil die Ansteckung dem Magnetismus entspreche, wo nämlich ein Körper, mit dem andern in Berührung gesetzt, ihm eine adäquate Beschaffenheit mittheile. (Was es heisst, dass „der Magnet mit dem identischen Pol zusammenhänge und, durch denselben integrirt, von seiner Indifferenz aus die Differenz erhöhe," versteht neben Rec. mancher andere und wohl auch der Vf. selbst nicht?). Die contagiösen Krankheiten sollen meistens ansteckend für eine gewisse Thierklasse seyn (gerade die hervorstechendsten *nicht*, Hundswuth, Kuhpocken und manche andere Ausschlagskrankheiten), die Bedingungen der Ansteckung soll Starrheit des ansteckenden Stoffs seyn (Eiter, Speichel?). Die Luft sey nur Vehikel. Der Magnetismus wirke in die Länge, eben so hieher fallende Krankheiten an einem lymphatischen Gefäss fortlaufend (??) — In Nr. 3. fällt diess alles weg, und Rec. glaubt also der Mühe überhoben zu seyn, darüber Worte zu verlieren. — Der Charakter der chemischen Form ist, dass in ihr der Organismus in dem Grund seines Bestehens angegriffen wird. Ihre Vollendung ist Desorganisation. Der Vf. stellt hieher die *colliquativen* Krankheiten, wo die organische Substanz der Aussenwelt assimilirt wird. Reinste Formen sind Entzündung, Eiterung und Brand. Der Vf. geht davon aus, dass alle Entzündung eine Annäherung zur Auflösung der

der organischen Individualität verrathe. Dass Entzündung *nur* durch bedeutende Eingriffe von aussen gesetzt sey, ist in der Wirklichkeit nicht bewährt. — Das Wesentliche dieser Krankheit sey excessivste Contraction oder Expansion, und diese in jedem Theilganzen des Organismus, und nicht bloss in den Gefässen möglich. Dem ungeachtet demonstrirt der Vf. den Verlauf der Entzündung in dem einfachen Gegensatz von Vene und Arterie. „Durch aufgehobene Relation von beiden ist erst Congestion gesetzt (ob und wie sich die Phänomene der beiden ersten Dimensionen dabey verrathen, ist nicht weiter angezeigt, so nöthig es auch gewesen wäre). Sobald die Indifferenz angegriffen wird, stellen sich Schmerz, Geschwulst und Röthe ein. Dass *sie* und mit ihr das innre Bestehen aufgehoben sey, beweist die folgende Eiterung; denn diese setzt Trennung des Zusammenhangs — zerstörte Organisation voraus. Die, dadurch differenzirten Pole verfolgen frey ihre Tendenz. Nun tritt das Blut zwischen beide, durch welches sie sich wieder potenziren, was bey vorhergehender Stagnation nicht möglich war (warum nicht?), und so zu Leitern werden, mittelst deren sich die ganze Stelle reconstruirt. Dadurch erleidet das Blut eine Veränderung, und in diesem depotenzirten Zustand — vielleicht durch Entziehung von Kohlenstoff und Sauerstoff — wird es Eiter." — Der, *nur* nach geschehner Trennung eintretende Einfluss des Blutes, so wie überhaupt des Vfs. Meinung von Stagnation und *Dazwischentreten des Blutes* ist ein Räthsel. Was die Hauptsache, nämlich die Trennung des Zusammenhangs in der Entzündung und den Regenerationsprocess in der Eiterung betrifft: so stimmen wir gern dem Vf. bey. „Wenn aber nun mehr abstirbt, als sich regenerirt: so tritt Vereiterung ein — nothwendig aber bey fortdauernder Entzündung, deren erneuerte Tendenz den Heilungsprocess der Eiterung immer wieder vernichtet. Der höchste Grad wird Brand — Auflösung ohne Regeneration, Sphacelus durch excessive Contraction, Gangrän durch excessive Expansion gesetzt. Trockner Brand ist ein rasches Absterben, feuchter zeigt noch immer einige Versuche, die Organisation im Einzelnen zu erhalten, und die wüstesten Phänomene von dem Erliegen des Lebens in einem scheusslichen Kampf." Mehr aus einander gesponnen treten alle diese Stufen in der Phtisis auf. Die Vereiterung soll sich vorzugsweise in der Pest und dem Kindbetterinfieber finden. Brand in *marasmus* und Raphanie. Sachkenntniss leitete hier gewiss nicht die Wahl des Vfs. Auch sprechen die aufgegriffnen Belege nicht gut an. Gelingt es ihm aber nur eine Krankheit in die dritte Dimension, ohne nicht auch Tod neben das Leben zu stellen? Denn was ist es, das die verschiednen Stufen von Entzündung, Eiterung, Vereiterung, feuchtem Brand zu Modificationen *eines* Absterbungsprocesses macht, als das Verhältniss des daneben liegenden Lebens? Selbst in der Phtisis sind es ja nur die colliquefacten Theile, neben welchen, als völlig abgestorbenen, noch ein mattes Leben schlägt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

## KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Hamburg*, b. Bohn: *Lübeck und Hamburg*. Bey Gelegenheit des dreyssigsten Junius 1803., an welchem des Hn. *Friedrich Daniel Bohn*, Doctors der Philosophie und Rectors des lübeckischen Gymnasium, vierzigjähriges öffentliches Lehramt von seinen würdigen Amtsgenossen, von seinen edeln Söhnen, von vielen ihm herzlich ergebenen Mitbürgern, von seinen dankbaren Schülern, und von mir, seinem seit acht und vierzig Jahren innigsten Herzensfreund, *Johann Heinrich Vincent Nölting*, Professor in Hamburg, gefeyert ward. 1804. 88 S. 8. (8 gr.) — Wenn man, bey Ansicht der drey ersten Worte dieses *langen* Titels, etwa eine Parallele der beiden benannten Schwesterstädte, in diesen Bogen erwartete, so würde man sich durch den Inhalt sehr getäuscht finden. Die Brochüre enthält eine unendlich weitschweifig vorgetragene und mit zahllosen Mikrologieen durchwebte Erzählung von den freundschaftlichen Verhältnissen des Vfs. mit mehrern Lübeckern, von verschiedenen nach Lübeck gemachten Reisen, und von der auf dem Titel der breitern namhaft gemachten Jubelfeyer seines Freundes *B.*, bey dessen Freundschaftversicherungen Hr. *N.*, wie es in der Dedication heisst; „sein Haupt erhebt und dadurch seiner Länge *wenigstens einen Zoll* hinzusetzt; und sich so glücklich, wenn nicht noch glücklicher fühlt, *als weiland Seine Majestät Salomo in aller ihrer Herrlichkeit mag gewesen seyn.*" — Statt weiterer Bemerkung über diese, an sich selbst wohlgemeinte, aber doch wohl keinem, als dem Freund den sie gilt, allenfalls interessirende Gelegenheitsschrift, will Rec., zur Bezeichnung des Tons und Inhalts, ein Paar Perioden, so wie sie ihm in die Hand kommen, ausheben. „Auf einem der Spazierwege des wandsbeckischen Gehölzes erblickten wir ihn" (einen unvermuthet aus Lübeck angekommnen Freund) — „und freuten uns wie die Weisen aus dem Morgenlande, als der Himmelsglanz, welcher ihr Geleitsmann war, über dem Hause des in Bethlehem Gebornen, den sie suchten, stillstand (Matth. 2, 9. 10.)." — — Ein Stück der Abschiedsscene des Vfs. von seinem Jubelfreunde, ist so vorgetragen: „Meine Erinnerungen, mein Augenmerk, meine Empfindungen, und mein Vorgefühl der Trennung brachten mich in ein Gedränge, dessen Wahrnehmung vorzubeugen ich zur *Vielsprecherey* meine Zuflucht nahm, einem Mittel; welches in einem solchen Fall angewandt, wenigstens bey mir, nur auf eine kurze Zeit hilft. So bald ich das empfand: entsagte ich ihm, und rettete mich aus der anwandelnden Verlegenheit durch einen Abschied ohne Worte, deren ich auch nicht mächtig war. Ich weiss nicht, von wem das Urtheil herrühret, dass der innigste Schmerz stumm sey; *aber dass er wahr geredet habe, weiss ich* etc."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 9. April 1806.*

## *ARZNEYGELAHRTHEIT.*

Jena, in d. akad. Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, von D. *Troxler* u. s. w.

*Ebendas.*: *Versuche in der organischen Physik*, von D. *Troxler* u. s. w.

Wien, b. Camesina: *Grundriß einer Theorie der Medicin*, von D. *Troxler* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 84. abgebrochenen Recension.*)

Die Reflexion der Krankheit nach synthetischen und antithetischen Verhältnissen der Theilganzen im Organismus gegen einander und zum Ganzen giebt uns aber erst das Wirkliche der Erscheinung (welcher Satz sich aber erst in Nr. 3. durchgeführt findet). Hier entwickelt nun der Vf. die Idee des Fiebers und der Krisen, und einiger angränzender abnormen Bewegungen des Lebens daraus. Das kömmt bey Nr. 3. alles wieder zur Sprache, wo es auch an den nöthigen Parallelen nicht fehlen soll. — Der Uebergang der Nosologie in Therapie und was zunächst dahin fällt, ist gut, — vollständiger im vierten Aufsatz von Nr. 2. gezeigt. Der Vf. betrachtet nun hier, was nach seinen, in späteren Schriften geäusserten Meinungen als Fehlgriff erscheint, das Verhältniss der Aussenwelt zum Organismus im Sinn der Heilmittellehre. Er geht von dem Grundsatz aus, „dass Organismus und Aussenwelt Producte einer schaffenden Natur sind, und dass eine Norm der Ausbildung über beiden schwebe. In beiden geschieht die Potenzirung des *einen Identischen* nach zwey Richtungen, die sich wie allgemeines und besonderes verhalten. Wir finden dieses in der Aussenwelt — Wasserstoff und Sauerstoff das Allgemeine, Stickstoff und Kohlenstoff das Besondere im chemischen Process darstellend, in so fern jene die stete Tendenz zur Vereinigung haben, und sich in der In- und Auseinanderbildung der beiden andern stets thätig zeigen. Die beiden ersten drücken an sich die Influenz der Sonne auf die Erdsubstanz aus. Oxydation und Desoxydation sind Processe, durch diese beiden Pole erregt, die in ihrer Einheit erst Princip des chemischen Processes werden. (Dass man den Einfluss der Sonne als das Stiftende des electrischen und chemischen Processes ansah, ist bekannt. Dabey bleibt auch im Ganzen der Vf., nur weicht er darin bedeutend ab, dass er den Sauerstoff keine so unumschränkte, und den Wasserstoff keine so zweydeutige Rolle in dem Lebensprocess der Erde spielen lässt, als den speculativen Auslegern der Natur vorher beliebte, ihnen zuzuschreiben. Wer sich überhaupt für diese Ansicht des chemischen Processes im Allgemeinen erklärt, wird auch der Meinung des Vfs. viele Vorzüge einräumen müssen. Aber nicht nur in diesen angegebenen Punkten weicht er von den andern ab, sondern auch darin, dass er nun nicht mehr den Sauerstoff als negativen Reiz den andern als positiv reizenden, sondern ihn, auf gleicher Stufe mit dem Wasserstoff, dem Kohlenstoff und Stickstoff entgegensetzt, jeden aber als einen, das Leben nach einer bestimmten Richtung potenzirenden, aufstellt, wie aus dem folgenden schon klar wird. Indess wird der Vf. in diesem Werk dieser Ansicht noch nicht recht mächtig, sondern sie entwickelt sich erst in Nr. 3. vollkommen.) „Jene zwey Pole der Sonneninfluenz verhalten sich so zu der Erdsubstanz, dass der Wasserstoff sich dem Stickstoff, der Sauerstoff dem Kohlenstoff entgegensetzt. Die zwey, so entstandenen Sphären greifen aber gegenseitig in einander ein." Als Belege giebt der V. einige Beweise für die innige Verwandtschaft der beiden ersten und der beiden letzteren, die nun freylich sehr an der Rinde stehen bleiben. Eine Verwandtschaft zwischen Sauerstoff und Stickstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff möchte er gern ganz aus der Chemie hinwegbringen, obgleich unter der Concurrenz der verschiedensten Stoffe bey der Gährung gekohltes Wasserstoffgas sich entwickelt, und der Sauerstoff dem Salpetergas nicht, wie der Vf. will, durch alle andern Substanzen entzogen werden kann, sondern im Gegentheil das letztere zu dem Sauerstoffgas eine starke Verwandschaft bey seiner Säurung in der atmosphärischen Luft zeigt. Warum vergass aber der Vf. das oxydirte Stickstoffgas so ganz, in welchem selbst der brennende Phosphor, Schwefel und Kohle verlöschen? — Diese Entgegensetzung einer Wasserstoff- Sauerstoffseite gegen eine Stickstoff- Kohlenstoffseite herrscht durch alle Schriften des Vf. — Wasserstoff und Stickstoff sollen nun im chemischen Process die Expansionsseite, Kohlenstoff und Sauerstoff die Contractionsseite darstellen. Dafür spreche, dass Leichtigkeit, Flüchtigkeit im abnehmenden, Schwere und Cohäsion im zunehmenden Verhältniss mit der Reihe von Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff stehen. (Die Benennung des Stickstoffs als „Mittelding zwischen Wasserstoff und Sauerstoff" ist ungereimt.) Hieran reiht der Vf. noch einige Erörterungen über die Substanzen der Aussenwelt, wie sie uns als Producte der Naturprocesse vorkommen, und durch ihre sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften den Charakter nach prädominirenden Stoffen, verrathen, wo z. B. süss und ätherisch dem Wasserstoff, Bitterkeit und *aroma* (?) dem Kohlenstoff, Enpyreuma und das Aetzen (?) dem Stick-

Stickstoff, Säure und Schärfe dem Sauerstoff zufällt. An das Ganze knüpft sich eine Tabelle mit manchen Fehlgriffen. Metallität steht in der Indifferenz von allem. Abgesehn davon, dass eine solche in der wirklichen Natur nicht existirt, fällt auch das Eisen in die Mitte der Metallität und nicht — wie hier — mit dem Wasser ihr zur Seite, als die primitivsten Differenzen aus ihr. Wasser verhält sich ohnehin zur Metallität nicht wie das Differentere zum Indifferenten, sondern ist auf seiner Seite eben so indifferent als diese, was auch der Vf. nach Nr. 3. annehmen muss. Die Mineralwasser stehen hier weiter vom Eisen als die Säuren; überhaupt ist es aber falsch, die Mineralwasser in Eins zusammen zu fassen. Die Gifte stehen an den Extremen (von ihnen wird bey Nr. 3. die Rede seyn). Die nächsten Substanzen, die sich an sie anschliessen, sind zur Hälfte willkürlich gestellt. Uebrigens äussert der Vf. in Nr. 2. einmal schon ein Missfallen an dieser Tabelle." Diese Elemente der Aussenwelt wirken in ihren verschiedenen Synthesen auf den Organismus, der Tendenz nach, chemisch; finden aber mehr oder weniger (im Verhältniss ihrer absoluten Gewalt) in dem, auf ein individuelles Bestehen tendirenden Gegensatz (in der Indifferenzthätigkeit) des Organismus, ihre Beschränkung. Ihre verschiedenen Synthesen haben im Organismus (dem *mikrokosmus*) entsprechende Gegensätze. Im allgemeinen bringt der Vf. Stickstoff und Wasserstoff mit dem sensiblen, Sauerstoff und Kohlenstoff mit dem irritablen, und Metallität mit dem indifferenten System in Beziehung, so, dass Wasserstoff die Exp. Seite, Stickstoff die Contr. Seite des ersten, Sauerstoff die Exp. Seite, Kohlenstoff die Contr. Seite des zweyten, die Cohäsionsloseren Metalle die erstere; die cohärenteren die zweyte Seite des indifferenten Systems erhalten. Die Differenzirung des einen oder andern Systems wird immer durch den resp. Gegensatz gehoben, also z. B. Expansionsdifferenzen des sensiblen durch Stickstoff u. s. f. Der Vf. spielt mit einigen, sehr vereinzelten, Thatsachen recht gemüthlich, hält sich aber an keine näheren Bestimmungen dieser Differenzirungen, sondern immer an Hypersthenie und Asthenie, weshalb man ihm auch nicht nachkommen kann. In Nr. 2. und 3. dringt er vorzüglich auf eine, mehr determinirte Beziehung der Synthesen der Aussenwelt auf das Leben, in Nr. 3. fallen aber *diese* therapeutischen Spiegelfechtereyen ohnehin über den Haufen. Die Lehre des Vfs.: *„leise Uebergänge und die zwischen den Polen liegenden Synthesen zu Heilmitteln zu wählen,"* ist viel zu voreilig: denn weder er, noch ein anderer haben jene Synthesen, oder ihre Beziehungen aufs Leben gezeigt, und eben so wenig hinlänglich geordnete und geprüfte, Thatsachen geliefert. S. 155. thut der Vf. einen Ausfall auf diejenigen, welche glauben, dass die Narkotika als kohlenstoffhaltig die Sensibilität potenziren, und setzt diess weitläuftig aus einander. Warum zeigte er nicht *jenen*, diesem zu Grunde liegenden, Elementarsatz seiner Theorie an, nach welchem die, auf das Leben wirkenden, Einflüsse nicht den entgegen gesetzten Pol steigern, sondern nur den befreundeten, und jenen nur zur Reaction erregen, zu welcher Annahme wir nur die vom Vf. aufgestellten Gegensätze und Beziehungen im Leben und der Aussenwelt setzen müssen, um alle jene Widersprüche des Vfs. gegen andere Theorien zu durchblicken. Er hütet sich aber sichtlich durch das Ganze (was von allen seinen Schriften gilt) vor näheren Erörterungen über die Fundamentalansicht des Lebens; in Hinsicht auf den Sinn jener ursprünglichen Factoren des Lebens, die er confus parallelisirt, so wie er auch vieles in Nr. 3. anders sagt, das meiste übergeht, manches noch dunkler macht, wovon zu seiner Zeit mehr.

Die, in Nr. 2. zusammengefassten Abhandlungen sprechen für sich. Sachverständige von engerem Ausschuss werden gestehen, dass des Vfs. Blicke tiefgreifend, dass seine Bilder lockend, seine Deutungen vielversprechend, seine Schöpfungen originell sind; wiewohl er bey letzteren nicht oft daran gedacht haben mag, dass die wirkliche Welt mehr aus der Ideenwelt zu enthüllen als in sie einzuhüllen sey. Scharfsinn, Gedächtniss, Phantasie und alle jene glücklichen Talente, die nur zu oft beweisen, dass aus einem gegebenen Object, ausserdem, was es ist, noch alles zu machen sey, gaben ihm Mittel an die Hand, seinen Schöpfungen wenigstens eine scheinbar wirkliche Aussenseite zu geben, wobey er sich aber auch die Freyheit heraus nimmt, Modificationen der Wirklichkeit anzubringen, wo es ihm beliebt. Das Ganze zerfällt in sechs grössere Aufsätze und einige Lückenbüsser, die ausser der Medicin und Physiologie in die Naturgeschichte eingreifen und in verschiedenen Zeiten entstanden seyn mögen. Sie hängen mehr oder weniger zusammen, und die drey ersten scheinen sich aus einander entsponnen zu haben. Rec. beschränkt sich vorzüglich auf die Anzeige und Prüfung derer, die mit der medicinischen Theorie des Vfs. in näherm Zusammenhang stehn. *Erster* Aufsatz: *Ueber die Sinne und Elemente der Sensation.* Sensation ist das Product der Determination von aussen und Action von innen. Das Empfindende in seiner höchsten Identität in der Wechselbeziehung mit der Natur, ist Selbstgefühl. Es findet im Schlaf, Traum, dunkeln Empfindungen, Hunger, Durst, Schmerz, dunklen Trieben der Thiere (z. B. Wetterkunde) statt. Aber nur der Mensch ist sich dessen bewusst. Rec. möchte es lieber das Gefühl der eignen Vielheit oder Differenz nennen: denn es ist hier ein inneres erregendes Causalmoment, so wie beym Sinn ein äusseres, und läuft also auf eine innere Entzweyung zurück, auf eine Wechselerregung die der Vf. nur für den einzigen Traum statuirt. „Sobald das Selbstgefühl über die Einheit des Individuums hinausgeht, wird es Sinn. In der äussern Natur liegt nur das objective Causalmoment; das Empfundene aber selbst liegt in unsern Sinnen. In jedem Sinn ist eine Beschränkung einer Determination von aussen gesetzt; aber Beschränkung besteht nur in der Aufhebung der Ewigkeit und Unendlichkeit, in der Limitation von Zeit und Raum. Wie aber diese beide nach ihren drey Dimensionen ausgelegt sind, so werden

den sie unter diesen von den Sinnen aufgefasst. Nämlich die Sinne für den Raum begreifen ihn nach Länge, Breite und Tiefe, durch Getast, Gefühl und Gesicht; die Sinne für die Zeit fassen sie nach Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit, mit Geruch, Geschmack, Gehör auf." Bey Betrachtung der drey letztern kömmt der Vf. vorzüglich darauf zurück, dass durch sie sich die innere Seite (die Intensität) der Körper unsern Sinnen verrathe. Auch gelingt es ihm nicht, jene Momente der Zeit mit den angegebenen Sinnen in nahe Beziehung zu bringen. Ueber Licht, Schall und Atmosphäre sagt er einiges Bemerkenswerthe. Die Durchhörbarkeit der Luft und die Möglichkeit, durch ihre Mitwirkung die Individualität der Töne oder viele Töne zugleich zu hören, fand Rec., ungeachtet des hohen Tons des Vfs, nicht entwickelt. Zuletzt kömmt dieser wieder an die Doppelseitigkeit der Sensation, wo er, von der Originalität seiner Idee zur Begeisterung hingerissen, zeigt, wie die sinnliche Sphäre des Individuums in den Sinnen für die Zeit durch die Sprache, in den Sinnen für den Raum durch die Zeugung in die Gattung hinauslaufe. Was Geruch und Geschmack mit der Sprache, Gesicht mit der Zeugung zu thun habe, wird der Vf. noch genauer untersuchen. An diesen Aufsatz reiht sich ein andrer; *Ueber das Problem, die Thiere zu ordnen.* In der Verschiedenheit der Thierklassen nach den vorwaltenden Sinnen, will der Vf. den innern Charakter der, schon angenommenen, sechs Thierklassen finden. Er scheint nämlich nicht zu wissen, dass man die Thiere auch anders klassificirt hat, und dass gerade die *Blumenbach'sche* Classification, welche der Vf. annimmt, unter den Würmern Thiere zusammenfasst, die in Hinsicht ihres Innern und Aeussern so verschieden und vielleicht verschiedner sind, als die Repräsentanten der Insekten und Wurmnatur. Er hat aber den Vortheil, in dieser Classification, seinen sechs Sinnen entsprechend, gerade sechs Thierklassen zu finden, und nun erhalten die Würmer das Getast, die Insekten das Gefühl; die Fische den Geruch, Amphibien den Geschmack, Vögel das Gehör, Säugthiere das Gesicht. *Gegen* das Getast der Würmer, den Geruch der Fische und Geschmack der Amphibien läst sich mehr aufstellen als der Vf. *dafür* sagt; bey den übrigen läst sich eben so viel *dagegen*, als *dafür* sagen. Ueberhaupt hat aber der Vf. damit noch weiter nichts gethan, als zu den alten Unterscheidungsmomenten ein Neues hinzugefügt, was nicht ausreicht. Aber er geht noch weiter und versucht die Totalität im Einzelnen aufzeigen, d. h. alle sechs Klassen in einer. Zu diesem Behuf raffte er nun alles, was nur als Unterscheidungsmerkmal dienen kann, vorwaltende Sinne, Gestalt, Farbe, Heimath, Nahrung, Gewohnheit u. s. w. zusammen, und alles, was die Naturgeschichte Wahres und Irriges, seine Phantasie Sinnreiches und Fades bot, um alle Klassen in jeder als Unterabtheilung nachzuweisen. Er macht die Säpie zum Vogel unter den Fischen, weil sie sich aus dem Wasser erhebt; er vergleicht den Ibis und Chamäleon, weil jener viele Farben hat, dieser zu haben scheint; er findet Entsprechungen zwischen Amphibien und Sumpfvögeln, weil jene von diesen gefressen werden; zwischen Schlangen und Insekten, weil die Brillenschlange geschickt mit ihren Hörnern raubt, die Klapperschlange ein Geräusch macht, wie manche Arten der letztern; zwischen Bär und Insekten, weil beide gefräsig sind, weil diese stechen und jener wegen seines dicken Fells nicht gestochen werden kann, weil jener das Honig frisst und diese — machen. In dieser Manier abzutheilen findet freylich nicht das Todte, Einseitige nach Fresswerkzeugen und Fusszehen statt; allein noch etwas viel Schlimmeres, nämlich die Möglichkeit, alles (auch das, was der Vf. hier giebt) über den Haufen zu werfen, dadurch dass man nicht gebunden ist, sich an dieses oder jenes Hervorstechende zu halten, sondern bey der Mannichfaltigkeit der Phänomene, bey dem Unvermögen, das charakteristisch Prädominirende immer abwärts zu verfolgen, jedem Einfall, jeder oberflächlichen Bemerkung, jeder Faseley Gewicht geben kann, wie der Vf. zur Gnüge bewiesen hat. Vielleicht ist der ganze Aufsatz nur ein Scherz des Vfs.: denn Rec. kann sich nicht vorstellen, wie er mit dem Wenigen, was ihm *Blumenbachs* Handbuch (sein einziges Evangelium, in welchem sich auch fast alle jene empirischen Kenntnisse finden) gab, eine neue Ordnung in der Naturgeschichte zu predigen, sich unterfangen könnte. *Dritter* Aufsatz: *Fragmente einer Zoologie.* Dieser Aufsatz hat, trotz der abermaligen Spielereyen des Vfs., viel Werth. — Nachdem ziemlich breit dargelegt ist, dass es ein Leben und ein Organismus sey, welcher in subjectiver Gestalt als Seele, in objectiver als Körper sich offenbare; wird gezeigt, dass es Unrecht sey, die Seele als ein heterogenes Wesen in den Körper zu kerkern; und alle jene Verwirrungen und Widersprüche, wo man das Leben zum Spiel mechanischer oder chemischer Kräfte machte und — nicht ausreichende — specifische Körper und Geisteskräfte zu Hülfe nahm, wären aus diesem Missgriff entstanden. „Subjectivität und Objectivität des Lebens sind nur Formen einer, an sich identischen Existenz. Wir fassen sie nach ihrem innern Charakter als Selbstbewusstseyn und Reproduction auf. Aber jene, dadurch entstandnen, primitiven Sphären des Lebens können sich selbst nur unter wiederholter Entzweyung darstellen, welches zwar immer nur eine Wiederholung des Allgemeinen im Besondern ist, aber uns doch im Einzelnen jene primitiven Differenzen giebt, die wir den Grundsystemen des Organismus unterlegen, und so finden wir in der subjectiven Sphäre (im physischen Leben) wieder ein System mit subjectiven und objectiven Functionen, Intelligenz und Sensation. Dasselbe findet sich in der objectiven Sphäre (physisches Leben) in der Assimilation und Egestion; Assimilation und Intelligenz drücken nach innen gehende, Egestion und Sensation nach aussen gehende Functionen aus." Diese, übrigens richtige und naturgemäse, Entwickelung des Organismus ist hier zu kurz und flüchtig behandelt und in der Auseinandersetzung unbefriedigend. Auch hätte der Vf. hier mehr sollen diese, und die von ihr ganz verschiedne, in Nr. 1. gegebne Ansicht des organischen Lebens gegen

gen einander stellen, und lieber über die Nichtigkeit der Annahme eines, als indifferent zwischen die andern hingestellten, reproductiven Systems etwas mehr, und über die Trennung des Organismus in Geist und Körper etwas weniger sagen sollen. Jenes indifferente System führt er ja selbst noch in Nr. 1. mit vielen Beziehungen auf, ob er schon in einem der folgenden Aufsätze eine beissende Note über dessen Annahme fallen lässt. In jedem dieser Systeme kehrt nun jener *typus* wieder, der von einer Seite im Reich der Sensation (im *ersten* Aufsatz) nachgewiesen wurde. Dort aber gab der Vf. eine doppelte Ansicht dieses *typus*: *Erstlich* wies er eine objective und subjective Seite der Sensation nach, und also müsste dieses in jedem System hier wiederkehren; allein das findet sich *hier* nur von Seiten der Intelligenz nachgewiesen, Egestion und Assimilation bleiben in ihrem einfachen Gegensatz stehen. *Zweytens* wurde dort jede Seite der Sensation auf drey Stufen ihres Verhältnisses, die sich dort an die drey Dimensionen von Zeit und Raum knüpften, zurückgebracht. Einen ähnlichen Typus giebt der Vf. nun auch hier; dadurch entsteht folgendes Schema für die Systeme und ihre Functionen:

| *Subjective Sphäre.* | = | *Selbstbewusstseyn.* | | — *Objective Sphäre.* | = *Selbstreproduction.* |
|---|---|---|---|---|---|
| Intelligenz. | | Sensation | | Assimilation. | Egestion. |
| Erkennen. | Wollen. | Gehör. | Gesicht. | Circulation. | Muscular-Action. |
| Ueberlegung. | Leidenschaft. | Geschmack. | Gefühl. | Digestion. | Secretion. |
| Ahndung. / Erinnerung. | Trieb. | Geruch. | Getast. | Respiration. | Excretion. |

Der Vf. fügt noch hinzu, dass die Functionen der Intelligenz durch Geometrie und Arithmetik in Vernunft, die Sensationen durch Sinn für Musik und Malerey in Phantasie, Phantasie und Vernunft aber in das höchste Selbstbewusstseyn übergehn. (Um ihn hier nicht falsch zu verstehen, muss man eine Note S. 125. zu deuten wissen.) Es könnte hier scheinen dass bey genauer Durchführung ein durchkreuzender Widerspruch der Beziehung der einzelnen Functionen entstehen müsste, indem jede der Functionen der objectiven Sphäre in der subjectiven eine doppelte Beziehung erhält, die sich immer um die Hälfte wieder aufhebt. Der Vf. selbst verfolgt sie aber nicht so weit, sondern setzt immer einer Function der objectiven Sphäre den Innbegriff der zwey, in dem — ihr entsprechenden — System der subjectiven, auf gleicher Potenz stehenden Functionen gegenüber, aber doch lässt die einzelnen Functionen der Assimilationen in zwey zerfallen, um sie mit den entsprechenden Gegensätzen in dem System der Intelligenz in Harmonie zu bringen, z. B. Digestion in Digestion und Resorbtion — ihnen entgegen — Ueberlegung und Leidenschaft. Circulation in Function der Arterie und Vene — ihnen entgegen — Erkennen und Wollen. Die Entsprechung der auf einer Stufe der Potenzirung stehenden Functionen wird auch nur in so weit nachgezeigt, als die respectiven Systeme derselben, wie angezeigt, übereinstimmen. Die Beziehung der Sinnesfunctionen und denen der Intelligenz sind auch aus dem Schema und dem Gesagten klar, und Rec. glaubt sich nun zu folgenden Zweifeln berechtigt. Welcher innere Charakter spricht für eine solche Stellung der Functionen jeder Sphäre auf drey Potenzen? Auf die der Sinne nach ihren relativen Dimensionen sind sie doch nicht zu bringen? und im Uebrigen verlässt uns der Vf. Ist es selbst nur ein dunkeles Gefühl, welches ihm dieses Verfahren eingab? An Ausdrücken fehlt es dem Vf. nicht, diese den Sinnen entsprechende Potenzirung bildlich zu machen. Z. B. die Ahndung und Erinnerung zum Geruch, und diesen wieder mit dem Getast zur Excretion (wie kömmt die Erinnerung zum Geruch nach dem ersten Aufsatz?) oder alsdann Respiration zur Ahndung und Erinnerung („So wie in der Ahndung, gleichsam unter einem geheimen Flüstern des, sich ins Licht emporarbeitenden Geistes, die höhere Welt aufgeht: so beginnt hier unter dem Anwehen der äusseren Natur das untere Leben der Welt") oder Leidenschaft zum Gefühl. Kann Leidenschaft überhaupt für eine *Function* der höhern Sphäre gelten? Der Zusammenhang der Leidenschaft mit der Digestion in der Wirklichkeit ist eben kein anderer als der mit dem ganzen Blutumlauf, Muskelaction u. s. w. Der Vf. will sie aber vorzüglich zum Gefühl in Uebereinstimmung bringen, und nennt sie ein sich selbst steigerndes (sich schwellendes) Streben des Gefühlssinnes, in dem „schwellen und steigern" liegt doch wohl erst der Begriff der Leidenschaft? Ausserdem sind manche Beziehungen erzwungen, die mit den Sinnen nicht in Berührung kommen, z. B, das Wollen zum Sehen, ob schon der Vf. sagt, dass im Willen das Individuum sich selbst als Handelndes, und die Handlung als Wirkung dieser Anschauung übersähe, auch noch den, hier in keinen Zusammenhang stehenden, Scharfsinn zu Hülfe nimmt. Die Functionen der Intelligenz erhalten in Nr. 3. neue Verhältnisse. Was der Vf. hier von dem, durch Prävalenz des einen oder andern Systems gesetzten, differenzirten Wachen und Schlaf und die dadurch bestimmten Formen der Wirklichkeit sagt, widerlegt sich in Nr. 3., wo er diese Krankheitsformen in ganz andere Verhältnisse bringt. Zuletzt verliert er sich wieder in Reflexionen über Sprache und Zeugung, was ihn sehr zu interessiren scheint.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 10. April 1806.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Jena, in d. akad. Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, von D. *Troxler* u. s. w.

*Ebendas.*: *Versuche in der organischen Physik*, von D. *Troxler* u. s. w.

Wien, b. Camesina: *Grundriß einer Theorie der Medicin*, von D. *Troxler* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 85. abgebrochenen Recension.*)

An diesen *dritten* Aufsatz knüpft sich ein Anhang mit der Ueberschrift: *Sind die Thiere nicht individualisirte Systeme des Centralorganismus?* Wie in dem Menschen die Sinne in eine gleichmäsige allseitige Ausbildung treten, in dem generischen Thier aber immer ein Sinn in seiner Vollendung auftritt: so stellt sich auch in Hinsicht auf die Gesammtheit organischer Functionen, und zwar besonders der physischen Sphäre, der Mensch als Gesammtorganismus dar, und es müssen die generischen Thiere immer freylich in der Umfassung des Ganzen, aber mit Prävalenz des Einen oder andern erscheinen. Diess sucht der Vf. nachzuweisen. Es ist übrigens klar, dass diese Classification zu jener nach den Sinnen sich so verhält, wie im vorigen Aufsatz die Stellung der Functionen zu den Sinnen. Jene ganze Spielerey des Vfs. zeigt sich nur hier von einer andern Seite: Excretionen fallen an die Würmer, (warum bewundert und erhebt man nur die Ungemessenheit der Excretionen dieser Thiere und nicht die unermessliche Menge Thiere, welche sie hervorbrachten? Uebrigens findet diese Art Excretionen weder bey den *intestinis*, noch Mollusken, noch Polypen statt) Secretion erhalten die Insekten, Muskularaction die Säugthiere, (hier ist Muskularaction wohl am Auffallendsten, aber nicht am Vollendetsten), Fische die Respiration, Amphibien Digestion (*Weil sie lang hungern und also aus dem Ingerirten viel assimiliren können!* — also soll es wohl eine Vollkommenheit der Digestion dieser Thiere seyn, dass sie mit dem, was sie zu jeder Zeit ingeriren und assimiliren einmal länger ausreichen als das anderemal?), Vögel die Circulation. (Dass den Vögeln mehr die Circulation, den Säugthieren mehr die Muskularaction zufalle, wird ausser dem Vf. niemand finden.) — *Etwas über den Begriff negativer Einflüsse auf den Organismus.* Einzelne hier aufgestellte Meinungen des Vfs. hat Rec. benutzt um andere Sätze in den andern Schriften des Vfs. in ein helleres Licht zu setzen. Hier nur so viel: „Für die Erregbarkeit eines organischen Wesens existirt nichts Aeusseres, was entweder für sie gar nicht da ist, oder die Lebensthätigkeit erhöht. Die expansive Tendenz der Aussenwelt wird diejenige Tendenz im Leben, deren Indifferenzbestreben + Expansion ist, potenziren, deren Indifferenzbestreben + Contraction ist, depotenziren und umgekehrt. Im ersten Fall ist sie positiver, im zweyten negativer Reiz. Jede Tendenz der Aussenwelt trifft aber eine Entsprechende im Leben, und darum sind alle Reize positiv. Absolut negativ sind nur Reizentziehungen. (Um das Ganze zu fassen, vergleiche man, was zu Ende der Recension von Nr. 1. über eine, von andern abweichende, Idee des Vfs. gesagt wurde.). *Vierter* Aufsatz: *Was ist Medicin? Grundriß zu einer Encyclopädie derselben.* Medicin ist ein Wissen und Handeln, welches sich auf das Leben individueller Naturen unmittelbar bezieht, und kann einmal als Wissen in sich ausser allem Verhältniss, zweytens als Handeln in ihrer Objectivirung, in ihrer wirklichen Existenz im Staat betrachtet werden. Jenes ist dem Vf. das subjective Verhältniss der Medicin, diess das Objective. Im Subjectiven stellt sie sich *als Wissenschaft* = Physiologie dar. Diese zerfällt in drey Theile. Erstlich in den fundamentalen, wohin der Vf. die allgemeinsten Ansichten des Lebens in Hinsicht auf dessen ursprüngliche Differenzen setzt. Diese Ansichten werden hier oberflächlich, zu Anfang von Nr. 3. in *extenso* gegeben. Der zweyte Theil der Physiologie umfasst den Organismus in seinen wesentlichen Differenzen nach seinen primitiven Theilganzen. Dasjenige nämlich, was sich im Fundamentaltheil als Polarität zeigte, muss hier wieder als Indifferenz für sich aufgenommen werden, und hier liegen die ursprünglichen Systeme des Organismus. Der dritte Theil entwickelt den Organismus in seinem concreten Daseyn, — das Kapitel von den Functionen und Organen, was man bis jetzt als Anthropologie begriff — Geschichte der äussersten Producte und Phänomene. Der dritte ist nur eine weitere Durchführung des zweyten. Der Vf. will nun aber einen Uebergang der Physiologie zur *eigentlichen* Medicin forciren (Bis jetzt war also nur von *uneigentlicher* die Rede?). Er versichert: in der Physiologie lig kein Grund, warum sie Medicin aus sich gestalten solle: denn die Aufgabe der Medicin als Wissenschaft sey: Darstellung des Lebens in seiner Absolutheit — also in seiner Normalität, und wirklich führe ihre Entwickelung des Lebensprocesses immer nur auf die Form der Gesundheit, die Physiologie folge hier dem Gesetz, welchem jede Wissenschaft unterworfen sey, in so fern sie nur das Wahre und Regelmäsige nicht den Widerspruch entwickele. (Ist den Widerspruch des differenzirten Lebens ein Wi-

Widerſpruch in der wiſſenſchaftlichen Construction? — iſt endlich Krankheit ſelbſt Widerſpruch?). Wo ſoll der Gränzpunkt (Uebergangspunkt, — denn jener iſt ja gefunden) liegen? Antwort: *In der Hygiene* (Geſundheiterhaltungskunde). Schon im Ausdruck liegt ein *Schwanken zwiſchen einem Gegebnen und vielleicht künftig zu Verlierenden*. Die Geſundheit muſs wanken, ehe man von Medicin ſprechen kann. (Das Schwankende wenigſtens wird anſchaulich. Rec. faſst das *Eigentliche* aber doch nicht, theils weil das Schwanken zwiſchen Geſundheit und Krankheit gar nichts ſagt, theils weil ein Schwanken zwiſchen dem Gegenwärtigen und *vielleicht künftig zu Verlierenden* Unſinn iſt. Es ſoll aber am Ende nichts, als die Möglichkeit der Erkrankung bey gegenwärtiger Geſundheit begriffen ſeyn.) Hygiene umfaſst alſo von einer Seite die Bedingungen des abſoluten, normalen Lebens; von der andern Seite die Bedingungen ſeiner Differenzirung. Dadurch wird ſie einerſeits das gelungenſte Reſultat der Phyſiologie, andrerſeits der gediegene Keim der Medicin. (Von allem dieſem wird ſogleich mehr folgen.) *Medicin als Theorie*. Sie wurzelt in der Phyſiologie, ohne Wiſſenſchaft zu ſeyn: denn ihre Conſtructionen gehen über die Gränze des abſoluten Lebens, ob ſchon ſie ihrer Möglichkeit nach darin liegen. Die Differenzen*, welche ſie entwickelt, ſind aber entweder aus dem abſoluten Leben herausgehend, oder dahin zurückkehrend. Jenes (in der Erkrankung Gegebne) iſt Object der Noſologie, die alſo analyſirt, dieſes (in der Geneſung liegend) iſt Object der Therapie, welche alſo ſyntheſirt. Da nun die Möglichkeit aller Differenzirung ſchon in der Hygiene liegen ſoll: ſo müſſen beide ihren oberſten Grund in ihr haben. Um ihn zu finden, führt der Vf. darauf; „daſs es nicht hinlänglich ſey, die Geſundheit als eine indifferente Form feſtzuſetzen, ſondern ſie müſſe auch durch ihre Negation definirt werden, und weil dieſe Negation unter zwiefacher Richtung zu denken ſey: ſo wäre hiemit auch der Begriff des Erkrankens und Geneſens gegeben." Es iſt wirklich unbegreiflich, wie der Vf. der Hygiene die Entgegenſetzung der Indifferenz gegen die Einheit aller *noch unbeſtimmten* Differenzen beyzulegen, ſich für berechtiget halten mag! Iſt denn Angabe Geſundheits erhaltender Lebensmittel möglich, ſo lang wir auſser dem Begriff der Geſundheit nur deſſen Negationen durch alle möglichen Bedingungen von Differenzirung, unbeſtimmt welche? — feſthalten. Möglichkeiten ſind der Hygiene dieſe Differenzirungen — aber doch beſtimmte: denn ſie ſoll ja *dieſe* oder *jene* negiren. In der Phyſiologie aber liegt keine Ahndung davon, daſs die, von ihr entwickelte, indifferente Form des Lebens Geſundheit ſey. Das Aeuſsere, in deſſen Beziehung ſie dazu wird, iſt das *Selbſtgefühl*. Dieſs giebt uns aber mit dem Begriff der Geſundheit auch den der Krankheit: denn für die Reflexion exiſtirt keine ohne die andere. Hieraus läſst ſich aber nun gegen den Vf. zweyerley abnehmen. Erſtlich daſs der Uebergang der Phyſiologie in Hygiene, und *jener* in Medicin coexiſtent und coordinirt, nicht einander ſubordinirt ſind. Zweytens muſs doch auch ſchon etwas vorhanden ſeyn, welches die Reflexion als Krankheit auffaſst. Nun könnte man zwar ganz einfach ſchlieſsen, daſs, weil bis jetzt alles Entwickeln des Lebens der Phyſiologie anheim gefallen ſey, dieſe auch die differente Form umfaſſen müſſe. Davon aber und von der widrigen Idee, daſs ein und derſelbe Blick über die Gränze der Phyſiologie — Geſundheit und Krankheit und Differenzirung der Indifferenz entdecken ſoll, wollen wir nicht einmal Notiz nehmen und nur fragen: warum die wiſſenſchaftliche Conſtruction der Phyſiologie bey der indifferenten Form des Lebens ſtehen bleiben, und die Differente ſo wenig finden ſoll als Logik und Mathematik logiſche und mathematiſche Schnitzer? — Fällt die Abſolutheit des Lebens (die auch erſt in der Reflexion zur Normalität wird, ſo wie die Differenzirung zur Abnormität) nicht mit mehr Recht in jene Indifferenz, die überhaupt in dem relativen Gegenſatz von Determination von auſsen und Action von innen begriffen iſt, als erſt in eine beſtimmte Form des Lebens, die, von einer niedern Stufe angeſehn, den Begriff der Normalität involvirt? Daſs der Vf. nun gleich darauf die Lehre von den äuſsern Einflüſſen und allen ihren Vermögen und Beziehungen auf das Leben an die Spitze der Theorie hinſtellt, beweiſt zur Gnüge, wie wenig ſeine Beſtimmung der Phyſiologie ſich an den Sinn des Ganzen knüpft, — hätte nämlich der Vf. die Wirkungen der Auſsenwelt auf das Leben in das Innere der Phyſiologie gebracht: ſo hätte er zugeben müſſen, daſs dieſe mehr als das indifferente Leben umfaſſe; weil in Hinſicht auf die äuſseren Einflüſſe der Unterſchied wegfällt, den der Vf. zwiſchen das abſolute und getrübte Leben zieht. Uebrigens gehört auch wirklich dieſs ganze Kapitel von den äuſseren Einflüſſen in die Phyſiologie, und erhält zuerſt mit dem Ueberſchreiten ihrer Gränze jene Beziehung, in welcher die Einflüſſe Schädlichkeiten diätetiſche und Heilmittel u. ſ. w. werden. Daſs die Theorie aufzuweiſen hat, wie Geſundheit vergehe und wieder werde „iſt wahr, daſs ſie aber zeige, wie dieſem Ideale gemäſs die Krankheit gehoben wird," iſt falſch: denn im ſtrengen Sinn kennt ſie, als „Geſchichte aller möglichen Krankheiten und Geneſungen" jene Beziehung gar nicht. „Die Noſologie wird auf ihrer erſten Stufe *Pathogenie*, wo ſie die, durch ſchädliche Potenzen geſetzte Differenzirungen in ihrer Allgemeinheit im Organiſmus zeigt; auf der zweyten *eigentliche Noſologie* und entwickelt das Weſen der Krankheit in Beziehung auf die in die zweyte Stufe der Phyſiologie fallenden, Verhältniſſe des Organiſmus (allgemeine Noſologie); auf der dritten wird ſie — in Beziehung auf die dritte Stufe der Phyſiologie — durchgeführte Phänomenologie (ſpecielle Noſologie?). Die drey Stufen der Therapie verhalten ſich nun im Gegenſatz gegen die der Noſologie wie Lehre von den Heilmitteln, von den weſentlichen und ſpecielleren Differenzen des Heilungsproceſſes; — *Medicin als Kunſt*. Der Kreislauf der Theorie wiederholt ſich in individuellen Bildern, und ſo realiſirt ſie ſich in der Kunſt (Klinik). Der Vf.

zeigt gut, wie hier der Arzt die Krankheit in der Anamnestik wurzelnd, in der Semiotik ausschlagend finde, wie diese beiden in seinem Wissen sich zur Aetiologie und Symptomatologie steigern und so die Diagnose des einzelnen Falles vollendet ist; wie die Vollendete in sich selbst zum Heilplan wird und in Indication und Prognose zerfällt. Uebrigens reiht sich diess alles wieder an Nosologie und Therapie an — hier nur mit der Beziehung auf ein einzelnes Object. — Dieses Ideal der Kunst, was die Wirklichkeit nie erreichen kann, ist eines der interessantesten Gemälde des Vfs, und jeder Arzt, der Sinn für die höchste Tendenz seiner Kunst hat, wird sie hier ausgesprochen und meisterhaft durchgeführt finden. Freylich giebt der Vf. hinlänglich zu erkennen, dass er selbst kein *Künstler* ist, wenn er in einem gemeinen Ausfall die gewöhnliche, auf Succession der Phänomene in der Erfahrungskenntniss gegründete, Prognose ein *Errathen* aus *praktischer Schulsuchserey* nennt. Ob der Vf. wohl seine chimärische Prognose für möglich oder etwa gar durch *ihn* ausführbar hält? *Medicin als Handwerk.* Wollte der Vf. eine Satire schreiben und verdiente Männer angreifen (das Verdienst, empirische Daten gesammelt und geschrieben zu haben, ist für die Welt und Wissenschaft von mehr Werth, als alle Jahr eine neue Ansicht des organischen Lebens ins Publikum zu schicken): so hätte er keine Encyclopädie ankündigen sollen. Dahin gehört keine Persiflage! — Wollte aber der Vf. nur anzeigen, dass etwas nicht Theorie und Wissenschaft sey, was man so genannt habe, — nun so hätte er es den Menschen nicht so übel nehmen sollen, dass sie etwas nicht wussten, was sie nicht wissen konnten. Oder glaubt er nicht auf ähnliche Nachsicht rechnen zu müssen, wenn ein Naturhistoriker seinen zweyten Aufsatz liest? — Die Kunsthandlung des Arztes ist noch eine Innre, aber sie tritt ganz in dessen Peripherie; sie wird Aeusseres, um mit ihrem Object, der erkrankten Individualität, in Berührung zu kommen und Gesundheit zu schaffen. Sie zerfällt in drey Functionen der ärztlichen Technik. 1) Medicinische Untersuchung schliesst sich an Diagnose an (wie Handwerk überhaupt nur das mechanische der Kunst ist und mit ihr zusammenfällt, so gut als der Strich, den der Maler macht mit der Idee, die ihn leitete, — hier aber nur seine Existenz dem satyrischen Kitzel des Vfs. zu danken hat.) und enthält das medicinische Examen u. s. w. 2) Operation schliesst sich an die ärztliche Indication und Verordnung als Ausführung an. Diess Praktische ist an eine Menge ärztlicher Gehülfen vertheilt. Chirurg, Hebamme, Krankenwärter u. s. w. 3) Medicinische Pflege. Es sollen in ihr die beiden vorigen vereint seyn und darum sieht der Vf. sie einerseits als ein fortdauerndes Examen, andrerseits als ununterbrochne Operation an — (Hr. *Tr.* scheint es so! — uns nicht! — Sie ist nur eine fortgesetzte Operation). Der Arzt soll, obschon er nicht alles thut und thun kann — alles leiten — (das versteht sich ohnehin: denn es ist ja zugleich mit der Verordnung begriffen.) *Objectives Verhältniss der Medicin.* Niemand wird zweifeln, dass diess Verhältniss der Medicin im Staat, etwas anders als die verschiedenen Formen des medicinischen Handelns begreife. — Der Vf. aber findet alle Stufen der Medicin als Wissenschaft u. s. w. im Staat ausgedrückt, und hält diess für eine nothwendig bestimmte Aeusserung des Wesens der Medicin. *Medicin als Praxis im Staat.* Die Organe des Examens sind die Physici, der Operation die Praktiker, und die Pflege ist an das Spital gewiesen. Auch fällt hieher die Diätetik im Staat. Der Vf. findet nun die Vereinung der Functionen des Physikus und Praktikers höchst nothwendig (nachdem er sie selbst getrennt hat, denn in der Wirklichkeit ist es, so weit Rec. bekannt ist, anders — wenigstens anders vorgeschrieben und davon kann nur die Rede seyn. Jenes Examen und jene Operation im ausgedehnten Sinn sind Pflicht und Function jedes Arztes. Da dieser aber nicht durch die Gewohnheiten, Neigungen und das bürgerliche Verhältniss der Menschen durchgreifen kann: so ist ihm der Einfluss durch die Polizey verstattet. Der Praktiker und Physikus unterscheiden sich nur dadurch, dass diesem letzten alles Pflicht ist, während jener weiter keinen Beruf dazu hat, als der ihm als Mensch und Staatsbürger und Sachverständiger obliegt. Die sogenannte gerichtliche Medicin kann hiebey, so wie überhaupt, wo von Medicin die Rede ist, gar nicht in Anspruch genommen werden. Der Wirkungskreis, welchen der Vf. dem Arzt im Staat giebt, ist wirklich ungeheuer. Dass das Spital die eigentlich medicinische Praxis im Staat sey, ist gut durchgeführt, wenn man nur nicht überall auf die magre Idee von medicinischer Pflege stiess.) *Medicin als Kunst im Staat.* Von der Kunst (Klinik) hat Rec. viel Gutes und Schönes gelesen, — von ihrer Existenz im Staat fast gar nichts. Wenn das vorige Handwerk war: so versteht sich, dass, was durch sie wirkt, Kunst sey, und der Vf. verweist auf die Klinik, aber eine Klinik im Staat, also — — Schule der Kunst (?). Mit welchem Recht hier der Sprung von der ärztlichen Hülfe auf die klinischen Schulen, (die freylich von einer andern Seite noch zusammenhängen) geschieht, begreift Rec. nicht. Von nun an findet sich durch das ganze Kapitel nichts als eine fortgesetzte, aber treffliche Entwickelung der Kunst selbst, was als Zusatz zu dem obigen angesehen werden kann. „Beobachtung gehört nicht zur Kunst, weil diese in der Diagnose auch die Indication und Prognose fasse, also alle Beobachtung und Verfolgung der Vorgänge anticipire." (Wahrlich, wer sich nur zum dritten Theil als solcher Künstler bewährt, verdient eine Ehrenkrone.) „Die Individualität des einzelnen Falles wird weder durch Auffassen der ursachlichen Momente, noch durch Reflexion, oder Denken, oder sinnliche Perception erreicht, — sondern durch Einheit der Empfindung und des Gedankens, nicht praktisches Gefühl oder Tact, sondern — Genie." (Wenn nur diess unerkannt hohe nicht auch manchmal Fehlschüsse machte und dadurch deutlich bewies, dass es sich an das gewöhnliche Denken und Reflectiren anschliesst, oder wohl noch eher die geschäftige Phantasie des Arztes selbst ist. Auf die Vernachlässigung dieser fruchtbaren Momente, wo dieser Blitz aus der Ferne

die

die, unsern Sinnen und Denken verschlossne, Scene erleuchtet, in den gewöhnlichen klinischen Schulen macht der Vf. aufmerksam. Mit dieser klaren Ansicht ist die Diagnose vollendet, und, wie oben erwähnt wurde, alle Handlung der Kunst. Das Praktikum beschliesst die Handlung in dem hier nöthigen Sinn.

*Medicin als Theorie im Staat.* „Sie tritt als medicinische Verfassung des Staats auf. Diese zerfällt in gerichtliche Medicin und medicinische Polizey. Jener entspricht die Nosologie, indem ihr Princip ist, die Läsionen des öffentlichen Lebens zu entwickeln. Die medicinische Polizey ist die Therapie des öffentlichen Lebens, und ist als eine, das öffentliche Leben bestimmende und durch ihre Officianten zu behandelnde anzunehmen. Ueber beiden schwebt, wie Therapie und Nosologie in der Hygiene zusammentreten, das Sanitätscollegium" (?). — Hier liegt eine unselige Verwirrung der Begriffe. Gerichtliche Medicin hat nicht das mindeste mit andern Läsionen des öffentlichen Lebens zu thun, als mit solchen, die zur Entscheidung gerichtlicher Fälle (um z. B. die Strafe eines Verbrechers zu modificiren) vor das gerichtliche *forum* gehören, und wohin wollte der Vf. in diesem Sinn die Untersuchungen *tendirter* Läsionen, der Schwängerungen, die Untersuchung des wirklichen Mordes bringen? Die *medic. forensis* ist ein der Medicin fremdes Feld, wohin nur einige Resultate aus dieser verpflanzt sind, zu angeführtem Endzweck. Die medicinische Polizey hingegen möchte alleinwohl *das* umfassen, was der Vf. beiden zu ertheilt, so wie das Sanitätscollegium nur die oberste Instanz von ihr ist. Nun stehen wir aber noch immer bey der Schwierigkeit, eine medicinisch-polizeyliche Verfassung uns als eine Theorie im Staat zu denken. Was in ihr lebt und thätig ist, kömmt freylich am Ende auf ein medicinisches Wissen, Theorie zurück, und möchte wohl dahin fallen, wo das Sanitätscollegium liegt, oder was sonst für die Polizey denkt. Aber mit dem Begriff der Polizey ist dieses Wissen auch schon zum Handeln gediehen, und in diesem Handeln wäre nun die Kunst und Praxis der Medicin im Staat aufzusuchen. Aber beide müssten dort nachgezeigt werden, wo der Arzt, er sey Physicus oder Praktiker, — selbst oder durch die Polizey und andere Hülfe, auf ganze Klassen und Massen von Menschen wirkt, wo nun freylich die klinische Schule eine ganz fremde Rolle spielen würde. — Eine objective Theorie ist aber keine Theorie mehr, sondern Kunst oder Handlung. Es liesse sich wohl annehmen, dass die medicinische Verfassung im Staat ein zum Handeln gewordnes Wissen sey: — denn eine Verfassung im Staat ist ja nichts als ein, an verschiedene Glieder vertheiltes Handeln, und der eigentliche negative Begriff der Theorie liegt weit über ihr. Ist es dem Vf. aber gelungen, hier etwas anders, als Untersuchung und Behandlung, und also ein weiter fortgesetztes Handwerk zu entwickeln? Das Wissen ist hier und dort *eines*, dem es ganz einerley ist, ob es Läsionen im Grossen oder im Kleinen, im Bett, auf dem Feld oder auf dem Markt geschehen, sind, die es umfasst.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. Ohne Druckort: *Amor und Hymen; ein Warngedicht*, nebst hundert den Eh- und Wehestand beleuchtenden Epigrammen, allen Hagestolzen geweiht von ihrem Kollegen X. P. Z. Gedruckt in diesem Jahr. 69 S. 8. — Auch diese kleine neueste Sammlung eines fruchtbaren und geistreichen Epigrammatisten, dessen Namen wohl die meisten unsrer Leser errathen werden, gereicht dem vielgewandten Witze ihres Vfs. zur Ehre. Das voranstehende kleine Scherzgedicht S. 7—15. ist nur als Einleitung anzusehen; die Epigrammen selbst machen die Hauptsache. Wenn nicht alle gleiches Salz haben, wie z. B. Nr. 27. 37. 42. die uns mit wenigen andern der Gesellschaft nicht werth scheinen; wenn ob einigen vielleicht doch die Grazien erröthen dürften, wie z. B. in der Vergleichung, Nr. 48. S. 40.

*Der Mond erscheint heut röthlich, morgen bleich;*
*Das, junge Weiber, passt auf euch.*
*Er füllt sich an und wandert Nachts umher,*
*Auch das behagt euch Weibern sehr!* u. s. w.

so wird der grössere Theil derselben mit Wohlgefallen gelesen werden. Wir heben hier einige der besseren aus. Nr. 25. *An B. und seine Gattin:*

*Ihr liebet euch so lang — so wahr —*
*Ihr scheint durchaus kein Ehepaar.*

Nr. 47. *Heilsame Vorsicht:*

*Wer um eine Gattin wirbt,*
*Soll's erwägen bis er stirbt.*

Nr. 70. *Veit über Fool:*

*Fool raspelt nun sechs Mond' im Arbeitshaus,*
*Weil er zumal zwey Frau'n genommen.*
*Ich hielte gern sein Raspeln doppelt aus,*
*Um nur von einer los zu kommen.*

Die epigrammatische Vorrede soll, hoffen wir, den Vf. mit dem schönen Geschlechte wieder aussöhnen. Sie ist folgende:

*Ach! böte grollend meinem Scherz',*
*Ein holdes Mädchen augenblicklich*
*(Im Reichsanzeiger wärs ja schicklich)*
*Mir Ehelosen Hand und Herz,*
*Und machte mich aus Rache — glücklich.*

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 11. April 1806.*

## *ARZNEYGELAHRTHEIT.*

Jena, in d. akad. Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, von D. *Troxler* u. s. w.

*Ebendas.*: *Versuche in der organischen Physik*, von D. *Troxler* u. s. w.

Wien, b. Camesina: *Grundriss einer Theorie der Medicin*, von D. *Troxler* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 86. abgebrochenen Recension.*)

*Medicin als Wissenschaft im Staat.* Ist das, auf der Akademie rein ausgesprochne medicinische Wissen. Es hebt mit Physiologie an und geht durch Hygiene zur Nosologie und Therapie über, worauf alsdenn der Unterricht in der medicinischen Technologie folgt. Man vermisst hier den Zusammenhang. Wie kommt der Unterricht *de aere aquis et locis* u. s. w. und alles was dem Arzt in Hinsicht auf Natur und alles Aeussere historisch zu wissen vortheilhaft ist (was der Vf. medicinische Statistik genannt wissen will) mit dem Unterricht von den Rechten und Würden des Arztes unter eine Numer, und diese unter die Rubrik von medicinischer Technologie zusammen, wohin er die medicinische Technik, chirurgische Praxis u. s. w. noch rechnet? Nun bildet der Vf. aber auch wieder zurück und zeigt, dass jenes rein ausgesprochne Wissen, zur Theorie fortgebildet, sich dürfte zur Medicinalordnung aufwerfen; daher müssten auch die medicinischen Dikasterien in Verbindung mit der Akademie stehen. (Das ist wenigstens ein sinnreiches Auskunftmittel, um das unrechtmässig getrennte scheinbar wieder zu vereinen.) Klinik, als die Norm des medicinischen Handelns in selbst objectivirter Gestalt, soll nichts anders als ein Reflex der akademischen Weisheit unter der Form von Handlung seyn. (Wie klug der Vf. mit „Weisheit" den Begriff der Theorie umgeht, der hieher gehört, aber schon einen andern Platz hat!).

Fasst man das Ganze, hier aufgestellte, objective Verhältniss der Medicin ins Auge: so findet es sich bald, dass dasjenige, was der Vf. unter Praxis und Theorie auffährt, blosse Formen des medicinischen Handelns sind, die mit dem Handwerk in dem ersten Abschnitt zusammenfallen und dort das objective Verhältniss der Medicin bilden. (Will den Vf. aber jene Verfassung im Staat eine Theorie nennen, gut so nennen wir die Verfassung in der Krankenstube auch eine Therapie und den Krankenwärter die Personificirte.) Für alle aber existirt nur eine Theorie und Wissenschaft, die der Vf. hinlänglich im ersten Abschnitt entwickelt hat. Die Academie ist nicht nur die medicinische Wissenschaft im Staat, sondern die ganze Medicin, in so fern sie ausgesprochen wird; verhält sich aber nicht zu der Praxis der praktischen Aerzte und zu dem Thun der Polizey, wie Wissenschaft zur Praxis, sondern die Wissenschaft für diese letzteren ist jene *eine* Physiologie überhaupt, ohne den Nebenbegriff ihrer akademischen Existenz. Diese ausgesprochne Wissenschaft *verhält sich aber überhaupt zu nichts*, was von ihr als Theorie, Klinik und Praxis verschieden wäre, sondern durch sie wird alles ausgesprochen, was, in so fern es Unterricht seyn soll, eine eigne Welt bildet. In so fern dieses aber als Nebendeutung daran hängt, ist sie nicht von Theorie, Kunst und Praxis verschieden, selbst nicht so, wie man im gemeinen Leben Theorie und Praxis unterscheidet: denn die akademische Theorie und Praxis ist eben so deducirend und handelnd als die Wirkliche. Die Medicin als Kunst im Staat möchte darum endlich auch die, zur Akademie gehörige, ausgesprochne Kunst (in der klinischen Schule) seyn, und in Vereinung mit dieser (der Academie) die akademisch medicinische Welt bilden, die, wie gesagt, nur die ausgesprochne Medicin überhaupt, in ihrem ganzen Umfang ist. Wie wenig es übrigens dem Vf. gelungen sey, hier im objectiven Verhältniss der Medicin einen seiner Ansicht gemässen Zusammenhang zu finden, lässt sich leicht zum voraus vermuthen. Der Vf. nehme sich das zur Lehre, in keine Sphäre eingreifen zu wollen, wo die Wirklichkeit sich das Schalten und Walten der Ideen verbittet. Der Staat ist nicht da, um sich in seine „*Schattenrisse*" zu fügen und Hr. *Tr.* nicht, andere zu berichtigen in Dingen, die er selbst nur von Hörensagen kennt. Glaubt er aber, dass ihm der Schattenriss einer vollkommnern Welt erschien, nun so bitten wir ihn, diese Erscheinungen in Zukunft fest zu halten, wenn er anders wachen sollte.

*Fünfter* Auffatz: *Ueber das Princip und den Antagonismus der Muskularthätigkeit bey der Respiration.* Die erste, fleissig und mikrologisch umständlich ausgearbeitete Hälfte beschäftiget sich mit der Function der verschiedenen Muskelgruppen, die sich am Thorax ansetzen, und ihn bey der Respiration bewegen: 1) nach oben und unten *sternocleid.*, *Scal.*, *Subclav.*, — — *rectus abd.* etc., 2) nach oben und aussen und nach unten und innen *pectoral.*, *serrat.*, *lat. dors.*, — — *obliqu.* und *transv. abd.*, *serrat. post. inf.*, *sternocost.*, 3) jeder Muskel dieser Gruppe setzt sich mit einem entgegenkommenden Antagonisten an die Rippe, die, gleichmässig nach auf und abwärts gezogen, dadurch eine gleichmässige Nutation erhält. Die Muskeln sind von oben herab kommend: *cervic. desc. levat.*

*levat. cost.*, von unten hinauf steigend: *longiss. dors.*, *sacrolumb.* — Die Intercostalen, als die vierte Muskelgruppe beschränken sich auf die Erhaltung des gleichmässigen Standes der Rippen bey dem Athemholen, und erhalten ihre Fixirung durch die concurrirende Gewalt, der vorigen, am Rückgrad inserirten, die Rippen auf und abwärts fixirenden Muskeln. Durch die nach oben und aussen ziehenden wird die Inspiration, durch die, nach unten und innen ziehenden die Exspiration bewirkt, (gegen *Roose* und andre). Dass Elasticität und Schwere des Thorax zur Exspiration beyträgt, ist eben so wenig zu läugnen (wie der Vf. will), als die letzte einzig aus den ersten abzuleiten. Dieses Mitwirken besteht in einer Erschwerung der Inspiration und Erleichterung der Exspiration, was nun freylich durch die Beschaffenheit der Muskeln compensirt ist. Dass die Bauchmuskeln zur Exspiration wirken, soll doch nichts Neues seyn? — Das Diaphragma ist dem Vf. der Centralmuskel der Respiration, in so fern von ihm das + und — der Thätigkeit und dadurch gesetzte Contraction und Expansion der übrigen Muskeln ausgeht. Es ist der Willkür nicht unterworfen und muss nach gesetzter Bedingung von aussen (wo der Vf. den Einfluss des *n. splenicus* und der Arterie zu Hülfe nimmt, auch eine Parallele mit dem Herz zieht) sich zusammen ziehn und ausdehnen. Der Schein von Willkür beruht nur auf dem Vermögen, die Respiration in ihren Perioden zu bestimmen, was durch die Mitwirkung der andern Respirationsmuskeln, die der Willkür unterworfen sind, möglich wird. (Diess ist eine — übrigens gar nicht zu verachtende — Hypothese und muss es bleiben, bis uns einmal die Experimente Aufschluss geben, so sehr der Vf. auch im Anfang gegen diese spricht.) Er zeigt nun ferner, dass das Zwergfell nicht allein hier als vermittelnder Muskel zwischen Exspirations und Inspirations Muskeln, sondern als Centralmuskel aller willkürlichen und unwillkürlichen Bewegung auftrete. Zuletzt kömmt er auf die Bewegungen des Herzens, Diaphragma und Gehirns, und sucht zu erweisen, dass sie nicht von einander abhängig sind, sondern einen Rhythmus ausdrücken, der von ihnen als den Centralpunkten in unmerklichen Undulationen sich durch das Ganze verliere. Der Vf. behauptet auch hier die Originalität und Schärfe seines Blicks, aber auch seine Unarten, z. B. willkürliche Annahmen, beliebige Erklärungen u. s. w.

*Sechster* Auffatz: *Kreislauf des thierischen Lebens zwischen Schlafen und Wachen.* So sehr dieser Auffatz für das Genie des Vfs. spricht, so wenig ist die Schwierigkeit der Aufgabe zu verkennen. Ideenverbindung und Sprache dunkler als irgendwo, letzte vielleicht zu bilderreich. Der, (oft vermisste) Zusammenhang und Ordnung fehlt hier vorzüglich. Der Vf. zeigt, dass das Wesen des Organismus nicht unmittelbarer Grund der normalen Periodenwechsel ist, sondern dass diese aus der Relation der Theilganzen unter sich hervorgehn. Je mehr aber diese Wechselverhältnisse aus der Selbstthätigkeit des Organismus selbst kommen, je mehr die Perioden im Ganzen in sich bestimmt sind, und je normaler ihr Rhythmus ist, desto vollkommner müsse das Ganze seyn, und diess ist im menschlichen Organismus der Fall. Die allgemeinsten Sphären des Lebens sind Bewusstseyn und Reproduction. Diese sollen *zugleich* im Leben bestehen, da sie aber sich gegenseitig negiren: so ist ein *Zugleichseyn im Leben* nur durch Alternation möglich. Jenes ist das Leben im Wachen, diess im Schlaf — gegenseitige und wechselseitige Einseitigkeit des Lebens — das primitiv wirkliche Leben. Das Leben des Bewusstseyns geht durch das Mittelglied der Circulation in das Leben der Vegetation über, indem zu bestimmter Zeit das Blut als Element der Indifferenzirung nach der Seite der Reproduction eingreift, wodurch Unverträglichkeit mit Bewusstseyn — Schlaf entsteht. Im Schlaf treten nach einander Digestion, Respiration, Excretion, Secretion hervor. Die Producte der Secretion verfolgen immer weniger die, ihnen angewiesene, Tendenz, häufen sich in der Circulation, werden erregende Potenz, greifen in die Muscularaction ein, und da diese durch die Nerven mit der höhern Sphäre verknüpft ist: so laufen diese Potenzen als subjectivirte Objecte in die Sensation, der Mensch erwacht mit *stark gehobener Brust und umarmt den Tag.* Die Beschreibung ist dichterisch. Die Belege aus der Wirklichkeit mitunter unrichtig. Uebrigens ist es nach des Vfs. eigner Demonstration beynahe deutlich, dass es ein und dasselbe Kausalmoment sey, welches einmal durch seinen Einfluss auf Circulation — *Schlaf* und auf Muscularaction Wachen erzeuge. — Warum endlich häufen die Functionen des productiven Lebens in das Wachen hinüber und dauern dort selbst mit normalen Wechseln fort, da die Functionen der höheren Sphäre im Schlaf fast ganz verschwinden? Der Kreislauf des Lebens im Wachen ist ganz übergangen. Noch glaubt Rec. auf die sinnreiche Ansicht des Vfs. von Circulation und Muscularaction und ihres gegenseitigen Verhältnisses, auf die Erörterung über scheinbare Freyheit des psychischen und scheinbare Nothwendigkeit des physischen Lebens aufmerksam machen und zuletzt noch eine gehaltlose magre Hypothese anführen zu müssen, nach welcher die Leber das Centralorgan der Reproductionssphäre seyn soll. Glaubt der Vf. mit seinem Satz, „dass die Leberfunction, als die Objectivste, der Gehirnthätigkeit entgegen gesetzt sey, und darum kein Beweis aus dem Bewusstseyn geführt werden könne," durchzukommen, um uns seine Fehlschlüsse mit dem Zurückwerfen der Nerven von Seiten der Leber, mit der Centralvereinung von Assimilation und Egestion in ihr, mit dem starken treuen und raschen Consens derselben mit Gehirn aufzudringen? hat er bey dem Reflex im entgegengesetzten Brennpunkt etwas gedacht? In dem ganzen Organismus ist der Reflex eben so stark als in der Leber und vielleicht noch stärker in der Circulation, Sensation, Muscularaction bey heftigen Affecten. Uebrigens erscheint diese Hypothese auch ganz zufällig und steht verlassen, ohne merklichen Zusammenhang mit dem übrigen, was doch der Fall nicht seyn sollte, wenn vom Centralorgan der Reproductionssphäre und

also

also von der innersten, durchgreifendsten (?) Reproduction die Rede seyn soll. — Wie hängt endlich die, in diesem Aufsatz gegebne Ansicht mit dem, im *dritten* Aufsatz im vorbeygehn Erwähnten zusammen, wo es heisst: dass *Reproduction und Bewußtseyn im Wachen im Gegensatz unter einander aufbrechen und im Schlaf sich in ununterscheidbare Identität verlieren??* — Diesem Aufsatz sind einige Corollarien angehängt, worin der Vf., wie ein anderer Rec. sagt, einzelne Verhältnisse des Lebens betastet. — Im letzten Aufsatz: *Hermaphrodite*, wird gezeigt, dass es ein und dasselbe sey, was bey geschlechtslosen Thieren unter der Form der Indifferenz; bey Thieren, wo beide Geschlechter in einem Individuum vereinigt sind, unter der Form einer relativen Identität; bey Thieren mit, an verschiedne Individuen vertheilte Geschlechter als relative Differenz erscheint, nämlich Hermaphroditismus; wobey ferner erwogen wird, dass es in keinem Thier zu wirklicher Geschlechtsverschiedenheit komme und jedes Individuum die Gattung repräsentire. Ueberall in dem ganzen Werk vermisst man die Elementaransicht des Vfs. vom organischen Leben und der Natur. In jedem Aufsatz fällt er aus der Sphäre der Naturphilosophie in die Wirklichkeit, und der Wissbegierige findet an den Fragmenten, die der Vf. dorther mitbringt, keine Befriedigung seines Bedürfnisses.

*(Die Fortsetzung folgt nächstens.)*

## PÄDAGOGIK.

Weissenfels u. Leipzig, b. Böse: *Ideenmagazin für Lehrer in obern Klassen der Gymnasien und Lyceen zu zweckmäßigen schriftlichen Arbeiten für ihre Schüler.* Von *J. Dan. Schulze*, D. und Lehrer der Philosophie auf der Universität zu Leipzig. 1804. 312 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Ein Ideenmagazin, welches durch seine innere Einrichtung geeignet ist, die Stilübungen in den obern Klassen der Gymnasien und Lyceen zweckmässig zu leiten, bleibt immer für den Lehrer ein erwünschtes Hülfsbuch. Ein solches Magazin darf sich aber nicht auf ein blosses Sammeln und Zusammenstellen der Ideen beschränken — jedem Lehrer bietet ja die tägliche Lectüre Ideen zum Ueberflusse dar — sondern die Ideen müssen nach einer Stufenfolge vom Leichtern zum Schwerern hinauf geordnet werden. Dieses Anordnen der Ideen setzt ein Anordnen der verschiedenen Arten schriftlicher Arbeiten voraus, theils damit jede Idee unter diejenige Klasse von Ausarbeitungen gesetzt werde, zu welcher sie sich am leichtesten benutzen lässt, theils damit überhaupt der naturgemäße Gang der stilistischen Uebungen gezeigt werde. Schon ein solches Magazin würde dem Lehrer gute Dienste leisten, d. h. ihm eine zeitkostende Arbeit ersparen, der er sich sonst unterziehen muss. Da aber ein solches Ideenmagazin einmal auf die Bequemlichkeit, oder vielmehr auf Zeitersparniss berechnet ist, und nur berechnet seyn soll: so muss es billigermassen nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Wir glauben daher von einem solchen Magazine noch fordern zu dürfen, dass es die Ideen zu vollständigen Dispositionen verarbeitet aufstelle. Bücher dieser Art schreibt man bis zum Ueberflusse für den Prediger; wäre dem oft so sehr belasteten Schulmanne nicht eine gleiche Erleichterung seiner Arbeiten zu gönnen? In wie weit das vorliegende Ideenmagazin diesen Wünschen entspricht, oder nicht, wird sich aus der Anzeige ergeben. Der ganze Ideenvorrath ist in *zwölf* Kapitel vertheilt. *Erstes* Kapitel: Skitzen (Skizzen). In diesen Skizzen sind die sechs Paradoxien des Cicero, die 13te und 15te Satire des Juvenals und der Ajax des Sophokles theils ausgezogen, theils erläuternd dargestellt. *Zweytes* Kapitel: Anthropologische Fragmente. Stellen aus Livius, Tacitus und Plautus. *Drittes* Kapitel: Combinationen. Stellen aus Livius. Diese sollen vom Lehrer chaotisch dictirt, und vom Schüler nach einem beliebigen Plane geordnet werden. Die ausgehobenen Stellen beziehen sich alle auf Livius religiöse Denkart. *Viertes* Kapitel: Fabeln. Aesopus, Phädrus und Lessing werden skizzirt neben einander gestellt. *Fünftes* Kapitel: Horazische Parallelen. Ein starkes Kapitel; zuweilen sind ganze Oden abgedruckt. *Sechstes* Kapitel: Ovidische Parallelen. Ein nicht minder starkes Kapitel. *Siebentes* Kapitel: Virgilisch-Homerische Parallelen. *Achtes* Kapitel: Virgilisch-Ovidische Parallelen. *Neuntes* Kapitel: Varianten im Messias von *Klopstock*. *Zehntes* Kapitel: Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische. Stellen aus dem Messias; oben steht das Original, unten die ungebundene Uebersetzung. *Elftes* Kapitel: Literarisch-methodische und andere Aufgaben. Dieses Kapitel stellt vierzehn vollständig disponirte Themata auf. *Zwölftes* Kapitel: (fünf) Gleichnisse. — Wir wollen gar nicht in Abrede seyn, dass ein Lehrer von diesem Buche zum Behuf seiner stilistischen Lehrstunden Gebrauch machen könne; allein zu den wohlgelungenen, auf ein bestimmtes Bedürfniss berechneten und dasselbe befriedigenden Büchern können wir diese Arbeit nicht zählen. Zuförderst fehlt es diesem Magazine, welches eigends dazu angelegt ist, Ideen zu liefern, selbst an der allerwichtigsten Idee eines gehörigen *Stufenganges*. Man muss es einem blossen Zufalle zuschreiben, dass das *erste* Kapitel nicht das letzte, und das letzte nicht das erste geworden ist: denn wirklich sind die Arbeiten, welche das letzte Kapitel von dem Schüler erheischt, bedeutend leichter, als die Aufgaben, welche demselben von vorn herein vorgelegt werden. Es bleibt daher dem Lehrer die Mühe, das Ideenchaos selbst erst zu sondern und zu ordnen. Nun scheint es uns aber, dass, wenn der Lehrer einmal dieser Mühe nicht überhoben werden soll, ihm auch jeder klassische Autor die Materialien so, wie in diesem Magazine geschieht, an die Hand biete. Wendet man den Blick von diesem Mangel an Ordnung weg und richtet ihn einzig auf die innere Beschaffenheit der einzelnen Materialien: so kann man auch in dieser Hinsicht kein sehr günstiges Urtheil über das Buch fällen. Was soll der Lehrer mit den

den skizzirten Paradoxen des Cicero anfangen? Das Skelett mit Fleisch bekleiden lassen? Dann wird der Schüler natürlicherweise nach seinem Cicero greifen und diesen übersetzen. Einzelne Sätze ausheben und als ein abgesondertes Ganze bearbeiten lassen? Dazu bedurfte es keines neuen Buches; diesen Dienst leistet auch der unskizzirte Cicero jedem Lehrer. Soll der Schüler, welchen Zweck der Vf. auch mit aufstellt, dadurch angeleitet werden, Lücken, Sprünge, übereilte Schlüsse u. dgl. zu entdecken, Haupt- und Nebenideen von einander abzusondern: so wird der Vf. einräumen, dass der Schüler in allem diesen eben so gut an dem Originale, und in so fern, als der Lehrer freye Hand behält, die Skizze, welche hier geliefert wird, vom Schüler selbst ausziehen zu lassen, noch besser geübt werden kann. Dem Lehrer wird daher wirklich durch solche Skizzen die Wahl der Arbeiten, die er dem Schüler aufgeben könnte, mehr erschwert, als erleichtert. Wollte der Vf. sagen, dass sein Magazin nur in den Händen des Lehrers, nicht des Schülers, seyn sollte: so müssen wir ihn fragen, wie der Lehrer die Skizze des Ajax, die nicht weniger, als zehn eng gedruckte Seiten einnimmt, benutzen solle? Unmöglich kann eine so weitschichtige Skizze dem Schüler in die Feder dictirt werden. — Den Abdruck der Parallelen, welcher über die Hälfte des Buches ausmacht, will der Vf. damit rechtfertigen, dass derselbe dem Lehrer die Beurtheilung der von den Schülern gelieferten Arbeiten erleichtere. Wahrlich! eine theure Erleichterung! Diese Art Erleichterung würde jeder Lehrer dem Vf. gern erlassen haben, wenn er nur da erleichtert hätte, wo es mehr Noth thut. Aber man kann sich bey der unverhältnissmässigen Stärke dieser Kapitel kaum des Gedankens erwehren, dass Hr. *S.* mehr gesucht habe, sich seine Arbeit bey Verfertigung dieses Buchs, als den Lehrern ihre Arbeit bey der stilistischen Bildung ihrer Schüler zu erleichtern. Gegen die Varianten aus *Klopstocks* Messias, als einen Arbeitsstoff für den Schüler, haben wir an sich nichts zu erinnern. Aber es fragt sich doch, ob es dem Lehrer in einer obern Klasse der Gymnasien an Stoffe dieser Art fehle, welches wir durchaus verneinen, da die tägliche Lectüre der griechischen und römischen Schriftsteller gerade diesen Arbeitsstoff in reichem Masse darbietet. Wenn wir nun aber auch hiervon absehen wollen, so müssen wir doch abermals den unnöthigen Abdruck des Textes rügen. Das *zehnte* Kapitel halten wir für völlig überflüssig. Dagegen wird jeder Lehrer das *vierte* und die beiden letzten Kapitel mit Dank annehmen; möchten diese das ganze Buch ausmachen! Unser Endurtheil ist: ein solches Buch, als Hr. *S.* hat liefern wollen, bleibt noch immer Bedürfniss; wer dieses Bedürfniss befriedigen will, muss sich aber Zeit dazu nehmen, und vor allem einen durchdachten Plan zum Grunde legen.

LEIPZIG, in d. Schäfer. Buchh.: *Die Kinderstube von ihrer physischen Seite dargestellt*, zur Beherzigung für Hausväter und Hausmütter, denen das Glück und die Gesundheit ihrer Kinder am Herzen liegt. Nebst einer Vorrede darüber, *von* D. *Joh. Chst. Rosenmüller.* 1803. XVI u. 142 S. 8. m. Kupfern. (einem Titelkupfer) (20 gr.)

Der Titel giebt keinen bestimmten Begriff von dem, was man hier zu suchen hat, einen für Mütter berechneten Unterricht über das, was man in physischer Hinsicht für noch ungeborne und für neugeborne Kinder in dem ersten Jahre ihres Lebens zu thun hat, welches unter folgenden Rubriken abgehandelt wird: Ueber Ehe, Schwangerschaft, Entbindung, Sorge für die Reinlichkeit der Kinder, Wochenstube, erste Kindesnahrung, Entwöhnung, Ammen, Kinderküche, Kinderkleidung, Schlaf und Ruhe der Kinder, Bewegung der Kinder, Wärterinnen. Das Titelkupfer stellt eine zweckmässig eingerichtete Wiege und ein leichtes, von *Frank* vorgeschlagnes Gestelle vor, dessen sich die Mütter bedienen können, um dadurch das Erdrücken der kleinen, neben ihnen im Bette liegenden Kinder zu verhüten. Die billigende Vorrede eines Arztes, des Hn. D. *Rosenmüllers*, gereicht übrigens der kleinen Schrift des Ungenannten zur besondern Empfehlung.

## KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Rostock*, b. Stiller: *Helena Pawlowna.* Eine Skizze zur Erinnerung an die entschlafene Holde; von *J. C. F. Wundemann.* 1804. 32 S. 8. (4 gr.) — Es ist nur Eine Stimme darüber, dass die an den Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin im October 1799 vermählte, und schon im September 1803, im neunzehnten Lebensjahre verstorbne Grossfürstin von Russland die vielen Lobsprüche verdiene, welche ihr in dieser kleinen Schrift ertheilt werden. Die Sprache des Lobes und der Bewunderung wird darin nur zuweilen etwas deklamatorisch und pretiöse, wie diess letztere schon auf dem Titel der Fall ist. Diejenigen, welche noch etwas Schatten in dem Gemälde fragen möchten, weiset der Vf. mit folgenden Worten ab: „Die ihr nur Sinn für das *Gemeine* habt, und geflissentlich Schatten und Flecken aufsuchet, wo ein reines Auge nur *reinen Aether* sieht! für euch schreibe ich hier nicht; für euch weiss ich hier nichts. An diesem *Weichbild* (?) voll Tugend und Grazie ist alles Licht." Die Erwähnung ihrer letzten Krankheit wird mit den Worten eingeleitet. „Der Keim des Todes entwickelte sich bey unsrer Unvergesslichen in ihrer *morschen* Brust."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 12. April 1806.*

## PHILOSOPHIE.

Altona, b. Lemaire: *Apologie de Spinoza et du Spinozisme*; par M. *Sabatier* de Castres. Xbre 1805. 122 S. 12. (14 gr.)

Lustig genug, und doch merkwürdig in ihrer Art, ist die Erscheinung dieses Büchleins. Hier tritt, als Ritter der Spinozistischen Lehre, und zwar, seiner Meinung nach, der allererste (*le premier*, S. 38.), ein alter *Abbé* auf, der ehemals von *Voltaire* öfters *le Sabotier-de Castres* (Holzschuhmacher) genannt wurde, und lange das unglückliche Ziel der satirischen Einfälle dieses unerschöpflichen, bey seinem Volke so beliebten Witzling's war; übrigens ein Mann, der seine altfränkische Literatur ziemlich kennt, und dem man einige Darstellungsgabe nicht absprechen kann; wovon seine frühern Arbeiten, unter andern seine *Trois Siècles de la Littérature française*, Belege liefern können. Dass der Apologet seinen Clienten nur gewissermassen verstehe, daran ist gar nicht zu denken. Die Unternehmung geht dahin, den *Spinoza* von allem Verdacht des Atheismus loszusprechen, und ihn als einen Rechtgläubigen, ja als einen guten, eifrigen Katholiken, und zuletzt als einen Legendenheiligen zu schildern. Also, wider des vortrefflichen *Jacobi's* Richterspruch (über die Lehre des *Spinoza*. 1789. S. 223.): „Spinozismus ist Atheismus." — wozu dieser tiefeindringende Forscher in einer Note hinzusetzt: „Ich bin weit entfernt, alle Spinozisten für Gottesläugner zu erklären .... Ein gewisser Schaum von Spinozismus ist hingegen sehr verträglich mit allen Gattungen des Aberglaubens und der Schwärmerey." — Der Hr. *Abbé* ist freylich bey dem lockersten Schaume stehen geblieben. Ihm ist Alles daran gelegen, einen Syncretismus zwischen dem gröbsten Realism, oder der materialistischen Fünfsinnenlehre, und der Lehre des Daseyns Gottes zu bewerkstelligen. Wenn Er nur den unseligen *Spiritualisme*, oder *Platonisme* (welche er durchgängig als Synonym angiebt) aus dem Wege räumt, so will Er schon zufrieden seyn. *Tant que le Christianisme professera l'immatérialité ou la nonétendue de Dieu et des Ames, il aura indispensablement contre lui tous les observateurs de la nature. C'est cette absurde doctrine qui a peuplé le monde chrétien d'impies, d'incrédules et d'athées* .. (S. 45. 46.). *La Controverse a engendré le scepticisme, celui-ci la philosophie moderne, et cette dernière l'immoralité et le mépris de toutes les autorités, de tous les principes, de toutes les convenances; et de-la les malheurs de la France et ceux de l'Europe* (S. 85.). So weit hätte der Spiritualismus die Welt verdorben! — Die französische Revolution, die Kriege, die Schlacht bey Austerlitz sind lauter Resultate dieser *Ineptie*, wie der Vf. sie oft qualificirt. Demnach ist sein Gott, nach Homerischer Art (denn der alte, wackere Poetenfürst, mitten unter einem Schwall von dilettantischer Erudition, wird hier auch als ein Gewährsmann angeführt), ein Gott, der Hände und Füsse hat; ein Gott, der wirklich *donnert* und *schlägt* (S. 27.), und den man, etwa mittelst eines tüchtigen Tubus, noch wohl entdecken könnte, *En rapprochant de notre vue les globes qui brillent sur nos têtes, le télescope a rapproché Dieu de nos sens* (S. 82.). Zum grossen Aergerniss des atheistischen Astronomen *Delalande*, der einst gegen Rec. keck behauptete: „Er hätte den sogenannten Gott durch sein Teleskop nie erhaschen können." (Aber wiederum, Gott sey Dank! So was kann Hr. *Delalande*, vermöge eines kaiserlichen *Decrets*, in Frankreich nicht mehr behaupten.) — Weiter rühmt noch der Vf. den hohen Gewinn seiner Lehre für christliche Exegese und Dogmatik. Um wie viel leichter, führt er an S. 52., lässt sich die Menschwerdung Christi und die Empfängniss der heiligen Jungfrau mit einem körperlichen Gott begreifen! — Welches wir sehr geneigt sind, dem Hn. *Abbé* einzuräumen. So wie Gott aber, so ist auch unsere Seele eine *substance déliée* (S. 69 fg.), eine *Vapeur*, eine Art Gaz, die der chemischen Gewandtheit und Analysirkunst eines *Vauquelin* füglich überliefert werden kann. So auch der Raum, wovon S. 26. folgende Definition mit dürren Worten steht: *L'Espace est une matière subtile, transparente, insensible à la vue.* Was werden wohl die Kantianer zu dieser crassen Objectivirung des ihnen subjectiven Raums sagen?

Doch genug von dem Lustigen in diesem Werkchen; es ist Zeit, das Merkwürdige daran zu betrachten. Sein Vf. lebt seit ungefähr drey Quinquennien in Deutschland, und obgleich eine Art Gelehrter, und *homme du métier*, sich weder um die Sprache, noch um die Literatur des gastfreundlichen Bodens im geringsten kümmernd. Er erdreistet sich, im Jahre 1805., über *Spinoza* zu schreiben, und hat nicht die leiseste Ahndung von dem Betrieb und dem Schwung des Philosophirens in Deutschland, seit zwanzig Jahren, und drüber; weiss nicht ein Wort von *Lessing*, von *Mendelssohn*, von *Jacobi*, von *Kant*, von *Schelling* und andern; nichts von den schätzbaren Geschichtsschreibern der Philosophie in Deutschland; alle diese Männer kennt er nicht einmal dem Namen nach; in der aufgeklärten Welt, in deren Mitte er lebt, wie gleichsam eine Auster im Glanze des Sonnenlichts, ist er gänzlich Fremdling geblieben;

ben; ja, vielleicht würde er im Nothfall ihre Existenz gar läugnen, so wie er überhaupt die des Geistes und des Uebersinnlichen läugnet, und aus demselben triftigen Grunde, weil er sie nie gesehen, noch vernommen hat. In Wahrheit ist diese eiserne Hartnäckigkeit des sonst so gewandten Franzosen, sich allen fremden und neuen Ideen sorgfältig zu entziehen, ein sonderbares Phänomen, das sich vielleicht nirgends, als am äussersten, östlichen Ende unserer Hemisphäre, unter den Chinesern nämlich, in demselben intensiven Grade, darthut. Wirklich haben wir schon an *Rivarol* und andern franz. *Beaux-esprits*, oder sogenannten Literatoren unter den Emigrirten, bemerken können, wie fremdartig beide Elemente sind. Der Franzose muss in der That, dem Wassergeflügel ähnlich, eine gewisse Fettigkeit an sich haben, wodurch er sich immer trocken durch alle Fluthen erhält. Daraus läst sich leicht auf die ungeheure Schwierigkeit schliessen, die diejenigen zu überwinden haben, welche muthig, und vom Eifer zum Guten und Schönen beseelt, sich dem undankbaren Geschäfte unterziehen, unter Franzosen, und im eiskalten Paris selbst, deutsche Wissenschaft, deutsche Art und Kunst, bessere Cultur mit einem Worte, zu predigen.

Schliesslich ruft der Vf., in dem lächerlichsten Gefühle des Wohlgefallens über sein Machwerk, (welches Gefühl ihm nur die unverschämteste Ignoranz zu gewähren vermochte): *J'en appelle à tous les bons esprits de l'Europe sur la solidité de toutes les observations contenues dans cet Eclaircissement! J'en défere surtout à ce Français inappréciable, dont le courage égale le savoir et l'éloquence; à ce journaliste infatigable, que la Providence avait sans doute réservé ..... à ce Mr. Géoffroi qui vaut seul une armée à sa patrie..* u. s. w. (S. 91.). Also, der erste Philosoph in Europa, der Hr. Abbé *Sabatier;* der zweyte, der Hr. Abbé *Géoffroi!* — An Prahlerey fehlt es überhaupt hier nicht. Vorn und hinten stehen besondere Stücke abgedruckt, *Avertissement*, *Lettres*, wodurch diese kleine Schrift mit dem Erze des Selbstlobes bepanzert erscheint. Da erfahren wir, dass sie nur ein Anhang zu einem grössern Werke ist (*Traité de la Souveraineté*), welches künftige Ostern ans Licht treten soll, „den *Esprit des Lois* von *Montesquieu* weit übertreffen" (S. 118.), und seinen Vf. zum *Réformateur des erreurs de son siècle* (S. 44.) unfehlbar machen wird. Die zwölf letzten Seiten füllt eine *Lettre à Mr. l'abbé Sabatier de Castres, sur son ouvrage de la Souveraineté*, von einem uns unbekannten Hn. *P. Motte*, *de Genève* [*aujourd'hui*], *Professeur de Philosophie et de Mathématiques*, *à Haggers en Russie*. Für diesen Anwald des Anwalden des *Spinoza* sind auch im heutigen Frankreich keine grössere Männer, als eben derselbe elende *Géoffroi*, und der noch elendere *Jondot*. Alle diese saubern Herrn, nebst Abbé *Sabatier*, *Motte* et Consorten, gehören insgesammt unter die Clique der ärgsten Obscuranten, die man in Frankreich mit der Benennung *les frères obscurantins* zu bezeichnen angefangen hatte. — Von Deutschland scheint auch Hr. *Motte* eben so viel zu wissen, als der Abbé *Sabatier* selbst: so dass, falls die guten Einwohner von Haggers in Russland den Hn. Professor einst über die Sprache der Teutonen befragen wollen, er ihnen dieselbe Antwort ertheilen kann, wie der zurückgekehrte franz. Emigrirte in seiner Vaterstadt: *Ce n'est pas proprement une langue; chacun parle son jargon; mais ils s'entendent entr'eux;* welches letztere freylich als ein nicht geringes Lob anzusehn wäre, wenn der gute Mann die deutschen philosophischen Schulen im Sinne gehabt hätte.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Polyidos*. Tragödie. 1805. 73 S. 8. (1 Rthlr.)

Unter mehrern neuern Dramen, die den trefflichen Meisterwerken des alten griechischen Kothurns nachgebildet sind, verdient diess gegenwärtige einen ausgezeichneten Rang. Nicht nur hält es sich ganz streng, und weit strenger, als alle bisherigen, an die äussere Form der antiken Tragödie, sondern es ist auch in der That von ihrem hohen Geiste nicht wenig in diese Production übergegangen, so dass, wenn auch schon die Kritik manches mit Recht gegen das Ganze einzuwenden hätte, wenn die Behandlung des gewählten Stoffes, vielleicht seine Wahl schon, nicht durchaus befriedigen dürfte, man gewiss doch dem edeln Talente des Vfs., der mit so glücklicher Ahndungskraft die reine Schönheit des alten Trauerspiels aufgefasst, und in sehr vielen Partieen seines Werkes nachgebildet hat, seine Achtung und seinen Dank nicht versagen kann. Der Stoff ist aus Hyginos und sonsther bekannt; die Wiederbelebung eines Sohnes des Königs Minos in Kreta durch den Seher Polyidos oder vielmehr durch Apoll, der die Ehre seiner Göttersprüche retten will, ist der Inhalt der Fabel. Der Vf. hat einige Aenderungen zum Behufe seines tragischen Zweckes damit vorgenommen, die von Künstlerverstande zeugen. Polyidos, hier, was Tiresias bey Sophokles, hatte durch einen Orakelspruch, durch den er sich selbst (S. 28.)

königlichen Ehrenglanz,
Wenn einst den Sohn des Königs die Gruft umschliesst,

geweissagt, den scheuen Zorn des Königs aufgeregt, und war von diesem aus dem Lande verwiesen worden. Minos, über den Verlust seines Sohns empfindlich bekümmert, erhielt von Phöbos statt der Antwort die Aufgabe eines Räthsels mit dem Bescheid, nur der werde ihm den Sohn bringen, der das Räthsel zu lösen im Stande sey. Polyidos löst es, und bringt dem getäuschten Vater den todten Sohn zurück. Der von Schmerz und Argwohn zerrissene Vater, bestärkt durch diesen Vorfall in seinem vorausgehegten Verdachte gegen Polyidos, beschuldigt diesen der Mordthat selbst, und läst ihn, den Lebendigen zum Todten, in das seinem Sohne voraus schon errichtete Mausoleum einkerkern, im reichsten Schmucke eines Königs, um so seiner Weissagung zu spotten. Aber gegen

gen seinen Willen muss er dem Willen des Schicksals dienen. Das Orakel soll bey Ehren bleiben; wunderbar wird das Grabmal gesprengt, wunderbar der unschuldige Seher gerettet, und aus seinen Händen erhält der Vater statt des todten Sohnes jetzt den wieder belebten, von Polyidos auf ein von Apollo gesendetes Zeichen durch wundersame Mittel zum Leben gerufen. Diess ungefähr ist der sehr einfache Inhalt des Stückes, wie man sieht, eigentlich mehr Begebenheit als Handlung, mehr geeignet, Andeutungen von Charakteren, als vollständige Charaktere vor die Anschauung zu bringen; aber die Situationen sind poetisch, und Interesse zu wecken geschickt. Der Vf. hat auch seine Leser — ob auf dem Theater diese Tragödie Glück machen dürfte, zweifeln wir — vorzüglich durch eine treffliche edle Sprache, bey dem so einfachen Gange des Stücks, dennoch sich zu gewinnen gewusst. Besonders ist die hohe Gestalt des Sehers ungemein glücklich aufgefasst und gezeichnet. Er ist so ganz hingestellt als der Mann, der einer unsichtbaren Welt angehört, und an der sichtbaren nur wie eine Erscheinung des Himmels vorübergeht. Wie edel sind nicht seine Worte zum erzürnten Könige S. 29.:

In deinem Reiche, König, herrschen Götter auch!
Gehorsam neiget deinen Winken sich das Volk,
Doch sicher über deinem Haupte führet Zevs
Die Wolken hin, und Gaffareus der Sterne Chor;
Und ob du ihnen zürntest, ziehn sie ruhig fort
Im hohen ätherhellen Götterreich der Luft.
Du bannst sie nicht; zu ihnen reicht dein Zürnen nicht.
So wandelt auch der Seher durch der Fürsten Land,
Doch unberührt von ihres Herrscherwillens Macht.

Minos ist ganz Repräsentant willkürlicher Macht. Nur seinem tiefen Schmerze können wir die widrigen Aeusserungen derselben gegen den unschuldigen Boten und gegen Polyidos verzeihen. Indess sein Schmerz um den todtgeglaubten Sohn offenbart sich würdig, ja voll tiefen Gefühls S. 5.:

Sprich mir von Trost nicht, ehre deines Königs Schmerz!
Der Trost um Todte ist ein frecher Tempelraub.
Was bleibt dem Todten von der Erdengüter Zahl,
Als eine Wohnung in der Freunde treuer Brust,
Gehütet von der Wehmuth bittersüssem Schmerz?
Den Hüter schläfert eure glatte Zunge endlich ein,
Und bannt den Todten aus der warmen Brust ins Grab.

Diess wird zum Chor gesagt, der von Anfang bis zum Ende, nach alter Weise, als Zeuge und Mithandler, Rather und Warner, Erreger und Sänftiger der Leidenschaft durch das Stück herrscht. Einen der schönsten lyrischen Wechselgesänge des Chors, im Sophokleischen Geiste gedichtet, findet man S. 35 — 41. Ueberhaupt erinnert manches, schon der Anfang, an den *Oedipos des Sophokles*, einzelne Partieen an *Aeschylos*, vieles an die *Braut in Messina*; nur scheint es, durchaus sey des Lebendighandelnden, das man doch mit Recht von einer Tragödie will, und die alte Tragödie auch gewährte, zuviel einer enggeschlossenen antiken Form aufgeopfert worden. Dass man gar nicht erfährt, wie der Sohn des Minos umgekommen, auch dann nicht, da er wider zum Leben erweckt wird — dass es voraus nicht geschieht, motivirt eher den raschen Verdacht des Vaters — dass seine Gestalt uns gar nicht vorgeführt wird, dass endlich die Wunder bey seiner Wiederbelebung zu gehäuft sind — giebt wenigstens keine wohlthuende Empfindung. Von der technischen Form ist gesprochen worden. Wie glücklich die Trimeter des Vfs. sind, in denen das Dialogische, nur da und dort unterbrochen von Tetrametern, abgefasst ist, mögen die ausgehobenen Proben beweisen. Wir wünschten von ihm einen deutschen Sophokles oder Aeschylos; doch auch seine eignen Geistesproducte, wenn sie diesem gleich sind, und es vielleicht noch übertreffen, werden jedem Freunde des Schönen willkommen seyn.

Halle, in d. Renger. Buchh.: *Federzeichnungen* von *Ernst Scherzer*. *Erstes* Bdchen. 1805. 313 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Leser von Geschmack wird in diesen Erzählungen viel Geistreiches und Treffliches finden; der Humor des Vfs. hat Originalität und Kraft genug, die Wirklichkeit zu veredeln, und dem Gewöhnlichen Reiz zu geben. Dabey fällt er nicht in den Fehler, der dem begeisterten Humor so oft eigen ist, mitten im griechischen Tanze einige nordische Kraftsprünge zu machen! — Am eigenthümlichsten offenbart sich der Geist des Vfs. in der Erzählung: Bandow der Glückliche, und in den Papageno's. Die Briefe einer verunglückten Kammerjungfer sind reich an einzelnen komischen Einfällen; aber zuweilen blickt durch die Maske der Ironie zu sehr der Vf. hervor, welches dem Ganzen Schaden thut. Das Opiat für den Postmeister in K. ist gut erfunden, aber auf den Helden, der in dem Mährchen geschildert zu werden scheint, nach unserer Meinung nicht ganz anwendbar; auch ist die Einleitung ein wenig zu gedehnt.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig u. Breslau*, b. Buchheister: *Sendschreiben an den Prediger Hrn. Haertel, sein Lob und Tadel der schles. Gutsbesitzer betreffend*, nebst Vorbericht vom Major *von Poser*. Ohne Jahrz. (1805.) 38 S. kl. 8. (4 gr.)

*Berlin, Leipzig u. Breslau*: *An den Hrn. Major von Poser*, nebst einem Anhange über die Milde, die man in diesem Jahre von der schles. Geistlichkeit erwartete, von dem Prediger *Härtel*. 1806. 38 S. kl. 8. (4½ gr.)

Der Hr. Pred. *Härtel* zu Karoschky im Trebnitzischen hatte im Juliusstück der schles. Provinzialblätter 1805. zwey Aufsätze einrücken lassen unter dem Titel: 1) das gegenwärtige theure Jahr, in Beziehung auf den robotsamen Landmann. 2) Beweise der Güte und Härte schlesischer Gutsbesitzer gegen die

die Armen im gegenwärtigen theuren Jahre. In ersterm zeigt er, dass die Lage derjenigen robotsamen Landleute, welche weniger Getreide bauen, als sie bedürfen, sehr traurig ist. In dem letztern führt er einige gute Handlungen wohlthätiger Gutsbesitzer, mit Benennung der Anfangsbuchstaben an, erwähnt einer grossen Deterioration eines ungenannten Gutes, wodurch der Unterthan fast die Hälfte der Habe verloren, verspricht, ein stehendes Magazin edler Handlungen der Gutsherrschaften zu liefern, um noch mehrere zum Guten zu erwecken, und droht denjenigen mit der Publicität, welche auch in diesem Unglücksjahre Härte zeigten. Der Beweggrund zu diesem letztern Aufsatze war, wie Hr. *Härtel* sagt, das viele Gute, was man von den böhmischen Gutsbesitzern in Zeitungen gelesen, und das Missbehagen, dass von der Wohlthätigkeit der schles. Gutsherrn in allen öffentl. Blättern ein tiefes Stillschweigen wäre. Er hatte rings um sich her die edelsten Beweise von der erprobten Gutmüthigkeit des schles. Charakters bemerkt, und sammelte noch mehr, um sein Vaterland auch in dieser Rücksicht wieder in dem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen. Wider Vermuthen stiess er aber auf mancherley Anomalien und Härten verschiedener Gutsbesitzer. Als Menschenfreund warf er sich nun zum Sachwalter der Bedrückten auf, mit einem Enthusiasmus, der ihm bey seinem Berufe, auf das Herz zu wirken, wohl zu verzeihen ist, wenn es gleich nicht zu läugnen seyn dürfte, dass enthusiastische Ausdrücke oft der guten Sache schaden, und jedes Ding zwey Seiten hat, dass oft ein grosses Uebel local nothwendig oder unheilbar ist, oft ein grösseres Gut bewirkt, und man zur Radical- oder Palliativkur nur äusserst vorsichtig, zumal mit einem Mittel, wie die Publicität ist, schreiten muss.

Der Hr. Maj. *v. Poser* fand diese Aufsätze des Hn. *H.* nicht bloss bedenklich und unrichtig, sondern sogar anstössig und beleidigend für den schlesischen Adel, und wollte dagegen eine weitläuftigere Zurechtweisung in die schles. Provinzialblätter setzen lassen. Da diese Schrift nicht aufgenommen ward: so gab der Hr. M. *v. P.* Nr. 1. heraus, dessen Inhalt Rec. ganz kurz, und zwar, da der Hr. Maj. alles anonyme Urtheil verbietet, ohne alles Urtheil hier angiebt. Der eigentlich gegen den Herausg. der Provinzialblätter gerichtete Vorbericht zeigt, wie unrecht dieser daran gehandelt, dass er des Hn. M. *v. P.* Aufsatz nicht auf dessen Kosten aufgenommen habe, wirft ihm nebenbey vor, dass in diesem Journal oft harte Ausfälle auf die Gutsbesitzer vorkommen, und sucht zu beweisen, dass er mit Fug und Recht dem Hn. Pred. *Härtel ne sutor ultra crepidam* zurufen könne. Diess geschieht alles in Analysirung und Beantwortung eines Briefes, mit welchem der Herausg. der schles. Prov. Bl. den Aufsatz des Hn. Majors zurückgesendet. Zum Schlusse wird angemerkt, dass der Ausdruck Gutsbesitzer nur eigentlich Freybauern bedeute, und gar nicht adliche Dominia begreife. (Dennoch braucht der Hr. Maj. diesen Ausdruck mehrmals, vielleicht aus Nachsicht und Connivenz: denn aus Purismus dürfte er es wohl nicht thun, da man die Ausdrücke Grundherrschaft, Erbherrschaft Herrschaft, Grundherr, Erbherr hat, welche allerdings sonorischer klingen, und wirklich vielen adlichen und bürgerlichen Gutsbesitzern mehr gefallen.) S. 11 bis 34. enthält das eigentliche Sendschreiben an den Pred. *Härtel*, d. d. Herrnlauersitz den 28. Aug. 1805. unterzeichnet. Hr. Major *v. Poser* lobt die gute Absicht des Hn. *H.*, versichert aber, dass er sich gewiss geirrt, nicht recht gehört oder gesehn habe, wenn er irgendwo Härte und Unmenschlichkeit fand: denn so etwas würde in preussischen Staaten gar nicht geduldet. Dieses von angesessenen Personen zu behaupten, welche den Gesetzen und Richtern nicht entgehen können, heisst Polizey und Gesetzgebung herabsetzen. Zwar wird zugestanden, dass ein Fliegenstecher unter den Gutsbesitzern hier und da mit unterlaufe, fährt der Hr. Maj. fort; das wenige aber, was man von ihnen wisse, werde hier wenigstens von dem vielen Guten überwogen, was man bey den übrigen Klassen (nicht Ständen) wahrzunehmen Gelegenheit habe, und sie verdienten nicht so oft und so sehr heruntergesetzt zu werden, wodurch das Ganze die Achtung verliere, die ein Gutsbesitzer haben müsse, wenn er nützlich wirken, und die Befehle der höhern Obrigkeit ausrichten solle, oder, wenn dem Gutsbesitzer Amtsgeschäfte übertragen werden, wodurch er ein Diener des Staates wird, welches häufig geschehe, und ohne Gehalt, um dem Staate und seinen Mitmenschen nützlich zu seyn. S. 17. folgt das fürchterliche, im Vorberichte vertheidigte, *ne sutor ultra crepidam*, welches der Hr. Major von dem Organist Keschner, bey dem er als Knabe (als Junker) in Pension auf der reform. Friedrichsschule in Breslau gewesen, vor 40 Jahren oft gehört zu haben versichert. Doch die Leser werden aus dem bisherigen schon abnehmen können, wie der Hr. Pred. *H.* abgefertigt wird. Da übrigens dieser auch ein Wörtchen von der Erziehung der Jugend mit einfliessen lassen: so belehrt ihn der Hr. Maj., dass er, wenn er Söhne hätte, und nicht einen Mann fände, dessen Meinungen durch Lebenserfahrungen gereift und berichtigt sind, oder den Willen hätte, sich zu berichtigen, sie lieber durch einen gut gedienten ehrlichen Mann von Unterofficier erziehen lassen würde, als von den neuen Erziehern, welche die Welt und die Menschen mit Gewalt zu ihren Idealen hinauf ziehen wollen u. s. w. S. 34. folgt eine wahrscheinlich bloss vorgebliche Ankündigung einer Zeitschrift: Annalen der Verstosse wider gesunde Vernunft und Lebenserfahrung, als Gegenstück zu den Annalen der leidenden Menschheit, von *F. W. Richter*, Organist zu Herrnlauersitz bey Köben in Schlesien, zu welcher alle Menschen, Collegen u. a., besonders solche, denen der Kantische kategorische Imperativ den geraden Menschensinn nicht entwunden hat, eingeladen werden; auch Gelehrte sind nicht ausgeschlossen.

Diese originelle Schrift des Hn. Majors beantwortet und widerlegt Hr. *Härtel* Nr. 2. mit Ernst und Würde. Nach einigen vorläufigen Complimenten beweiset Hr. *H.*: dass er niemals von dem Adel etwas nachtheiliges schreiben, sondern vielmehr ihn loben wollen, und zeigt: dass er keinesweges Aufruhr, Diebstahl und andere ihm Schuld gegebene Dinge in seinen unschuldigen Aufsätzen gepredigt. Im Verlaufe seiner Vertheidigung sagt er Manches, was wieder in das schwierige Kapitel der Verhältnisse zwischen Grundherrn und Unterthan einschlägt, was der Hr. Major gar nicht, oder von einer andern Seite zur Sprache bringen lassen wollte, da es freylich nicht zu läugnen ist, dass der Bauernstand (die Bauernklasse) sich sehr verschlimmert hat, und diess zwar gerade da, wo der Bauer reich und wohlhabend ist; ein gewöhnliches Schicksal der Menschen, die in allen Ständen (Klassen) den Reichthum nicht vertragen können, und den Spruch Matth. 19, 24. wahr machen. — Zur Kunde von Schlesien glaubt Rec. noch zwey auf diesen Streit Bezug habende Facta anführen zu müssen: auf einer Reise im Gebirge fand Rec., dass die Unterthanen sehr gern zu Hofe gingen, weil sie ein Brot bekamen, das nach den damaligen Preisen Aug. 1805. 6 gr. werth war. Zur Bekundung führt Rec. das dem Kloster Leubus gehörige Gut Seichau, eine Meile von Goldberg, an. Das zweyte weit wichtigere Factum ist die thätige Hülfe, die der König bey der Hungersnoth Schlesien zufliessen liess, und die rastlosen Anstrengungen des Minister v. Hoym, in der von der Hungersnoth am meisten bedroheten Gegend Rath zu schaffen. Dadurch allein geschah es, dass die Noth nicht so hoch stieg, wie in Böhmen, und in Schlesien die preuss. Regierung dem Adel kein solches Compliment machen durfte, als die östreichsche in Böhmen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 14. April 1806.*

## *MATHEMATIK.*

WIEN, b. Trattner: *Ephemerides Astronomicae anni* 1806., ad Meridianum Vindobonensem jussu Augustissimi a *Francisco de Paula Triesnecker*, Astronomo Caes. Reg. Universitatis etc., et *Johanne Bürg*, Adjuncto Astron. Caes. Regio supputatae. Cum Appendice. 1805. 394 S. 8.

In die Berechnung des Himmelslaufes für 1806. ist noch keiner der neuen Planeten aufgenommen: doch finden sich, ganz am Schlusse des Werks, die Oerter der Ceres von 6 zu 6 Tagen berechnet. Der Anhang besonderer astronom. Aufsätze ist folgenden Inhalts. I. Neue Mercurstafeln, von *Triesnecker* berechnet. Die Elemente der Mercursbahn, welche Hr. *T.* vorläufig in den Ephemeriden 1799. bekannt gemacht hat, sind hier, zum Behuf astronomischer Rechnungen, in Tafeln gebracht. Jene Elemente sind, zufolge der Tafeln: Epoche der mittlern Länge Mercurs auf 1800., in mittl. Pariser Zeit 3ᶻ 18° 19′ 34″. Länge der Sonnenferne 8ᶻ 14° 20′ 27″, des Knoten 1ᶻ 15° 57′ 24″. Hundertjährige Bewegung der mittl. Länge 2ᶻ 14° 4′ 25″, der Sonnenferne 1° 33′ 56″, des Knoten 1° 10′ 18″. Neigung der Bahn 7° 0′ 5″. Mittl. Entfernung von der Sonne 0,387099, Excentricität 0,079608, und gröfste Gleichung des Mittelpunkts 23° 40′ 58″,1. Die Excentricität und Neigung der Bahn sind aus Greenwicher Beobachtungen, in der Nähe des Apheliums und Periheliums, und im Zeitpunkte der gröfsten Breite Mercurs angestellt, und die übrigen Elemente aus sorgfältig geprüften Beobachtungen der Durchgänge Mercurs durch die Sonne abgeleitet. Perturbationsgleichungen sind diesen Tafeln nicht beygefügt. — II. Geographische Längen, aus Fixsternbedeckungen und Sonnenfinsternissen, berechnet von *Triesnecker*. Man kennt aus älteren Jahrgängen der Wiener Ephemeriden die verdienstliche Arbeit des Vfs., die er durch astronomische Bestimmung der geographischen Länge einer grosen Anzahl Oerter in und ausser Europa unternommen hat. Nur echte Geographen, welche wissen, was zur astronomischen Orientirung einer Karte gehört, und welche das Schwankende in den Angaben verschiedener Karten für die Position der meisten, oft selbst der berühmtesten Orte aus eigener Einsicht kennen, sind im Stande, den Werth einer solchen Arbeit ganz zu schätzen; um so mehr werden sie es dem Vf. danken, dass er die weitläuftigsten und mühsamsten parallaktischen Rechnungen nicht gescheut hat, um fast in allen Gegenden der Erde fixe astronomisch bestimmte Punkte, vorzüglich in Hinsicht auf geogr. Länge, zu liefern, die meistens mit noch weniger Sicherheit als die geogr. Breite bekannt ist. Der Vf. glaubte diese geographischen Beyträge, die für gründliche Verbesserung unserer Landkarten so wichtig sind, mit dem Jahrgange 1802. der Ephemeriden geschlossen zu haben; liefert aber, nachdem er inzwischen einen neuen Vorrath von Beobachtungen gesammelt hatte, im gegenwärtigen Bande einen sehr beträchtlichen, an neuer Ausbeute für die Geographie ungemein reichen Nachtrag. Es finden sich darunter auch verschiedene ihrer geogr. Lage nach bisher wenig genau bekannte Orte, z. B. Bagdad, Diarbekr, Dmitriewsk, Georgstown (nahe bey der Stadt Washington in Nordamerica), Peterwardein, Smyrna, Tanger (in Africa), Veracrux, Washington. Die Länge von Amsterdam berechnet nun der Vf. aus 12 neueren Beobachtungen von D. *Keyser* 1801 — 1803. im Mittel zu 10′ 9″,6, die Länge von Peking zu 7 St. 36′ 8″,5 östlich in Zeit von Paris; letzteres Resultat bestätigt Pat. *Hallerstein's* Angabe für die Länge von Peking gegen *Pingré* und *Roumovsky*. — III. Geographische Längen mehrerer von *Cook* auf seiner Reise um die Welt besuchten Plätze an der Seeküste, sammt der Länge von Tobolsk in Sibirien, berechnet von *Triesnecker*. Man hatte bisher von den astronomischen Originalbeobachtungen, welche die beiden Sternkundigen, *Wales* und *Bayly*, die Begleiter *Cook's* auf seiner Reise um die Welt in den Jahren 1772 — 1775. gemacht hatten, und welche das *Board of Longitude* in einer eigenen Sammlung, London 1777., herausgab, für die Geographie keinen Gebrauch gemacht, da diese Beobachtungen erst eine beschwerliche Berechnung erforderten. *Triesnecker* hat ihnen diesen Dienst erzeigt, und zum Theil dabey eine zwar nicht neue und völlig unbekannte, aber für geographische Längenbestimmung wenigstens noch nicht häufig genug benutzte Methode, die an verschiedenen Orten beobachtete Culmination des Monds, in Anwendung gebracht; mit welch glücklichem Erfolge, zeigen die hier vorkommenden ausführlich dargestellten Beyspiele. Aus Beobachtungen verschiedener Art fand der Vf. folgende Längen: Bay der Königin Charlotte 191° 49′ 53″, Otaheiti, Venusspitze 228° 12′ 0″, Inf. Pudyou bey Neucaledonien 182° 17′ 48″, Vorgeb. der guten Hoffn. 36° 4′ 50″, Tongatabu (Freundschaftsinf.) 202° 29′ 36″. Ueber die Länge von Tobolsk waren *Chappe* und *Pingré* lange ungewifs; *Triesn.* setzt sie, vermöge der Sonnenfinsternifs 1761. 2. Jun., durch Vergleichung mit Cajaneburg 4 St. 23′ 58″,7 östl. in Zeit von Paris. — IV. Ueber die Bradleysche Refractionstafel, und die Rectascension

fion des Sterns α im Adler, von *Bürg*. Schon in den Wiener Ephem. 1797 und 1798. hat Hr. *B.* durch umständliche Erörterung der Strahlenbrechung für die Zenitdistanzen 52° und 64° in Greenwich gezeigt, dafs die Bradleyfche Refraction überhaupt etwas zu klein fey. Diefe Unterfuchungen fetzt er hier fort, und zugleich mit der bekannten Frage in Verbindung, welche feit einigen Jahren die Aftronomen ftark befchäftiget hat: ob wirklich die Rectafcenfion von α des Adlers bey *Maskelyne*, nach der eigenen Meinung diefes Aftronomen, um 3",8 zu vergröfsern, und damit die gerade Auffteigung aller Maskelynefchen Fundamentalfterne um eben fo viel gröfser anzunehmen fey? Es waren keine Zenitdiftanzen jenes Sterns um die Aequinoctien herum vorhanden, und daher *Flamsteed's* Methode, die abfoluten Rectafcenfionen zu finden, nicht anwendbar. *Bürg* war alfo genöthigt, zur genaueren Unterfuchung der ftreitigen Frage über die Rectafcenfion des Sterns eine Methode anzuwenden, die zum Theil von der wahren Gröfse der Refraction abhängig war, und daher mit der Frage über die allgemeine Zuläfsigkeit der Bradleyfchen Refraction in genauem Zufammenhange ftand, und diefs gab ihm Anlafs, feine frühere Behauptung, dafs die Bradleyfche Strahlenbrechung, wenigftens für Greenwicher Beobachtungen, vergröfsert werden müffe, mit neuen nicht unwichtigen Gründen zu beftätigen. Die fchon erwähnte Methode beruht auf folgenden: Zenitdiftanzen der Sonne, in der Nähe eines Aequinoctiums beobachtet, wurden durch den Collimationsfehler (den *Bürg* aus einer anfehnlichen Reihe von Greenwicher Beobachtungen genau beftimmte, und mit *Maskelyne's* eigener Angabe nahe einftimmig fand), durch die (Bürgfche) Refraction und die Parallaxe in wahre verwandelt, und daraus weiter die Abweichung, und aus diefer die Afcenfion der Sonne hergeleitet; da der Gang der Uhr bekannt ift, fo kennt man auch die Afcenfionen aller an den nämlichen Tagen zugleich mit der Sonne beobachteten Sterne, und der fehr genau beobachtete Maskelyne'fche Afcenfionsunterfchied zwifchen jedem diefer Sterne und α des Adlers giebt eben fo viele unmittelbare Data für die Afcenfion des letzteren Sterns an die Hand. Auf diefem Wege fand *Bürg* für den Anfang des Jahrs 1802. die Rectafcenfion von α Adl. 19 St. 41' 7",231. *Piazzi* giebt an: 19 St. 41' 7",236, *Maskelyne* felbft 19 St. 41' 7",130. Die Maskelyne'fche Vermehrung diefer Rectafc. ift alfo nicht nur ganz gegründet, fondern diefe Vermehrung mufs nach *Bürg* und *Piazzi* eher noch um 0",10 in Zeit oder 1",5 im Bogen ftärker angenommen werden. *Bürg's* neuere Gründe, warum die Bradley'fche Strahlenbrechung für Greenwich zu klein ift, find unter andern diefe: Eine Vergleichung der Declination von 36 der vornehmften Sterne, die *Maskelyne* mit Anwendung der Bradleyfchen Refraction beftimmt hat, mit der Declination eben diefer Sterne nach *Piazzi*, zeigt zu auffallende Verfchiedenheiten in den Angaben diefer beiden berühmten Aftronomen, als dafs ihre Angaben wohl neben einander beftehen könnten; aber jene auffallenden Unterfchiede reduciren fich auf eine ganz mäfsige Gröfse, fobald man die Bürgfche Refraction anwendet; beym Gebrauche der letztern findet man auch lange nicht fo grofse Verfchiedenheiten der Afcenfionen, die aus Beobachtungen um die Frühlingsnachtgleiche, und folcher, die aus Beobachtungen um die Herbftnachtgleiche gefolgert worden find. Auch *Méchain* verfichert, dafs die grofsen Unterfchiede, die er für die Schiefe der Ekliptik aus Beobachtungen des Sommer- und Winterfolftitium mit Anwendung der Bradley'fchen Refraction gefunden, durch die Bürgfche Refr. beynahe ganz verfchwinden. Die Refraction für Palermo ift, nach forgfältigen Wahrnehmungen von *Piazzi*, nicht merklich von der Bradleyfchen verfchieden. Um die Frage, ob jedes Klima wohl eine eigene Refractionstafel fordere? zu entfcheiden, und die Refraction für jede Sternwarte insbefondere aufs genauefte auszumitteln, fchlägt *Bürg* folgendes Verfahren vor: Man beftimmt die Breite jedes Orts theils durch Beobachtungen des Polarfterns über und unter dem Pole (diefs kann füglich auch zur Zeit der gröfsten öftlichen und weftlichen Digreffion des Polarfterns vom Meridian, oder zur Zeit der Nachtgleichen gefchehen), theils durch Beobachtung der Sonnenhöhen in der Nähe eines Aequinoctiums. Beym Polarftern und bey der Sonne wird der Fehler der gebrauchten Refraction auf entgegengefetzte Seiten fallen; der Unterfchied der Breite, die man aus beiden erhält, wird, durch zwey getheilt, den Fehler der gebrauchten Refractionstafel für die Höhe 45° geben, und das Mittel aus beiden Breiten wird von der gebrauchten Refractionstafel unabhängig feyn. — V. Aftronomifche Beobachtungen, zu Wien und an andern Orten angeftellt. Zuerft Beobachtungen in Wien vom J. 1804., worunter auch mehrere von *Seeber* aus Karlsruhe, der als Aftronom für die Sternwarte zu Mannheim beftimmt ift. Beobachtungen zu Ofen, von *Taucher* und *Hulman*; die Sonnenfinfternifs am 11. Febr. wurde in Gegenwart des Palatinus, Erzherzogs *Joseph*, beobachtet; fie erreichte in Ofen 11 Zolle 49 Min. Eben diefelbe Sonnenfinfternifs zu Karlsburg in Siebenbürgen beobachtet. Verfchiedene Beobachtungen zu Prag vom K. K. Aftronom *David* und dem Adj. *Bittner*, zu Kremsmünfter von *Derfflinger*, zu Regensburg von P. *Heinrich*, zu Amfterdam von D. *Keyser*, zu München von Prof. *Schiegg*, und an andern Orten. Beobachtungen der Ceres und Juno in Mayland, Palermo, auf dem Seeberg; aufs neue wiederholte genaue Beobachtungen der Rectafcenfionen von 11 Hauptfternen, in Palermo von *Piazzi* angeftellt; darunter ift die mittlere Afcenfion von α des Adlers auf den 22. Dec. 1803. = 295° 18' 14",8 aus 16 correfpondirenden Beobachtungen, und 295° 18' 15",5 aus allen 52 Beobachtungen überhaupt. Um das Sommerfolftitium 1804. fand *Piazzi* die fcheinbare Schiefe der Ekliptik 23° 28' 1",60. Die Polhöhe von Brünn beobachtete Dr. *von Schindler* mit einem Baumannfchen Sextanten aus 46 Beobachtungen im Mittel = 49° 11' 32",2.

*NATUR-*

## NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, b. Frauenholz: *Naturgeschichte der Vögel Deutschlands*, in getreuen Abbildungen und Beschreibungen von *Joh. Wolf*, Doctor der Philosophie und erstem Lehrer an der Knaben-Industrieschule zu Nürnberg, und Dr. *Bernh. Meyer*, Fürstl. Ysenburg. Hofrathe u. s. w.

Auch unter dem Titel:

*Histoire naturelle des Oiseaux de l'Allemagne* représentés d'aprés nature et décrits par *J. W.* et par *B. M.* Mit deutschem und französischem Texte in gespaltenen Columnen neben einander. 1805. 88 S. fol. m. Kpfrn.

Diess Werk erschien bisher bloss mit französischem Texte unter dem viel zu engen Titel: *Les Oiseaux de la Franconie*, und wir haben davon neun Lieferungen vor uns, deren Inhalt die Erweiterung des Titels vollkommen rechtfertigt. Obgleich Rec. für seine Person von Bearbeitungen einzelner Zweige der Naturgeschichte nach einzelnen Provinzen kein grosser Freund ist: so muss er doch gestehen, dass die specielle Naturgeschichte der Vögel durch Arbeiten und Abbildungen, wie die vorliegenden, sehr gewinnen muss. Die Herausgg. sind dem Publicum als Naturgeschichtsforscher schon vortheilhaft bekannt, und von den Kupfern ist es genug zu sagen, dass Hr. *Frauenholz* ihre Herausgabe besorgt, um ihre Güte anzudeuten, indem es bekannt ist, dass er, wenn er sich einmal für eine Unternehmung interessirt, weder Mühe noch Aufopferung spart, um sie durch gute Künstler nach Würden ausführen zu lassen. Ein ornithologisches System konnte natürlicher Weise bey einem heftweise erscheinenden Werke, wo die Gegenstände abgebildet werden, wie sie sich gerade darbieten, nicht beobachtet werden: vermuthlich wird aber zu Ende des Werks ein systematischer Index folgen. Den Anfang macht der *Uhu (Strix bubo)* mit den deutschen Synonymen, und den lateinischen, französischen und englischen Namen, nebst den Citaten der besten Abbildungen; dann folgen die *Kennzeichen der Art*, die *eigentliche Beschreibung des Vogels*, die Angabe des *Aufenthaltes*, der *Eigenschaften* (soll heissen Lebensweise), der *Nahrung*, der *Fortpflanzung* und des *Nesterbaues*, des *Nutzens* und *Schadens*, den sie bringen, und der *Feinde*, die ihnen nachstellen, so wie zugleich die *Jagd* und der *Fang* derselben beschrieben wird. Den Beschluss des Artikels macht die Angabe der *Verschiedenheiten* (der Varietäten), die man von dem beschriebenen Vogel kennt. Die Abbildung des (männlichen) Uhu, so wie von allen, wo wir es nicht besonders anmerken, ist von *Gabler* und sehr brav. Auf die eben angegebene Weise sind alle folgende Vögel behandelt. — Der *Dorndreher (lanius spinitorquus)*, Männchen und Weibchen. — Die *Elster (corv. pica)*, Männchen. Die Anmerkungen, die sich oft zu Ende eines Artikels finden, enthalten nicht selten brauchbare anatomische Beobachtungen; so fand sich hier einmal nur ein Hode, der so gross wie eine grosse Bohne und oval war. — Der *Kernbeißer (loxia coccothraustes)*, Männchen und Weibchen abgebildet. — Der *Gimpel (loxia pyrrhula)*, Männch. u. Weibch. — Die *Kohlmeise (parus major)*, M. u. W. — Der *Thurmfalke (falco tinnunculus)*, Männchen und das Junge; die Darstellung des Jungen ist besonders in einem hohen Grade vortrefflich. — Der *Gruinspecht* (Grünspecht) *(picus viridis)*, Männchen und ein Junges in der Mause. — Die *Dohle (corvus monedula;* die Lebensweise davon sehr ausführlich. Das Männchen. — Der *Stockfalke (falco palumbarius)*, Männchen und Junges. — Der *Pirol (oviolus galbula)*, M. und W. — Das *Rothschwänzchen (motacilla phoenicurus)*. Die Beschreibung enthält sehr artige Bemerkungen über die Veränderungen des Gefieders während des Wachsthums, woraus sich ergiebt, dass manche als *species* aufgeführte Vögel bloss *Varietäten* einer und derselben *species* sind. Männchen, Weibchen und Junges sind abgebildet. — Die *weiße Bachstelze (motacilla alba)*, M. u. W. — Die *Lachtaube (columba risoria)*, Männchen. — Der *große Haubentaucher (colymbus cristatus)*, Männchen u. Junges. — Der *Staar (sturnus vulgaris)*, Männchen und Weibchen. — Der *Grünling (loxia chloris)*, Männch. und Weibchen. — Die *Mauerschwalbe (hirundo apus)*, Männchen u. Junges. — Der *aschgraue Kuckuck (cuculus canorus)*. Ueber die Eigenheit des Kuckucks, seine Eyer in fremde Nester zu legen, findet man auch hier das gewöhnliche. (Dass übrigens das Weibchen sich nicht mehr um die Nachkommenschaft kümmere, ist unseren Nachrichten zufolge unrichtig.) Die Zeichnung ist von *Gabler*, der Stich von *Dietrich*. — Die *Bisamente (anas moschata)*, M. und W. — Der *Hänfling (fringilla cannabina)*, Männchen, Weibchen u. Junges, von *Gabler* und *Dietrich*. — Das *Rothkehlchen (motacilla rubecula)*, Männchen und Junges, von *Gabler* und *Dietrich*. — Die *Ringeltaube (columba palumbaria)*, das Männchen, *Gabl.* u. *Dietr.* — Der *rauchfüßige Kautz (strix dasypus)*, Männch. u. W. — Der *Schwarzspecht (picus martius)*, eine vortreffliche Abbildung des Männchens. — Der *Bandspecht (picus major)*, M. u. W. — Der *Buchfink (fringilla coelebs)*, M. u. W. — Die *Tannenmeise (parus ater)*, M. und W. — Der *graue Würger (lanius excubitor)*, M., W. und Junges. — Die *Nebelkrähe (corvus cornix)*, Männchen. — Die *Schneekrähe (corv. pyrrhocorax)*, von *Hergenröder* und *Gabler*. — Die *rosenfarbne Drossel (turdus roseus)*, besonders schöne Abbildung von *Hergenröder* und *Bock*. — Der *Grölitz (loxia serinus* des *Scopoli)*, von *Hergenröder* und *Gabler*. — Die *kleine Ohreule (strix scops)*, *Hergenr.* u. *Bock*. — Der *Kreutzschnabel (loxia curvirostra)*, Abbildung vom Männchen, Weibchen und einem Jährlinge. — Der *Sperling (fringilla domestica)*. — Die *Alpenschwalbe (hirundo melba)*, eine besonders gute Abbildung von *Stölzner* und *Bock*. — Den Beschluss der vorliegenden Hefte macht das *Steinhuhn (perdix saxatilis Wolfii)*. Möge doch der Fortgang und die Vollendung des vortrefflichen Werks durch nichts aufgehalten werden!

Salzburg, auf Kosten d. Herausg.: *Sammlung der Wurzeln von giftigen Gewächsen;* herausgegeben von *Balthasar Preiß*, Doct. der Heilkunde und Kurfürstl. Salzb. Regimentsarzt. *Erste* Lieferung. 1804. 40 Stück Wurzeln auf Pappdeckel geklebt. (4 Rthlr. 8 gr.)

Seitdem man in unsern Zeiten sich mehr bemüht hat, die Kenntniss der Giftgewächse allgemeiner zu verbreiten, um Unglücksfälle von genossenen Pflanzengiften zu verhüten, hat man häufig angefangen, nicht nur umständliche Beschreibungen dieser Gewächse zum Druck zu befördern, sondern auch Kupfertafeln und selbst *Herbaria viva* von denselben herauszugeben. Aber in allen diesen Werken werden die Wurzeln meistentheils übergangen. Gleichwohl machen bey vielen Giftgewächsen die Wurzeln gerade den schädlichsten Theil aus, wie diess insbesondere von dem *Wasserschierling*, der *Herbstzeitlose*, u. a. m. bekannt ist. In dieser Rücksicht beschloss Hr. D. *Preiß*, eine eigene Sammlung von giftigen Wurzeln zu veranstalten. Die Wurzeln sind vollständig gesammelt, gut getrocknet, und sehr niedlich auf 10 Pappdeckel so aufgeklebt, dass jeder in 4 Felder eingetheilt ist, die immer die Wurzeln von verwandten Pflanzen enthalten. So findet man z. B. auf der vierten Tafel die Wurzeln von *Chaerophyllum sylvestre* und *hirsutum*, von *Conium maculatum* und *Aethusa Cynapium;* die fünfte Tafel enthält: *Helleborus niger* und *viridis*, *Trollius europaeus* und *Actaea spicata*, die in Apotheken oft mit einander verwechselt werden. Die zehnte Tafel enthält die Wurzeln von vier *Euphorbienarten*. Wir können diese Sammlung als einen zweckmäsigen Beytrag zu den bisher von *Hechenberger* u. a. erschienenen Heften von Giftgewächsen empfehlen, und zugleich bemerken, dass eine *zweyte* Ausgabe sammt Fortsetzung bereits angekündigt worden ist.

## STATISTIK.

Paris, b. Dubroca: *Almanac constitutionel de l'Empire français pour l'an* 1806. etc.

Auch unter dem Titel:

*Calendrier pour l'an* 1806. *et deuxième de l'Empire français*. 1806. 316 u. 175 S. 12. (18 gr.)

Diese von Hn. *D.* bereits im vorigen Jahre als eine *zweyte* Auflage seiner zuerst im J. 1804. erschienenen *Constitutions de l'Empire français* in Kalenderform gelieferte Arbeit konnte dem Vf. eben nicht viel Mühe machen. Ausser einer Einleitung zu den Constitutionen des französischen Reichs (S. 1—186.), die in vier Kapiteln eine kurze Geschichte der drey vorigen Dynastieen, des *Interregnums* von Ludwig XVI. bis auf Bonaparte, und der Consular-Regierung, nebst einer Uebersicht des militärischen Lebens Bonaparte's enthält, besteht der übrige Inhalt des *ersten* Theils aus den sogenannten Constitutionen des Reichs, nämlich der eigentlichen Constitution vom 8ten Jahre und den Ergänzungen durch sechs organ. Senatsbeschlüsse; der *zweyte* Theil aber liefert, unter dem glänzenden Titel eines *Tableau de l'Empire français organisé dans toutes ses parties*, in XI Kapiteln die gesetzlichen Verfügungen über die Organisationen des Hofstaats, des Senats, der Ehrenlegion des Staatssecretariats, Staatsraths und der Ministerial-Departements, der Administrationen, der Justiz, des Militärs, des Handels, der Finanzen, des Religionswesens, der wissenschaftlichen Anstalten, und, als Anhang, einen Codex der Cantonal- und Wahl-Versammlungen, die alle leicht aus dem *Moniteur* oder einem andern Journale, und dem *Almanac national* verkürzt und zusammengesetzt werden konnten. Bey allem dem ist diese leichte Composition für den, der jene Quellen nicht besitzt, ein nicht unbequemes Handbuch zur leichteren Uebersicht der darin behandelten Gegenstände.

Magdeburg, im Verlag der Zeitungsexpedition und in Comm. b. Creutz: *Adreß-Buch vom Herzogthum Magdeburg und der Grafschaft Mansfeld preußischer Hoheit.* — *Erste* Abtheilung, enthaltend den Holzkreis, den Jerichowschen und den Ziesarschen Kreis. 194 S. *Zweyte* Abtheilung, enthaltend den Saalkreis und die Grafsch. Mansfeld. 1803. 105 S. und 1½ Bogen Berichtigungen und Zusätze. 8.

Dieses Handbuch ist, wie ein jedes der Art, dem Vollständigkeit nicht fehlt, ein sehr nützliches Hülfsbuch im gemeinen Leben, und es wäre zu wünschen, dass wir von allen Provinzen, wenigstens von 5 zu 5 Jahren, dergleichen Notizen erhielten, weil dadurch mancher Weitläuftigkeit und unnöthigen Schreiberey vorgebeugt wird. Es enthält, ausser den Landescollegien in der Hauptstadt, sämmtliche von ihnen ressortirende Gerichts-, Polizey- und Finanzbehörden, alle Justizcommissarien, Aerzte, Accise-, Post- und Forstofficianten, Stifter, Klöster, Prediger, Schullehrer u. s. w., und zeigt von jeder Ortschaft, die nach dem Alphabet aufgeführt sind, den Besitzer oder Gerichtsherrn, den Justitiarius, den Patron der Kirche und andre öffentliche in den Städten und auf den Dörfern wohnende Officianten u. s. w. an. Bey den Landescollegien sind die Referendarien und Auscultatoren nicht aufgeführt. Bey den Behörden der Stadt Magdeburg fallen die 10 verschiedenen Gerichtsbarkeiten in die Augen, und man sieht, wie viel noch im Justizwesen aufzuräumen ist, ehe es zu der wünschenswerthen und so nöthigen Einfachheit gebracht wird, deren Mangel jetzt das Aufsuchen des Rechts oft so kostbar und langweilig macht. Ein doppeltes Register von allen Ortschaften und von allen im Buche genannten Personen erhöhet die Brauchbarkeit dieses nützlichen Handbuchs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 15. April 1806.*

## ERDBESCHREIBUNG.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Beschreibung einer Reise nach Stuttgart und Strasburg* im Herbste 1801., nebst einer *kurzen Geschichte der Stadt Strasburg während der Schreckenszeit*, von *C. Meiners*, königl. grossbritan. Hofr. u. ordentl. Lehrer d. Philos. in Göttingen. 1803. 534 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Der Vf. reiste im Herbste 1801. von Göttingen über Cassel, Frankfurt und Heidelberg nach Stuttgart, wo sein Aufenthalt mehrere Wochen dauerte, und nur einige Tage lang durch eine Nebenreise nach Strasburg unterbrochen wurde. Nach der Mitte Octobers kehrte er auf dem nämlichen Wege von Stuttgart nach Göttingen zurück. Schon auf der Reise hatte der Vf. Gelegenheit, über den Wohlstand, die Cultur, die Bevölkerung und das Klima der von ihm berührten Gegenden Beobachtungen zu machen und Vergleichungen anzustellen. Es läst sich aber leicht denken, dass das Meiste, was ein Reisender bey einer schnellen Durchreise in jener Beziehung wahrnimmt, von keinem Belang seyn kann, wenigstens nicht leicht so beschaffen ist, dass es, wie zuweilen hier, zu durchgreifenden Urtheilen über den verhältnissmäsigen Zustand ganzer Provinzen erweitert werden kann. Da, wo der Vf. sich länger verweilte, befand er sich mehr in der Lage, nicht nur selbst genau zu beobachten, sondern auch seine Wahrnehmungen und die Schlüsse, die er daraus zog, mit Hülfe anderer zu berichtigen. Die Bemerkungen über Stuttgart und über Wirtemberg überhaupt, so wie die über Strasburg, machen daher den interessantern Theil dieser Reisebeschreibung aus. Besonders theilt der Vf. über Wirtemberg mehrere merkwürdige statistische Notizen mit, die man anderswo vergeblich sucht. Zur Bestätigung unsers Urtheils wollen wir einiges ausheben. Kurhessen scheint dem Vf. weniger fruchtbar und wohlhabend, als die Strecken des Hannöverschen zwischen Dransfeld und Eimbeck. Selbst die Wetterau setzt er in Rücksicht auf Cultur und Fruchtbarkeit dem Kalenbergischen nach. Eben so steht derjenige Theil des vormaligen Mainzischen Gebiets, der zwischen Darmstadt und Heidelberg liegt, in Beziehung auf Fruchtbarkeit, Wohlhabenheit und Cultur gegen die Pfalz sehr weit zurück. Auch das Speiersche kommt in dieser Hinsicht dem Pfälzischen nicht gleich, wohl aber dem Theile von Wirtemberg, den man von den Gränzen der Pfalz bis Stuttgart, und von da bis ins Badensche durchläuft. Richtige Bemerkungen über den gartenähnlichen Feldbau an der Bergstrasse. Auf dem Wege von Stuttgart nach Karlsruhe im Badenschen fand er schönere Städte (Pforzheim und Durlach), häufigere und nettere Dörfer, und besser, oder wenigstens reinlicher, gekleidete Menschen, als im Wirtembergischen. Abnahme der Bevölkerung und Fruchtbarkeit, je mehr man sich auf der Strasse von Karlsruhe nach Strasburg diesem nähert. Der gerühmten Achtung der französischen Krieger für die Crucifixe und Heiligenbilder an den Strassen ungeachtet, fand der Vf. doch die Hälfte derselben ganz neu. In den Gegenden, welche Jahre lang den Contributionen, Requisitionen, Einquartierungen, auch wohl den Plünderungen feindlicher (und nicht feindlicher) Heere ausgesetzt waren, hat der Vf. keine sichtbaren Spuren der überstandenen Drangsale entdeckt. (Freylich hat der Krieg, wenigstens im Wirtembergischen, gerade auf den Wohlstand derjenigen Klasse, deren Lebensweise der Vf. zunächst vor Augen hatte, keinen nachtheiligen Einfluss gehabt. Diess hätte sich der Vf. leicht erklären können, wenn er sich dessen, was er selbst S. 81. bemerkt, erinnert hätte. Da nämlich die öffentlichen Beamten (wenigstens die meisten derselben) die Hälfte ihrer Besoldungen in Naturalien nach der Kammertaxe erhalten: so mussten sich ihre Einnahmen während des Kriegs durch die erhöhten Preise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse ungemein vergrössern. Zugleich vermehrten sich durch die Geldanleihen der öffentlichen Kassen (S. 45.) die Gelegenheiten, Gelder zu 5 und 6 p. C. sicher unterzubringen, ohne dass jener Klasse, zu welcher die meisten Rentenierer gehören, ein verhältnissmässiger Antheil an den Lasten des Krieges zugewachsen wäre. Indessen hat freylich auch der Krieg viele Einzelne, besonders Lieferanten, bereichert, die Landescultur befördert, eine grosse Menge wohlbezahlter Arbeiten veranlasst, den Geldumlauf lebhafter gemacht, und diejenigen Staatskassen, deren Einkünfte grossentheils aus Erzeugnissen des Bodens bestehen, ausserordentlich bereichert. So hatte nach S. 66. das Kirchengut (denn dieses ist ohne Zweifel gemeint), das zwischen den Jahren 1724 — 34. seine Einnahme nicht viel höher, als auf eine halbe Million brachte, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts eine Einnahme von beynahe zwey Millionen (Gulden). Aber dagegen ruht (S. 45.) auf den Gemeindekassen und auf den Landeskassen eine unglaublich grosse Schuldenlast. Denn aus diesen wurde der grösste Theil der Einquartierungskosten, der östreichischen und französischen Lieferungen, und der Lohn der zahllosen Menge von Hand- und Spanndiensten bestritten. Die Verzinsung und Tilgung dieser Schulden

den macht Abgaben nothwendig, die den Steuerpflichtigen zu Boden drücken, und einen grossen Antheil an den Auswanderungen haben, welche in den letzten Jahren so häufig geworden sind.) Zu den Wirkungen des Krieges im Wirtembergischen zählt der Vf. S. 49. auch den Verfall der Sitten. Ob sich aber aus den vermehrten Ehescheidungsklagen für diesen etwas schliessen lasse, zweifeln wir. Eher wären wir geneigt, selbst wenn Ehebruch, nicht bloss die Weigerung, zusammen zu leben, die häufigern Klagen veranlassen sollte, eine Vermuthung für's Gegentheil daraus zu ziehen. Je mehr das Sittenverderbniss steigt, desto mehr gehört gegenseitige Nachsicht zum guten Tone. Sagt doch der Vf. S. 50. selbst: „in einer gewissen Klasse rechnet man es einem Frauenzimmer beynahe zur Tugend an, wenn es neben seinem Manne nur *einen* Liebhaber hat, und diesem treu bleibt." Die Gefälligkeit des andern Geschlechts werden fremde Truppen wohl an den meisten Orten, zumal da, wo sie Standquartiere halten, zu rühmen haben, wenn anders nicht die Landsmänninnen des Vfs. hierin eine ehrenvolle Ausnahme machen. Auf keinen Fall besorgen wir, dass die gefällige Dreistigkeit sieggewohnter Krieger, die Stuttgartischen Damen für den Schimpf, der ihnen in diesem Buche widerfährt, an den unschuldigen Töchtern Hannovers gerächt haben könnte. Eine andere dauernde Wirkung des Krieges ist nach dem Vf. S. 51. die Abnahme der Neigung zum Studiren. (Diess möchte jedoch mehr für eine Wirkung der Revolution anzusehen, und auf das Studium der Theologie einzuschränken seyn. Der Arzneykunde wenigstens haben sich weit mehrere als sonst gewidmet. Auch dürfte gerade der Krieg vielmehr die Lust zu einer Lebensweise vermehren, die wenigstens zur Zeit noch gegen Spiessruthen und den Corporalsstock sichert.) Wenn der Vf. endlich unter die Wirkungen des Kriegs einen Geist des Ungehorsams und der Unruhe rechnet, der sich in einigen Gegenden Wirtembergs des Landvolks und der Einwohner von Landstädten bemächtigt haben soll: so wäre zu wünschen gewesen, er hätte diese Behauptung durch Thatsachen unterstützt: denn die Untersuchung, deren er S. 53 ff. gedenkt, betraf nur wenige Individuen, und der Ersund derselben ist, wie selbst der Vf. bemerkt, bisjetzt nicht bekannt geworden. Der Vf. erwähnt auch der Missverständnisse zwischen dem gegenwärtigen Beherrscher Wirtembergs und seinen Landständen. Seine Ansicht verräth zwar nicht undeutlich die Quellen, aus denen seine Angaben und Urtheile geflossen sind. Indessen vergass er dabey das *Iliacos intra muros* doch nicht ganz. S. 75 f. zählt der Vf. einige Mängel auf, die nach seiner Meinung dem Verwaltungssystem des Wirtembergschen Landes eigenthümlich sind. Dahin rechnet er die Besetzung der wichtigsten Stellen in der Kammer, dem Kirchenrathe, in den Städten und selbst in der Landschaft mit Personen, die keine gelehrte Bildung erhalten haben, die keine wissenschaftliche Kenntniss der Fächer, die man ihnen anvertraut, besitzen, und noch weniger eine richtige und vollständige Theorie mit einer gehörigen Praxis verbinden. Wenn gleich hiebey der Vf. die Resultate der Selbstbildung zu gering, die Vortheile des zunftmässigen Unterrichts hingegen zu hoch in Anschlag zu bringen scheint, und wenn gleich vielleicht die unvollkommenere Ausbildung der wirtembergischen Geschäftsmänner das Land vor schädlichen Finanzkünsteleyen bewahrt hat: so wird man doch gerne in den Wunsch des Vfs. (S. 78 f.) einstimmen, dass man einen Theil der beträchtlichen Summen, welche man jährlich auf die Erziehung einer übergrossen Anzahl von jungen Geistlichen wendet, dazu bestimmen möchte, hoffnungsvollen Jünglingen das Studium solcher Wissenschaften zu erleichtern, welche sie nachher in der Verwaltung aller Arten von öffentlichen Geschäften zum Nutzen des Vaterlandes brauchen könnten. Nach S. 79. enthält kein anderer Theil der Verwaltung so viele Missbräuche, und bedarf so wichtiger Verbesserungen, als das Forstwesen. „Alle (sehr viele) Communen, sagt der Vf., haben mehr oder weniger beträchtliche Waldungen. Die Kammer besitzt 300000, und der Kirchenrath über 127000 Morgen Waldungen. Weder die erstere, noch der andere haben bisjetzt einen genauen Etat von der Grösse und den übrigen Beschaffenheiten der verschiedenen Forsten. — Man hat in neuern Zeiten keine allgemeine Forstordnung entworfen, die darauf abzielte, dass die vorhandenen Waldungen auf das beste benützt, so wenig als möglich verletzt, und so viel als möglich ergänzt und erweitert werden." (Wenn nur nicht hiebey von den Cameralisten die Achtung für's Privateigenthum so häufig bey Seite gesetzt, wenigstens diejenigen, denen ihre wohlhergebrachten Gerechtsame aus forstwirthschaftlichen Gründen entzogen oder geschmälert werden, vollständig entschädigt würden!) „Noch bey dem Antritt des jetzigen Herzogs, fährt der Vf. fort, war das Personal der Forstbedienten ungeheuer zahlreich, und dabey nicht so gewählt, dass die Dienste den Einkünften nur einigermassen entsprochen hätten. Wirtemberg hatte funfzehn adeliche Oberforstmeister, jeden mit 2000 fl. Besoldung, während dass das Königreich Preussen für 6 Mill. Morgen Waldung mit der Hälfte ausreichte." (Seit dem Landesvertrag vom 17. März 1798., nach welchem sämmtliche Oberforstmeisterstellen, mit Ausnahme von vieren, bey nach und nach sich ereignenden Erledigungsfällen, allein mit landeseingebornen bürgerlichen Forstmeistern oder Waldvögten besetzt werden sollen, ist von solchen Stellen, die inzwischen erledigt wurden, eine mit einem Landeseingebornen von unadlicher Herkunft unter dem Titel eines Forstverwalters besetzt worden. Das Amtseinkommen eines Oberforstmeisters dürfte übrigens bey einigen sich höher, als auf 2000 Gulden, bey andern vielleicht nicht so hoch belaufen.) Es soll nicht selten geschehen, dass beträchtliche Kammerwaldungen in einer Reihe von Jahren mehr kosten als sie eintragen. (Wenn diess gegründet ist, so sollte man denken, die natürlichste Folge müsste seyn, dass dergleichen Waldungen, nach dem musterhaften Beyspiele Bayerns, verkauft,

kauft, und wo möglich in Getreidefelder oder Wiesen verwandelt würden. Da übrigens der Vf. den Zustand des Forstwesens, wie er zu Anfang der jetzigen Regierung war, vor Augen gehabt zu haben scheint: so mögen wohl inzwischen die unverhältnissmäfsigen Verwaltungskosten sich so bedeutend vermindert haben, dafs nun selbst jene Kammerwaldungen einen reinen Ertrag abwerfen, der demjenigen sich einigermassen nähert, den sie im Privatbesitze und bey veränderter Cultur geben würden.) Doch wir dürfen uns mit dem Vf. nicht länger in Wirtemberg aufhalten, wenn wir ihn auch noch nach Strasburg begleiten, und einige Augenblicke mit ihm daselbst verweilen wollen. Zu Strasburg erschien jetzt dem Vf. alles in einem minder schönen Lichte, als es sich ihm kurz vor der Revolution gezeigt hatte. Aermlicheres Ansehn der Männer und Weiber, weniger frohe Gesichter, und mehr zurückstofsende Physiognomieen als vormals. So glücklich die jetzige Lage der Stadt Strasburg und des Elsasses in Vergleichung mit der Schreckenszeit ist, so traurig ist sie nach der Meinung des Vfs., wenn man sie mit der Lage der Stadt und Provinz vor der Revolution zusammenhält. (Diess wird ihm wohl der Landmann im Elsass nicht zugestehen, der, nach einer eigenen spätern Bemerkung des Vfs., durch die Revolution bedeutend gewonnen hat.) Die Abgaben sind zahlreicher und drückender, als solche unter der alten Regierung (doch wohl nicht mit Inbegriff der Feudalabgaben, Zehenten, Frohnen) waren. Handel und Wandel liegen darnieder (das Gegentheil ist jedoch dem Vf. von einem unterrichteten Manne versichert worden). Alle einträgliche Stellen werden nicht an Eingeborne, sondern an Franzosen oder Lothringer vergeben, welche das Land noch weniger als die Geschäfte kennen, denen sie vorstehen sollen (und doch sind gewiss jetzt ungleich mehr einträgliche Stellen durch Einländer besetzt, als vor der Revolution). Der Werth der Ländereyen hat sich seit der Revolution sehr erhöht. Die *Contribution foncière* nimmt nicht mehr als den fünften Theil des *reinen* Ertrags der Ländereyen weg (in einem andern blühenden Staate weit mehr, als den fünften Theil des *ganzen* Ertrags). Die milden Stiftungen, das grofse Bürgerhospital und das damit verbundene Waisenhaus, gewähren einen erfreulichen Anblick. Von ihnen und besonders auch von den Arbeitsschulen, einer erst 1801. errichteten sehr wohlthätigen Anstalt, giebt der Vf. interessante Nachrichten. Man sieht, dafs das Detail mit der allgemeinen Schilderung des Vfs. nicht ganz harmonirt. Die angehängte *kurze* Geschichte der Stadt Strasburg während der Schreckenszeit in den Jahren 1793 u. 1794. nimmt beynahe zwey Drittheile des Buchs ein. Sie enthält eine zusammenhängende Erzählung der merkwürdigsten Begebenheiten der Schreckenszeit in Strasburg. Die Materialien hiezu bot dem Vf. die unter dem Namen des blauen Buchs bekannte Sammlung von Urkunden und Aktenstücken dar, welche Hr. *Ulrich*, nun Generalsecretär der milden Stiftungen in Strasburg, im J. 1795. in *zwey* Bänden herausgegeben hat.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Paris wie es war und wie es ist.* Ein Versuch über den vormaligen und heutigen Zustand dieser Hauptstadt, in Rücksicht der durch die Revolution darin bewirkten Veränderungen. Nebst einer umständlichen *Nachricht von den bedeutendsten National-Anstalten für Wissenschaften und Künste, wie auch von den öffentlichen Gebäuden.* In einer Reihe von Briefen eines reisenden Engländers. Aus dem Englischen übersetzt und mit Erläuterungen und einer Einleitung (von *v. Zimmermann*) versehen. In *drey* Theilen. *Erster* Theil. 1805. XXIV u. 424 S. *Zweyter* Theil. 266 S. 8. (Alle drey Theile 4 Rthlr. 12 gr.)

Bey der Gerechtigkeit, welche wir dem vorliegenden Werke widerfahren zu lassen gern geneigt sind, können wir doch nicht absehen, warum man, bey der nicht unbedeutenden Zahl guter *deutscher* Nachrichten über das neuere Paris, so geschäftig ist, auch alle Erzeugnisse des Auslandes über diesen Gegenstand auf deutschen Boden zu verpflanzen. Bey dem obigen voluminösen Werk würde es hingereicht haben, das Neue oder Neugestellte, welches es hie und da enthält, den deutschen Lesern durch eine abgekürzte Uebersetzung mitzutheilen, statt dafs sie nun in dem ihnen vorgelegten *Ganzen* allenthalben auf Wiederholungen längst bekannter Dinge stofsen und gar oft mit sehr gedehnten Schilderungen und unnöthiger Weise erschöpfenden detaillirten Nachrichten von vielbeschriebenen Gegenständen belästiget werden. — Hievon aber abgesehen, glaubt Rec. diesem Buch, als dem Werk eines Ausländers und — *Engländers über Paris*, eine etwas nähere Beurtheilung schuldig zu seyn, um die Leser mit *seiner* guten Art, die Gegenstände zu betrachten und zu beurtheilen, bekannt zu machen. — Das Interesse dieser Briefe liegt vornehmlich darin, dafs der Vf. drey verschiedene Mal, in sehr von einander abstechenden Zeitperioden, in Paris war, und seinen Blick vergleichend zugleich auf Gegenwart und Vergangenheit wirft, und auch in noch entferntere Zeiten zurückgeht, um manche lehrreiche Reminiscenzen aus der ältern Geschichte der Hauptstadt Frankreichs einzuflechten. — In der Einleitung, womit Hr. *von Zimmermann* diese Verdeutschung bereichert hat, ist eine Parallele der Geschichte und Ansicht des alten Roms zu den Zeiten seines Glanzes und der abgeschafften Königswürde, und die Geschichte und Ansicht der Hauptstadt Frankreichs in der letzten Epoche, und unter seiner jetzigen Alleinherrschaft gezogen; woraus sich denn mancher auffallende Contrast ergiebt, zu dessen grellen Farben es nicht nöthig gewesen wäre, z. B. „die Menschenfressereyen des französischen *schönen Geschlechts*" (vielmehr, der *Höllen-Bestien*), „die *berühmten Feldherren* der deutschen Mächte" u. dgl. gebrechlich zu Hülfe zu nehmen. Unser Engländer war zur Zeit des Friedens von Amiens im J. 1801. in Paris, also zu eben der Zeit, als sich unser *Meyer* zum zweytenmal dort aufhielt. Er geräth in seinen Briefen nicht auf

die

die Abwege einseitiger Beurtheilungen, dictatorischer Entscheidungen, beleidigender Persönlichkeiten und lächerlicher Eitelkeit und Selbstsucht, welche den Werken späterer deutscher Reisenden über Paris mit Recht vorgeworfen werden. Mit schonender billiger Rücksicht, mit Feinheit und Anstand beurtheilt er Personen, und mit ruhiger Ueberlegung, Sachen; er giebt seine Meinungen mit Sachkenntniss und Bescheidenheit ab, bekennt unbefangen seine Achtung für fremdes Verdienst in den Wissenschaften und Künsten — und sein Lächeln über die Thorheiten der Menschen ist nie sardonisch. Diesem Charakter, worin das Nationale seines Landes nicht zu verkennen ist, bleibt er allenthalben getreu, und erwirbt sich dadurch die Achtung seiner Leser. — Man trifft, wie schon gesagt, vielfältig auf bekannte Gegenstände, aber die (oft nur allzu sorgfältig ausgemalten) Schilderungen des Vfs. bieten doch, mehr oder weniger, immer einige neue Seiten, und selbst manche noch unbekannte Züge dar, und interessiren auch durch die beygebrachten Erinnerungen aus der ältern Geschichte und durch manche merkwürdige Parallelen zwischen Vorzeit und Gegenwart. Beschreibt er z. B. Staatsgebäude, so geht er bis zu ihrer Entstehung und zu den interessanten Scenen zurück, wovon sie der Schauplatz waren; — möchten nur endlich die traurigen Reminiscenzen von blutigen Revolutionsgräueln aus solchen Schilderungen (z. B. hier, bey den Tuillerien der Metzeleyen des 10ten Augusts, bey dem Concordien-Platz der Blutströme der Guillotine u. s. w.) ganz verschwinden! Für finstere Erinnerungen dieser Art im *ersten* Bande, entschädigen manche heitere Ansichten des Vfs. und manche minder bekannte Gegenstände, z. B. die Berichte von dem *Dépot de Guerre;* von der französischen National-Schuld, den National-Festen u. dgl.

Im *zweyten* Bande haben Rec. die Bemerkungen über verschiedene artistische Gegenstände, und die kurze Beurtheilung des Zustandes der schönen Literatur in Frankreich gefallen. Ganz artig ist ferner die Schilderung der Restaurateurs oder Köche Beauvillers, Very u. s. w. — Die so oft beschriebenen Institute der Taubstummen von *Sicard* und der Blinden von *Hauy* sind vielleicht nie mit dieser lichtvollen Kürze, wie von unserm Vf., dargestellt. Auch die gleich darauf folgende, mit einer historischen Einleitung begleitete, Schilderung der verschiedenen Classen der Pariser Lustmädchen hat ihr Interesse. — Aus solchen und ähnlichen Notizen und Ansichten des Vfs. hätte aus *drey* Bänden (wovon der letzte noch erscheinen soll) ein mäsiges Bändchen als Auszug geliefert werden können, und wir wären dann mit manchen ewigen Wiederholungen, z. B. über das Theaterwesen, das *Palais royal*, die Vergnügungsarten u. s. w., verschont geblieben.

## KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. Ohne Druckort: *Nachricht von der Eröffnung des hochfürstl. Thurn und Taxischen Lycei Carolini zu Neresheim:* Beylage zur Augsburger Moyschen Zeitung den 12. Jan. 1804.

*Buchau*, in d. hochfürstl. Thurn u. Tax. Buchdr.: *Gesetze und Vorschriften* für die Zöglinge des hochfürstl. Thurn u. Taxischen Lycei Carolini zu Neresheim. 4. 19 S. 1804.

Als das Reichsstift *Neresheim* in Schwaben durch den Lüneviller Frieden und den darauf folgenden Hauptdeputationsrecess an das fürstl. Thurn- und Taxische Haus kam, wurde sogleich der Plan entworfen, daselbst ein Institut der Erziehung und des Unterrichts anzulegen, und dasselbe dergestalt einzurichten, dass es für die, welche sich künftig bürgerlichen Gewerben widmen, für eigentliche Studirende oder künftige Gelehrte, und für Schullehrer und Candidaten passend wäre. Die *Nachricht* zeigt an, dass der Fürst von Thurn u. Taxis für den Unterhalt der Professoren, für die allgemeinen Bedürfnisse des Lyceums, für Bibliothek, Naturalien- und phys. Cabinet u. s. w. gesorgt habe, dass der Unterricht für die Schüler ganz frey sey, und dass das Institut mit dem Anfange des Februars 1804 eröffnet werden solle. Der Präfekt oder Rector hat die Zöglinge unter seiner genauesten Aufsicht, und an ihn haben sich die Aeltern zu wenden, welche ihre Kinder hier erziehen lassen wollen. Die Lehrgegenstände sind in zwey Klassen getheilt, in allgemeine, für alle Schüler, und in besondere, nach ihrem verschiedenen Berufe. Die Vertheilung dieses sämmtlichen Lehrstoffes geschieht in Hinsicht auf jene drey Klassen der Zöglinge, und ist sehr zweckmäsig und überdacht. Zwölf Mitglieder des ehemaligen Klosters sind die Lehrer im Lyceum, sie besorgen auch den öffentlichen Gottesdienst. Das Kostgeld, welches für die Zöglinge, die nicht unter dem zehnten Jahre aufgenommen werden, und schon lesen und schreiben können, zu entrichten ist, scheint sehr billig zu seyn. Da das Kloster vor der Secularisation wegen seiner Theilnahme an der Literatur im guten Rufe war, auch manche Mitglieder sich mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen, ihrer im Kloster zu führenden Aemter wegen, beschäftigen mussten, als mit der Oekonomie in ihren verschiedenen Zweigen, und mit dem Forstwesen: so ist viele Hoffnung vorhanden, dass die Erwartungen des Regenten und des Publicums in segensreiche Erfüllung gehen werden.

Die *Gesetze* sind sehr verständig und zweckmäsig abgefasst. Sie betreffen das äusserliche Betragen, die Sitten, die Religion und den äussern Gottesdienst, so wie auch die Studien und den Unterricht. Die Schüler sollen alle eine *Uniform* tragen, sowohl die im Kloster, als die ausserhalb bey Bürgern wohnenden. Nur von *römischkatholischen* Schülern ist übrigens durchweg die Rede, und den getroffenen Einrichtungen zufolge besucht keiner von einer andern Confession die Anstalt. Rec. findet hierin einen Widerspruch mit dem in diesen Gesetzen durchgehends herrschenden Geiste der Duldung und Liberalität; um so mehr, da ja der Fürst von Thurn u. Taxis auch protestantische Unterthanen hat. Dieser offenbare Verstoss gegen den bessern Geist unserer Zeit wird hoffentlich abgestellt werden, sobald er nur der erleuchteten Regierung bemerklich gemacht wird. Giebt es doch protestantische Schulen, wo man kein Bedenken trägt, auch römischkatholische Subjecte als Lehrer anzustellen. Uebrigens findet man in den getroffenen Einrichtungen und Gesetzen die Einrichtungen und Vorschriften der Lehr- und Erziehungsinstitute neuerer Zeit, besonders im nördlichen Deutschland, sorgfältig benutzt, und dem dortigen Locale angepasst.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. April 1806.

## GESCHICHTE.

WEIMAR, im Verlage d. L.-Industrie-Comptoirs: *Allgemeines mythologisches Lexicon* aus Original-Quellen bearbeitet. *Erste Abtheilung*, welche die nicht altklassischen Mythologien, nämlich die heiligen Mythen und Fabeln, so wie die religiösen Ideen und Gebräuche der Sinesen, Japaner, der Indischen Völkerschaften — der Nordasiatischen Völker, der Parsen, der alten Araber, des Mohamedism, der Hebräer, der Afrikanischen Völker, der Slawen, Finnen, Lappen, Grönländer, Skandinavier, Germanen, ferner sämmtlicher ursprünglicher Völker Amerikas und endlich der Bewohner von Australien u. s. w. enthält, von *Friedrich Majer*, der W. W. D., Mitglied der kurfürstl. Akademie der Wissenschaften in München. *Erster* Band. 1803. 580 S. *Zweyter* Band. 1804. 558 S. 8. m. Kpfn. (6 Rthlr. 18 gr.)

Ueber den Zweck dieses seines Werks, die Ideen und Grundsätze, welche ihn bey der Ausarbeitung desselben leiten, über die Art und Weise seines Verfahrens bey derselben, will sich der Vf. erst nach Vollendung des Ganzen in einer *Allgemeinen Einleitung* hinreichend erklären. Uebrigens ersieht man schon jetzt theils aus der Vorrede, theils aus dem Werke selbst (welches bis zu dem Worte: *Izeds* vorgerückt ist) folgendes. Die Hauptabsicht ist darauf gerichtet, *den Grund zu einer kritischen und pragmatischen, auf eine echte Genealogie gegründeten und mit einer systematischen Darstellung verbundenen Geschichte aller Religionen* zu legen. Der Vf. macht selbst Hoffnung, eine solche Geschichte einst zu liefern, welche übrigens, wenn sie Geschichte *aller* Religionen seyn soll, mehr wird begreifen müssen, als in diesem Lexicon vorbereitet wird, nämlich auch die Geschichte der *griechischen*, *römischen* und *christlichen* Mythologie und Religion. „Sind Verhältnisse und Umstände, sagt er, in einer auch nur geringen Begünstigung der Gegenwart mir nur einigermaßen gewogen: so wird es unveränderlich das höchste und wünschenswertheste Ziel meiner Bestrebungen bleiben, den grössten Theil meines Lebens der Vollendung eines solchen Werks zu widmen. Die Ahnung für das ganze menschliche Geschlecht unendlich wichtiger Resultate lockt mich wie ein leitendes Gestirn zu unermüdeter Anstrengung, um nach dieser Vollendung in weiter Ferne und vielleicht doch nah die heiligsten Geheimnisse der Vorwelt unverschleyert wieder zu finden. Dann wird jene wunderbare Zeichensprache und geheimnissvolle Symbolik aus den Frühlingstagen des Menschengeschlechts wohl noch mehr enthalten, als einen Inbegriff des Wissenswürdigsten, was die ersten Erfahrungen und Bemerkungen der Urwelt über Erscheinung und Wesen des Unsichtbaren im Sichtbaren der Natur fanden und wähnten; eine *Offenbarung* des Ewigen, deren reine Glorie das geblendete Auge des Sterblichen kaum ertragen wird. Tradition und Weissagung von diesem Unsichtbaren im Sichtbaren sind das Wesentliche aller Religion und Mythologie bey allen Völkern und unter allen Zonen." Zu einem Werke von solcher Tendenz suchte er in dem vorliegenden Lexicon eine zweckmäſsige und kritisch gewürdigte Auswahl von Materialien zu liefern. Er klagt über die Eingeschränktheit der Hülfsmittel, die dabey überhaupt und insbesondere ihm zu Gebote standen. Er versichert, jedesmal, wo es möglich war, nach einheimischen Quellen, in Ermangelung derselben aber nach den besten Berichterstattern gearbeitet, die religiösen Ideen und Mythen eines jeden Volks rein und unverfälscht in der ihm eigenen Denkungs- und Empfindungsweise, oder mit den eigenen Worten seiner etwa vorhandenen heiligen Schriften dargestellt, und die benutzten Quellen und Hülfsmittel genau, und beynahe durchgängig nach eigener Ansicht und Revision, angegeben zu haben.

Einen der Absicht des Vfs. bey diesem Lexicon ähnlichen Zweck, hatte schon einige Jahre vorher *Stäudlin* bey seinem *Magazine für Religions-, Moral- und Kirchengeschichte* angekündiget. In diesem noch fortgehenden Journale sollten nach und nach die Materialien für eine zukünftige allgemeine Geschichte aller Religionen theils gesammelt theils schon verarbeitet, die dahin gehörige Literatur zusammengerückt, die Nachrichten aus den neuen Reisebeschreibungen ausgehoben und auch wohl mit den älteren kritisch verglichen werden, und zu diesen Zwecken hatte sich der Herausgeber mit mehreren andern, auch ausländischen Gelehrten verbunden. Auch schloss sich dieses Journal an ein schon vorher von ihm bey Bohn in Lübeck herausgegebenes, an die *Beyträge zur Philosophie und Geschichte der Religion* u. s. w. in *fünf* Bänden an, in welchem mehrere Abhandlungen zur Religionsgeschichte enthalten waren. Die beiden Institute stehen einander nicht im Wege, sondern gehen neben einander her, und bieten sich die Hand, und es ist erfreulich, zu sehen, dass, und zwar in Deutschland, mehrere Hände für die Vorbereitung eines so wichtigen und erhabenen Werks thätig sind. Das *Lexicon* der *nichtaltklassischen* Mythologieen

gieen wird von Einem Manne unternommen, welcher darin auf einmal alles ihm bekannte und der Aufzeichnung werth scheinende zusammenfasst. Die *altklassischen* Mythologieen werden öffentlichen Nachrichten zufolge ihren besonderen Lexicographen finden, welcher auf diesem Felde bereits viele Lorbeern eingeärntet hat. Das *Magazin* vereinigt die Bemühungen mehrerer Mitarbeiter, dehnt sich auf alle Religionen aus und geht seinen Weg fort, ohne sich eine bestimmte Gränze zu setzen. Und so wird früher oder später eine kritische und philosophische Geschichte aller Religionen möglich gemacht, ein Werk, welches ein allgemeines Interesse haben und grosse Wirkungen hervorbringen kann. Es muss jetzt noch nicht davon die Rede seyn, *wer* es liefern soll, sondern nur davon, dahin zu arbeiten, dass es geliefert, und zwar auf eine unsers Zeitalters würdige Art geliefert werden kann.

Was Hr. *Majer* in den beiden vorliegenden Bänden geleistet hat, verdient grosen Dank. Die Artikel sind fast durchaus mit Fleiss, Gründlichkeit und Treue ausgearbeitet. Die Kenntnisse mehrerer orientalischer und occidentalischer Sprachen, welche man schon lange an diesem Schriftsteller kennt und schätzt, kommen ihm auch bey der Religionsgeschichte trefflich zu statten. Eine ausgebreitete Lectüre verstand sich bey einem solchen Werke ohnehin; die Schriften sind aber auch mit Genauigkeit und Pünktlichkeit nachgewiesen. Mit Recht hat der Vf. die Religionen der Völker in ihren eigenen Dialecten vorgetragen, und sich sorgfältig vor fremden Ansichten, vor fremder Form und Einkleidung, und vor voreiligen Erklärungsversuchen gehütet. Er hat zwischen dem, was in ein *Lexicon* und in eine *Geschichte* gehört, unterschieden; wenn er die Geschichte selbst einst schreiben sollte: so hoffen wir, dass er ihr das Ihrige gleichfalls zutheilen und höhere historische und philosophische Gesichtspunkte gewinnen werde. Uebrigens ist es zu bedauern, dass ihm bey diesem Lexicon nicht noch mehrere literarische Quellen und Hülfsmittel zu Gebote standen: denn dass er alles, was er konnte, treu und fleisig benutzte, glauben wir gerne. Dem Rec. sind nicht wenige Schriften bekannt, welche bey dieser Arbeit angeführt und benutzt werden konnten, und doch unbenutzt geblieben sind. Man kann sich davon schon überzeugen, wenn man auch nur das, was in *Meiners* Grundriss der Geschichte aller Religionen und in *Stäudlins* Beyträgen und Magazin von der Literatur der Religionsgeschichte vorkömmt, mit den Anführungen des Vfs. vergleicht. Aber auch bey denjenigen Schriften, welche er gebraucht und auszieht, kann man oft den Wunsch nicht unterdrücken, dass er ihre Nachrichten mehr verarbeitet und kritisch mit einander verglichen hätte, welches allerdings schon in dieses Lexicon und nicht erst in die Geschichte gehörte. Am meisten Raum nehmen die Indischen Religionen ein, und ihnen scheint auch Hr. *Majer* am meisten Fleiss und Nachdenken gewidmet zu haben. Bey den dahin gehörigen Artikeln findet man auch hie und da tiefere Blicke in den Geist dieser Religionen und Vergleichungen von Nachrichten, die aus verschiedenen Quellen geflossen sind. So sind namentlich die Artikel: *Brahm*, *Brahma*, *Brahmanen* mit vorzüglichem Fleisse und Interesse ausgearbeitet. Die heiligen Bücher der Völker haben in diesem Werke keine besondere Artikel erhalten, wenigstens kommen diejenigen, welche schon in diesen beiden Bänden hätten vorkommen können, nicht vor. Diess ist ein groser Mangel des Werks, wenn ihm nicht etwa noch in der zuletzt zu erwartenden Einleitung vorgebeugt werden soll. Wie soll man z. E. von den Nachrichten, welche in diesem Werke aus der Edda, aus den heiligen Büchern der Indier u. s. w. geschöpft sind, urtheilen, wenn man über Ursprung, Alter, Beschaffenheit dieser Bücher nicht belehrt wird und die Meinung des Vf. von denselben nicht kennen lernt? Bey den Ebräern hält er sich in Ansehung der spätern Traditionen fast nur an *Eisenmenger*. *D'Herbelots* orientalische Bibliothek ist bey denjenigen Völkern, wo sie brauchbar ist, mit Recht stark benutzt. Bey den Artikeln, die zur Skandinavischen und Muhammedanischen Mythologie gehören, findet man häufig poetische Uebersetzungen, welche viel Raum wegnehmen. Zum bequemeren Gebrauche des Werks würden wir noch zweyerley vorschlagen. Die Namen, welche hier vorkommen, werden bekanntlich zum Theil sehr verschieden geschrieben, so sehr, dass man sie oft in einer andern Gestalt, kaum mehr erkennt, und deswegen würde es sehr nützlich seyn, wenn für solche Namen noch ein besonderes Register beygefügt würde, wo immer einer auf den andern zurückwiese und wodurch man in den Stand gesetzt würde, in dem Lexicon selbst am gehörigen Orte nachzusuchen. Hernach kommt manches in dem Lexicon an Stellen vor, wo man es nicht sucht oder erwartet, und manche Artikel sind sehr vielumfassend. Eben desswegen würde es sehr zweckmäsig seyn, wenn am Ende noch ein besonderes Sachregister beygefügt würde, vermöge dessen man sogleich auf die Stellen zurückgewiesen würde, wo man Auskunft über die Sachen findet, welche man sonst nur nach langem Suchen finden wird. Die Kupferstiche sind zu dem Zwecke, wozu sie hier dienen sollen, gut gerathen, und hier dem grösseren Theile nach aus *Paulinus a St. Bartholomäo* und *Sonnerat* genommen. Zu dem *ersten* Bande gehören achtzehn, zum *zweyten* acht Tafeln, auf welchen meistens zwey Bilder dargestellt sind. Auf einem Titelkupfer erblickt man die drey verschwisterten Gestalten der Christusreligion: *Glaube*, *Liebe* und *Hoffnung*. Die Zurückweisungen auf die Kupfer im Werke selbst sind nicht immer richtig. So muss es B. 1. S. 55. statt Taf. 2. fig. 1. heissen Taf. 3. fig. 1. und S. 115. statt Taf. 2. fig. 2. Taf. 3. fig. 2., und bey der Figur selbst muss statt *Amide* stehen: *Arta Narissura*. Zur Kritik einzelner Artikel hatten wir uns manches bemerkt. Wir können uns aber darauf nicht einlassen, ohne diese Recension zu einer ungebührlichen Länge auszudeh-

dehnen. Ohnehin wird Hr. *Majer* in den Supplementen, welche er verspricht, vieles von selbst berichtigen und über manches wird erst geurtheilt werden können, wenn das Werk vollendet und die versprochene allgemeine Einleitung geliefert ist.

Paris, b. Barrau u. Cocheris, d. Sohn: *Explication de la Fable par l'Histoire et les Hyéroglyphes* (Hieroglyphes) *des Égyptiens*, véritable source de la Fable. Ornée de plusieurs gravures pour l'intelligence des monumens qui nous viennent de l'Egypte, — par *M. J. B. Lionnois*, premier principal du ci-devant Collège-Université, et Doyen né de la faculté des Arts de l'Université de Nancy. Tome *I.* 329 S. Tome *II.* 360 S. Tome *III.* 163 S. 1804. 12. (1 Rthlr. 16 gr.)

Man lasse sich nicht durch den vielversprechenden Titel verleiten, grosse Dinge hier zu erwarten: denn der Vf. unterhält noch die alten verworrnen und ungeläuterten Vorstellungen von der Mythologie. Er geht erst die Götter und Heroën der griechischen Welt durch und führt fast alles auf die Geschichte zurück; einiges deutet er allegorisch. Die obsolete Ableitung mehrerer Mythen aus der biblischen Geschichte ist auch hier noch an der Tagesordnung. Gespannter wird die Erwartung, wenn man im *zweyten* Band die Ueberschrift liest: *L'Egypte source de la fable*, welcher Gegenstand durch den ganzen ägyptischen Fabelkreis durchgeführt und auf die griechische Mythologie übergetragen wird. Alles geht eigentlich aus der Arche Noä aus; von da verbreiten sich die Erfindungen, Künste, Menschen; Chams Colonie bevölkerte Aegypten; einer von ihr, Thot, erfand die symbolische oder Hieroglyphensprache, wodurch die Sternbilder, die Naturerscheinungen, die Arbeiten des Ackerbaues, der Kalender, fixirt und der Nachwelt überliefert wurde. Die Haupt-Hieroglyphen hat der Vf. durch Holzschnitte versinnlicht. Aber der wahre Sinn der Hieroglyphen ging allmälig und vorzüglich für den grossen Haufen verloren. Er nahm die Bilder für wirkliche Götter, die bildliche Sprache eigentlich: so entstand der widersinnigste Götterdienst, und so gingen auch die missverstandnen und eigentlich gedeuteten Hieroglyphen-Götter mehr oder weniger verändert in die griechische Fabel über. Diess ist verhältnissmäsig der bessere Theil des Werks. Der *dritte* Band enthält eigentlich ein *Hors d'oeuvre*. In der (einseitigen) Voraussetzung nämlich, Aegypten sey die Wiege und Quelle aller Mythologie, liefert der Vf. hier eine ganz lesbare Geschichte von Aegypten und seinen Denkmälern.

Kiel, in d. akad. Buchh.: *Philipp August, König von Frankreich, und Ingeborg, Prinzessin v. Dänemark.* Ein histor. Versuch nach *du Theil* und *Engelstoft*, frey bearbeitet von *J. M. Schulz.* 1804. XVI u. 478 S. 8. m. Kpf. (2 Rthlr. 12 gr.)

König Philip August von Frankreich bewarb sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Isabellens von Hennegau, um die Prinzessin von Dänemark, Ingeborg, eine Schwester Kanuts VI.; sein Wunsch ward erfüllt und im J. 1193. begab sie sich nach Frankreich; aber während der Vermählungsfeyerlichkeit empfand der König mit einem male einen so unbezwinglichen Widerwillen gegen seine Braut (die von allen ihren Zeitgenossen nicht blofs als eine Schönheit vom ersten Range, sondern auch als die liebenswürdigste ihres Geschlechts geschildert wird) dass es ihm durchaus unmöglich war, sie für seine Gemahlin zu erkennen. Ingeborg ward verstossen, und Philipp vermählte sich drey Jahre nachher mit der Tochter des Herzogs von Meranien, Agnes. Dieser Schritt verwickelte ihn aber in weitläuftige Händel mit den Päpsten, welche die von ihm angeführten Gründe einer Scheidung — zu nahe Verwandtschaft und nachher Behexung — nicht für gültig ansehen wollten; unter dem entschlossnen Innocenz III. ward sogar das ganze Reich mit dem Interdict belegt, und musste länger als acht Monate die Wohlthaten und Tröstungen des Glaubens entbehren; allein alles war umsonst, das Schicksal der unglücklichen Ingeborg ward dadurch nicht besser; fern von allen Freunden und aller Unterstützung, vertrauerte sie ihre Tage in der Gefangenschaft und der äussersten Dürftigkeit. Endlich nach 20 Jahren änderte Philipp seinen unbiegsamen Sinn, er gab im J. 1213. seiner Gemahlin die ihr so lange verweigerten Rechte wieder, und am Abend ihres Lebens erhielt sie einen kärglichen Ersatz für die herben Leiden, die ihre Jugend getrübt hatten. — Ein dänischer Gelehrter, Hr. *Engelstoft*, hat diese Begebenheit zum Gegenstand einer besondern, im J. 1801. zu Kopenhagen herausgekommenen Abhandlung gewählt, die Hr. *S.* mit einer hieher gehörigen Schrift des berühmten *du Theil* (in den *mémoires de l'institut national; Litterature et beaux arts* T. IV.) zu einem Ganzen verschmolzen hat. Rec. muss aufrichtig gestehn, dass der ganze Vorfall ihm nicht die Wichtigkeit zu haben scheint, die der Vf. demselben in der Einleitung beyzulegen sucht, und die eine eigne ausführliche Behandlung rechtfertigen kann. — Die Hälfte der deutschen Bearbeitung beschäftigt sich mit den frühesten Verhältnissen zwischen Frankreich und Dänemark und ist mit Digressionen angefüllt, deren Zusammenhang mit dem Hauptinhalt des Buchs schwer einzusehn ist. Die Ursache, warum Philipp eine so grosse Abneigung gegen seine Gemahlin fühlte, *scheint* der Vf. in einem gewissen körperlichen Fehler zu suchen; es ist auffallend, dass man, da sonst auch der geringfügigste Umstand mit der gewissenhaftesten Ausführlichkeit behandelt wird, die Meinung des Hn. *Engelstofts* und seines Uebersetzers über diesen Punkt gleichsam nur errathen muss. — Sowohl das Original als die Uebersetzung sind übrigens vollgültige Beweise von dem Fleiss, der Gelehrsamkeit und der grossen Belesenheit ihrer Urheber. Schade, dass es Hn. *S.* nicht gefallen hat, die Urschrift, statt sie um die Hälfte zu vermehren, um so viel abzukürzen: dem grössern Publikum wird diese kritische Auseinandersetzung einer an und für sich nicht sehr interes-

santen Particulargeschichte ohnehin keine sehr anziehende Lectüre gewähren. — Das Titelkupfer stellt die Prinzessin Ingeborg, und das zweyte den Abt Wilhelm, einen Franzosen, vor, den der Erzbischof Absalon zum Reformator der Klosterzucht in Eskilsoe nach Dänemark berief. Am Ende sind drey erläuternde genealogische Tafeln beygefügt.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Dresden*, in d. Walther. Hofbuchh.: *Ueber die Faulbrut oder Bienenpest*, welche auch in der Gegend um Dresden von 1796. bis und mit 1803. geherrscht: — und (*über*) den Westindischen *gelben Farin- oder Rohzucker, als dem besten* (*d. beste*) *Nothfutter*, von D H 1804. 112 S. 8. (10 gr.) — Der Vf., ein würdiger Greis, (Hr. *D. Heidenreich*,) der sich schon lange als Forscher und Kenner der Bienen bewiesen, hat sich sehr viele Mühe gegeben, die sonderbare, oft epidemische, Krankheit derselben, die *Faulbrut*, zu untersuchen, um die zweckmäfsigsten Heilmittel dagegen ausfindig zu machen. Noch nie hat ein Bienenschriftsteller so ausführlich und aus Erfahrung von dieser wichtigen Materie geschrieben, als unser Vf. Aber wie schwer es halte, ein allgemeines Resultat aufzustellen, sieht man schon aus den verwickelten Umständen dieser zum Theil seltenen, in manchen Gegenden fast gar nicht bekannten, Seuche, und aus den mancherley Ursachen, aus welchen sie sich herleiten läfst. — Der Vf. machte sehr viele Versuche mit faulbrütigen Stöcken in allerley Arten von Bienenstöcken; allein er fand die Folgen von einerley Behandlung oft sehr verschieden, oft ganz widersprechend. Faulbrütige Körbe wurden immer wieder faulbrütig, wenn nicht die Königin ausgefangen wurde; andere setzten wieder gesunde Brut an. Manche Stöcke setzten gesunde Brut im Herbst an, und im Frühjahr wurden diese Stöcke wieder faulbrütig. Die faule Brut wurde ausgeschnitten und gesunde eingespündet: auch zogen wohl die Bienen die kranke Königin heraus und setzten eine andere an. Der Stock blieb aber doch faulbrütig. Man setzte eine gesunde Bienenmutter und gesunde Bruttafeln ein, und der erste Brutsatz war gesund; bald aber wieder faulbrütig. Setzte man einem gesunden schwachen Stock, Volk von einem ausgetriebenen faulbrütigen unter, so wurde er faulbrütig. Man trieb einen kranken Korb aus, nahm ihm die alte kranke Bienenmutter, versah ihn mit Honig und Bruttafeln aus einem gesunden Stock, und dieser blieb gesund. In manchen Stöcken sind sogleich die frischgelegten Eyer faul, und die Bienen legen dann keinen Futterbrey bey. Manche Eyer werden in fünf bis sechs Tagen erst faul und liegen schwarz im Futterbrey; manche werden als zugespündete Nymphen erst faul; manche kommen aus den Zellen mit aufgetriebenen Hinterleibern u. s. w. — Unstreitig kommt diese Faulbrut von der Bienenmutter her. — *Kennzeichen der Faulbrut* sind: der widrige und asigte Geruch am Flugloch; die Menge Krüppel von Bienen, die am Kopf und Hinterleib aufgedunsen sind u. s. w. Auch das *Wachs* verdirbt in ganz faulbrütigen Stöcken. Es zerfällt in kleine Körnchen und hat keinen Zusammenhang; sieht unrein und schmutzig aus, und hat weder Farbe noch Geruch des Wachses. — Der Vf. zieht aus allen diesen Beobachtungen einige *Schlufsfolgen*: 1) dafs diese Krankheit bey anhaltender unfruchtbarer Frühjahrswitterung die thierische Natur der Bienen zerrüttet, und hauptsächlich die Eyerlage der Bienenmutter dergestalt schwächt, dafs die Brut gröfstentheils, endlich aber, wenn die Krankheit den höchsten Grad erreicht, fast ganz, eher oder später, abstirbt, also 2) die Krankheit allein in den Müttern steckt. 3) Dafs das Wachs oder Gebäude durch die faule Materie und die daraus erzeugten mephitischen und laugenhaften Dünste dergestalt angegriffen und in seinen Bestandtheilen zersetzt wird, dafs endlich in solchen Tafeln gar keine Brut mehr ausläuft, und die Bienen ihnen ausweichen und sich auf die Seitentafeln legen, bis endlich der ganze Stock voll Faulbrut steht. — Der Vf. nimmt nur drey *Ursachen der Entstehung der Faulbrut* an: 1) ausgesetzte Gifte und Gährungsmittel: 2) in Gährung gegangenes und schlechtes Futter der Bienenherrn: 3) unfruchtbare Frühjahre. — Diefs letztere mag in der Gegend des Vfs. der Fall seyn: allein es giebt oft auch in andern Gegenden widernatürliche kalte und hungrige Frühjahrswitterung, durch die zwar die Bienenzucht sehr zurückgesetzt, doch aber keine Faulbrut veranlafst wird. Indessen mag die Beschaffenheit der Witterung wohl, wie bey den meisten Epidemien, die Hauptursache seyn. Der Vf. hat daher ganz recht, wenn er S. 31. diese Seuche nicht für ansteckend an und für sich hält, sondern der Meinung ist, dafs sie einen Körper finden müsse, der den Krankheitsstoff anzuziehen fähig sey. Aber zuverläfsig ansteckend ist der Weisel und das Gebäude, worin Faulbrut erzeugt worden. Blofse Kälte oder durch Erkältung abgestorbene Brut kann nicht die Faulbrut verursachen: denn von der Kälte ist *alle* Brut in der Tafel faul; aber bey der wahren Faulbrut sind in allen Tafeln von unten bis oben gesunde und faule *Brut untereinander*. S. 69. kommt der Vf auf den rohen oder gelben *Farinzucker*, als die beste *Nothfütterung*, und zeigt aus chemischen Erfahrungen, dafs dieser noch die schleimigten und honigartigen Theile habe, welche durch das Raffiniren mit Rindsblut, Kalklauge u. s. w. abgesondert werden, und dafs daher der weit wohlfeilere Farinzucker den Bienen noch einmal so viel Nahrung gewähre als der Hutzucker und Candis. Alles das beweist er aus genau angestellten Versuchen. Zugleich giebt er die *Regeln* an, wie man mit dem Farinzucker füttern müsse: 1) dafs das zuzusetzende Wasser, mit dem Farinzucker *gesotten* werden müsse; sonst finde man ihn im Frühjahr zuckerig in den Zellen: 2) dafs man nur so viel Wasser dazu nehmen müsse, dafs nur der Zukker aufgelöfst werde, zu ⅛ Centner oder 13¾ Pfund gelben Farin 3 Pfund oder 1½ Kanne Wasser — (am Rhein, Mayn und Neckar 3 Schoppen oder ¾ Mafs), 3) dafs man bey der Ausfütterung auf jedes Pfund Honig, so dem Stock fehlt, ein Pfund trockenen Farin rechnen müsse, und das Wasser nicht in Anschlag bringen dürfe: 4) dafs die Fütterung noch in der Jahreszeit den Bienen gereichet werde, da sie noch etwas Honig und Bienenbrod eintragen, und den Honig zum Winter versiegeln können: 5) dafs man dieses Futter in angemessenen starken Portionen, und alle Abende nach einander einsetze.

In dem *Nachtrag* (S. 85.) meldet der Vf., wie er bey dem Abdruck der Abhandlung noch Zeit gewonnen, die *Kuren* der Faulbrut fortzusetzen; ungeachtet aber die Mohnsafttinctur (S. 55.) und das Räucherpulver (S. 54.) oft von der besten Wirkung gewesen wären: so hätte er doch die Erfahrung oft widersprechend gefunden, und kein Universalmittel ausfindig machen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 17. April 1806.*

## NEUERE SPRACHKUNDE.

Amsterdam, b. Doll's W.: *Verhandeling over de Geslächten der Naamworden in de Nederduitsche Taal;* door Mr. *W. Bilderdijk.* 1805. VI u. 144 S. gr. 8.

Wenn sich gleich die scharfsinnigen Untersuchungen, welche diese Schrift enthält, zunächst auf die niederdeutsche oder holländische Sprache beziehen: so haben sie doch gröſstentheils ein allgemeineres, und für unsre deutsche Sprachforschung noch ein besondres Interesse, auf die sich viele von jenen Untersuchungen unmittelbar anwenden lassen. Auch liefert der, jetzt in Braunschweig lebende, kenntnissreiche Vf. darin eine Probe seiner Behandlungsart der *Allgemeinen Sprachlehre*, mit deren Ausarbeitung er beschäftigt, und deren Vollendung, nach dieser Probe, recht sehr zu wünschen ist. Wir glauben daher einen etwas umständlichen Auszug dieser Schrift schon durch diese Rücksichten gerechtfertigt.

Unstreitig gehört die philosophische Prüfung der Geschlechtsbestimmungen der Nennwörter und ihrer Entstehungsart zu den wichtigsten Gegenständen der Sprachwissenschaft. Besonders hat die Wortforschung auf die Kenntniss der Geschlechter, und diese wiederum auf jene, einen bedeutenden Einfluss. Auch hängen die Nennwörter und Zeitwörter jeder Sprache gegenseitig von einander ab. Fast nirgend aber findet sich in den bisherigen Behandlungen der Sprachlehre so viel Unsicherheit und Unbestimmtheit, als eben in diesem Theile derselben; obgleich in der Sache selbst nicht der Grund hievon zu suchen ist. Man hat sich meistens nur mit bloſser Wahrnehmung und Beobachtung des Gebrauchs begnügt, ohne der Sache tiefer auf den Grund zu gehen, und von dem Besondern zum Allgemeinen hinaufzusteigen. Das Geschlechtsregister von *Hoogstraten* ist nichts weiter, als eine Sammlung einzelner Bemerkungen dieser Art, ohne allen philosophischen Scharfblick, und reich an Missgriffen, wenn er ja einmal besondre Fälle auf Grundsätze zurückzuführen versucht. Auch sind seine Angaben nicht allemal richtig, und seine Arbeit ist, bey allem darauf verwendeten Sammelfleiſse, doch höchstens nur als Repertorium, und auch so nicht immer mit völliger Sicherheit, zu gebrauchen. Zwar hat der verdienstvolle *Kluit* in der Vorrede zu seiner Ausgabe jenes Geschlechtverzeichnisses die Zusammenstellung einiger Resultate aus jenen Bemerkungen versucht, die nicht ohne Werth ist, aber doch ganz *a posteriori*, auf bloſsen Datis gegründet, und die er selbst nicht für sichre Regeln anerkennt. Auch von ausländischen Schriftstellern ist dem Bedürfnisse einer festen Theorie dieser Lehre nicht abgeholfen. Was *Harris* darüber in seinem *Hermes* vorträgt, ist nichts weniger als befriedigend. Er schreibt das Geschlecht solcher Wörter, deren Gegenstände an sich nicht geschlechtsfähig sind, ihrer zufälligen Form, ihrer Endung oder Biegung zu, und bey einigen Wörtern einem dunkeln Gefühle von irgend einer Geschlechtsbeziehung. Seiner Bemerkung, dass die Sonne männlichen Geschlechts sey, wegen der Ursprünglichkeit ihres Lichts, und der Mond weiblichen, wegen des erborgten Scheins, widerspricht die entgegengesetzte Geschlechtsbestimmung in der hoch- und niederdeutschen, in der arabischen, und in allen nordischen Sprachen. *Stadt*, *Land*, *Schiff*, sollen, nach ihm, des Umfangs oder der Empfängniss vieler Dinge wegen, weiblich seyn; und *Pallast*, *Keller*, *Kerker* u. s. f. sind es bey uns doch nicht; und selbst auf die griechische und lateinische Sprache trifft diese Regel nicht zu, wenn *Harris* sie gleich, mit manchen ähnlichen, für *Feinheiten* der Sprachbildung ausgiebt. Das Geschlecht eines Wortes hängt gewiss nicht von einem Spiele der Einbildungskraft, nicht durchgehends von seinem Gegenstande selbst, sondern bloss von seiner eigenthümlichen Art und Bestimmung ab; der Grund davon muss daher nicht *außer* dem Worte aufgesucht werden. Es hat, als Wort, sein bestimmtes und eignes Geschlecht, dessen Ursache in ihm selbst liegt. Eben daher kömmt auch die Verschiedenheit der Wortgeschlechter in verschiedenen Sprachen, die hierin nur zufällig zusammentreffen. Auch wird die nämliche Vorstellung und die nämliche Sache in der nämlichen Sprache mit Wörtern von sehr verschiedenen Geschlechtern angedeutet, je nachdem die Form dieser Wörter verschieden ist. Nur dadurch wird die genaue Beobachtung und Beybehaltung der Geschlechtsbestimmungen für einen Jeden, der sprachrichtig reden oder schreiben will, verbindlich. Dass diess aber wirklich der Fall sey, hat der Vf. in dieser Schrift einleuchtend zu machen gesucht.

Im *ersten* Abschnitte derselben wird *von den allgemeinen Elementen der Sprache und den Grundwörtern* gehandelt. Das Geschlecht ist eine von den Eigenschaften, die man an den Nennwörtern wahrnimmt. Diese Eigenschaften müssen ihnen zufällig oder wesentlich seyn. Diese letztern sind in der Art des Nennwortes gegründet; da hingegen der Grund von jenen in Beziehungen zu suchen ist, die ihre Ursache ausser dem Worte haben, aber doch das Wort wesentlich an-

angehen. Um beide Arten zu beurtheilen und gehörig zu sondern, ist die Kenntniss der Nennwörter nothwendig. Den Hauptcharakter jeder Sprache setzt der Vf. darin, dass man dadurch etwas zu erkennen giebt. Mittheilung der Gedanken, sagt gewissermassen zu wenig, und in andrer Hinsicht zu viel; und die Sprache bloss Ausdruck zu nennen, ist gleichfalls zu unbestimmt. Was wir andern zu erkennen geben, sind entweder unsre unmittelbaren Gefühle und deren Modificationen, oder es sind Gegenstände ausser uns, die zwar eine Vorstellung in uns erwecken, die wir aber doch nicht mit unserm innern Bewusstseyn verschmelzen. Unsre Gefühle drücken wir, gleich andern Thieren, durch körperliche oder thierische Laute aus, die, nach der Verschiedenheit des Gefühls und der körperlichen Spannung, verschieden, und allen Thieren der nämlichen Art verständlich sind. Diese Laute gehören nothwendig zu den Elementen der Sprache, und man nennt sie Interjectionen, weil sie mit der eigentlichen Wortsprache in keinem Zusammenhange stehen, ob sie gleich zu den Wurzeln derselben mit gehören. Anders hingegen verhält es sich mit der Bezeichnungsart der Gegenstände, die ausser uns befindlich sind. Diese wird nicht auf eine nothwendige Weise von der Natur bestimmt und angegeben, sondern ihre Wahl ist dem Verstande überlassen, welcher hier durch Vergleichung und Anwendung der Mittel wirkt, die wir in den Sprachorganen besitzen, gewisse Laute zu bilden und zu vermannichfaltigen. Diese sind von den bloss physischen als verständliche und willkürliche Laute verschieden; nur wird bey dieser Willkür der Wille durch den Verstand nach der Art und Uebereinkunft der Mittel sowohl, als des Augenmerks, bestimmt. Wir erkennen bey der blossen Wahrnehmung nicht das Selbstständige der Dinge ausser uns, sondern bloss gewisse Beschaffenheiten derselben, wodurch wir sie von einander unterscheiden. Ausdrücke ihrer Eigenschaften und Beschaffenheiten machen daher die Grundlage der Wortsprache aus. Diese Eigenschaften aber stellen wir uns entweder für sich selbst und *in abstracto* vor, so, dass sie von uns als selbstständig im Verstande gedacht werden, oder als in den Gegenständen befindlich, an welchen wir sie wahrnehmen. In diesem letztern Fall aber finden wieder zweyerley Arten von Anschauung Statt: wir stellen sie uns als mit dem Verstande verknüpft vor, oder als Modificationen und Aeusserungen desselben. Jenes geschieht z. B. wenn man sagt: *das schwarze Pferd*, oder, *das Pferd ist schwarz;* dieses, wenn man sagt: das Pferd *läuft*. Hierin liegt das wahre Unterscheidungsmerkmal des *Adjectiv's* und des *Verbum*. Daher kömmt es auch, dass jedes Verbum das Verbum Substantivum einschliesst, und dass jenes allemal wenigstens zweysylbig ist, indem es aus zwey Theilen, dem Subject und Prädicat, besteht; jenes wird durch die Endung, als Bestehen, dieses, als wahres Adjectiv, das aber in ausgebildeten Sprachen für ein Substantiv gilt, in der Anfangs- oder Wurzelsylbe ausgedrückt. Adjectiven und Verben machen also die ersten und Grundwörter der Sprache aus, wovon die selbstständigen Nennwörter, und, mit ihnen, alle andre Wörter abstammen.

Von der Bildung der *selbstständigen Nennwörter* (Substantiven) handelt der Vf. im *zweyten* Abschnitte. Jedes derselben hat entweder ein Adjectiv oder ein Verbum zu seinem Primitiv oder Wurzelworte. Sie werden aber von diesen auf verschiedene Art gebildet und abgeleitet; daher auch eine ursprüngliche Verschiedenheit ihrer Bedeutung, indem diese nach dem Unterschiede ihrer Form verschiedentlich modificirt werden. Das Adjectiv drückt eine Beschaffenheit aus, welche auf dieses Wort beschränkt ist, ausser, wenn das Wort auf eine andre, der ersten ähnliche und an sie erinnernde, Eigenschaft angewandt wird; doch wird alsdann der bey dieser Anwendung zum Grunde liegende Begriff, von einem Verbum hergenommen, beygefügt; z. B. durch die Endsylben *ig*, *lich*, *sam*, *haft*, u. s. f. Das Verbum drückt eine Aeusserung oder Modification in dem Seyn einer Sache aus, die von dem Seyn derselben abgesondert vorgestellt wird. Nun verliert das Verbum seine Endung, die das Seyn derselben ausdrückt, und seine Wurzel bleibt. *Laufen* bezeichnet die Modification in ihrem Seyn, und der *Lauf* bezeichnet sie *in abstracto*. Natürlich also gelten diese Wurzeln für Substantive, ob sie gleich eigentlich Adjective sind, und ehedem so gebraucht seyn müssen. Will man hingegen die Modification in dem Seyn der Sache zu einer dem Gegenstande eignen Beschaffenheit machen, so behält das Verbum seine Bestandtheile, und wird sogleich ein Adjectivum. So bildet sich das Participium, sowohl das Activum, als Passivum, welches wesentlich ein Adjectivum ist, ohne dass es aufhört ein Verbum zu seyn. Selbstständige Nennwörter werden folglich auf fünferley Art gebildet, und sind: entweder ursprüngliche Adjective, oder abgeleitete Adjective, oder Participien, oder Wurzeln der Zeitwörter, oder Zusammensetzungen eines Adjectiv's mit einer aus der Wurzel eines Verbum oder Substantiv's gebildeten Endung. Nun aber haben wir auch einen Begriff von Selbstständigkeit als dem Substratum von dem Attribut, und hiefür giebt es noch eine sechste Art von Substantiven, welche durch Beyfügung der Zungenbuchstaben *r* und *l* zu den Adjectiven entsteht. Der erste bezeichnet den Wirkenden, z. B. *Läufer*, *Schneider*, *Thäter;* der zweyte das Werkzeug, z. B. *Löffel*, *Scheffel*, *Klöppel*, *Hebel*. In so fern indess das Werkzeug als selbstwirkend angesehen werden kann, wird es auch oft durch *r* bezeichnet; z. B. in *Hammer*, *Fächer*, *Wecker*. Auch werden beide so nahe verwandte Begriffe oft mit einander vermengt. Die Endung *r* geht durch Verstärkung zuweilen in *rt* über.

Im *dritten* Abschnitte wird *von den Geschlechtern der Nennwörter im Allgemeinen* gehandelt. Die Idee vom Geschlechtsunterschiede ist uns allerdings so natürlich, dass wir sie gern und leicht auf alles Selbstständige anwenden. Auch hat man längst bemerkt, dass das Wirkende, Thätige, Unterstützende uns eine Idee von Männlichkeit; das Leidende hingegen, das Empfangende, Umschliessende und Abhängige, die

Vor-

Vorstellung von Weiblichkeit erregt. In so fern sich also die Wörter nach den Gegenständen richten, werden sie auch eine, jenen Vorstellungen gemäfse, Geschlechtsbestimmung erhalten. Aber die Worte sind nicht die Gegenstände selbst, sondern von diesen völlig verschieden; ihre Beschaffenheit hängt also nicht von jenen ab, sondern von ihrer eignen Art des Seyns. Es kömmt hier also nicht auf das Geschlecht des Gegenstandes, sondern auf das Wort an, welches den Begriff desselben bezeichnet. Jener kann ein andres Geschlecht haben, als dieses. Das männliche oder weibliche Geschlecht erhält das Wort nicht von der Beschaffenheit des Gegenstandes, sondern durch den Verstand, der nur die am meisten ins Auge fallende Eigenschaft des Gegenstandes auffasst, und diese in dem Worte nachbildet. Es fragt sich nun, welche Wortform mit dem einen, und welche mit dem andern Geschlechte verknüpft ist?

Zur Beantwortung dieser Frage handelt der Vf. im *vierten* Abschnitte noch besonders *von dem männlichen und weiblichen Geschlechte*. Die Substantive, welche in *r* und *l* ausgehen, sind männlich, wegen der darin enthaltenen Begriffe von Selbstständigkeit und Thätigkeit. Und so müssen auch, aus eben dem Grunde, die Wurzeln der Zeitwörter, welche das Prädicat des Wirkens, nicht als Eigenschaft eines Subjects, sondern als Modificationen seines Seyns ausdrücken, männlich seyn. Diese drey Klassen von Nennwörtern, deren Geschlecht bestimmt ist, enthalten die ursprünglichen Substantive in der Sprache. Die übrigen Klassen sind alle Adjective, und zum Theil Participien. Von Alters her und immer bezeichnete man in der Bildersprache die Eigenschaften durch weibliche Bilder; und der Grund hievon scheint der zu seyn, weil man sie als abhängig von einer Selbstständigkeit oder Substanz, und dieser logisch untergeordnet, ansah. Daher wurden alle in Substantive veränderte Adjective weiblich gebraucht; z. B. von *Gut*, die *Güte*, von *Breit*, die *Breite*, von *Hoch*, die *Höhe* u. s. f., selbst, wenn die Eigenschaft *in abstracto* durch Hinzufügung des *t* oder *te* ausgedrückt wurde. Eben so verhält es sich mit den Participien, die, wie gesagt, wahre Adjective sind. Als Substantive gebraucht sind sie ebenfalls weiblich. Die aus Zeitwörtern gebildeten Substantive sind gemeiniglich aus dem Imperfectum gemacht; z. B. *Macht* von *ich machte*, *Sprache* von *ich sprach*, *Maß* von *ich maß*. Diese hält der Vf. für nichts anders, als für Participien der vergangenen Zeit im Passiv; und sie sind daher auch weiblich. Das Augment oder die Vorsylbe *ge* bey diesen Participien war ursprünglich dem ganzen Zeitworte eigen, wie es noch in allen Zeitformen und Modis von *genügen*, *gewinnen*, *gewärtigen*, *geloben*, *genießen* u. a. m. der Fall ist; und die Participial-Endung *en* ist aus dem Schluss-*E* des Imperfecti entstanden, welches auch dem Präsens angehängt wurde. In den zusammengesetzten Substantiven macht das letzte Wort das Wesen aus, welches durch das erste modificirt wird, und es wird daher auch das Geschlecht des letzten Worts in der Zusammensetzung beybehalten. In den mit *heit* und *schaft* (von *haben* und *schöpfen*) zusammengefügten Wörtern wird ein Befassen, Umschliessen ausgedrückt; aber nicht deswegen sind sie weiblichen Geschlechts, sondern eben dieses ihres Ausgangs wegen; und so auch die in *niß* sich endigenden Wörter.

Ueber das *genus neutrum* (Holl. *het onzijdig Geslacht*), wovon der *fünfte* Abschnitt handelt, hat der Vf. vorhin schon (S. 42.) die richtige Bemerkung gemacht, dass es eigentlich gar kein Geschlecht ist, sondern dass man vielmehr gerade den Geschlechtsmangel eines Worts, oder dass es *geschlechtlos* sey, dadurch bezeichne. Hier geht er tiefer in die, gewiss spätere, Entstehungsart dieser Bestimmung ein. Wenn wir Beschaffenheiten als den Dingen eigen, oder ihnen angehörig, betrachten: so können wir sie entweder wirklich, als Eigenschaften, von dem Dinge selbst unterschieden, d. i. *in abstracto*, betrachten, oder als mit der Sache zu Einem ungetheilten Gegenstande der Anschauung vereinigt, folglich *in concreto*. In diesem letztern Falle betrachtet man nicht sowohl die Eigenschaft, als die Sache, der sie angehört, mit Absonderung der Eigenschaft. Die *Güte* ist die Beschaffenheit dessen, was *gut* ist, *in abstracto*. Aber das *Gute* ist das, was diese Beschaffenheit hat, in so fern man es in dieser Beschaffenheit betrachtet. Das Abstractum ist der Grund von dem *Concretum*; die *Güte* macht das *Gute*; und das Eine ist von dem Andern sehr wesentlich verschieden. Was also keine Eigenschaft ist, und als solche nicht weiblich seyn kann, und weil es keine wirkende Substanz, noch ein Prädicat des Wirkens ist, auch nicht männlich, muss nothwendig geschlechtlos seyn. Man sieht hier nämlich nicht auf die Eigenschaft selbst, sondern auf das, was diese Eigenschaft hat, aber als unabhängig von sich selbst und von seinem ganzen Wesen, bloss in so fern es die Eigenschaft besitzt, und diess, ohne von etwas anders, als von der Eigenschaft, afficirt zu werden, folglich ohne Geschlecht. Diess nennt man nun, in Hinsicht auf die beiden eigentlichen Geschlechter, das *Neutrum*, und macht daraus ein drittes Geschlecht. Substantive also, welche nichts anders sind, als Adjective, nichts anders, als Eigenschaften *in abstracto*, aber *in concreto* gebraucht, sind Neutra. Das *Große* z. B. ist nicht die *Größe*, sondern das, was die Grösse besitzt, als sie besitzend betrachtet. Eben so ist auch das Verbum, als Nennwort gebraucht, und das Substantiv selbst, *in concreto* gebraucht, geschlechtlos. Man sagt: *das* Laufen, *das* Schreyen, *das* Lachen u. s. f. Zuweilen kann man auch das Selbstständige des Gegenstandes betrachten, in so fern es mehrern Sachen gemein ist, und, in gewissem Sinne, mit der Eigenschaft zusammenfällt. Ausserdem sind die meisten Substantive in der That Adjective, und folglich abstrahirte Eigenschaften. Diess ist zuerst der Fall in den *Diminutiven*. Diese sind geschlechtlos, weil sie die Eigenschaft, welche sie vermindert ausdrücken, nicht *in abstracto*, sondern *in concreto* andeuten. Sage ich, *ein Knäblein*, *ein Bändchen*: so denke ich mir einen Gegenstand, welcher die Eigenschaft hat, in dieser Eigenschaft, und mit

mit Hinsicht auf dieselbe allein. Ferner sind auch die *Collective* oder Sammelwörter geschlechtlos, wie: das *Gefilde*, das *Gebilde*, das *Gestirn*, wo man gleichfalls die Eigenschaft *in concreto* betrachtet. Das Substantiv wird hier als Adjectiv gebraucht, d. i. als eine mehrern gemeine Eigenschaft, die nicht abstrahirt, sondern in dem, was sie besitzt, genommen ist. Auch in *Volk*, *Wild* u. dgl. ist diess der Fall. Und dann auch bey den *Verbalien*, die auf *sel* ausgehen, wie *Gemengsel*, *Geschreibsel*, wo auch schon die Vorsylbe *Ge* ein zweyter Grund ist. (Im Deutschen gehören auch *Labsal*, *Irrsal*, *Drangsal* u. s. f. hieher.) Was also in der Betrachtung *in concreto* gebraucht wird, ist geschlechtlos; was *in abstracto*, ist weiblichen Geschlechts.

Im folgenden *sechsten* Abschnitte ist die Rede *von der Uebertragung* oder Aneignung (*Toepassing*) *der Geschlechter.* Zuweilen nämlich wird ein Wort in einem Geschlechte gebraucht, welches ihm, als Wort, nicht eigen ist. Man entlehnt dasselbe entweder von dem Gegenstande des Worts, oder von einem andern Worte, welches wir denken, und legt dessen Geschlecht dem Worte bey, welches wir ausdrücken. So bey Eigennamen, die dem Manne und der Frau gemein sind. *König* (Holl. *Koning*, und so auch im Altdeutschen) sollte, als Wort, weiblichen Geschlechts seyn, wie das Italiänische *podestà*, womit es in der Bedeutung übereinkömmt; weil aber der, auf den wir es anwenden, nothwendig ein Mann ist, so braucht man es durchaus männlich. Eben so das Wort *Jüngling*. Wollte man die weiblichen Wörter, *Königin*, *Fürstin*, als ursprüngliche Diminutive ansehen: so würde man auch hierin eine Anpassung finden, weil die Verkleinerungswörter sonst geschlechtlos sind. Dass diess aber der Fall nicht sey, wird hernach gezeigt. Und in solch einer Aneignung gründet sich auch das *gemeinsame* Geschlecht, *genus commune*. — Nicht minder gewöhnlich ist die zweyte Art solch einer Aneignung oder Uebertragung, wenn man unter einem Worte ein andres versteht, und dann entweder das verschwiegene Wort *neben* dem ausgedrückten, oder es *anstatt* des andern denkt. Hieraus können freylich Unregelmässigkeiten entstehen, die aber nur scheinbar sind.

Im *siebenten* Abschn. werden noch einige *Endungen der Nennwörter* erklärt. Die Endung *ing* (im Deutschen *ung*) war ursprünglich in der holländischen, wie noch in der englischen Sprache, den Participien eigen. Ehedem sagte man dafür *inge*, früher noch *enge*, und diess ist nur eine verschiedene Aussprache mit *ende*. Durch Zusammenziehung wurde, nach des Vfs. Meinung, ein blosses *e* hieraus; und daher, glaubt er, seyen so viele weibliche Wörter mit dieser letztern Endung in die Sprache gekommen, nicht durch deren Anhängung an männliche Wörter. Auch die Endung vieler holländischen Wörter in *y* hält er für eine Verkürzung der Endsylbe *ing*; z. B. *maatschappy* für *maatschapping*. So auch die Endung *ny*, im Deutschen *ney*; wie *Wüsteney*, von *wüsten*, woraus *verwüsten* geworden ist. — Dass die Wörter in *ling* männlich sind, hat nur in der Aneignung seinen Grund, und es sind ursprünglich Participien von Frequentativen. Aus jenen Participien in *ling* stammen auch die Verkleinerungswörter in *lin*, im Deutschen *lein*. Dass diese beiden Endsylben oft vertauscht sind, zeigt unter andern auch die Umänderung in französischen Wörtern, wo *boudin* für das englische *pudding*, für *Schilling*, *escalin* gesetzt wird. Die Endung *heit* kömmt von *haben*, *gehabt*, *ich hatte*, wie oben schon bemerkt ist; und *schaft* von *schaffen*, oder vielmehr von *schöpfen*. Jenes bezeichnet das *Haben*, dieses das *Befassen* einer Eigenschaft. — Die Endung in *s* oder *sch* ist weiblich, weil das Wort dadurch ein Adjectiv wird. *Mensch* ist ursprünglich ein Adjectiv von *Man*, und nach Verschiedenheit der Anwendung weiblich oder männlich, und als Eigenschaft *in concreto*, ein Neutrum. Wir übergehen, was hier der Vf. noch von verschiedenen andern Endungen und den Gründen ihrer Geschlechtsbestimmung sagt, und berühren nur noch die Bemerkung, dass man die Vorsylbe *Ge* in den Collectiven, die dadurch immer Neutra werden, nicht mit der untrennbaren Anfangssylbe *Ge* verwechseln müsse, die mit der lateinischen *co* und der griechischen *συν* — übereinstimmt, und eine Gemeinschaft oder Uebereinkunft in der nämlichen Eigenschaft bezeichnet, und das Geschlecht nicht verändert. Z. B. in *Gebrüder*, *Gevattern* u. s. f. Von den Vorsylben *Be*, *Ver*, *Un* u. a. m. gilt ein Gleiches. Uebrigens ist die Trennbarkeit oder Untrennbarkeit solcher Vorsylben nicht in ihnen selbst, sondern in den Zeitwörtern zu suchen, von welchen das Nennwort herkömmt. Die Wörter, welche sich im Holländ. auf *dom*, *dome*, *domme*, im Deutschen auf *thum* endigen, waren dort ehedem weiblich; jetzt braucht man sie als geschlechtlos. Der Vf. hält dieses *dome* für das abgekürzte Participium Activum des Zeitworts *domen*, urtheilen, bestimmen: so dass *dome* von *doming* abgekürzt sey. Durch diese Endung wird also die durch das Adjectiv bezeichnete Eigenschaft bestimmt oder *fixirt*. So ist *Reichthum* die Eigenschaft von *reich*, in ihrem Umfange; *Fürstenthum*, das, was des Fürsten ist, in seinem Umfange. Als Collectiva sind diese Wörter Neutra, wie *Fürstenthum*, *Herzogthum*, *Bissthum*; als Eigenschaften waren sie ehedem im Holländischen weiblich, und jetzt braucht man sie dann meistens männlich, wie auch im Deutschen mit *Irrthum* und *Reichthum* der Fall ist: *der* Reichthum, *der* Irrthum; aber nicht durchgängig, sondern auch hier meistens geschlechtlos. — Die Endsylbe *niss* (*ness*) bezeichnet Haltung, Befassung, und *Ness* ist daraus gebildet; sie macht die Wörter weiblichen Geschlechts. Die Endung *te* und *de* hält der Vf. für Zusammenziehungen aus *heit*, und desswegen bildet auch sie weibliche Wörter.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Freytags, den 18. April 1806.*

## NEUERE SPRACHKUNDE.

Amsterdam, b. Doll's W.: *Verhandeling over de Geslachten der Naamworden in de Nederduitsche Taal;* door *Mr. W. Bilderdijk* etc.

(*Beschluss der in Num. 92. abgebrochenen Recension.*)

Der *achte* Absch. macht den *Beschluss* dieser Schrift, und betrifft zuvörderst den Nutzen der vorhergehenden Untersuchung, welcher vornehmlich in einer genauern und zuverlässigern Festsetzung der Geschlechtsbestimmungen besteht, deren Gebrauch bisher, besonders auch in der holländischen Sprache, schwankend und unbestimmt war; wenn gleich dabey der Sprachgebrauch in seinen Würden gelassen wird. Die hier gemachte Aufstellung gewisser Grundsätze kann unstreitig mehr Nutzen schaffen, als ein blosses Geschlechter-Verzeichniss. Nur muss man in ihrer Anwendung vorsichtig seyn, und sich durch die gegenwärtigen Wortformen nicht verleiten lassen, den Wörtern selbst eine irrige Ableitung zu geben. Auch muss man auf die Veränderungen Acht haben, welche zuweilen mit den Consonanten der Wörter vorgegangen sind, wenn z. B. *r* aus *l*, oder *l* aus *r* geworden ist. So sind *Ecker* und *Eichel* das nämliche Wort. Zuweilen ist auch die Bedeutung eines Worts verändert. Dergleichen Umgestaltungen aber beweisen nichts gegen die für die Geschlechter festgesetzten Regeln. Oft sind auch Einem Worte zwey Geschlechter bey dessen verschiedenen Bedeutungen gegeben. (Ein Verzeichniss solcher deutscher Wörter sehe man in *Adelung's* Lehrgebäude der deutschen Sprache, B. I. S. 355 ff.) Es ist ferner nicht ausgemacht, ob in den unregelmässigen Zeitwörtern die Präterita allemal zu solchen Wörtern gehören, auf deren Infinitive wir sie zurückzuführen pflegen, oder nicht vielmehr zu andern, die veraltet sind. Man weiss, wie sehr diess im Griechischen der Fall ist; und so auch in andern Sprachen. Besonders ist er es bey den auf *ngen*, *nken* und *nden* ausgehenden Zeitwörtern, und den Frequentativen, die eine Fortdauer bezeichnen, deren es mehr giebt, als man glauben möchte. In solchen Nennwörtern nun, die zugleich das Präteritum von dem einen, und das Präsens von einem andern Verbum sind, ist jenes unstreitig primitiv, und muss daher das Geschlecht bestimmen. Ueberhaupt muss man wohl unterscheiden, was in der Sprache neu und erst aufgenommen, und was alt, echt und eigenthümlich ist. Es kömmt hier auch nicht so sehr auf die Frage an, welch Geschlecht jedes Wort *habe*, als, welches der Grund sey, nach welchem es habe bestimmt werden müssen, und was dieser Grund mit sich bringe. Daher darf man auch die Abweichungen nicht sogleich als offenbare Widersprüche der Gründe ansehen, sondern erst prüfen, ob man nicht willkürliche Veränderungen mit dem Worte vorgenommen hat. Auch kann diese ganze Sache selbst verändert, oder aus einem neuen Gesichtspunkte betrachtet seyn.

Nach allen diesen Untersuchungen stellt nun der Vf. folgende *Tafel der Geschlechtsbestimmungen* auf:

Das Geschlecht der Nennwörter ist denselben entweder *eigen*, oder nur *angeeignet;* daher die Unterscheidung in *eigne* Geschlechter, welche durch die *Form* des Wortes bestimmt werden, und in *angeeignete* Geschlechter. Die letztern verdrängen die erstern. *A.* Die *Aneignung* ist entweder *persönlich* oder allgemein. *a*) Die *persönliche* ist natürlich oder dichterisch. Die *natürliche* verändert das Geschlecht der Wörter selbst; die *dichterische* verändert bloss die possessiven und die relativen Fürwörter. *b*) Die *allgemeine* findet Statt, wenn man entweder durch das Wort ein anderes versteht, oder durch Wortwechselung mit fremden oder mit einheimischen Wörtern. *B.* Die *Formirung* der Wörter ist entweder ihre eigenthümliche Bildung, oder Zusammensetzung schon gebildeter Wörter, oder Umbildung. *a*) Die *eigenthümliche* Bildung geschieht entweder aus einem Adjectiv oder aus einem Verbum. Aus einem *Adjectiv* geschieht sie durch Annehmung desselben für ein Substantiv, und dann ist das Wort weiblich; aus einem *Verbum*, entweder durch Annahme der Wurzel als ein Substantiv, welches dann männlich ist; oder durch Annahme des Participiums für ein Substantiv, nämlich des Particip. Activ. in *end* oder *ing;* oder durch Annahme des Präteritum von dem Particip. Passiv., und in diesen drey Fällen ist das Wort weiblich; oder durch gleiche Annahme des Infinitivs, und dann ist es ein Neutrum; oder endlich durch Hinzufügung der Selbstständigkeitszeichen, wo es männlich wird. *b*) Die *Zusammensetzung* schon gebildeter Wörter ist entweder sichtbar oder versteckt. Die *sichtbare* hat bey einzelnen Nennwörtern Statt, und dann nimmt das Verbindungswort das Geschlecht des letzten an; die *versteckte* geschieht durch die Endungen: *heit*, wofür zuweilen *te* oder ein blosses *e* gesetzt wird; *schäft*, *niss*, *thum* (alle ursprüglich weiblich). *c*) Die *Umbildung* liegt entweder in der Umänderung des Wortes selbst, oder in der damit verknüpften Vorstellung. Von jener Art sind die weiblichen Endungen *se*, *esse*, *ste*, *ster*; von dieser Art, wo der Gegenstand *in concreto* genommen wird, sind: die Diminutiven,

ven, die Materialwörter, die Collectiven, die Verbalien mit der, ausgedrückten oder verborgenen, Vorſylbe *Ge*, und die Verbalien in *ſel*. Alle dieſe ſind Neutra.

Ungern übergeht Rec. die, nicht minder lehrreichen *Anmerkungen*, welche dieſer Schrift zur Erläuterung angehängt ſind, und ſchränkt ſich, um nicht noch umſtändlicher zu werden, auf die Aushebung einer einzigen ein, deren Prüfung er den Sprachforſchern überläſst. Sie betrifft die Entſtehung des Wortes *Weib*, holl. *Wijf*. Der Vf. glaubt dieſelbe deutlich wahrzunehmen in der Uebereinſtimmung dieſes Worts mit dem alten galiſchen *Oi*, welches eine Perſon von der ſchwächern Art (ſo wie auch das holländiſche *ooi-lam*, ein weibliches Schaf) bezeichnet. Aus *oi-e* wurde *oi-we*, zuſammengezogen *oiw*, welches man *wif* ausſprach; und das *w* zu Anfang iſt eine bloſse Aſpiration. Daher auch das Wort *Ei*, durch eine plattere Ausſprache. Auch das griechiſche ὄϊς, das lateiniſche *ovis*, das ſpaniſche *oveja*, das engliſche *ewe* u. ſ. f. ſtimmen damit überein. Im alten Holländiſchen iſt *euwen* oder *ewen*, ſonſt *oi-en* oder *eeu-en*, füttern, nähren, und *euwſel*, die Nahrung. Ein *ooilam* iſt folglich ein ſäugendes Lamm; engliſch, *ewelamb*. Und *voeder*, *die voedt*, Futter, Fütterung, kömmt eben daher. *Wijf*, Weib, würde alſo urſprünglich eine Säugerin oder Ernährerin bedeuten.

BERLIN, b. Quien: *Lectures hiſtoriques*, ou *Précis de l'hiſtoire de France* depuis le commencement de la Monarchie jusqu'à nos jours, avec des *Obſervations grammaticales* en françois et en allemand, et un Vocabulaire des Mots les plus difficiles. Ouvrage deſtiné aux Ecoles publiques, et aux Maiſons particulières d'éducation. Par *G. Mila*. 1804. 250 S. gr. 8. (16 gr.)

Nach dem kurzen Vorberichte hielt es der Vf. für vortheilhaft, für eine der obern Klaſſen ſeines Lehrinſtituts einen gedrängten Abriſs der wichtigſten politiſchen Ereigniſſe zu bearbeiten, die bey einem Volke ſtattfinden, deſſen Sprache und Literatur zu üben und zu ſtudiren ſeine Lehrlinge beſtimmt ſind, und da ihn eine lange Erfahrung überzeugt hatte, daſs eine zuſammenhängende franzöſiſche Lectüre ein angenehmes und doch ſicheres Vehikel ſey, jungen Leuten Geſchmack für das grammatiſche Studium der Sprache beyzubringen: ſo wollte er nicht unterlaſſen, auch von dieſer Seite zu nützen. Rec. hat gegen dieſen Nebenzweck, der ſich allerdings mit dem hiſtoriſchen Hauptzwecke der Schrift ganz gut verträgt, gar nichts einzuwenden, deſto mehr aber gegen die Art und Weiſe der Ausführung, ſowohl was das Materiale, als das Formale betrifft. Nicht zu gedenken, daſs weit zahlreichere, wichtigere und intereſſantere, in den Geiſt der franzöſiſchen Sprache tiefer eindringende Regeln ſich hätten beybringen laſſen: ſo iſt es beſonders auffallend, wenn man lieſt, daſs der Vf. ſeine Arbeit Schülern einer *obern* Klaſſe widmet (bey welchen man doch mindeſtens die erforderliche Fertigkeit im Decliniren und Conjugiren und eine Kenntniſs der gemeinſten Elementargrundſätze der Sprache vorausſetzen darf), und gleichwohl, ohne Rückſicht auf dieſe nothwendige und unerläſsliche Vorausſetzung, in ſeinen Anmerkungen nicht nur über die Declinationen und Conjugationen ſich verbreitet und die allerersten Anfangsgründe lehrt (wie z. B. daſs das Prädicat ſich nach dem Hauptnominativ, das Adjectiv nach ſeinem mit ihm verbundenen Subſtantiv richten müſſe, u. dgl. m.), ſondern auch öfters auf ſie zurückweiſt, und am Ende ſogar das *Auswendiglernen* derſelben anräth. Hr. *M.* ſchrieb alſo für ABC-Schüler und *zugleich* für ſolche, die längſt ſchon die Baſis des propädeutiſchen Unterrichts durchwandert haben, und ſelbſt im Syntax ſchon ſo weit vorgeſchritten ſind, daſs man ihnen, ohne eine übertriebene Forderung an ihre Kräfte zu machen, eine fortlaufende hiſtoriſche Lectüre zum Ueberſetzen aus der fremden Sprache in die Mutterſprache übergeben kann. Dieſe vage Beſtimmung indeſſen abgerechnet, die ſchon an und für ſich eine Schulſchrift gar nicht empfiehlt, erſcheint das vorliegende Product Hn. *M's*, wenn man es bloſs aus dem Geſichtspunkte eines praktiſchgrammatikaliſchen Bildungsvehikels betrachtet, noch in einem ſchlimmern Charakter, indem faſt jede Seite Proben einer unverzeihlichen Uebereilung und Nachläſsigkeit, bald einen incorrecten Stil, bald eine unſtete Orthographie, bald einen durchaus fehlerhaften Gebrauch der franzöſiſchen Temporum, bald grammatikaliſche Unrichtigkeiten und einſeitige Darſtellungen der Regeln, bald grobe Druckfehler, deren Anzeige in dem Verzeichniſſe vergebens geſucht wird, liefert; — nicht zu erwähnen, daſs der franzöſiſchen Interpunction nicht die geringſte Sorgfalt und Aufmerkſamkeit geſchenkt würde. Hier einige Beyſpiele 1) von *incorrectem Stil*: S. 82. heiſst es: *La France ne pouvoit ti ſirer de maître plus* d i g n e *que Henri IV. de la gouverner* etc. — S. 135. §. 34. *et qui* (nämlich *Paoli*) *depuis eut la lâcheté*, *le voyant libre*, , *de chercher* etc. — S. 136. *Dès l'an* 1774. *des* g e r m e s *de mécontentement avoient éclaté entre l'Angleterre et ſes colonies d'Amérique*, i m p o ſ é e s *d'une manière arbitraire et ſans* l e u r *contentement*. L e u r s *plaintes à ce ſujet* etc. Könnte man nicht glauben, daſs *leur* und *leurs* auf England und ſeine Colonieen zugleich ſich beziehen, da ſie die gemeinſchaftlichen Hauptideen des vorausgehenden Satzes ſind? — S. 164. *Ayant apperçu un* b o n n e t r o u g e, *devenu depuis quelque temps l'emblême de la liberté*, d a n s l a m a i n etc. — S. 167. *On trouva que les iſſues du* L u x e m b o u r g, *pour qu'*i l *répondit* (ſoll überdieſs heiſsen: *répondît*) etc. — S. 210. §. 42. *Au milieu de ces orages*, *qui agitoient les pays voiſins* d e l a F r a n c e, *avec lesquels* é l l e *étoit* etc. — S. 46. giebt *La France fut* p r ê t e *à tomber dans l'anarchie* etc. eine wunderliche Idee; es muſs heiſsen: *avoit été* p r i s d e etc. — 2) Von *grammatikaliſchen Unrichtigkeiten und einſeitiger Darſtellung der Regeln*. Nach S. 6. d. ſoll, obgleich gegen die eigne richtigere Angabe S. 155. *f.*, ein *Superlativ abſolu* (im vorliegenden Falle: *très peu*) den Subjunctiv erfordern (wobey Rec. gelegen-

legentlich bemerkt, dass dem Vf. der conjunctive und subjunctive Modus einer und derselbe ist). Zufolge dieser Regel schreibt er daher z. B. S. 41. Z. 26. *Ayant appelé de Grèce et d'Italie un grand nombre d'ouvriers qui pussent fabriquer* etc., und doch ist die ausgedrückte affirmative Idee unverkennbar. — Eben so soll (was gleichfalls logisch, und in einer so gebildeten Sprache, wie die französische, auch grammatisch unmöglich ist) *dèsque* den Subjunctiv verlangen, zufolge S. 22.; allein der Vf. glaubt selbst an seine Regel nicht, wie mehrere Fälle beweisen, z. B. S. 17. 40. 60. 62., es müssten denn hier nichts als Druckfehler seyn. — S. 25. *b*. Hieher gehört die Einschränkung: *wenn x stumm ist*. — S. 37. *d*. findet sich eine unrichtige Behauptung, gegen die Hr. *M*. selbst häufig fehlt. Man kann entweder sagen: *La France eût subi* etc. *si l'on eût été* etc.; oder: *La France auroit subi* etc. *si l'on auoit été* etc. — S. 41. *c'est lui qui prit* etc. — S. 43. *une femme toute éplorée*. — S. 59 unten, muss nach *le premier* im folgenden Satze der Subjunctiv stehn. — S. 60. Z. 13. *Ce Monarque possédoit une des plus amples collections qui fut* etc. statt: *qui fussent*. — S. 76. *c*. ist die Einschränkung nöthig: *wenn die Adjective der Farben nicht figürlich gebraucht sind*. — S. 86. *cette façon* etc. *plut davantage au Roi que* etc. — S. 98. *il n'est pas douteux qu'il y seroit parvenu* etc., statt: *qu'il n'y fût p*., oder auch: *qu'il n'y soit p*. — S. 162. *Un troisième décret ordonnoit* etc., *il fut encore paralysé*, statt: *aussi*, oder, *à son tour*. — Die S. 141. *d*. aufgeführte Regel über *à peine*, wenn dasselbe einen Satz anfängt, wird nach dem gewöhnlichen Missgeschicke des Vfs. von ihm selbst oft übertreten, wie z. B. S. 62. 142. 203. — Endlich, *commença à* etc. findet sich nicht selten. — 3) Im *Gebrauch der Temporum* verräth Hr. *M*. so wenig Gewandtheit und so wenig Kenntniss ihrer natürlichen Verbindung und Folge, dass er sich für die Darstellung gleichzeitiger, aber von einander unabhängiger Thatsachen nicht nur ganz verschiedener Temporum bedient (wie z. B. S. 81. *Toutes les chaires retentirent* etc., *et les confesseurs refusoient* etc. S. 99. *Le Roi vint faire* etc., *le Cardinal conduisoit* etc. S. 111. *La guerre contre l'Espagne continuoit* etc., *Turenne et Condé déployèrent* etc. S. 114. *Si Louis inspiroit* etc. bis zu Ende — S. 121 — 122.), sondern er setzt ganz willkürlich, gleichsam, wie es scheint, nur der Abwechslung wegen, bald das *Parfait défini*, bald das *Imparfait*, ungeachtet er über die Anwendung beider sehr richtige Grundsätze aufstellt. Für das Erstere besonders hat er eine so regellose Vorliebe, dagegen für das *Parfait indéfini* eine so starke Abneigung, dass man dieses in der ganzen Schrift vielleicht kaum ein Dutzend Mal finden wird, während jenes in mancher langen, fortlaufenden Reihe von Erzählungen und Urtheilen beynahe ausschliessend herrscht, wie z. B. S. 56. *La gloire des armes françoises* etc. bis zu Ende des Abschnittes. Sogar die Bedingungspartikel *si* ist von dem *Parfait défini* begleitet, wie z. B. S. 57. zu Anfang des neuen Abschnittes: *Si Louis fut malheureux* etc. und S. 35. oben: *si celui ne fut mort* etc. — 4) Beyspiele von *unstäter Orthographie*. Vor dem stummen *e* steht bald *y*, bald *i*. *(La) plupart* hat bald einen Circumflex, bald wieder nicht. — Endlich 5) zu *groben Druckfehlern* will Rec. folgende rechnen: S. 58. *ordonna qu'on servit* st. *servît*. — S. 102. *du bonheur qu'il eut* (st. *eût*) *pu procurer* etc. — S. 119. *après pourtant que Tourville eût été battu* etc. *et que .... eût* (st. *eut*) *repris* etc. S. 50. *attendoit qu'on ouvrit*, st. *ouvrît*, und eben so S. 219. *attendoit que Bonaparte se rendit*, st. *rendît*. —

Laut des Titels ist die Schrift mit einem *Wörterbuche* versehen, dem aber, was unangezeigt blieb, ein *Tableau de l'Histoire de France* und ein *alphabetisches Register über die grammatikalischen Anmerkungen* vorausgehen. Das Wörterbuch *soll* ein *vocabulaire des mots les plus difficiles* seyn, die in jener vorkommen; allein da Hr. *M*. auch für die allerersten Anfänger schrieb: so wird es nicht befremden, dass er dort zugleich ganz gemeine und alltägliche Ausdrücke aufgenommen hat, wie z. B. *futur*, *bataille*, *écu*, *peau* u. dgl. m. Indessen fehlen wieder viele andere, die selbst dem durch Lectüre gebildetern Schüler nicht immer bekannt seyn dürften, wie z. B. *bahut*, *tronçon*, *concussionnaire*, *ferronnerie* u. dgl. m.

## SCHÖNE KÜNSTE.

**Bremen**, b. Seyffert: *Otaheitische Gemälde*. 1803. 214 S. (1 Rthlr.)

Der Vf. sagt in der kurzen Vorrede, er habe gewünscht, in einer Reihe von Idyllen das Glück des Landlebens, der Liebe, der Freundschaft und der Ruhe, die warmes Religionsgefühl allein gewähren können, zu schildern, und er habe keinen schönern Schauplatz, als *Otaheiti*, zu wählen gewusst. Rec. will wegen dieser Wahl mit dem Vf. nicht streiten: denn jede Idyllenwelt hier unter dem Monde möchte wohl nur eine erträumte seyn, und bey näherer, ruhiger Prüfung ganz andere Bilder liefern, als der Dichter von ihr mahlt. Wenn uns die Wirklichkeit nur nicht zu nahe liegt, und mit zu grellen Schattenpartieen anschreit, so dass der Leser im Genusse dadurch gestört wird: so wollen wir gern den Dichter in der Wahl des Theaters, wo er seine idyllischen Figuren auftreten lässt, nicht stören. Willkommen sollen uns daher auch *otaheitische* Idyllengemälde seyn, und wir wollen mit Freude und Dank in eine neue poetische Unschuldwelt blicken, wenn der erfinderische Geist eines neuen *Gessners* sie vor uns aufthut, und unsre Phantasie und unser Gefühl dadurch zu beleben und zu erwärmen versteht. Nach Rec. Urtheile ist aber der Vf. dieser Gemälde der Mann hiezu nicht. Zwar ist ihm Wärme des Gefühls, und Sinn für das Schöne und Gute in der Natur und in der Menschenwelt nicht abzusprechen; auch ist seine Sprache rein und edel; aber der lebendige Hauch des Genies, durch welchen die Gestalten erst beseelt ins Leben springen, durch welchen das Einfache bedeutend, und das Gemüth

müth des Lesers warm ergriffen wird — der fehlt diesen Gemälden. Das Einfache, an sich Unbedeutende, interessant darzustellen, ist schwerer, als der Vf. vielleicht gedacht hat; weil die Muster, die ihm vorschwebten, so sehr das Gepräge der Leichtigkeit an sich tragen. Aber diese anscheinende Leichtigkeit ist nur das Werk der Hand des Meisters und des entschiedenen Genies. Unser Vf. gehört aber zu den Dichtern, die gewiss nie Dichter geworden wären, wenn nicht Andere ihnen das Kunststück schon vielfältig vorgemacht hätten. Ein Beweis für diese Behauptung ist auch der *Anhang* von Gedichten, welche auf den letzten Bogen noch als Zugabe stehen, und eine Menge Reminiscenzen aus *Klopstock* enthalten, die den eignen Reichthum des Vfs. schlecht documentiren.

Druck und Papier sind lobenswerth; aber das Titelkupfer ist, trotz der sogenannten Feinheit, die den Layen besticht, incorrect und geistlos.

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. 1) *Halle*, in d. Trampe. Buchdr.: *Diss. inaug. med. sist. Struthionis cameli embryonis fabricam*, quam etc. auctore *C. F. Hildebrand*, Sueco-Pomeran. 1805. 40 S. 8. mit 1 Kpfr.

2) *Ebendas.*, in d. Bathe. Druck.: *De Mammalium oesophago atque ventriculo*, auctore *Fr. A. Schmidt*, Halens. 1805. 28 S. 8.

3) *Ebendas.*: *De organis circulationis et respirationis Reptilium*, auctore *C. G. Westphal*, Halberstadiensi. 1806. 59 S. 8.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, dass jetzt auf mehreren deutschen Akademieen nicht bloss Vorlesungen über vergleichende Anatomie gehalten werden, sondern dass auch mehrere Inauguralschriften über Gegenstände, wie die hier behandelten, zeigen, dass das so sehr interessante Studium der vergleichenden Anatomie sich immer mehr ausbreitet und wirklich Wurzel fasst. Auch ist zu wünschen, dass die Doctoranden künftig öfter Gegenstände aus der Thier- oder Pflanzen-Anatomie sich zur Bearbeitung wählen, wo sie mit mässiger Anstrengung etwas Brauchbares liefern, oft durch neue Beobachtungen sich wirkliche Verdienste erwerben, und so das Vergnügen haben können, dass ihre Dissertationen auch in der Folge gesucht werden und einen bleibenderen Werth haben, als die gewöhnlichen über diese oder jene Krankheit zusammengeschriebenen, die meistens gleich nach dem Druck vergessen werden.

Die oben nach der Zeitfolge aufgeführten Schriften sind nicht von gleichem Werthe, und möchten in dieser Hinsicht so auf einander folgen, dass Nr. 3. zu Nr. 2. würde.

Der Vf. von Nr. 1. behandelt einen fast ganz neuen Gegenstand; er hatte aus der Sammlung seines Lehrers, des Hn. Prof. *Frorieps*, etwas sehr seltenes, einen reifen Strauss-Embryo, zur Zergliederung erhalten, und beschreibt hier seine daran gemachten Beobachtungen, die zum Theil sehr bemerkungswerth sind. Er handelt zuerst von der *Lage des Strauss-Embryo im Eye*, von der *Grösse seiner Theile*, und dann von den *äusseren Bedeckungen*, *Haut* und *Federn* mit grosser Genauigkeit. Der Abschnitt *über die Muskeln* ist, da der Vf. nur ein Exemplar hatte, etwas spärlich ausgefallen. *An der Spitze der Zunge fand sich ein besonderes halbmondförmiges Querband*, das eine kleine Tasche bildete, deren Concavität gegen den Schlund gerichtet war. Besonders verweilt der Vf. bey *einem Paar bohnenförmiger Drüsen*, die er *zu beiden Seiten des Untertheils der Luftröhre* liegend fand; ihre Stiele verloren sich an der Substanz der Lungen und in der Nachbarschaft der aus dem Herzen entspringenden Gefässe; über Ausführungsgänge dieser Drüsen findet sich nichts angegeben; der Vf. vergleicht diese Drüsen mit den Thymusdrüsen der Säugthiere, und glaubt, dass ihre Function gewissermasen ein Ersatz der Respiration sey. Es folgt alsdann die *Beschreibung der übrigen Eingeweide der Brust* und *des Unterleibes*, und des mit den Därmen durch einen Kanal zusammenhängenden grossen *Dotters*. Den Beschluss machen einige *Bemerkungen über das Skelet* des Strauss-Embryo's, nebst einer Vergleichung mit dem über das Skelet des erwachsenen Strausses bekanntgewordenen. Die angehängte sehr instructive Kupfertafel enthält Fig. 1. die vordere Ansicht der Brusthöle, wo man oben die von dem Vf. beschriebenen Drüsen sieht. Fig. 2. zeigt den Dotter, von der linken Seite, nebst dem Kanal, der die Verbindung zwischen Dotter und Darm bewerkstelligen soll.

Der Vf. von Nr. 2. hat seinen Gegenstand etwas leicht und nicht so behandelt, als er es, einigen Stellen der Diss. nach zu urtheilen, wohl im Stande gewesen wäre. Gerade die Speiseröhre, der Magen und Darmkanal der Säugthiere können, bey den vielen Vorarbeiten, die darüber existiren, auf eine der Lehre von der Verdauung sehr fruchtbare Weise betrachtet werden. Der Vf. hat sich begnügt, auf einige Hauptverschiedenheiten aufmerksam zu machen: er handelt zuerst *von der Speiseröhre*, und dann *von dem Magen der Säugthiere* überhaupt; letzteren theilt er ab in *einfache* und *zusammengesetzte*. Und bey der Betrachtung des zusammengesetzten Magens beschreibt er vorzüglich den *Magen der Wiederkäuer* und *der Cetaceen*. Vollständigkeit war hier also nicht zu erwarten.

Die Schrift Nr. 3., die sich unter den gewöhnlichen Dissertationen vortheilhaft auszeichnet, enthält eine sehr artige Zusammenstellung dessen, was bis jetzt über die Circulations- und Respirationsorgane der Reptilien bekannt ist, mit Benutzung der neuesten von *Cuvier* bekanntgemachten Bemerkungen, durch eigne Beobachtung des Vfs. erläutert. Nach einer kurzen *Einleitung* lässt der Vf. die Momente folgen, *worin die Circulation und Respiration der Reptilien sich von der anderer Thiere unterscheidet*; er macht darauf aufmerksam, *in wie inniger Verbindung die Respiration mit der Circulation stehe*. Bey der speciellen Betrachtung nimmt der Vf. die *Eintheilungen* in *reptilia nobiliora* (Schildkröten, Eidechsen und Schlangen) und *rept. ignobiliora* (Frösche, Kröten und Salamander) an — Dann wird im Allgemeinen die *Lage des Herzens* und der *Lungen* auseinandergesetzt, und die *Structur des Herzens*, und die *Vertheilung der Gefässe* beschrieben. Darauf folgt die *Beschreibung der Respirationsorgane*; die Luftröhre wird, wie billig, hier sehr kurz abgehandelt, die innere *Structur* und *Form der Lungen* aber genauer beschrieben. Bey Gelegenheit der Lunge der Schlangen theilt der Vf. die Resultate *eigner Untersuchungen über die Lunge einer sechsfüssigen Boa* mit: die Luftröhre, die gleich nach abgezogener Haut sichtbar wurde, war (wie diess bey sehr vielen Schlangen der Fall ist) häutig, ausgenommen an der Bauchseite, wo sie aus dünnen Knorpeln bestand, die etwa ⅓ des Umfanges der Luftröhre deckten, gegen die Lunge zu aber breiter wurden, so dass am untersten Ende der Luftröhre ihre Breite ½ Zoll betrug. Die Lunge war sackförmig, aus festem Zellgewebe bestehend, an der inneren Oberfläche ganz zellicht. Den Beschluss macht eine Ansicht *der Circulation*, *als Function*, und des eigentlichen *Mechanismus der Respiration*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 19. April 1806.*

## RÖMISCHE LITERATUR.

ZÜRICH, b. Ziegler u. Söhnen: *C. Suetonii Tranquilli Vitae XII. Imperatorum.* Erläutert von *Joh. Heinr. Bremi.* 1800. 615 S. 8.

LEIPZIG, b. Fritsch: *C. Suetonii Tranquilli Opera.* Textu ad Codd. MSS. recognito cum *Jo. Aug. Ernestii* Animadversionibus nova cura auctis emendatisque et *Isaaci Casauboni* commentario edidit *Frid. Aug. Wolfius.* Insunt reliquiae *monumenti Ancyrani* et *Fastorum Praenestinorum.* 1802. *Vol. I.* 30 u. 398 S. *Vol. II.* 400 S. *Vol. III.* 501 S. *Vol. IV.* 453 S. 8.

Die erste dieser Ausgaben hat die Absicht, Leser, die noch nicht sehr geübt sind, in den *Suetonius* einzuführen. Daher hat der Herausg. in seinen, in deutscher Sprache abgefassten, Anmerkungen das Nöthigste aus den besten vorigen Editoren ausgezogen; hat aber, wie man leicht sieht, überall selbst untersucht, und daher in Absicht der Kritik der Lesarten, der philologischen und antiquarischen Erläuterungen seine Vorgänger nicht selten berichtigt. Von *Ernesti* insbesondre, den er oft mit Beyfall anführt, weicht er doch in vielen Stellen mit gutem Grunde ab. So widerspricht er ihm Caes. 23. in dem Vorgeben, dass *petitores* nicht von denen, die sich um die Staatsämter bewerben, gesagt werde, mit Recht, und man muss sich wundern, dass *Ernesti* nicht an die hier angeführten Stellen dachte, indem er schrieb: *petitores honorum nuspiam reperiuntur.* Aber doch war *Ernesti* aus andern Gründen c. 41. die Lesart *competitoribus* aufzunehmen befugt. Caes. c. 26. *ac singula interdum mancipia et praedia viritim dedit* sehn wir nicht, warum Hr. *B.* die Verbesserung *ex praeda* matt findet. Dagegen wenn er meynt, *pretiosa* dürfte nicht das unschicklichste seyn, können wir nicht beytreten, es sey nun, dass er *mancipia pretiosa* verbinden, oder gar (welches völlig unstatthaft wäre) *mancipia et pretiosa* lesen wollte. Die Wortstellung c. 27. *gratuito et levi foenore obstrictis* würde Hr. *B.* weniger hart gefunden haben, wenn er sich erinnert hätte, dass *foenus* oft den Darlehnsvertrag bedeutet; so dass *gratuitum foenus* recht gut bedeuten kann einen Darlehnsvertrag ohne Zinsen, und *leve foenus* einen solchen mit leichten oder erträglichen Zinsen. C. 28. hätte die Burmannische Lesart, die *Ernesti* mit Recht aufnahm, *et ne absentis ratio comitiis haberetur, quando et plebiscito Pompejus postea obrogasset,* nicht wieder verdrängt werden sollen. Die Sache verhält sich nämlich so: Nach c. 26. hatte sich Caesar durch die Tribunen ein Plebiscitum ausgewirkt, dass er auch während seiner Abwesenheit in Gallien könnte zum zweyten Consulate gewählt werden. Ohne an dieses Plebiscitum zu denken, setzte Pompejus eine *legem de jure magistratuum* durch, so dass er *eo capite, quo a petitione honorum absentes summovebat, ne Caesarem quidem exciperet per oblivionem.* Darauf nun stützte sich Marcellus, indem er verlangte, *ne absentis ratio comitiis haberetur, quando et plebiscito* (zu Gunsten Caesar's) *Pompejus postea* (nämlich durch seine *legem de jure magistratuum*) *obrogasset.* Dass nun, wie Suetonius erzählt, Pompejus hinterher seinen Irrthum verbesserte (*lege jam in aes incisa et in aerarium condita corrigeret errorem*), davon nahm entweder Marcellus keine Notiz, oder vielleicht machte Pompejus erst diese Abänderung, nachdem ihn der Vorschlag des Marcellus aufmerksam gemacht hatte. C. 42. hat Hr. *B.* die Verbesserung des Casaubonus *ut exhaustae urbi frequentia suppeteret* für *exh. urbis* aufgenommen und sehr gut vertheidigt. — Bey der Stelle: *Poenas facinorum auxit, et quum locupletes eo facilius scelere se obligarent, quod integris patrimoniis exulabant, parricidas, ut Cicero scribit, bonis omnibus, reliquos dimidia parte multavit;* ist *parricidae* zu unbestimmt durch *Mörder* erklärt; es musste wenigstens einer einen Freygebornen ermordet haben, um *parricida* zu heissen. Was Hr. *B.* damit sagen will: *Caesar benahm also den Angeklagten die Freyheit, sich vor dem Urtheil wegzubegeben,* verstehn wir nicht. Diese Freyheit hatte ein Angeklagter nach wie vor. Sein Zweck war vielmehr, die Strafe des Exils dadurch zu schärfen, dass er die Güter der Verurtheilten bey einem *parricidio* ganz, in andern Fällen zur Hälfte confiscirte. Das *ut Cicero scribit* muss allerdings, wenn es nicht für eine Glosse erklärt werden soll, nach *quod integris patrimoniis exulabant* gesetzt werden. Aber wenn Hr. *B.* sagt: *eine bittre Bemerkung, welche beym Cicero öfters vorkömmt,* so hätten wir gern die Stellen angeführt gesehn. Auf die Rede *pro Caecina* c. 34. kann Suetonius sich nicht haben beziehen wollen, wie auch Hr. *Wolf* erinnert; das dort Gesagte ist zu allgemein. Auch müsste man hier sogar eine Stelle mit eben den Worten nachweisen können. Indessen könnte sie ja aus einer von den verlornen Schriften Cicero's genommen seyn. C. 49. ist *cyathus* kein *Trinkglas,* sondern es bedeutet den Schöpfbecher, womit aus dem *Crater* in die Becher (*pocula*) der Wein gegossen, auch der Wein mit Wasser vermischt wurde. So stehn *crater, cyathus* und *pocula* gerade in dem Verhältniss, wie unsre Punschterrine, Punschlöffel und Punschbecher gegen einander stehn. — Dass der Scherz des Cicero den

den Suetonius selbst *facetissimum* nennt, bey Gelegenheit, dass Caesar seiner Geliebten, der Servilia, Landgüter um einen Spottpreis verkauft hatte: *quo melius emptum sciatis Tertia deducta est*, frostig sey, können wir nicht finden. Der Doppelsinn in dem Wortspiele war für ein solches Impromtu witzig genug; auch konnte Cicero mit Recht sagen, dass die Servilia darum die Güter noch desto wohlfeiler gekauft habe, da sie eben dadurch, dass ihre Tochter Tertia wirklich dem Caesar überliefert wurde, ihretwegen von neuem grosse Geschenke zu gewarten hatte. C. 56. kann die Erklärung, die Hr. *B.* von den Worten giebt: *Epistolae quoque ejus ad Senatum exstant, quas primus videtur ad paginas et formam memorialis libelli convertisse, quum antea consules et duces nonnisi transversa charta scriptas mitterent*, unmöglich statt finden. Wie kann *ad paginas convertere* heissen *an den Rand schreiben? Transversa charta* heisst auch nicht das umgewandte Blatt. Das heisst *charta aversa*. Jenes bedeutet, wie *Ernesti* richtig bemerkt hat, das *Patentformat*, oder die Art zu schreiben, da man auf einen Bogen, ohne ihn in Blätter zu falten, querdurch schreibt. C. 71. steht im Texte: *inter officia prosequentium*. Die Note giebt als Texteswort an: *inter officia salutantium*, und übersetzt: *die ihm das Abschiedscompliment machten*. Es ist aber von der Ehrenbegleitung die Rede. Octav. 94. heisst es von der Opferflamme *supergressa fastigium templi*. Die Note sagt: *der Tempel war nämlich unbedeckt*. Wär er aber das gewesen, so könnte die Rede nicht von einem *fastigio* seyn. Es hatte der Tempel nur in der Mitte des Dachs eine Oeffnung. Mehr sagt auch Macrob. Sat. I, 18. nicht, da er die Worte braucht: *cujus medium interpatet tectum*. Tiber. c. 21. fällt Hn. *B.* wie andern auf, dass Augustus an den Tiberius schrieb: *rem gere feliciter* ἐμοὶ καὶ ταῖς Μούσαις στρατηγῶν. Wie die Musen in diese Verbindung kommen, sey schwer zu begreifen. Es wird aber leicht, wenn man annimmt, dass Augustus den Ausdruck des Antigenidas parodirte, der zu seinem Schüler, welcher eben keinen Beyfall beym Volke fand, sagte: *Mihi cane et Musis* (Cic. Brut. 50.). Auch ist ja Clio die Muse der Helden. C. 43. heisst *Elephantis* ein Schriftsteller der häslichsten Gattung. Es war aber eine Frau. Vom Nero wird gesagt c. 20., er habe nicht unterlassen, alles mitzumachen, was die Kunstsänger *vel conservandae vocis causa vel augendae* gethan hätten; er pflegte auch *plumbeam chartam supinus pectore sustinere*. Nach Hn. *B.* hielt er eine bleyerne Tafel oberhalb der Brust, damit der Ton durch das Anprellen an dieselbe sich verstärke. Dieser Zweck ist aber eben so wenig physikalisch möglich, als er im Texte gegründet ist. Nero legte sich vielmehr, um seine Stimme auch unter Hindernissen zu üben, auf den Rücken nieder, belegte die Brust noch dazu mit einer Bleytafel, und so sang er sein Uebungsstück ab. Etwas ähnliches that Demosthenes, indem er Steinchen in den Mund nahm, und so declamirte, um eine ganz freye und reine Aussprache und Intonation sich anzugewöhnen.

Der Druck ist im Ganzen correct. Doch hätten folgende Fehler eine Anzeige verdient. S. 37. steht zweymal *Eurypo* und wieder *Eurypus*, für *Euripo*, *Euripus*. S. 173. *exiguos et scabrum* für *e. et scabros*. S. 414. steht in der Note zu *admoveri*, ohne dass vorher gesagt ist, dass andre *admoneri* lesen, unglücklicher Weise: *Admoveri* würde sich auf den beziehn u. s. w. statt *Admoneri*. S. 469. steht: „Noch hatte *Caligula* nur Milchhaare;" wofür es *Nero* heissen sollte.

Hr. *Wolf* übernahm auf den Antrag des Verlegers die Besorgung der Ernesti'schen Ausgabe, die jener zum drittenmal auflegen wollte. Er drückt sich über diese Edition und seinen Antheil dabey mit eben so viel Humanität als Bescheidenheit aus: *Hanc Ernestii editionem statim a.* 1748. *et multo magis a.* 1775. *ab ipso renovatam tanto consensu probarunt intelligentes judices, ut nulli similium operum hujus viri postponendam censerent; in Batavis etiam ubi accuratissima Oudendorpiana prostabat, doctores publici eam lectionibus suis adhibuerunt. Atque habet sane praeter probabilem textus recensionem, quod in Commentario adolescentibus scripto eximie commendari possit, perspicuam rerum ad quemque locum pertinentium explicationem, puram suoque scriptore dignam dictionem, prudentem delectum annotationum illi lectorum classi idonearum; denique laudes eas omnes, quibus Ernestii disciplina per Germaniam saluberrima fuisse perhibetur. Jam talis interpretis praestantia et auctoritas duriores leges imponere debuit Editori, ipsius vicario, quam quae in alio quovis observandae fuissent. Etenim male me decuisset, quasi alienae domi agentem, disturbare et diffingere, quaecunque mihi minus ad animum responderent, aut errores omnes, etiam qui minoris momenti essent, exagitare; satis fuit propositum formae exemplar sequentem, ea tantum mutare et candide reprehendere, quae tironem nondum subacto judicio in fraudem impellere possent. Itaque sic feci, ne dum scriptorem illustrarem, Ernestii nomen obscurare velle arguerer, omnia illius perpaucis exceptis, fideliter repetenda curavi, etsi reperiebam passim, quae quum immodico amore Burmanni posita, aut nimis verbose scripta essent, prorsus resecta mallem; quaedam, aliquot verbis subscriptis, ad diversam sententiam deduxi, alia tacite correxi, quae ipse in nova editione, vel si in altera majorem diligentiam adhibere voluisset, correcturus fuisse videretur; postremo in augendis animadversionibus ejus operam dedi, ut servato simili commentandi temperamento subjicerem ea, quae ad rectius intelligendum maxime necessaria putarem.*

Diese Angaben finden wir der Wahrheit vollkommen gemäss. Von stillschweigenden Verbesserungen des Textes Beyspiele anzuführen, wäre überflüssig, und ein trocknes Verzeichniss solcher Stellen würde uns den Raum für diese Anzeige ohne Vortheil für den Leser beschränken. Wir gehen also gleich zu den Anmerkungen über, womit Hr. *W.* die *Ernestischen* Noten entweder ergänzt oder bestätigt, oder, wie meistens der Fall ist, berichtigt hat. Hier finden wir nun überall sein feines Urtheil, und seine gründliche Kenntniss der Sprache und Geschichte wieder.

So

So gleich *Caes.* c. 1. die Bemerkung, dass der Anfang des Lebens Cäsars fehle; dass die *gentiliciae haereditates*, um die Sulla den Cäsar brachte, nicht die aus der *gente Julia*, sondern *Cornelia Cinnae* waren. *Hae publicatam dotem sequebantur* setzt er richtig hinzu. Der Unterschied zwischen *divinatio et conjectura*, den *Ernesti* angab, wird noch durch folgenden Zusatz erläutert: „*In divinando inest sensus obscurior et species quaedam furoris, unde divini saepe dicuntur furere; in conjectura ratio est; quare haec, rationem et conjecturam jungit Cic. de Div. I. 56. Divinare possumus etiam somniantes, at somnia interpretari, quod est conjectoris, omninoque conjecturas capere, modo vigilantes, etiam in re critica, opinor.*" C. 22. gab sich *Ernesti* vergebliche Mühe, in den Worten *ex omni provinciarum copia Galliam potissimum elegit cujus emolumento et opportunitate idonea sit materia triumphorum*, die Lesart *Galliam* statt *Gallias* zu vertheidigen. Es sey lustig, sagt Hr. *W.*, jenes in Schutz zu nehmen, weil *cujus* folge, das doch nicht weniger verderbt sey. Er hätte aber die herrliche Emendation der Stelle: *Gallias potissimum elegit, cuivis emolumento et opportunitate idoneas, et materiâ triumphorum* vollständig in den Text aufnehmen sollen. Jetzt steht bloss *Gallias*, und daneben ist *cujus* und alles übrige geblieben. C. 25., wo *Ernesti* die *Germanos trans Rhenum* wegdisputiren wollte, setzt Hr. *W.* mit Recht hinzu: *Miris modis errabat vir egregius, ne memor quidem ap. Caes. I. 1. Germanorum, qui trans Rhenum incolunt.* C. 26. ist *ex praeda* in den Text aufgenommen, und sehr gut vertheidigt. Eben so das *obrogasset* C. 28. Sehr fein und scharfsinnig wird gezeigt, warum C. 30. in *causas autem alias fuisse opinantur*, *Burmanns* Zusatz, *alii* vor *alias*, unzulässig sey. Hingegen wird eben so scharfsinnig die Lesart *deditionem* C. 34. vertheidigt, und ihr Unterschied von *ditionem* bestimmt. Aber folgende Note verstehen wir nicht, die Hr. *W.* bey der Stelle C. 41. wo Cäsars Empfehlung der Candidaten vorkömmt: *Commendo vobis illum et illum, ut vestro suffragio suam dignitatem teneant*, anbringt: *Satis immodeste addidit suam, quasi a Caesare acciperent dignitatem* (wie konnte diess bey *suam* verstanden werden?) *ad quam tamen tenendam dicis causa opus esset suffragiis populi.* Diess hatte *Ernesti* ganz richtig erklärt. C. 43. aber wird [illegible], die Worte *Repetundarum — movit* zu versetzen, mit guten Gründen abgewiesen. Auch wie Cäsar seine Glatze zu bedecken suchte (C. 45.) verstand Hr. *W.* besser, als sein Vorgänger. C. 59. befriedigt uns auch *Ernesti's* Auskunft über die Stelle: *despectissimum quendam ex Corneliorum genere cui ad opprobrium vitae Salutioni cognomen erat in castris secum habuit*, nicht. Vielleicht schrieb *Suetonius*: *despectissimum quendam opprobrio vitae* (oder *ob probrum vitae*) *ex Corneliorum genere cui Salutioni cognomen erat* Octav. 78. *Post cibum meridianum, ita ut vestitus calceatusque erat retectis pedibus paulisper conquiescebat, opposita ad oculos manu;* nimmt Hr. *W.* *Burmanns* Erklärung des *retectis* gegen *Ernesti* in Schutz, und setzt hinzu: „*Male Perizon. conj. retractis, ridicule Schelterus rejectis. Cur non potius resectis?*" Beissender konnte *Schellers* Einfall (eigentlich schon ein Schreibfehler mancher Handschriften) nicht abgefertigt werden. Doch scheint uns immer noch der Sinn hier eher zu fordern, dass Augustus, wie man es zu thun pflegt, wenn man in Kleidern und Schuhen Mittagsruhe hält, eine Decke über die Füsse geworfen habe; und *retectis*, wie *Casaubonus* auch annahm, für *bene et diligenter tectis* stehe. Denn was *Gesnern* einfiel, dass *retectus* heissen könne, er habe sich die Schnallen und Bänder los gemacht, geht auf keine Weise an. Hingegen *retectus*, in der gewöhnlichen Bedeutung für *aufgedeckt*, *entblösst* zu nehmen, oder für *nur nicht zugedeckt*, können wir uns nicht entschliessen.

Sehr gut ist Oct. 86. die Lesart *praepositiones verbis addere* gegen die andere *pr. urbibus addere*, hergestellt und erläutert. Eine schöne Verbesserung hat der Text *Tiber.* 27. in den Worten *nisi aut officii aut negotii caussa* durch das eingeschaltete *nisi* erhalten, und *Ernesti's* Zweifel über *officii* sind sehr glücklich aufgelöst. Eben so brav C. 64. das *plurima assidue* gegen *Ernesti* vertheidigt; auch *Calig.* 13. *fausta omina* statt *nomina* aufgenommen und bestätigt. Nicht minder das *chirographa requisita fraude ac stupro*, woran ausser *Ernesti* selbst *Ruhnken* Anstoss nahm. Das *requisita stupro* versteht Hr. *W.* davon, dass sich Caligula die Briefschaften der Complotmacher durch ihre Liebschaften zu verschaffen wusste. Diese eben so feine als richtige Erklärung lässt sich durch das Beyspiel der Catilinarischen Verschwörung bestätigen, die nach *Sallust.* 23. auch zuerst durch die Geschwätzigkeit des Curius bey der Fulvia, mit der er *stupri veterem consuetudinem* hatte, herauskam. *Calig.* 26. scheint uns doch in der für ganz verzweifelt gehaltenen Stelle: *Scenicis ludis inter plebem et Equitem causam discordiarum serens decimas maturius dabat, ut equestria ab infimo quoque occuparentur*, *Ernesti* die Hauptsache richtig erklärt zu haben. Nur glauben wir, *decimas* nicht einmal mit *tesseras* vertauschen zu müssen; allenfalls wäre *decimanas* besser, wobey *tesseras* entweder verstanden oder eingeschoben werden könnte. Dass es *tesseras* für den Eingang zum Theater gab, wie wir unsre Entréebillets haben, ist bekannt. Dass aber diese mit Nummern für die Reihen bezeichnet waren, davon sieht man Beyspiele im IV. Bde der Herculanischen Alterthümer zu Anfange. Eine *tessera* für den zehnten Rang in den *popularibus*, oder der für den dritten Stand (*plebs*) bestimmten Abtheilung der Sitze, konnte also *decimana* heissen. In diese höhern und von der Bühne weiter entfernten Sitze wies man die ärmern und geringern Bürger durch die *tesseras* an. Gab man diese nun nicht früher aus, als sich die Ritter, die bekanntlich ihre *quatuordecim* besonders hatten, ins Theater verfügten, so durfte es keiner von dem Pöbel wagen, sich in die Ritterplätze einzudrängen. Wurden jene aber früher, als zur gewöhnlichen Eingangszeit ausgegeben: so konnten die gemeinen Leute, um das Schauspiel näher vor sich zu haben, die Rittersitze einnehmen, weil keiner von den Rittern so früh kam. Da gab's denn freylich

lich Zank, und den wollte eben Caligula veranlassen. Eben so finden wir C. 41. *Ernesti's* Erklärung über die *ignorantia scripturae* bey den Zolltariffen sehr befriedigend. Hingegen *Claud.* 24. eine sehr nöthige Berichtigung der falschen Vorstellungen *Ernesti's* von den *libertinis*, die in so viele andre Bücher übergegangen sind. Ner. 6. stimmen wir Hn. *W.* bey, dass er die alte Lesart *infelicitatis* zurückrief, da *Ernesti* nach *Lipsius* Vermuthung *felicitatis* vorzog, und C. 10. in der Vertheidigung von *Lipsius* Conjectur *omnes Senatores ordine — salutavit. Vespas.* 23. wollte *Ernesti* durchaus nicht Wort haben, dass der Mann *procerae staturae improbiusque natus*, auf den *Vespasianus* sehr witzig den Vers Μακρὰ βιβὰς, κραδάων δολιχόσκιον ἔγχος anwandte, durch das *improbius natus* als ein mit Uebermass der Männlichkeit begabter, als ein *bene peculiatus* oder *vasatus* bezeichnet werde. Sehr naiv sagt er: *Si hic sensus est horum verborum Vespasianus scire debuit, eum hominem bene peculiatum esse. Id vero curet Imperator tam bonus, tam publicae rei curiosus, quis bene vasatus sit? idque ei narret aliquis* u. s. w. Dagegen sagt Hr. *W.* sehr treffend, dass, ungeachtet dieser vielen Worte, *Gronovius* doch den wahren Sinn getroffen habe, und setzt mit jovialischer Laune hinzu: „*Ceterum apud principes, etiam bonos, militares joci et fabulae super coenam vigent hodie quoque, in tanta morum sive orationis pudicitia; alia res est apud gravem et eruditum hominem, praesertim theologum.*" Wer erinnert sich nicht, wie gern der grosse König Leopolds I. Antwort an seinen Leibarzt: *Hoc est membrum nostrum imperiale caesareum* u. s. w. erzählte! Der ganze Witz in der Accomodation des Homerischen Verses ginge verloren, wenn man das *improbius nato* nicht so wie *Gronov* erklären wollte. Eine andere Frage ist, ob nicht *Suetonius* sich deutlicher ausgedrückt, und etwa *improbius mutoniato* geschrieben habe, wie schon andere meynten; ist aber *nato* richtig, so hat auch Hr. *W.* einzig recht, wenn er sagt: *natus alludit ad obscoenam significationem vocis natura.* Tit. 8., wo von der Popularität des Titus Beweise gegeben werden, sagt *Sueton.*: *Quin et studium armaturae Threcum prae se ferens saepe cum populo et voce et gestu, ut fautor, cavillatus est; verum majestate salva nec minus aequitate.* Diese Stelle verstehn wir so, indem wir das Comma nach *ferens* ausstreichen, und nach *Threcum* setzen: Er spöttelte auch über die grosse Liebhaberey für die Klasse der Fechter, welche *Threces* hiessen, indem er oft gleiche Liebhaberey mit dem Volke zu haben vorgab, und mit diesem durch Stimme und Geberden Beyfall gab, als ob er auch sie so eifrig begünstigte, doch ohne dabey weder seiner Hoheit, noch seiner Popularität etwas zu vergeben. Das erste, indem er es mit Anstand that; das zweyte, indem er den Spott zu verbergen wusste. Wollte man mit *Graevius* bey *cavillatus est* suppliren: *diversam factionem ejusque fautores*, so wäre dieses eine zu harte Ellipse, die in Gedanken so zu ergänzen, *Suetonius* dem Leser nicht zumuthen konnte.

Von Handschriften hatte dem Herausg. der treffliche *Langer* in Wolfenbüttel zwey aus dasiger Bibliothek, und Hr. Prof. *Bremi* die Collation von zwey Berner Codd. mitgetheilt. Hr. *W.* pflegt sie indessen nur dann und wann, im Allgemeinen zu citiren, da er keine eigne Recension des Textes geben wollte. Er konnte zwar die Vergleichung von zwey Mayländischen und 19. Pariser Codd. erhalten; da er aber aus den Proben sahe, dass sie nicht viel Hülfe in schwerern Stellen geben würden: so begnügte er sich mit der Collation eines ehemaligen Colbertinischen Cod. über die Bücher *de Grammaticis et Rhetoribus.* Sonst verglich er noch Auszüge aus *Ruhnken's* Vorlesungen über die vier ersten Cäsares; führt auch verschiedenemal Hn. *Bremi* mit Beyfall an, ohne ihn, wo er von ihm abweicht, zu nennen.

Uebrigens enthalten die beiden ersten Bände die 12 Lebensbeschreibungen; diesen folgen Vol. II. S. 303. die Ernestischen Excursus, wovon Hr. *W.* mehrere mit kurzen aber sehr triftigen Epikrisen begleitet. Dann S. 366. die *varietas lectionis in Ed. Gryph. a* 1539. *manu docti viri notata.* Zuletzt das *Monumentum Ancyranum*, mit *Casaubonus* und *Chiskull's* Anmerkungen. Im *dritten* Bde. zuerst *Suetons* Nachrichten *de illustribus grammaticis et de claris Rhetoribus*, und die *excerpta vitarum Terentii* etc. Auch hier sind die Noten von Hn. *W.* mit schätzbaren Zusätzen bereichert. Hierauf folgt der sehr sachreiche Commentar des *Casaubonus*, der bis zu S. 314. des *vierten* Bandes fortläuft. Zuletzt die *Reliquiae Fastorum Praenestinorum* mit *Fr. Foggini's* Noten im Auszuge. Alle diese Zugaben sind sehr zweckmässig, und erhöhen den Werth dieser Ausgabe weit mehr, als der durch sie erhöhte Preis beträgt. Den Beschluss machen die *Indices.*

Die Correctur des Druckes ist sehr fleissig besorgt, und wir haben keine Druckfehler bemerkt, als dass *Galb.* I. S. 254. *mox triumphantibus* für *mos* steht; und dass *Ner.* 13. (Vol. II. p. 87.) Hn. *Wolfs* Note, worin er sehr richtig des *Lipsius* Emendation *tanquam nullo residuo bello* vertheidigt, nach *Ernesti's* Note zum Worte *Laurea* S. 87. gesetzt worden, da sie erst S. 88. am Ende der Ernest. Note zu *Janum geminum* stehn sollte.

## SCHÖNE KÜNSTE.

**Berlin**, b. Sander: *Die Märtyrer der Liebe.* Herausgegeben von *J. S.* 1805. VIII u. 212 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine Geschichte zweyer Liebenden, die zwar nicht neu erfunden, aber doch anziehend dargestellt ist. Es ist ein schöner Kranz von Empfindungen, die ein reiner hoher Sinn hier entfaltet. Der Vf. weiss das goldene Mittel zwischen tiefer Empfindung und hoher Empfindsamkeit gut zu treffen, und seinen Charakteren die Richtung zu geben, die ihnen ein bleibendes Interesse sichert. Auch die Sprache ist der Sache angemessen, und eben so einfach als blühend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 21. April 1806.*

## GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, in d. Dykschen Buchh.: *Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte*, von *Joh. Christian Wilh. Augusti.* 1805. XII u. 349 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Die nächste Bestimmung dieser Schrift ist, dass sie bey akademischen Vorlesungen als Leitfaden dienen soll. Aber sie enthält nicht bloſse Umrisse, sondern wirkliche Ausführung der einzelnen Materien, die zwar dem mündlichen Vortrage zum Erläutern und Ergänzen genug übrig läſst, aber doch auch ohne weitern Commentar gröſstentheils verständlich und belehrend ist. „Ein paar Alphabete mehr zu schreiben — sagt der Vf. in der Vorrede, S. XI. — wäre die leichteste Arbeit gewesen; aber die Aufgabe war, den unermesslichen Vorrath von Materialien in ein *Compendium* zu bringen." Dieſs ist ihm im Ganzen so gut gelungen, dass er durch diese Arbeit einem längst gefühlten Bedürfniss abgeholfen hat. Denn der hinlänglich vorbereitete Anfänger kann hier lernen, wie er sich in diesem weiten Felde zu orientiren habe, und es wird ihm Lust und Muth gemacht, weiter zu gehen; dem Geübtern und Sachkundigen aber muss es sehr angenehm seyn, dass er die Gegenstände seiner Forschungen hier in der Kürze zur leichten Uebersicht beysammen findet, und dieses Lehrbuch als ein gehörig rubricirtes und wohlgeordnetes Fachwerk zum Nachtragen sehr nützlich brauchen kann. Auch wird er mehrere glückliche Ideenverbindungen, und manche historische und literarische Notizen, die ihm vielleicht entgangen waren, darin antreffen.

Ueber die bey Abhandlung der Dogmengeschichte zu befolgende Methode erklärt sich Hr. *A.* theils in der Vorrede, S. X., theils in der Einleitung, S. 11 f.; und schon ehedem hat er darüber einen besondern Aufsatz geschrieben, auf den er sich auch hier bezieht. Sehr richtig bemerkt er, dass sowohl die gewöhnliche, auch neuerlich von *Stäudlin* und *Münscher* befolgte Methode, die Geschichte der Glaubenslehren *nach Ordnung der Materien* abzuhandeln, als auch die von *Lange* und *Ziegler* vorgezogene *Zeitfolge-Ordnung*, mancherley für und wider sich habe. Das Nützliche beider Methoden sucht er dadurch zu vereinigen, dass er im *ersten* Theile, nach der *Einleitung* (S. 1—13.) eine *synchronistische Uebersicht* des Ganzen, oder eine *allgemeine* Geschichte der Dogmen, in neun Perioden (S. 14—144.) vorangehn, und dann die *specielle Geschichte* der *einzelnen* erheblichern Dogmen unter zwölf Titeln nachfolgen läſst. Den Anfang machen hier *Prolegomena* über Religion und Religionslehre, über Offenbarung und Christenthum, und über die heiligen Urkunden der Christen; hierauf werden die einzelnen Titel in folgender Ordnung abgehandelt: Gottes Daseyn, Einheit und Eigenschaften; Trinitätslehre, Schöpfung, Geisterwelt, oder Engel und Dämonen, Vorsehung, Lehre vom Menschen, von der Sünde, Christologie und von den beiden Naturen in Christo; Amt und Verdienst Jesu Christi; Gnade, Prädestination und freyer Wille des Menschen, Sacramente, letzte Dinge, Kirche. — Durch diese Art der Behandlung ist sonderlich für den Anfänger sehr gut gesorgt. Zwar kommt dabey vieles mehr als einmal vor; aber das schadet in einem solchen Buche nicht, sondern ist vielmehr nützlich. Es erscheinen auch die meisten dieser Wiederholungen nicht als überflüssig, da sie gewöhnlich mit Zusätzen, mit näheren Bestimmungen und mit Bemerkungen anderweitiger Gesichtspunkte versehen sind. Nur wäre bey dieser Einrichtung ein vollständigeres Register desto nothwendiger gewesen. — Vor jedem Perioden, und auch vor jedem Abschnitt der speciellen Geschichte einzelner Dogmen, steht ein Verzeichniss der vornehmsten dahin gehörigen *allgemeinern* Schriften; und jedem Paragraphen folgen erläuternde Anmerkungen, deren viele auch literarische Nachweisungen über *einzelne* im §. abgehandelte, oder nur kurz berührte Materien enthalten.

Ueber die streitige Frage, wo die christliche Dogmengeschichte *anfangen* müsse, wird S. 10. dahin entschieden, dass es zu weit führe, wenn man Dogmengeschichte und biblische Theologie unter einander mische, oder diese vor jener abhandeln zu müssen glaube, wie z. B. *Lange* gethan habe; hingegen sey der *Ziegler'sche* Plan, nach welchem die Dogmengeschichte erst am Ende des ersten Jahrhunderts beginnt, allzu beschränkt. Hr. *A.* versucht daher einen Mittelweg, wobey er, wie sein eigener Ausdruck lautet, *die Dogmengeschichte des Neuen Testaments als Basis voraussetzt.* Ganz einverstanden ist Rec. darin mit ihm, dass jene beiden Behandlungsarten zu Extremen führen: aber er glaubt, dass nur die *ausführliche Erörterung* der, sowohl im *Neuen* als auch im *Alten Testament* enthaltenen Dogmen, vorauszusetzen sey. Denn die vornehmsten Bibelstellen selbst, woraus diese oder jene Lehren hergeleitet sind, — sey es nun mit Recht oder mit Unrecht geschehen, — dürfen doch in einer christlichen Dogmengeschichte so wenig unbeachtet und unangeführt bleiben, als in einer Geschichte der Philosophie der Platoniker, oder der Lehren der Muhammedanischen Religionsgesellschaft, die-

diejenigen Stellen aus dem Plato oder dem Koran wegbleiben können, welche den Dogmen der Platoniker oder der Muhammedaner entweder wirklich, oder blofs nach der Auslegung der Dogmatiker unter ihnen, zum Grunde liegen, oder für Grundlagen ihrer Systeme ausgegeben werden. Dafs der Vf. auch selbst die Nothwendigkeit der Rücksicht auf biblische Stellen eingesehen habe, beweisen die oft vorkommenden Citationen derselben, und die bisweilen hinzugefügten kurzen Erklärungen. Aber dafs er sich hierin nicht immer gleich blieb, diefs scheint blofs seinen Grund in der allzu weit ausgedehnten Anwendung jenes Satzes zu haben, dafs die *biblische* Dogmengeschichte hier *vorausgesetzt* werden müsse. So kann z. B. bey der Darstellung der neutestamentlichen Lehre von Vater, Sohn und heiligen Geist, das Wenige nicht genügen, was S. 217., noch dazu nur als Hypothese, steht. Wer erwartet hier nicht eine Auszeichnung der biblischen Hauptstellen, die man in den folgenden Zeiten den Philosophemen über Trinität unterlegte? Und diefs um so mehr, da der Vf. selbst richtig bemerkt (S. 221.), dafs das, *von den Aposteln* bis auf Tertullian und Origenes von der Trinität gelehrte, *allerdings Berücksichtigung verdiene.* Bey der Lehre von der Gottheit des heiligen Geistes, werden S. 240. Bibelstellen angeführt; nicht so bey dem Dogma vom Sohne Gottes, wo, nach S. 216., die Bekanntschaft mit den Ideen der Bibel aus der biblischen Theologie voraus gesetzt wird; und S. 234. heifst es, in Beziehung auf eben diese Lehre: „Die Dogmengeschichte kann hier blofs die Resultate des Exegeten liefern." Sehr wahr. Aber darf sie defswegen auch die Anzeige der Stellen weglassen, aus denen die Exegeten, und die sich auf die Vorarbeiten derselben gründenden Dogmatiker, ihre oft so verschiedenen Resultate gezogen haben? — Bey den Lehren von dem in der heiligen Schrift enthaltenen Offenbarungsglauben (S. 157.), von der Inspiration (S. 175.), vom Daseyn Gottes (S. 195.), von der Theodicee (S. 272.), sind einige wenige Bibelstellen angeführt. Bey dem Dogma von den Engeln, werden S. 259 f. mancherley Vorstellungen, als nur allein den Kirchenvätern, und zum Theil auch dem A. T. angehörig, erwähnt, die im N. T. gleichfalls vorkommen. Was das A. T. von der Einheit Gottes, und das Neue von der allgemeinen Gnade und von den letzten Dingen lehre, wird S. 214., 310. und 333. zwar bemerkt, aber nicht mit einzelnen Stellen belegt. Dagegen sind bey der Schöpfung aus Nichts S. 248. die Hauptstellen aus dem N. T. und den Apocryphen angegeben, nicht aber die aus dem A. T., worauf jene sich gründen.

Sehr vortheilhaft zeichnet sich diese Schrift durch die darin herrschende Unbefangenheit und Unparteylichkeit aus, die dem Verdienste einzelner Personen und ganzer Gesellschaften und Kirchenvereine in jedem Zeitalter Gerechtigkeit wiederfahren läfst; fern von der engherzigen Einseitigkeit derer, die überall nur den Meinungen ihres Zeitalters huldigen, und sich über das Aeltere, oder das von ihrer Zunft nicht Anerkannte so anmafsend und absprechend äufsern, als wenn wirklich die Acten darüber längst geschlossen wären. Wir heben hier einiges, als Beleg hiezu aus, um den Geist des Buches in dieser Hinsicht kenntlicher zu machen, und wollen auch hernach mit gleicher Offenheit anzeigen, was uns mit jener Unbefangenheit weniger übereinzustimmen scheint. Ein Wort zu seiner Zeit, ist die Erinnerung über das Wichtige und Unwichtige in der Dogmengeschichte, S. VI f.: Die so beliebte *Dogmatik nach den jetzigen Zeitbedürfnissen*, darf hier nicht zum alleinigen Mafsstabe genommen werden. — *Wichtig* heifst jedes Dogma, das von Selbstdenkern und Gelehrten einer gewissen Periode zum Gegenstand der Untersuchung gemacht, und mit andern im wissenschaftlichen und systematischen Zusammenhange dargestellt ward. Von eben der Art ist auch die wahre Bemerkung S. 140., dafs aus dem Bestreben, die Glaubenslehre *nach den Bedürfnissen und Forderungen der gegenwärtigen Zeit* vorzutragen, Lehrbücher der Dogmatik entstanden wären, die weder der alten, noch der neuen Zeit angehörten, und die künftig weder den Vertheidigern der alten Dogmatik, noch den Freunden einer blofsen Religionsphilosophie genügen könnten. Den jetzt so oft verkannten Kirchenvätern wiederfährt volle Gerechtigkeit, besonders dem *Athanasius* und *Augustin*, z. B. S. 51. 67. 237 f. Ihm ist *Athanasius der erste unter den philosophirenden Theologen seines Zeitalters*, und S. 52. sagt er: „Man bewundert die in dem Streite der Katholiker mit den Arianern aufgebotene Geisteskraft, die Tiefe der Speculation, und die Feinheit der Dialektik *an beiden Parteyen*, wenn man auch *der katholischen* den *Preis der Vortrefflichkeit zugestehen* mufs." Viel Richtiges und Treffendes findet man auch in den Bemerkungen über *Mystik* und *Mysticismus* S. 91 f. 150. 206., über die *Spenersche Schule* S. 117 f., und über die Absicht und Tendenz der *Neuerungen in der Theologie* S. 135.: so wie überhaupt hier, und anderwärts, viel Unparteylichkeit im Urtheil über Paläologie und Neologie. (Nur vermifst man hier noch Fingerzeige über die Ursachen, welche die neuere Crisis in der Theologie herbeyführten, Bestimmung des Begriffs, den man mit dem gewöhnlich so sehr misverstandenen Wort *Mystik* zu verbinden hat, Anzeige des Eigenthümlichen der *Spenerschen* Schule, und der Vorläufer derselben, als *Arnd's* und anderer. Auch können *Spener*, *Franke*, *Zinzendorf*, *F. H. Jacobi*, und *Spalding* so wenig als gleichartig beysammen stehen, wie mehrere von den S. 142., und sonst bisweilen, zusammen gestellten Männern.) S. 145. wird *Reinhard's* Scharfsinn und tiefe Geistespenetration, und *Storr's* gründliche Consequenz gepriesen, und am Ende hinzugesetzt: „Ein würdiges Duumvirat am Schlufs einer kritischen Periode!" Bey diesen und mehreren ähnlichen Aeufserungen wird man es nicht befremdend finden, dafs der Vf. dem *Crusius* S. 195. das verdiente Prädicat der *Trefflichkeit* beylegt, und dafs er die Schriften verschiedener, oft sehr zur Ungebühr verachteten, Paläologen (unter denen Rec. jedoch *Köppen* und einige andere bedeutende Männer vermifst,) z. B. selbst des *de Marées* (S. 271.), wie-

wieder ins Andenken bringt. — Sehr gemissbilligt wird S. 302. die *vergebliche Mühe* der neuern Exegeten, die *Versöhnungstheorie* und andere eigenthümliche Lehren des Christenthums aus dem N. T. heraus zu erklären; so wie auch behauptet wird, die Angelologie und Dämonologie sey ein, von den Christen nicht als *Accommodation*, sondern als *eigentliche Lehre* adoptirtes Dogma (S. 254.); es sey inconsequent, das *N. T.* auf Unkosten des *Alten* zu erheben, und letzteres herabzuwürdigen (S. 192.); der Anthropomorphismus und Anthropopathismus, in seinen gehörigen Gränzen, sey nichts weniger, als unvernünftig und praktisch-schädlich (S. 204.); die Lehre von Gottes Sohn, der Welt Heiland, der als Gottmensch und Mittler zwischen Gott und Menschen in leuchtender Glorie für die ganze Menschheit da stehe, sey das Höchste und Liebenswürdigste des Christenthums, worin ihm von keiner andern Religion der Vorzug streitig gemacht werden könne S. 292. u. s. w.

Dass nun bey diesen freymüthigen und unumwundenen Erklärungen, auch das in den Behauptungen der sogenannten Neologen enthaltene Wahre und Gute gebilligt und von dem Vf. dankbar aufgenommen wird, wer könnte das anders, als höchst beyfallswürdig finden? Allein schwer möchte es doch vielen werden, mit obigen paläologischen Ansichten manche andere in dieser Schrift aufgestellte Lehren und Grundsätze zu vereinigen. Wenn der Vf. z. B. die Dogmengeschichte eigentlich erst vom Apostel *Paulus* beginnen lässt: so gründet er sich dabey auf die Voraussetzung (S. 15.), dass Jesus und dessen unmittelbare Schüler bloss ein *vergeistigtes* und *veredeltes Judenthum* beabsichtigt hätten (woraus denn auch S. 183. gefolgert wird, dass die Abfassung der neutestamentlichen Schriften *gegen Jesu Plan und Absicht* gewesen sey); *Paulus* aber habe das Christenthum, welches ohne ihn wahrscheinlich ein auf Palästina und Syrien eingeschränkter *Particularismus* geblieben wäre, erst *zu einer Universalreligion erhoben*. Hiemit steht zugleich die von ihm auch anderwärts ausgeführte Behauptung in genauer Verbindung, dass unter den Aposteln selbst wirkliche Verschiedenheit in der Lehre gewesen sey, nämlich zwischen Paulus und Jacobus, zu dessen Partey auch Petrus und Johannes gehört hätten S. 17. — Nur Paulus, nimmt er S. 281. an, lehre bestimmt eine allgemeine Verdorbenheit des Menschengeschlechts, und gründe darauf die Nothwendigkeit eines Weltheilandes; nicht so Jesus, Johannes, Petrus, und die andern Apostel; Λογος und πνευμα sind, nach S. 234. 239., im apostolischen Zeitalter gleichbedeutend, und Paulus und Johannes hatten nicht einerley Theorie vom Λογος. — Besser aber wäre es, wenn dergleichen Meinungen bloss als Hypothesen vorgetragen würden, wie etwa S. 254. die Idee von dem heiligen Geiste, als *Schöpfer der Geisterwelt*, wo bescheiden hinzugesetzt wird, was daraus folgen *würde*, wenn man es annehmen *dürfte*. Denn was dort gesagt ist: „Noch bedarf dieser Gegenstand einer genauern Untersuchung," das findet bey solchen Sätzen, die in Beziehung auf die Grundfesten des Christenthums selbst von so bedeutenden Folgen sind, gewiss noch weit mehr statt. Eben so wenig würde Rec. es wagen, so positiv, wie S. 217., zu behaupten, dass *Vater*, *Sohn* und *heiliger Geist* im N. T. aus den Platonisch-Aegyptischen Ideen *unstreitig* zu erklären wären. Denn wie ist es möglich, diess ausser Streit zu setzen? — Der unterscheidende Charakter des Christenthums bestand, nicht nur nach dem N. T., sondern auch nach dem, was der Vf. an andern Orten selbst behauptet, keineswegs nur allein darin, dass es die Speculation ins menschliche Leben herabgezogen habe (S. 14.). Und selbst das Eigenthümliche in dem von Jesu unternommenen Herabziehn der Speculation, bedurfte einer nähern Bestimmung, da auch Socrates und viele andere diess thaten; aber auf andern Wegen. — Der Erfolg, den die Anwendung der verschiedenen, ehedem langsam, und jetzt sehr schnell vorübergehenden philosophischen Schulsysteme, auf die christliche Theologie in allen Zeitaltern gehabt hat, liegt zwar schon in der Geschichte, die dieses Buch abhandelt, jedem uneingenommenen Beobachter offen vor Augen; es wäre aber doch eine ausdrückliche Hinweisung hierauf in der Einleitung nicht überflüssig gewesen, um angehende Theologen auf die Früchte der sectirischen Anhänglichkeit an irgend ein philosophisches Sectenhaupt durch unläugbare Thatsachen aufmerksam zu machen. — S. 118 f. wird bloss die schwache und fehlerhafte Seite der *Leibnitzisch-Wolfischen* Philosophie bemerklich gemacht, und zuletzt hinzugesetzt: „Kein Wunder, dass ein so *kümmerliches* Zeitalter keinen Geschmack an *Spinoza's sublimer Religionsphilosophie* finden konnte!" So liest man auch S. 138., die Tendenz der *Fichtischen* Philosophie habe nur aus *momentanen Missverständnissen* für Atheismus genommen werden können, und in *Schelling's* Identitätsphilosophie scheine, obgleich in kräftigern Formen, der wiedergeweckte Geist des Spinozismus sich auszusprechen; welches S. 198. so ausgedruckt wird, „das *höchste Absolute* in *Schelling's* Natur- und Identitätsphilosophie habe hier einen *sublimern Sinn*, als in *Spinoza's* Schule." Diess sey so: — aber hätte nicht alles dieses eben so deutlich entweder sogleich ausgesprochen, oder doch hintennach erklärt werden müssen, wie die andern vorher erwähnten Unterscheidungslehren anderer Systeme? — Die Ueberschrift zu §. 209.: „Der heilige Geist *gelangt* zur Homousie des Vaters und Sohnes," wird der Vf. wegen des Anstössigen, das darin für viele liegt, künftig gewiss gern abändern; so wie auch Stellen *der* Art, wie S. 125. und 139.: *Becker* habe durch seine bezauberte Welt den Teufel vorläufig in Ketten zu legen gesucht; und die dogmatischen Untersuchungen hätten in der Lutherischen Kirche — *ominös* genug! — vom Teufel begonnen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

## PASTORALWISSENSCHAFTEN.

KOPENHAGEN, b. Thoring u. Colding: *Kateketik* af *P. O. Böisen*, Praest i Vesterborg of Birket, Laerer

Laerer ved Seminariet sammesteds. 1803. XVI u. 171 S. 8. (12 gr.)

Der Vf., jetzt Bischof im Stift Lolland, hat sich durch diesen zum Theil wohlgelungenen Versuch ein Verdienst um die dänische Literatur erworben, welche bisher im katechetischen Fache wenig oder nichts Originelles aufzuweisen hatte. Als Stifter, Direktor und Lehrer eines eignen Seminariums musste ihm allerdings viel daran gelegen seyn, seine Seminaristen in der schweren und wichtigen Kunst zu katechisiren unterrichten und üben, und sich dabey eines zweckmäsigen Leitfadens bedienen zu können. Ob nun gleich Rec. über viele Punkte ganz verschieden denkt (z. B. gleich über die Definition der Katechetik S. 1. nach welcher sie nichts mehr und nichts weniger seyn soll, als: „die Wissenschaft, welche die Regeln, wonach der Lehrer seine Kinder so fragen muss, dass sie aus einzelnen Vorstellungen allgemeine Begriffe bilden lernen, um dadurch aufgeklärt und gebessert zu werden, abhandelt;" ferner über die einseitige und falsche Entwickelung des Begriffes vom Aberglauben S. 67., und über die meisten Kap. 3. und 4. vorkommenden Erklärungen der menschlichen Seelenkräfte); ob man gleich im 4ten Kap. über Gott, Vorsehung, Offenbarung u. s. w. mit Verwunderung gerade so sprechen hört, wie man vor der *Kantischen* grossen Revolution darüber zu sprechen pflegte; und obgleich diese Schrift auf nichts weniger, als auf Vollständigkeit und eine systematische Behandlung der Katechetik, als Wissenschaft betrachtet, Anspruch machen kann: so ist Rec. dem Vf. doch die Gerechtigkeit schuldig, dass er die moralischen und religiösen Bedürfnisse der Jugend kennt, die Religion allenthalben von ihrer praktischen Seite darstellt und dem Lehrer eine Menge vortrefflicher Regeln, seinen Unterricht fasslich, eindringend und nützlich zu machen, giebt. Sollte die Schrift, wie leicht zu vermuthen ist, eine *zweyte* Auflage erleben: so verspricht sich es Rec. von des Vfs. vorurtheilsfreyem Eifer für's Gute, dass er die wichtigen Veränderungen, welche die katechetische Wissenschaft in neuern Zeiten erlebt hat, nicht unbemerkt lässt, sie mit Sorgfalt prüft, und, was er darin Gutes findet, behält und anwendet.

*Ebendaselbst*, b. dens. Verlegern: *Laerebog i Katcketiken* etc. af *C. Daub* u. s. w. Oversat af *A. Kr. Holm*, Praest ved Holmens Menighed. 1802. 560 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Das Original dieses *Daubschen* Lehrbuches der Katechetik ist zu seiner Zeit in der *A. L. Z.* mit verdientem Lobe angezeigt worden. Das Eigene der Uebersetzung besteht in vielen Anmerkungen, welche den katechetischen Kenntnissen und dem warmen Eifer des Uebersetzers für wahre Religiosität zur Ehre gereichen; in der Auslassung des (entbehrlichen) letzten §., der den Versuch, die katechetischen Grundsätze des Vfs. auf den Heidelberger Katechismus anzuwenden, enthält; und in einem dem Uebersetzer vom Vf. mitgetheilten Anhang, worin man das Schema eines, nach des Vfs. Grundsätzen eingerichteten, Religionskatechismus findet. — Die Uebersetzung ist fliessend und treu, und wird gewiss auch von solchen, denen *Daubs* katechetisches System nicht in aller Absicht Genüge leisten sollte, mit Nutzen gelesen werden.

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

Lateinische Sprachkunde. *Salzburg*, b. Mayr: *Lateinisches Lesebuch*, von *M. Karl F. Hohn.* 1805. 91 S. 8. (5 gr.) — Das Motto: *Duplex scholae adeundi finis est: Virtus et Eruditio* aus *J. Nies's de ortu et occasu linguae lat.* hat den Vf. bey der Abfassung dieses Elementarlesebuchs geleitet. Er hat daher, ungefähr wie der sel. D. *Peter Miller* u. a. in vorigen Zeiten, lauter kleine, übrigens sehr bekannte, moralische Geschichtchen zum zweyten Cursus des Lateinlernens gebraucht, die er theils aus andern Schriften entlehnt, theils ins Lateinische übersetzt hat, als, die Macht der väterlichen Liebe, Triumph der kindlichen Liebe. Es ist aus dem Werkchen ganz klar, dass der Vf. weder den Zweck eines solchen Lesebuchs gehörig gefasst, noch die Geschicklichkeit habe ein gut geschriebenes zu entwerfen. Sein Lesebuch strotzt von Fehlern gegen die gute Latinität. Ganz unlateinische Ausdrücke, als: *mors exsicca, motivum, regimentum, domus* (Handelshaus) *solvebat, vermis conscientiae se movet, promanant lacrimae, vix non* beynahe, *concivis* für *civis* aus dem verdächtigen Tertullian, *amodo* aus spätern Zeiten u. dgl. kommen unzähligemale vor. Daran reihet sich eine ganze Menge unlateinischer Wendungen. Also wird aus dem Lesebuche ein schlechtes Latein gelernt, welches nachher nur mit grosser Mühe wieder verlernt werden muss. Aber auch der Zweck eines solchen Lesebuchs ist vom Vf. gar nicht gefasst worden. Man soll die Alten nicht bloss desswegen lesen, um lateinisch zu lernen, sondern theils um alle Seelenkräfte in der Lectüre und im Studium derselben zu entwickeln, zu schärfen und zu bilden; theils einen passenden und mannichfaltigen Gedankenvorrath zu sammeln und zu verarbeiten; folglich hat das Studium der Alten einen so vielfachen Werth zugleich, als kein andrer Lehrgegenstand darzubieten vermag. Der Vf. hätte also besser gethan, wenn er durchaus die grosse Zahl der Lesebücher dieser Art, worunter sehr viele musterhafte bekannt sind, vermehren wollte, keine moralische Anekdotensammlung zu liefern, sondern lieber ein Werkchen als Lesebuch zu verfassen, welches auf eine geschmackvolle Art zur Einleitung in die Lectüre der Alten hätte dienen, und die nöthigen Vorkenntnisse aus der Philosophie, Mythologie u. s. w. mittheilen sollen; zumal, da er darüber klagt, dass diese Kenntnisse sehr vielen Jugendlehrern in jenen Gegenden noch fehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Dienstags, den 22. April 1806.*

## GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, in d. Dykschen Buchh.: *Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte*, von *Joh. Christian Wilh. Augusti* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 95. abgebrochenen Recension.*)

Nun noch einige Bemerkungen über verschiedene einzelne Stellen, wo Rec. glaubt, dass bey einer neuen Ausgabe dieses brauchbaren Buches etwas abzuändern oder hinzuzusetzen seyn möchte, besonders in Hinsicht auf literarische Notizen, womit übrigens diese Schrift sehr reichlich, und grösstentheils mit recht guter Auswahl, ausgestattet ist. S. 2. und 3. Nicht *Buddeus* brachte die Benennung *Dogmatik*, statt theoretischer Theologie (wieder von neuem) auf, sondern *Pfaff*. Dieser gab schon 1721. eine *Theol. dogmatica* heraus, *B.* erst 1723. — Bey Anführung des Namens *Antithesis* (oder vielmehr *Antithetik*) von der kritischen Theologie, fehlt die ebenfalls biblische Terminologie, *Elenctik*, oder *elenctische Theologie*, die *Turretin* brauchte, und die weit schicklicher ist, als die von *Friedm. Bechmann*, in Jena, im 17ten Jahrhundert eingeführte Benennung, *Polemik*. Zur Berichtigung und Vervollständigung mancher in diesem §. abgehandelten Materien, vergl. *Stange's Symmikt.* I. 156 f. — S. 14. 15. fehlt *Storr* über den Geist des Christenthums, in *Flatt's* Magazin, und *Köppens* Schrift: die Bibel, ein Werk der göttlichen Weisheit; S. 25.: *Tiedemann's* Geist der speculativen Philosophie Th. *III.* (Marb. 1793. 8.) und S. 35., bey dem Gebrauch der Tradition in der alten Kirche, *Tertullian's* Hauptschrift, *de praescriptione*. — S. 45. heist es: *Mani* habe sich, *wie ein zweyter Montanus*, für den Paraklet ausgegeben. Aber das that Montanus nicht, sondern behauptete nur, dass der von Christus verheissene Paraklet *ihm einwohne*; und so ist es auch S. 30. richtig ausgedruckt. — S. 67. 68. gehören noch zur Literatur über Hieronymus: *le Clerc Quaest. Hieronymianae; Hier. vitae suae scriptor*, Ancon. 1750.; *Engelstoft Hier. interpres, criticus, exegeta* etc. Hafn. 1797. gr. 8., und zu *Augustin's Retractationen*, *Müller's* kernhafter Auszug daraus, in den Bekenntnissen merkwürdiger Männer, Th. *II.* — S. 72. mangelt die Anzeige der Ausgaben der Briefe des Bonifacius, von *Serarius* und *Würdtwein*; und über den Geist des damaligen Missionswesens enthalten des ebengedachten *Müller's* Denkwürdigkeiten der Geschichte des Christenthums (Leipzig 1804.) weit richtigere und tiefer eindringende Bemerkungen, als die hier citirten Bücher. — S. 78. und 229. ist bey *Berengarius Abendmalslehre* verschiedenes zu berichtigen, und das von *Stange* in den *Symmikt.* darüber Gesagte zu vergleichen. — S. 86. fehlt bey den Nominalisten und Realisten, *Meiners Commentat. de Nominalium et Realium initiis et progressu*, Gött. 1793., und S. 87. bey *Abaelard: the History of the Lives of Abeillard and Heloise*, by *Joseph Berington*, Birmingham und Lond. 1787. 4. — S. 96. war zu bemerken, dass die Benennung *eccles. evangelica* schon vor der Reformation üblich gewesen sey, und was die Waldenser, Wikleffiten und Hussiten (über welche kleinere Gesellschaften, und deren Lehr-Eigenthümlichkeiten und erheblichen Einfluss, auch in der Dogmengeschichte etwas zu sagen gewesen wäre) darunter eigentlich verstanden. Ebendaselbst vermisste Rec. auch die Anzeige der *Büschingischen* Schrift über die symbolischen Bücher, und des dadurch veranlassten Streits. — S. 109. ist nicht bemerkt, wenn zuerst, und warum die *reformirte* Kirche vorzugsweise *so* benannt wurde. Zu viel und zu stark gesagt ist, was S. 110. steht, dass die Genfer Universität sich auf *Serveto's* Scheiterhaufen erhoben habe; und zu wenig ist es, wenn es gleich darauf heisst, Genf sey bald das Wittenberg und Jena der Reformirten geworden. Denn dort war mehr, als Wittenberg und Jena. Siehe *Henkens* Abhandlung über Genf's vielseitige Bedeutsamkeit, zu *Villers* Geist der Reformation, S. 549 f. — Bey *Zinzendorf*, und dem von ihm gestifteten Verein, war S. 118. ausser *Spangenberg's* Lebensbeschreibung, als das vorzüglichste Buch anzuführen, *Müllers* Bekenntnisse m. M., Th. *III.* und statt der sehr dürftigen *Lynar'schen* Nachrichten von d. Br. Gem., *Joh. Loretz ratio disciplinae Unitatis Frr.*, Barby, 1789. Auch durfte ein Buch, wie *Spangenberg's Idea fidei Frr.*, hier nicht unerwähnt bleiben. — S. 122. ist statt *Cocceius*, oder *Cock*, gesetzt *Cocceji*; S. 117. *Hermann Franke*, statt *Aug. Herm. Franke*, und anderswo *Capellus*, statt *Cappellus*. Ueber die *Freydenker* in Italien, Frankreich, England und Deutschland, deren Lehrsätze auf die Dogmatik so stark gewirkt haben, war S. 128. 132., oder an einer andern schicklichen Stelle, noch etwas Mehreres und Bestimmteres zu sagen, und der Literatur darüber *Herder's Adrastea* und *Henkens* Kirchengeschichte des 18ten Jahrhunderts, Th. *II.* beyzufügen. Des *Wolfenbüttelschen Ungenannten*, und des Streits über ihn, ist nicht gedacht. — S. 133. wäre der eigentliche Geist des *Socinianismus*, und die Inconsequenz dieses Systems, genauer zu bemerken, und die bekannte *Ziegler'sche* Abhandlung darüber anzuzeigen gewesen. — S. 140. Note 1. fehlt die *Semler'sche* Haupt-

Hauptschrift *de Daemoniacis* N. T.: so wie S. 153. unter den ältern Widersachern der Philosophie, *Dan. Hoffmann*, in Helmstädt. — Unter denjenigen Neuern, die den Offenbarungsbegriff des *Clemens Alex.* aufnahmen, hätte von *Herdern*, besonders *Semler* genannt werden sollen, S. 159. — Den apologetischen Schriften S. 173. ist beyzufügen: *Tzschirner's* Geschichte der Apologetik, mit *Reinhard's* Vorrede, Th. I. Leipz. 1805. — Am rechten Orte wären S. 175 f. einige Bemerkungen über die Begriffe der alten Welt von *göttlicher Eingebung* überhaupt gewesen, um über die Ideen und Ausdrücke der Bibel, und selbst der Kirchenväter, Licht zu verbreiten; wovon im *Homer*, *Plato* u. s. f. so viel zu finden ist. Schon diesen gemäss hätte S. 177. nicht behauptet werden können, dass Origenes, Chrysostomus, u. a. Kirchenväter, die biblischen Schriftsteller zu Werkzeugen des heiligen Geistes *gemacht* hätten. Denn dafür hielten sie sich selbst, und galten als solche auch im frühen christlichen Alterthum. Eben so würden auch die aus Homer bekannten Vorstellungen von den Götterkörpern, und deren Beschaffenheit, zur Erläuterung der Lehre von den ätherischen Engelkörpern und den feinern menschlichen Seelenkörpern (S. 256. u. 277.), gedient haben. — S. 182 f., wo vom Kanon des A. und N. T. die Rede ist, war auch über die Vieldeutigkeit des Wortes *Kanon* selbst, etwas zu erinnern. — S. 187. fehlt die von *Semler* schon in seinen frühern Schriften aufgestellte Behauptung, dass die apostolischen Briefe nur für die *Vorsteher und Lehrer* der Gemeinen bestimmt gewesen wären. — S. 190. ist *Hegelmeyer's* Geschichte des Bibelverbots hinzuzusetzen, und S. 191. sollte bey §. 173. oder 174. der *Bibelauszüge* in ältern und neuern Zeiten, und der verschiedenen Tendenz derselben, gedacht seyn; und dessen, was dafür und dagegen gesagt ist in *Eichhorn's* allgem. Bibl. der bibl. Lit., im Anhange zu *Köppen's* oben angeführten Schrift, im Hallischen Prediger Journal, u. s. f. — Der nicht berührten Frage, ob die Trinität aus dem A. T. erweislich sey; und des darüber seit 1645. und 1649. geführten Streits, hätte, nebst *Calixtus* und *Calov's* Schriften, S. 215. gedacht werden können. Auch fehlen S. 226. 227. unter denen, die neue Ansichten über die Trinitätslehre, oder philosophische Demonstrationen derselben, zu geben versucht haben, *Reusch*, *Gruner*, *Urlsperger*, *Cludius*, *Schwab*. — S. 268. vermisst man die Erwähnung der Lehre *de providentia circa minima*, und derer, die sie bezweifelten; unter welche selbst *Hieronymus* gehört. — Als Vertheidiger der Lehrform von dem dreyfachen Geschäft Christi gegen *Ernesti*, war S. 302. vorzüglich auch *Morus* zu nennen: so wie S. 312. wenigstens die Namen der vornehmsten Schriftsteller, die über das Daseyn der Prädestinatianer-Partey gestritten haben, zu bemerken waren. — Zu allgemein ist die Behauptung S. 322., dass alle Mystiker und Fanatiker von jeher Feinde der Wassertaufe gewesen wären. — Bey *Teller's* Schrift, „*Fides dogmatis de resurr. carnis*," verdiente *Ernesti's* lehr. berichtigende Recension in d. N. theol. Bibl. IX, 221. zugleich mit angeführt zu werden; und bey dem Artikel von der Kirche, S. 338. oder 340., das wichtige Werk von *Oberthür*: „*Idea biblica ecclesiae Dei*."

Ausser den am Ende angezeigten Druckfehlern, kommen noch manche andere vor, als S. 40. *Leonidas*, (Origenes Vater,) statt *Leonides*, S. 260. *Laodicaea*, statt *Laodicea*; an einem andern Ort *Stagyrit*, statt *Stagirit*. — Was den Vortrag betrifft, so ist er im Ganzen sehr deutlich und den Sachen angemessen; doch vermisst man bisweilen das *aequabile genus orationis*, und den ruhigen Lehrton, der auch, ohne gesuchte Kraftsprache, kräftig genug seyn kann. Auch werden häufig fremde Wörter und Redensarten statt deutscher gebraucht, z. B. *Conflikt*, *Dissensus*, *controvers*, *sublim*, *energisch*, *Propagatoren*, *Emendator*, *theologische Fermentation*, *Quintessenz der Controvers*, *dem Kirchenglauben ein neues Accessit verschaffen*, u. dgl. m.

Es geschieht übrigens aus wahrer Hochschätzung der verdienstlichen Bemühungen des Vfs., wenn Rec. am Schlusse seiner Anzeige nochmals ausdrücklich erklärt, dass er diese Schrift für eine sehr erfreuliche Erscheinung in der neuesten theologischen Literatur halte, und dass es ihm selbst zur Freude gereichen würde, wenn er durch seine Bemerkungen darüber, sowohl zur Verbreitung und zum zweckmässigen Gebrauch derselben, als auch zu ihrer mehreren Vollendung bey einer künftigen neuen Bearbeitung, etwas beygetragen hätte. Die sehr gute Auswahl der, unter mehrern Paragraphen dieses Lehrbuchs in der Ursprache abgedruckten Kernstellen aus den Kirchenvätern, berechtigt auch zu dem Wunsche, dass Hr. *A.* seinen, in der Vorrede S. XI. bekannt gemachten Entschluss, eine bloss zum Behuf der Dogmengeschichte geordnete *Chrestomathia patristica*, mit einer *Clavis* dazu, herauszugeben, bald ausführen möge.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Erfurt, in d. Hennings. Buchh.: *Ueber die Sorge für die weiblichen Brüste.* Ein Handbuch für alle gebildeten Stände, für Aerzte, Geburtshelfer, Mütter und Erzieher in allen weiblichen Erziehungsanstalten, die ein gesundes Menschengeschlecht bilden und erhalten wollen. Von D. *Joh. Adam Braun*, ehemals Professor zu Marburg. 1805. *Erster* Band. XXXVIII u. 470 S. m. 2 Kpft. *Zweyter* und letzter Band. 416 S. m. 3 Kpft.

Auch unter dem Titel:

*Ueber den Werth und die Wichtigkeit der weiblichen Brüste*, für das Wohl der Menschheit und (über) die Sorge für die Erhaltung derselben, so wie auch über die Mittel, die aus Vernachlässigung dieser Sorge entstehenden Nachtheile am besten zu beseitigen. Von D. *J. Ad. Braun* u. s. w. (3 Rthlr.)

Die Aufgabe, welche sich Hr. *B.* vorlegte, ergiebt sich aus den beiden Titeln zur Genüge. Vielleicht

erscheint sie manchen zu complicirt, als dass eine genügende, in allen den angegebenen Hinsichten zweckmässige und wohlthätige Lösung derselben zu erwarten wäre — weil sich in der Ausführung die Fehler kaum vermeiden lassen, an denen so viele medicinisch-populäre, und besonders diejenigen Schriften kränkeln, die für Arzt und Nichtarzt zugleich geschrieben seyn sollen. Für diese will Rec. folgende Stellen aus der Vorrede zum *ersten* Theile ausheben: „Ich schrieb, sagt der Vf., bloss für gebildetere Frauenzimmer, nicht als ob ich dächte, dass die weniger gebildeten nicht auch eines Unterrichtes in dieser Hinsicht nöthig hätten, sondern weil hier jede Belehrung durch Bücher vergebliche Mühe ist, und weil vielmehr das Beyspiel der gebildeteren Stände Leute aus der weniger gebildeten Klasse von den ererbten Vorurtheilen u. s. w. entfesseln muss." — (Wären diese Beyspiele nur häufiger, und gäbe es nicht auch in den höheren Ständen, zumal in medicinischer Hinsicht, einen so vorurtheilvollen, jede Belehrung mit kindischem Eigensinne zurückweisenden Pöbel; müsste nicht die liebe Hygieine, um in der Sphäre der Gebildetern Freunde zu finden, meist ein Bündniss mit der launenvollen Göttin der Mode eingehen!) Hr. *B.* verwahrt sich weiter sehr angelegentlich gegen die Meinung, dass er etwa die Frauenzimmer zu Selbstärzten machen wollte, und ändert da, wo er nur für Aerzte geschrieben haben will, seine Schreibart, z. B. bey der Abhandlung über die Entzündung und Eiterung der Brüste. Unstreitig würde aber der Vf. besser gethan haben, seine Belehrung für Frauenzimmer und Aerzte zu trennen. Doch wir betrachten nun das Buch wie es ist, etwas genauer.

In der Einleitung S. 1—43. verbreitet sich der Vf. weitläufig über die Zweckmässigkeit und Nothwendigkeit des Selbststillens. Er hätte hierüber vielleicht noch eindringender und kräftiger gesprochen, wenn er sich weniger wiederholt, und sein Thema etwas kürzer gefasst hätte. *Erster* Abschnitt. *Von dem äusseren und inneren Bau der Brüste.* Dieser Aufschrift zufolge sollte man in diesem Abschnitte nicht schon ein weitläufiges Detail über das *Geschäft* dieser Drüsen, über die Milchbereitung und Aussonderung erwarten. Es wäre wohl zweckmässiger gewesen, hierüber in einem eigenen Abschnitte sich zu verbreiten, in welchem zugleich von der verschiedenen guten und weniger guten Beschaffenheit der Milch nach ihren Bestandtheilen u. s. w. die Rede hätte seyn können. Gegen den Aderlass, das Purgiren u. s. w. bey zu häufiger Milchabsonderung eifert Hr. *B.* mit Recht, aber mit einer Heftigkeit, die seinem Eifer von einer Seite her einiges Zutrauen rauben dürfte: er möchte vielleicht, so sehr er immer auf die Anamnese hinweiset, im Falle ein Aderlass zweckmässig wäre, hinter dem ihm verhassten Routinier zurückbleiben. *Ne quid nimis!* Zu diesem Abschnitte gehören die diesem *ersten* Bande beygegebenen zwey Kupfertafeln, aus *Kölpin's* oder vielmehr *G. G. Walter's Schediasma de structura mammarum sexus sequioris* etc. c. 2 Tabul. aen. (Berlin 1765.) die gut copirt sind. Rec. hätte aber zugleich auch eine Copie des Kupfers hier gefunden, welches *Joannides* seinem *Spec. physiologiae mammarum muliebrium* (Halae. 1801.) beylegte. Es ist dasselbe für Layen in der Anatomie instructiver. *Zweyter* Abschnitt. *Von der Sorge für die Brüste, vor und in den Jahren der Mannbarkeit bis zum Eintritte der Schwangerschaft* (S. 113—203.). Im Ganzen gut, nur wieder etwas zu weitläufig, mit zu häufigen Wiederholungen! Nach der Auseinandersetzung alles des Unsinnes und Unwesens, wodurch man besonders das gleichmässige Wachsthum der jungen Mädchen noch sogar häufig untergräbt, wäre es recht gut gewesen, den reellen Gewinn der kunstlosen physischen Erziehung (S. 156.) etwas ausführlicher zu detailliren, und dafür an andern Stellen etwas kürzer zu seyn. Neu war dem Rec. (S. 196.), dass durch grossen Säfteverlust, durch zu häufiges Aderlassen und Purgiren, fleissig angewendete Brechmittel u. s. w. die Dickleibigkeit herbeygeführt werde. *Dritter* Abschnitt. *Von der Sorge für die Brüste während der Schwangerschaft bis zur Entbindung.* Möchte, was in diesem Abschnitte gelegentlich über den Missbrauch der schwächenden Arzneymittel während der Schwangerschaft gesagt wird, doch allgemein gebührend beherzigt werden! — Angenommen, dass, zufolge der von *Brünninghausen* angeregten Meinung, durch magere Diät u. s. w. das Wachsthum, besonders die Verknöcherung im Fötus zur Erleichterung der Geburt verringert werden soll: so sind doch die von dem sonst so beliebten antisthenischen Apparate bey so vielen Schwangeren und Wöchnerinnen herrührenden Ungemächlichkeiten gewiss so bedeutend, dass es Rec. nicht für problematisch halten kann, zu bestimmen, ob die von der fleissig bewirkten Schwächung, oder die von dem mehr sthenisirenden Verhalten etwa herrührenden Inconvenienzen überwiegen. — Der §. 88. gegebene Rath: „Sind die Warzen wirklich entzündet, so bestreiche man sie mit Myrrhentinctur und Rosenhonig —" ist zu einseitig. — *Vierter* Abschnitt. *Von der Sorge für die Brüste nach der Entbindung, bey dem Stillen und Entwöhnen des Kindes.* S. 250—466. — also die Hälfte des *ersten* Bandes. Die übertriebene Empfehlung des Stärkens abgerechnet und von der auch hier drückenden Weitschweifigkeit abgesehen, ist dieser Abschnitt wohl gerathen. Die darin bearbeitete Lehre von der Entzündung der Brüste enthält zwar nichts Neues, ist aber sehr fasslich aus einander gesetzt. Doch muss Rec. Hn. *B.* darauf aufmerksam machen, dass er sehr mit Unrecht unter den Mitteln, die er zur Zertheilung von Knoten in den Brüsten empfiehlt, die *Ipecacuanha* in kleinen Dosen vergessen habe. Auch lehrt wirklich die Erfahrung, dass der *nicht übertriebene* Gebrauch der Abführmittel bey Wöchnerinnen, und bey denen, die dem Säugen entsagen, vielfach wohlthätig sey. Sollte sich Hr. *B.* das Warum nicht enträthseln können? — Um über das, was Rec. zu gegenwärtigem, und zum vorigen Abschnitte sagte, recht verstanden zu werden, hält er für nöthig wiederholt zu erklären, dass er zwar gern die Layen von dem Missbrauch der Laxirmittel und

und des Aderlassens zurück gebracht sieht; dass ihm aber an Aerzten durchaus nicht die Sucht gefalle, die sogenannte evacuirende Methode aus allen Handbüchern der Therapie gänzlich zu verbannen.

Zweyter Band. *Fünfter* Abschnitt. *Ueber das Selbststillen* (S. 1 — 140.). Auseinandersetzung der Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit des Selbststillens, der Nachtheile für Mutter und Kind vom Unterlassen desselben. Erörterung der Fragen: Wann soll die Mutter anfangen den Säugling zu stillen? Wie hat sie sich bey dem Stillen zu verhalten? — Wie lange soll sie stillen? — Alles sehr wortreich. Die Vorschläge, den Stillenden ähnliche Vortheile von Seiten des Staates zuzugestehen, wie den Schwangeren (S. 131 u. ff.), verdienen allerdings die Beherzigung der Polizey-Behörden. *Sechster* Abschnitt. *Ueber die Säugammen.* Vorsicht bey der Wahl derselben. Ihre Pflichten u. s. w. *Siebenter* Abschnitt. *Ueber die Ernährung der Kinder mit Thiermilch* (S. 225 — 338.). Untersuchung und Schätzung der verschiedenen Thiermilch; Würdigung der sonst nebenbey gebräuchlichen Nahrungsmittel für Kinder. Am Ende eine Digression über die ihnen zustossenden Beschwerden des Unterleibes, nebst einer kleinen Predigt gegen die gewöhnlichen, in den Kinderstuben ihr Wesen treibenden, Afterärzte. *Achter* Abschnitt. *Von der Sorge für die Brüste bey dem Aufhören des weiblichen Monatsflusses im höheren Alter* (S. 339 — 407.). Die drey diesem Bande beygegebenen Kupfer geben eine deutliche Ansicht von dem toskanischen Schlafgehäuse zur Sicherung der Säuglinge vor Druck in den Betten der Mütter oder Ammen, von dem Odensee'schen und Kopenhagen'schen Schutzbett'chen, von deren Wohlthätigkeit im *sechsten* Abschnitte des Breiteren die Rede war. — Rec. will gar nicht läugnen, dass diese Schrift viel Gutes wirken könne; eben dass ihm besonders die Weitschweifigkeit und die vielen Wiederholungen endlich nicht wenig ermüdeten, kann er eben so wenig bergen. Das Ganze hätte wohl in einem Bande vorgetragen werden können, wären zu den Weitläufigkeiten nicht noch sogar schmale und kurze Druckseiten gekommen. Dass Hr. *B.* mehrere Schriftsteller benutzte, dagegen ist nichts zu erinnern; billig hätte er sie aber auch nennen sollen, um nicht etwa eines Plagiates beschuldigt zu werden, wozu mancher könnte versucht werden, der seine und die *Kleesische* Schrift *über die weiblichen Brüste* — Frankf. (1798.) gelesen hat.

## KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Zwickau*, mit Höferischen Schriften: *Luam Matrem* vindicat *T. Hempel*, Cons. Zwiccav. 1805. IV und 40 S. 8. — Der Vf., welcher sich schon durch seine Abhandlung *de diis Laribus*, Zwickau 1797. 47 S. 8. einen Namen unter den Archäologen erworben, hat seine Monographie über die Mutter Lua bey der Gelegenheit, da sein Sohn die juristische Doctorwürde angenommen, nur als Handschrift für Freunde herausgegeben. Da sie nicht in den Buchhandel kommt, so halten wir es für sachdienlich, wenigstens das Resultat dieser fast mit juristischer Weitläuftigkeit geführten Deduction für das Publikum zu erhalten. Die Göttin, über welche der Vf. durch scharfsinnige Combination so viel Licht, als möglich war, verbreitet hat, kommt nur beym Livius 8, 1. 45, 33. beym Gellius 13, 22. und in einer Inschrift bey Reinesius vor. In der ersten Stelle des Livius werden die von den Volscern erbeuteten Waffen der Lua Mater geweiht; in der andern weiht und verbrennt Aemilius Paullus die in Macedonien erbeuteten Waffen: „betend zum Mars, der Minerva, der Lua Mater und den übrigen Göttern, *quibus spolia hostium dicare jus fasque est.*" Im Gellius wird aus den altrömischen Formeln *comprecationum* unter andern Gottheiten *Lua Saturni* genannt, welches in jener Zusammensetzung mit andern Göttinnen, deren Gemahl beygefügt ist, wie *Salacia Neptuni*, *Hora Quirini*, vom Vf. unstreitig richtig erklärt wird: „Lua, die Gemahlin des Saturnus." Es wäre also nur ein weniger bekannter Name der Ops oder Rhea, der grossen Mutter der Götter. Die Devotion oder Consecration der feindlichen Waffen würde gut zur Ops oder Terra passen, da, nach Macrob. Sat. 3, 9. bey Devotionen die Tellus Mater angerufen und die Erde dabey mit der Hand berührt wurde, welches letztere Sat. 1, 10. ebenfalls von der „Terra Ops" gesagt wird. Warum aber der Name Lua so wenig gemein worden, darüber wird folgende sinnreiche Hypothese aufgestellt. Rom hatte einen eignen geheim gehaltnen Namen (*Amor*, nach *Jo. Laurentius de mensibus* S. 98., d. h. wie wir glauben, man kehrte den Namen Roma bloss um) und einen Schutzgott, dessen lateinischer Name eben so geheim gehalten wurde, um nicht von Feinden herausgerufen werden zu können. Ueber diese Schutzgottheit führt Macrob. Sat. 3, 9. verschiedne Meinungen an, findet es aber am wahrscheinlichsten, dass es die Ops gewesen sey. Deren geheim gehaltener Name könnte demnach wohl Lua gewesen seyn, wenn er nicht vielleicht selbst in den Worten des Macrobius: „*alii Lunam*" versteckt liegt, welches leicht mit dem unbekannteren *Luam* verwechselt werden konnte, wie der Vf. S. 40. bemerkt. Wie dem auch sey, so viel scheint uns sicher, dass diese Lua Mater den *arcanis*, *ignotis diis* beyzuzählen sey, die bey gewissen Weihungen, Todtenbeschwörungen, u. s. w. angerufen wurden (z. B. Statius Theb. 3, 497. Ach. 1, 139.) und deren geheimer Name nicht ausgesprochen werden durfte Stat. Theb. 4, 516. Wirklich finden wir beym *Martianus Capella de nupt. Philol.* den Saturnus und seine Gemahlin nicht genannt, aber auf das deutlichste geschildert unter gewissen *unnennbaren* Göttern, „*quorum nomina publicari decretum coeleste non pertulit.*" Vergl. A. L. Z. 1794. Nr. 358. S. 306 f. Uebrigens verdient gerühmt zu werden, dass der Vf., ungeachtet seines Geschäftslebens, nicht nur der Muse des Alterthums für seine Person huldigt, sondern auch gründliche humanistische Studien dadurch zu befördern sucht, dass er selbst thätigen Antheil an dem Unterricht in der gelehrten Schulanstalt seiner Stadt, deren verdienstvoller Rector Hr. M. *Görenz* ist, nimmt, eine Handschulbibliothek für dieselbe errichtet hat und erhält, und ihr ausserdem noch ein Geschenk von 1500 Rthlr. gemacht hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 23. April 1806.*

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Göthe (die 2 letztern Thle b. Martini): *System des Chur-Sächsischen Kriegs-Rechts*, von *Karl August von Winkler*, Churfürstl. Sächs. Auditeur in Sr. Königl. Hoheit Herzog Alberts Regimente Dragoner. *Erster* Theil. 1796. VIII u. 275 S. *Zweyter* Theil. 1803. VIII u. 334 S. *Dritter* Theil. 1804. 467 S. 8. (3 Rthlr. 20 gr.)

Nachdem der Vf. im ersten Kapitel vom Begriffe der Sächsischen (Kursächsischen) Kriegsrechtsgelahrtheit und von ihren Quellen und Hülfsmitteln gehandelt, im zweyten die bey der Kursächsischen Armee geltenden hauptsächlichsten Kriegsgesetze namhaft gemacht hat: so folgen drey Kapitel von der Kriegsgerichtsbarkeit; von Verwaltung der Justiz, und von der Art, die Streitigkeiten bey den Kriegs-, besonders Regimentsgerichten zu behandeln. Er handelt sodann (Kap. 6. u. 7.) von der Werbung und von der Verpflichtung des Kursächsischen Soldaten, und geht hierauf sogleich zu den Verbrechen der Soldaten über, womit sich der ganze *erste* Theil (Kap. 8—24.) und die zehn ersten Kapitel des *zweyten* Theils beschäftigen, dessen letzte Hälfte ebenfalls criminalistischen Inhalts ist, mit Ausnahme des 21. u. 22. Kapitels, in denen der Vf. wiederum zu einer ganz andern Materie übergeht, nämlich zu den kirchlichen Angelegenheiten der Soldaten und zu den Heyrathen derselben. Im *dritten* Theile sind die verschiedenartigsten Gegenstände neben einander gestellt: Von den Vorrechten und Begünstigungen der Soldaten (Kap. 1. Eine der gelungensten Abhandlungen des Werks); von Bevormundung der unter die Militärgerichtsbarkeit gehörigen Personen (Kap. 2.); vom Schuldenwesen der Soldaten (Kap. 3.); vom Auditeur, Regimentsquartiermeister, Regimentsfeldscherer, den Feldpredigern, den Compagnie-Feldscherern und den Fourieren (Kap. 4—9.); vom Militär-Hospital und von Verpflegung der Kranken (Kap. 10.); von den Kartels (Kap. 11.); vom Verfahren bürgerlicher Obrigkeiten gegen Soldaten (Kap. 12.); von den öffentlichen Abgaben, zu deren Entrichtung der Soldat verbunden ist (Kap. 13.); von Annahme unbeweglicher Güter, von Erlernung der Künste und der Handwerke, Erwerbung des Bürger- und Meisterrechts, auch von Pachtungen (Kap. 14.); von der Gerade und dem Heergeräthe (Kap. 15.); von der Beute und vom Plündern (Kap. 16.); vom Gebrauche der suspensiven und devolutiven Rechtsmittel im Militäre (Kap. 17.); vom Beystande, den das Militär dem Bürgerstande zu leisten hat (Kap. 18.); von den Eheweibern und Kindern der unter Militärgerichtsbarkeit gehörigen Personen (Kap. 19. Ist eigentlich Berichtigung und Supplement des 3ten Kap. im ersten Theile, wo von der Kriegsgerichtsbarkeit die Rede ist); vom Verhalten der Quartierswirthe gegen die Einquartierten, auch vom Verhalten der Landleute gegen das Militär auf Märschen (Kap. 20.); von Einmischung des Militärs in die Polizey der Quartierstände (Kap. 21.); von der Verabschiedung (Kap. 22.). Den Beschluss macht ein Anhang von mehrern Zusätzen und Berichtigungen zu allen drey Theilen (S. 335—363.) und ein Register (S. 364—465.), wodurch das Werk viel brauchbarer geworden ist, als es sonst seyn würde.

Rec., welcher das angezeigte Werk sorgfältig durchgelesen hat, kann dem Vf. das Zeugniss ertheilen, dass dasselbe mit vielem Fleisse und vieler Belesenheit abgefasst, und von allen denjenigen, die mit dem Militär in Kursachsen in rechtliche Beziehungen kommen, oder die an der Verwaltung der Gerechtigkeit und der Rechtspflege bey dem Kursächsischen Militär Antheil haben, namentlich von Officiers, mit Nutzen gebraucht werden kann; allein eben so wenig darf Rec. die zwey Hauptmängel desselben verschweigen, *die Planlosigkeit* und *die Weitschweifigkeit*. Hr. *v. Winkler* nimmt die gewöhnliche Definition der Kriegsrechtsgelehrsamkeit an, und zieht dahin alle das Militär angehende Gesetze, Rechte, Pflichten, Freyheiten und Verhältnisse des Soldatenstandes zu dem Bürgerstande. Er kann sich mithin rechtfertigen, wenn in seinem Werke so manches vorkommt, was die innere Organisation und Verfassung der Kursächsischen Armee angeht. Allein in dieser Hinsicht wird man das Werk, ungeachtet seiner Ausführlichkeit und Weitläuftigkeit, unvollständig nennen können, weil so manche Gegenstände, welche ebenfalls die innere Organisation und Verfassung der Armee betreffen und durch Gesetze und Landtagsabschiede bestimmt worden sind, darin nicht abgehandelt werden. — In der Anordnung der Materien hat hiernächst der Vf. sich nicht von einem festen Plane leiten lassen. Rec. theilt hier seine Gedanken mit, wie er *des Vfs. Materialien* geordnet haben würde; vielleicht findet derselbe für gut, davon bey einer andern Gelegenheit Gebrauch zu machen. — In der Einleitung würden zuerst der Begriff, die Quellen und die Hülfsmittel der Kriegsrechtsgelahrtheit anzugeben seyn. [Das erste Kapitel des *ersten* Theils hat bey dem Vf. die Ueberschrift: — — von den *Quellen und Hülfsmitteln*; allein vergebens erwartet man etwas von den Hülfswissenschaften; was der Vf. Hülfsmittel nennt,

nennt, ist nichts anders, als das *jus subsidiarium*, aus welchem die Entscheidung zu nehmen ist, dafern die Kursächsischen Kriegsgesetze über einen gewissen Fall keine Auskunft geben sollten.] Hierauf würde dasjenige folgen, was eigentlich die innere Organisation und die Verfassung der Kursächsischen Armee betrifft und was bey dem Vf. an mehreren Orten zerstreut ist. Z. B. von der Werbung (I. K. 6.); von der Verpflichtung (I, 7.); von einigen der vorzüglichsten Personen im Militär (III, 4—9. incl.); von der Wirthschaft (II, 6.); vom Urlaube (II, 8.); von der Verabschiedung (III, 22.); von den Vorrechten und Begünstigungen der Militärpersonen, sowohl während des Dienstes als nach der Verabschiedung, womit zugleich das Nöthige verbunden werden könnte von den Beschränkungen der Freyheit des Soldaten, gewisse Gewerbe zu treiben [was bey dem Vf. im 13. und 14. Kap. des III. Theils vorkommt]. Sodann würde Rec. auf Entwickelung des Verhältnisses der Kursächsischen Armee sowohl zum Bürgerstande als auch des äussern Verhältnisses derselben zu andern Armeen übergehen. Dahin gehören die Lehre von der militärischen Gerichtsbarkeit [Kap. 3. 4. im I. Th., womit zu verbinden war Kap. 12. im III. Th. vom Verfahren bürgerlicher Obrigkeiten gegen Soldaten, und Kap. 19. ebendas. von den Eheweibern und Kindern der unter Militär-Gerichtsbarkeit gehörigen Personen]; ingleichen (Kap. 2. III.) von Bevormundung der unter die Militär-Gerichtsbarkeit gehörigen Personen. Ferner finden unter dieser Rubrik eine schickliche Stelle Kap. 18. im III. Th. vom Beystande, den das Militär dem Bürgerstande zu leisten hat; von Einmischung des Militärs in die Polizey der Quartierstände (Kap. 21.); vom Militär-Hospital und von Verpflegung der Kranken (Kap. 10.); vom Verhalten der Quartierswirthe gegen die Einquartierten, auch vom Verhalten der Landleute gegen das Militär auf Märschen (Kap. 20.); von den mit andern Armeen bestehenden Kartels (Kap. 11.). Dann könnten diejenigen Kapitel folgen, wo von solchen privatrechtlichen Verhältnissen die Rede ist, in Ansehung deren das gemeine bürgerliche Recht eine Abänderung erleidet, namentlich die Lehre vom Schuldenmachen der Soldaten (III. K. 3.); von der Gerade und dem Heergeräthe beym Militär (K. 15.); von der Beute und vom Plündern (K. 16.); ferner von den kirchlichen Angelegenheiten der Soldaten, insonderheit von den Heyrathen (II. K. 21. u. 22.). — In einem eigenen und besondern Theile des Werks wären die Verbrechen der Soldaten mit den darauf gesetzten Strafen anzugeben: und die letzte Abtheilung wäre am besten dem gerichtlichen Verfahren zu widmen, sowohl dem Verfahren in Civilsachen (I. K. 5.) als in Untersuchungssachen (II. K. 11. 12. 13. 14. 16. 19. 20. 18. 17.), bey welcher Ordnung das K. 17. im III. Th., welches vom Gebrauche der suspensiven und devolutiven Rechtsmittel im Militär handelt, einen natürlichen Platz finden würde, anstatt dass es bey dem Vf. sich an eine so unpassende Stelle verirrt hat, zwischen das Kap., wo von der Beute und dem Plündern, und das Kap., wo vom Beystande, den das Militär dem Bürgerstande zu leisten hat, die Rede ist. Die Unordnung hat die Wiederholung und die Weitschweifigkeit zur unvermeidlichen Folge. Rec. könnte diess mit mehrern Beyspielen belegen. So hat der Vf. im I. Th. ein Kapitel von den Kriegsgesetzen, in welchen die in dem vorhergehenden Kapitel, das von den Quellen des Kursächsischen Kriegsrechts handelt, namhaft gemachten Gesetze zum zweytenmale namentlich aufgezählt werden. Bey den einzelnen Verbrechen führt der Vf. jedesmal die darauf gesetzte Strafe an, und ein eigenes Kapitel: von den in der Kursächsischen Armee üblichen Strafen, nennt wieder die Verbrechen, auf welche jede dieser Strafen gesetzt ist, besonders; also eine Sache wiederum zweymal. Eben so werden in dem Kapitel: wer von der Werbung befreyt oder nicht befreyt sey? dieselben Dinge erst negative, dann affirmative oder umgekehrt wiederholt, z. B. Th. I. S. 64. heisst es: Nicht befreyt, sondern der Werbung unterworfen sind: „Handwerksmeister und Bürger in Städten, so ihre Profession nicht wirklich treiben — sämmtliche Handwerkslehrlinge, die ihre Lehrzeit bis auf ein halbes Jahr ausgestanden haben — Postknechte, so zu Bedienung der Posten nicht unumgänglich nothwendig sind u. s. w." Und S. 67. heisst es wiederum: Dagegen sind befreyt folgende Personen: „Alle Handwerksmeister und Bürger in den Städten, welche ihr Handwerk wirklich treiben; sämmtliche Handwerkslehrlinge, so ihre Lehrzeit noch nicht bis auf ein halbes Jahr ausgestanden haben, diejenigen Postknechte, welche zu Bedienung der Post unumgänglich nöthig sind, u. s. w."

Da einzelne Anmerkungen, welche das Detail des Kursächsischen Kriegsrechts betreffen, für die meisten unserer Leser von geringem Interesse seyn würden: so begnügt sich Rec. mit diesen allgemeinen das System der Wissenschaft überhaupt angehenden Erinnerungen, und fügt nur noch einen Wunsch bey. Das Kursächsische Kriegsrecht muss aus einer Menge einzelner, zu verschiedenen Zeiten erschienener und manchen Veränderungen unterworfener Gesetze erlernt werden. *Hofmann's Codex legum militarium Saxonicus* (Dresden 1763. fol.) enthält nur die ältern Gesetze, und ist selbst nach und nach seltener geworden. Rec. hält es daher für ein Bedürfniss, das Wesentliche und Wichtigste aus den Verordnungen, welche gegenwärtig noch wirkliche Gültigkeit haben, nach einer systematischen Anordnung der Materien, [worüber die vorstehenden Erinnerungen vielleicht einige brauchbare Winke enthalten] mit Beybehaltung der Worte des Gesetzgebers, in gedrängter Kürze auszuziehen und einige kurze Erläuterungen da, wo es nöthig wäre, unter den Text hinzuzufügen. Ein solcher Auszug würde nicht nur für den Officier, sondern auch für den Gemeinen selbst ein höchst brauchbarer und nützlicher Wegweiser seyn, dessen sie sich vielleicht lieber bedienen würden, als eines weitläuftigen Handbuchs, das wohl das Schicksal haben dürfte, von Vielen nicht gelesen zu werden.

ARZNEI-

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

**Hannover**, b. d. Gebr. Hahn: *Annalen einer Anstalt für Wahnsinnige*, von *Wilh. Perfect*, M. Dr., praktischem Arzte zu West-Malling in Kent, und der medicinischen Gesellschaft zu London Mitgliede. Aus dem Englischen von Dr. *Ernst Fr Wilh. Heine*, Königl. Churfürstl. Hofmedicus, Lehrer der Anatomie u. Chirurgie zu Hannover u. s. w. 1804. XXIV u. 404 S. 8. (Eigentlich nur 344 S., indem die Seitenzahl von 224 auf 285 überspringt.) (1 Rthlr.)

Dieses Werk enthält 108 Geschichten von Krankheiten, deren Erscheinungen, Verlauf, Behandlung und Ausgang kurz und bündig erzählt werden, ohne sich im geringsten in ein Detail von Theorie und Speculation einzulassen. In den Augen unserer in Deductionen *a priori* verliebten Aerzte wird daher eine solche empirische Schrift wenig Werth haben, zumal da beynahe alle Kranken, im Widerspruch mit dem *Brown*'schen und dem *Erregungs-System*, rein asthenisch, durch Aderöffnungen, Brech- oder Abführungsmittel, durch Haarseile und Vesicatore behandelt wurden, und sogar bey einer solchen von allen Seiten schwächenden und Säfte entziehenden Behandlung meistens *genasen*. — Am Ende muss denn doch der glückliche Erfolg entscheiden, und wo die Erfahrung laut spricht, müsset ihr Verzicht leisten, sagt *Reil*, auf einen vollendeten Rationalismus in euern Handlungen.

Wenn auch nicht alle erzählten Fälle von gleichem Werth sind: so enthalten sie doch so manche wichtige Winke in ätiologischer, semiologischer und pathologischer Hinsicht, dass Rec. sich verpflichtet findet, diese Schrift jedem praktischen Arzt, besonders aber Vorstehern von Irrenhäusern, nachdrücklich zu empfehlen. — Schneller Wechsel von Stille und Niedergeschlagenheit mit ausgelassener Munterkeit verräth eine Anlage zu Seelenkrankheiten. — Besonderer Wechsel des Trübsinns mit dem Speichelfluss. Mit dessen Eintritt verschwand jener, und kam wieder mit dem Ausbleiben des Speichelflusses. Letzter wurde durch Calomel unterhalten, und dadurch bleibende Gesundheit bewirkt. (Rec. kennt eine reizbare Dame, welche bey Affectionen der Nerven, besonders bey krampfhaften Magenbeschwerden, jedesmal beträchtlichen Speichelfluss hat.) Eine leucophlegmatische Dame verfiel aus moralischer Ursache in Melancholie, wozu sich Sodbrennen, Ausdehnung des Magens gesellten. Aderöffnung, Brechmittel, und Kampher mit Salpeter stellten sie wieder her. (?) Heilung der mit einem Rasirmesser zerschnittenen Kehle eines Wahnsinnigen. Die Wunde wurde zwar geheilt, aber nicht der Wahnsinn. (Aehnliche Heilungen sind auch Rec. bekannt, selbst die eines Wahnsinnigen, der sich mit einer Papierschere, so tief als möglich, die Zunge abschnitt. Auch dieser blieb wahnsinnig, und fand das Mittel, sich, der Aufsicht und Bewachung ungeachtet, zu erhenken.) Tiefsinn von Entsagung gewohnter Geschäfte. Die Kraft eines an Thätigkeit gewohnten Geistes schwindet aus Mangel von Beschäftigung. — Eine Melancholie ging durch Aderöffnung in Irrereden und Stumpfsinn über. Wiederholte Aderöffnungen bis zur Ohnmacht, Brech- und Blasenmittel, Kampher und Salpeter bewirkten volle Herstellung. — Der Stolz, als gefährlichster Feind des Menschengeschlechts, führte einen Mann von mittlerem Alter bis zum Wahnsinn. — Nicht immer ist das Gehirn, sondern Magen, Darmkanal und Uterus sind nicht selten die eigentliche Quelle des Wahnsinns. Der 36ste Fall enthält die Geschichte jenes Wahnsinnigen, welcher das Leben des Königs bedrohte, und seine eigene Mutter umgebracht hat. Er starb, ohne Gewissensbisse gefühlt zu haben, an der Brustwassersucht. — Durch mehrere hier angeführte Fälle wird die erbliche Anlage zum Wahnsinn bestätigt. — Heilung des Wahnsinns durch den Zutritt eines dreytägigen Fiebers, — eines Gicht-Anfalles. — Selbst der durch Trunkenheit veranlasste Wahnsinn wurde hier durch Aderöffnungen, Abführungen, Brechwurz, im Verlauf durch Opium und Rhabarber, Zugpflaster, Haarseil, Kampher, Baldrian und Senf behandelt und geheilt. Diejenigen, welche am Wahnsinn aus Religions-Schwärmerey leiden, sterben fast alle an einem schleichenden Fieber. Offenbar unrichtig und nachtheilig ist die Annahme des Satzes, dass man Vollblütigkeit als unmittelbare Ursache von Geistesverwirrungen annehmen könne. — In Krankheiten des Kopfes wird gegen das Auflegen von Zugpflastern auf den Kopf gewarnt, besonders wenn Röthe des Gesichts Ueberfüllung der Hirngefässe anzeigt. Der Kampher wird als beruhigendes Mittel in der Manie empfohlen. Gemüthskrankheiten aus Religions-Schwärmerey sind am schwersten zu heilen, und führen am öftersten zur Verzweiflung und Selbstmord. Beyspiele von Wahnsinn durch zu grosse Freude. Da Widerwärtigkeiten das Loos der Menschen sind, sagt der Vf. sehr wahr, so gehört immer weit mehr Stärke der Seele dazu, den betäubenden Wirkungen eines unerwarteten Glücks entgegen zu streben, als den grössten Unglücksfällen zu trotzen. — Mehrere Beyspiele unglücklicher Folgen zu frühzeitig entlassener, und nur scheinbar geheilter Wahnsinniger. Heilung eines Wahnsinnigen durch plötzliches Untertauchen unter Wasser, durch heftigen Schrecken. Verstandesverwirrung durch unterdrückte Hämorrhoiden, durch Zuheilen eines habituellen Fontanells, durch zurückgetriebene Krätze. — (?) In Complicationen von Manie mit hysterischen Krämpfen und Zuckungen wird der Moschus empfohlen; in Verbindung mit Bauch- und Hautwassersucht wird die Digitalis; in Verbindung mit Bleykolik, Lähmung und venerischen Ueberresten werden Brechmittel, Calomel und Elektricität empfohlen. Den Beschluss dieser Schrift machen einige glückliche Kuren durch Anwendung der Elektricität.

Die Uebersetzung ist sehr gut gerathen, die Anmerkungen des Uebers. sind nicht überhäuft, aber passend und gehaltvoll. — Warum aber immer *Enkel*, statt *Schenkel*?

BER-

BERLIN, b. Oehmigke d. j.: *Grundriß der medicinisch-chirurgischen Arzneymittellehre*, zum Gebrauche bey Vorlesungen, von *Ernst Horn*, D. der AK. u. W. AK., ordentl. Prof. der Heilkunde und Vicesenior der medicinischen Facultät auf der Universität zu Wittenberg u. f. w. 1804. 316 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das vorliegende Werk ist eigentlich ein Auszug aus des Vfs. grösserem Handbuche der praktischen Arzneymittellehre für Aerzte und Wundärzte, und in dieser Hinsicht bezieht sich Rec. auf die von den beiden Ausgaben desselben gelieferten Anzeigen. Da dieser Auszug als Leitfaden beym wissenschaftlichen Vortrage der Arzneymittellehre gebraucht werden sollte, so musste statt der alphabetischen Ordnung eine systematische gewählt werden; diese ist nach den von dem Vf. vorgetragenen Grundsätzen folgende: I. Arzneymittel, welche die Thätigkeit des Organismus erhöhen. 1. Abtheilung: Reizmittel vom ersten Grade der Wirksamkeit. Schleimichte und gummöse Substanzen, Kräuter, Wurzeln und Rinden, die durch ihren faden, gelinden Geschmack keine kräftig reizende Bestandtheile verrathen; Syrupe, zuckerhaltige Mittel, Oele, Säuren. 2. Abtheil.: Reizmittel vom zweyten Grade der Wirksamkeit. Die bittern Mittel, die zusammenziehenden Mittel, die Resinen, die aromatischen starkriechenden und schmeckenden Pflanzen, die Eisenmittel u. s. w. 3. Abtheil.: Reizmittel vom dritten Grade der Wirksamkeit. Die spirituösen Mittel, das Ammoniak, die geistigen Tincturen und Essenzen, die ätherischen Oele, die versüssten Säuren, die Aetherarten, Kampher, Moschus, Opium u. s. w. — II. Arzneymittel, welche die Thätigkeit des Organismus vermindern. 1. Art: Mittelbare Schwächungsmittel, durch Säfte-Entziehung, durch Erregung des Erbrechens und Laxirens. 2. Art. Unmittelbare Thätigkeit vermindernde Arzneymittel (direct deprimirende Mittel, *Contrastimuli*), vitalitätswidrige Mittel. Zu diesen werden gezählt: salzsaures Ammoniak, salpetersaures Kali, *pulvis temperans*, kohlensaure Bittererde, kohlensaures Kali, reines Kali, Kalcherde, Kalchwasser, Austerschalen, Weinstein, Sauerkleesalz, Natron, salzsaure Schwererde, Schwefelkalch, Spiessglanz und alle seine Präparate, salpetersaures Silber, weisser Arsenik, Ammoniakkupfer, schwefelsaures Kupfer, Wismuthoxyd, Zinkoxyd, schwefelsaures Zink, Quecksilber und alle seine Präparate, essigsaures Bley. Bey mehreren einzelnen Arzneymitteln sind kurze, sehr dürftige naturhistorische Notizen beygefügt. — Ueber die Manier, nach welcher der Vf. die Arzneymittellehre behandelt, hat sich Rec. schon ehedem ausführlich erklärt; er findet in dem vorliegenden Werke durchaus keinen Anlass, sein Urtheil zurückzunehmen oder zu ändern. Für die wissenschaftliche Begründung der Arzneymittellehre ist durch die neue Arbeit des Vfs. nichts gewonnen worden, und eben so wenig werden wir über die technische Anwendung einzelner Mittel besser unterrichtet. — Die Zusammenstellung der Mittel, welche in der letzten Abtheilung vereinigt sind, ist auf keine Weise motivirt, und man geräth billig in Erstaunen, wenn man die verschiedensten Mittel nach einer blinden Willkür geordnet findet.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Lübeck*, b. Römhild: *Skeptische Fragmente*, oder Zweifel an der Möglichkeit einer vollendeten Philosophie, als Wissenschaft des Absoluten von D. *H. Kunhardt*, Conrector und Bibliothekar zu Lübeck. 1804. IX u. 84 S. 8. Diese kleine Schrift zeigt recht gut die verschiedenen Gründe, weswegen eine Wissenschaft des Absoluten bis jetzt von keinem erfunden, und auch in keinem Zeitpunkte der Menschheit erreichbar ist. Das Doppelelement, Freyheit und Nothwendigkeit, dieser Conflict widerstreitender Kräfte (S. VIII.), kann nie durch ein Princip erklärt werden. Die Erkenntniss des Menschen ist entweder *unmittelbar* durch Anschauung, Wahrnehmung, Gefühl; oder *mittelbar* durch logische Entwickelung der Begriffe. Die Objecte der mathematischen Anschauung lassen sich construiren, für die Philosophie fehlt diese Construction. Ist sie eine Wissenschaft aus Begriffen, so ist sie auch eine Wissenschaft aus Erfahrung, weil jeglicher Begriff auf ein Mannichfaltiges zurückweist, welches ihm zum Grunde liegt. Ist aber die Philosophie eine Einsicht in die höchsten und absoluten Ursachen alles dessen, wovon wir Gewissheit haben, so ist sie zugleich kein vollendetes System. Denn jeder Grund, also auch der absolute, muss, wenn wir Wissenschaft davon haben sollen, in unser Bewusstseyn gelangen. Demnach wird die Möglichkeit des Bewusstseyns überhaupt durch die Wirklichkeit des Besondern immer vorausgesetzt. Das Nachweisen des Wirklichen geschieht immer in der Sphäre des schon gegebnen Bewusstseyns. Daher kann es keine Erkenntniss des Absoluten geben, und die Vernunft kann nicht für ein Vermögen der Erkenntniss des Absoluten gelten. (Diess ist richtig, so fern eine Erkenntniss in Begriffen gemeynt wird. Abgesehen aber davon wird jede Kunde vom Absoluten, sey sie auch nur als Glaube oder Ahndung offenbaret, aus der Vernunft ihren Ursprung nehmen müssen.)

Der Vf. macht hievon eine Anwendung auf den Kriticismus, der das Bewusstseyn als wirklich voraussetzt, und nur die zu allen Urtheilen und Schlüssen durchaus erforderlichen Bedingungen des Gemüths aufsucht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 24. April 1806.*

## SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Jacobäer: *Shakspeare's Hamlet*, für das deutsche Theater bearbeitet, von *Karl Julius Schütz*, Prof. d. Philos. zu Halle. 1806. XVI und 240 S. 8.

Seit uns Deutschen sich in *Shakespears* Werken eine neue wundervolle Welt eröffnete; gehörte *Hamlet* zu denjenigen Stücken, die am meisten und von den meisten bewundert wurden, ohne darum verstanden zu seyn. Das Höchste und Bedeutendste, Seyn und Nichtseyn, Zeit und Ewigkeit, Freyheit und Schicksal bewegen sich vor unserm Geiste; alle Erinnerungen und Hoffnungen, jeder Traum und jede nächtliche Furcht der Menschheit erwachen in unserm Innern; unser ganzes Wesen in seinen tiefsten Tiefen aufgeregt, sehen wir das Verhängniss heraufziehn wie ein schwarzes Gewitter und seinen furchtbar prächtigen Gang drohend über unsern Häuptern nehmen: — wo ist der Stumpfsinnige, der unerschüttert ein solches Schauspiel sähe! von dieser Seite hatte jeder Shakespear's Grösse gefühlt und anerkannt; seit Erscheinung des *Wilhelm Meister* erst ward die Aufmerksamkeit auf den gleich hohen *Kunstwerth* des Stücks gelenkt, von welchem diejenigen, die, von jenen Schönheiten bezaubert, ihn nicht gänzlich aus dem Auge verloren hatten, nicht eben die günstigste Meinung hegten. Alle früheren Bearbeiter dieses Stücks haben uns das Erste wiedergegeben, ohne dass wir wegen Vorenthaltung des Letztern klagen durften; an einen Bearbeiter des Stücks *nach Erscheinung von Wilhelm Meister*, sind wir berechtigt, auch die letzte Anforderung zu machen. Wie er sie erfüllt habe, kann aber dann erst ausgemacht werden, wenn wir über die Oekonomie des Stücks im Reinen sind.

Folgende Vorwürfe sind es, welche man dem grossen Dichter gemacht hat: Im Charakter des Helden herrsche keine psychologische Einheit, mithin könne auch im Stücke keine Einheit herrschen; der Mangel an gehöriger Motivirung sey auch fühlbar genug; mit dem dritten Akt endige eigentlich das Interesse des Stücks, die beiden folgenden seyen auffallend leer an Handlung. Diese Vorwürfe näher zu prüfen, wird hier um so nothwendiger, da aus der Vorrede des neuen deutschen Bearbeiters, die von einem sorgfältigen Studium des Originals zeugt, erhellt, auch Er gehöre zu der Zahl derer, welche sie gegründet finden, und ihre Meinung mit Scharfsinn durchzuführen wissen.

„Der Mangel an Harmonie — heisst es S. XIII. — in Hamlets Charakter ist also keineswegs bloss scheinbar. Er bleibt, man mag nun annehmen, dass der Dichter in ihm einen leidenden oder handelnden Helden darstellen wollte, und er fällt um so unangenehmer auf, als die Zeichnung Hamlets in den ersten drey Akten ein so vollendetes Meisterstück dramatischer Charakteristik ist, und in der Sache des Laertes die des Hamlet gleichsam parodirt wird." Das letzte kann seyn, ob wohl weniger Parodie als Gegensatz da ist, der dem Hamlet nicht schadet, indem den raschen Laertes wie den zögernden Hamlet das gleiche Schicksal ereilt; dass Erste zuzugeben, ist Rec. bedenklich. Immer hat es ihm geschienen, als ob man bey Darlegung von Hamlets Charakter mehr auf das gesehen, was man wollte, das *Sh.* gegeben haben möchte, als auf das, was er selbst geben wollte. Um diess auszumitteln, wäre es eine Aufgabe, würdig der Lösung eines grossen Charakterzeichners, darzustellen, wie Hamlet wohl vor der Katastrophe, mit der das Stück beginnt, sich gezeigt habe. *Göthe* hat eine Skizze geliefert, die meist getroffen scheint, aber der Züge zu wenige enthält.

Uns däucht, wir sehen den blonden, blauäugigen Knaben heranwachsen, sanft, wie er ist, die Freude der Weiber, nicht ohne von seiner Mutter (*come, let me wipe thy face*), ein wenig verzärtelt zu werden. Der Vater, ein Held, ein Mann, verhindert, dass der werdende Jüngling kein Zärtling wird, und der Ruf von des Vaters Thaten reizt ihn zu ritterlichen Uebungen, so wie des Vaters Umgang seinen Sinn für das Grosse und Edle schärft. Doch ist er nicht selbst zu Grossem bestimmt, Ruhe sagt seiner Natur mehr zu als der Ruhm des Helden. Er ist ein Günstling des Glücks, sein ganzes Wesen harmonisch gestimmt, seine Tugenden mehr Anlagen der Natur, als Früchte von Anstrengung des Willens. Offen, redlich, freundschaftlich und harmlos theilt er sich gern mit, und lebt froh in der Sonne der Liebe, ein zärtlicher Sohn, ein trauter Freund. Was ihm an Kraft des Willens fehlt, hat er doppelt an Scharfblick, Verstand, Tiefsinn, Witz und Phantasie. Mehr deshalb zu einem beschaulichen, als zu einem handelnden Leben, mehr zum Philosophen und Dichter als zum Feldherrn und König, bestimmt, widmet er sich den Wissenschaften, der Philosophie. Nach *Wittenberg* geht er, um in der *deutschen* Metaphysik sich die Lösung des Räthsels der Welt zu holen. Nur zu wahrscheinlich, dass bey einem so phantasiereichen Menschen, wie er, die Farbe der Seele sich dadurch ins Dunklere verwandelte. Konnte es wohl anders seyn,

seyn, als dass er eine ideale Welt sich schuf, dass er den Contrast der wirklichen mit jener seiner Natur harmonischen bald erkannte, und nun, mehr mit zarter Empfindsamkeit als kühnem Muth ausgestattet, in Elegieen sich ergoss, wie nur je ein sanfter Dichter über den Verlust des goldenen Zeitalters sie klagte? Dahin aber ist dahin, und er wiegte seine Seele durch goldene Träume zur Ruhe, wie er doch dereinst in seinem Kreise das Glück, das die Welt floh, bannen wollte. Ein Herz wie Hamlets wird nur durch Liebe glücklich. Durch Liebe verschönern Vater, seine Mutter, die Freunde seiner Jugend seinen Traum, und es erwachen jene unnennbaren Gefühle, die in dem Alter, wenn der Flaum um Kinn und Wange sich bräunt, durch eine süsse Melancholie dem Herzen so unbeschreiblich wohl thun.

In diesem Zeitraum kommt ihm unvermuthet die Nachricht von des geliebten Vaters Tode. Seine ganze Seele ist Trauer, und er wünscht mit der geliebten Mutter seinen Schmerz gemeinschaftlich in Klagen zu ergiessen. Trauernd, wie sich, hatte er sie geglaubt, und findet sie hoffend als Braut. Da ergreift ihn ein ungeheurer Schmerz; und nichts bleibt ihm übrig, als diesen in sich zurück zu pressen. Sein Schmerz wird sein einziger Freund, er hätschelt ihn, schwärmt in seinen düstern Gefühlen, findet Wollust darin, sie zu nähren, und seine Unzufriedenheit mit der Welt geflissentlich zu unterhalten, mit welcher zugleich sich eine Bitterkeit gegen die Menschen in seinem Herzen festsetzt, die vor allen seinen Oheim trifft, in dem er den Zerstörer aller seiner stillen Glückseligkeit ahndet.

In dieser Stimmung lässt der Dichter ihn zuerst erscheinen. Er presst Wollust aus seinem Schmerz, als ein gewandter Sophist. Seine ersten Antworten sind lauter Wortspiele, von welchen auch Hr. S. das erste:

*A little more than kin, and less than kind*

nicht hat ausdrücken können. (*Schlegel* übersetzt:

Mehr als befreundet, weniger als Freund.

*Schütz:*

Wohl mehr als Freund, doch weniger als Sohn.

*Schröder:*

Etwas mehr als Vetter, und weniger als Sohn.)

Uebrigens ist er resignirt; sein

*intent*
*In going back to school in Wittenberg,*

sieht er sich gleichgültig abgeschlagen; allein man ahndet schon bey jener Laune und dieser Gleichgültigkeit, wie sein Herz sich in der Einsamkeit ergiessen wird.

Ach, dass doch dieses allzufeste Fleisch
In Thränen sich auflösen möchte, oder
Dass nicht der Ewige sein gross Gebot
Gerichtet hätte gegen Selbstmord. Gott!
O Gott! Wie schaal, verächtlich, abgeschmackt,
Scheint mir das ganze Wesen dieser Erde.
Pfui drüber! Pfui! sie ist ein wüster Garten,
Der wild in Samen schiesst. Verworfnes Unkraut
Erfüllt ihn durchaus!

In der folgenden Scene mit Horatio und Marcellus, seinen lieben *fellow-students*, strömen die Sarkasmen aus seinem Munde. Der Trübsinnige, der Metaphysiker, der Jüngling, der eben von der hohen Schule zurückgekehrt ist, sind genug hiemit bezeichnet. Als der Geist ihm das Ungeheure verkündigt hat, was thut er? In *dem Buche* seiner Seele, sagt er, solle allein das Rache fodernde Gebot stehn; er nimmt *seine Schreibtafel*, und *notirt die Bemerkung*, dass man immer lächeln, und doch ein Schurke seyn könne. Um uns wegen seiner scholastischen Eigenthümlichkeit in keinem Zweifel zu lassen, lässt der Dichter ihn sogar ein *hic et ubique?* das der Uebersetzer beybehalten sollte, einflechten, und wir sehen ihn bereit, einen *weitaussehenden* Plan anzulegen, der sich auf ein Urtheil gründen musste, das uns eine Aussicht rückwärts eröffnet. Unstreitig war er, der Ungewöhnliche, von den Gewöhnlichen ohne weiteres, wie das immer geschieht, für einen Narren erklärt worden. Daher, dass er gleich darauf fällt, diese Rolle zu spielen. Auf rasches Handeln ist diess alles nicht angelegt.

Die Bemerkung selbst aber, die Hamlet sich notirt, öffnet uns einen eben so tiefen Blick in seine Seele, als der Umstand, dass er sie notirt. Seine offene Seele hat nichts so tief ergriffen, als dass man freundlich, und doch ein Bösewicht seyn könne. Hiemit schlagen Argwohn und Misstrauen ihre vergiftenden Wurzeln in den reinen Boden seines Gemüths; wir sehen ihn gleich darauf misstrauisch gegen seine Freunde, und seine Achtung für den Menschen ist dahin. Von allen zieht er sich zurück, selbst von Ophelien, an die er, der gern zur Weiblichkeit hinneigte, als an ein gleichgestimmtes Wesen sich eben jetzt um so enger anschliessen musste, und in deren Augen er Trost und Mitleid las. Folgende Aussage Opheliens hat man gewiss nur in diesem Sinne zu deuten: (Act. 2. Sc. 1.)

Er fasste
Mich bey der Hand, und hielt mich fest, ganz fest;
Dann bog er mit der Brust sich weit zurück,
Und mit der andern Hand *so* überm Auge
Sah er mir scharf in das Gesicht, als ob er
Mich zeichnen wollte. Lange stand er so.
Dann schüttelte er leise meine Hand,
Und dreymal so mit seinem Kopfe nickend,
Stiess er solch einen Angstbeladnen Seufzer
Mit einemmal aus tiefster Brust hervor,
*Als sollte seines Lebens schöner Bau*
*Zusammenstürzen* und sein Daseyn enden.
(*as it did seem to shatter all his bulk*)
Drauf liess er mich —

denn — *Gebrechlichkeit, dein Name ist Weib!* — er hatte sie darauf angesehen, ob auch sie ihn zu betrügen wohl fähig seyn würde. — Ja, auch sie! — *Garve* hat sich sehr mit Zweifeln gemartert, ob Hamlet

let Ophelien wohl geliebt habe, und wenn er sie geliebt, wie er ihr (Act 3.) so hart habe begegnen können. Hätten wir auch nicht Hamlets eignes Geständniſs an Opheliens Grabe: so müſste uns eben jene Scene des dritten Acts hinlänglich überzeugen, er habe sie wirklich geliebt, denn diese Härte selbst beweiſst es, so wie sein *wohlgemeinter* Wunsch, sie solle in ein Kloster gehen, wo sie die Reinheit ihrer Seele sicher bewahren könne. Die oben angeführte Scene ist der Schlüssel, der das Verständniſs der Scene im dritten Act eröffnet. So wie Hamlet jetzt von Ophelien geschieden ist, ist er von sich selbst geschieden. Er bezweifelt die Ehrlichkeit aller Menschen, und sehnt sich aus einer Welt hinaus, wo ihm das nothwendig ist; er brütet über Selbstmord, aber scheut die That. Die Rache vollzieht er nicht, über der er doch alles andre zu vergessen versprach. Erst will er Gewiſsheit, daſs kein tückischer Geist ihn berückt habe; Schauspieler verhelfen ihm dazu. Auch hier wieder hat *Sh.* es so angelegt, daſs wir kaum einen schnellen Erfolg erwarten: denn würde der, der rasch zum Ziel eilte, den Schauspielern *einen solchen* Unterricht in ihrer Kunst gegeben haben? Der ganze Unterricht zielt freylich darauf ab, die Wirkung des Stücks auf den König desto sicherer hervorzubringen, und da ihm daran alles hat liegen müssen: so ist hier nichts weniger als die unzeitige Kritik eines Gelehrten, der seine Theorie an den Mann bringen wollte: allein diese ganze Theorie selbst ist so beschaffen, daſs sie nicht einen leidenschaftlichen, im Feuer der Jugend die Schranken aller Rücksicht überstürzenden, sondern vielmehr einen prüfenden, ruhig beurtheilenden und überlegenden, das Maſs der Weisheit nicht verletzenden Geist verräth. Und was thut denn Hamlet, nachdem das Stück aufgeführt, und der abscheulichste Mord ihm gewiſs ist? Eilt er zur That? Vielmehr findet er neue Gründe zur Zögerung auf (Act 3. Sc. 3.); thut aber, aber nur in überwallender Hitze, der Intention nach, in der unmittelbar folgenden Scene, was er eben scheute, ohne daſs der grossere Augenblick erschienen wäre, welchen zu erharren er dort verheiſst. Was er übrigens schon wiederholt gethan hat, thut er hier bey der neuen Erscheinung des Geistes wieder, sich selbst *seiner Trägheit* anzuklagen, die — *Zeit und Leidenschaft versäumt.* Säumig in der Ausführung von Zwecken, die Muth und kühne That erfodern, wird er wohl eher selbst zu Grunde gehen, als zu Grunde richten, wofern nicht in auſserordentlichen Lagen das Auſserordentliche in ihm aufgeraft, die Weisheit von dem aufgedrungenen Heldensinne unterdrückt wird. Langsam und spät kommt das gefährliche Etwas bey ihm, in gefährlichen, scrupulösen Fällen, zum Ausbruch; der gewöhnliche Gang wird bey ihm seyn: zu lange überlegter Vorsatz — Reue über Nichtvollendung — endlich abgedrungene That. In seinem Falle hatte Hamlet ein groſses Hinderniſs zu überwinden, die *Mordscheu.* Daſs er im Zorn einen Mord zu begehen fähig sey, hat seine rasche That an Polonius bewiesen; mit *Ueberlegung ihn zu begehen* verhindert ihn sein ganzes Wesen. Theils seine moralischen Gesinnungen, theils seine Klugheit selbst stellten sich hier entgegen. Selbst von der Rechtmäſsigkeit seines Mordes überzeugt, wie konnte er andre davon zu überzeugen hoffen, ohne seine Mutter aufzugeben, welche zu schonen ihm doch vom Geiste selbst geheiſsen war? Er muſste also sicher fuſsen. Auf der Reise hoffte er Beweise von neuen Bubenstücken zu erhalten.

Laſst sie nur machen. Wird der Spaſs
Doch lustig, wenn mit seinem eignen Pulver
Der Feuerwerker auffliegt, und mich träge
Die Rechnung sehr, wenn ich nicht dreymal tiefer
Als ihre Minen grabe, und sie sprenge
Bis an den Mond! — O es ist gar zu schön,
Wenn so auf gleichem Weg sich List mit List
Begegnet.

*Einen Plan* hat er also, und in dieser Hinsicht hört unser Interesse für ihn mit seiner Reise nach England nicht auf. Wir wissen, er wird seine Belaurer belauern; allein wird er nicht wieder schwach seyn? Um uns diese Sorge zu benehmen, muſsten wir ihn durchaus auf der Ebene von Dänemark sehen, wo Fortinbras Heer vorüberzieht. Konnte einen Menschen wie Hamlet, welchem *Garve* wahrlich sehr Unrecht thut, wenn er ihm an die Stelle, wo das Herz sitzt, Gehirn giebt: denn an feiner Empfindung mangelt es Hamlet nicht, — konnte ihn etwas befeuern; so war es das Gefühl der Scham, und das wird nicht sicherer erregt, als wenn wir einen Menschen von *gleichem Stand, gleichem Alter* uns gegenüber und glänzend von ihm übertroffen sehen. Fortinbras ist ein mächtiger Hebel im Stück, denn er giebt Hamlet eine dreyfache Lehre: 1) Muthige That macht den Mann. 2) Die Absicht des Unternehmens, nicht der Erfolg bestimmt ihren Werth. 3) Wahre Gröſse beruht in der Behauptung der Gerechtigkeit, und gienge alles Leben darüber zu Grunde. So eindringlich wie diese Lehren hier gegeben werden, so schneidend, wie der Contrast zwischen dem jungen Helden und dem jungen Denker unsern Hamlet trifft, sind wir fast gedrungen, ihm zu glauben, seine Gedanken werden fortan blutig seyn: der muthige Wille überwächst die friedliche Natur. Wir sind nun gespannt, ob unsre Erwartungen erfüllt werden, da wir hören, der Sturm habe ihn wieder an die Küste zurückgetrieben. Höchst bedenklich für ihn hat sich alles verändert, als wir ihn auf dem Kirchhof zum erstenmal wieder erblicken. Gleich weise ist es vom Dichter angelegt, daſs die Todtengräberscene uns auf die Nichtigkeit des Lebens an sich vorbereitet: denn mit Gewalt soll uns das Stück zum groſsen Ziel der ganzen Menschheit hinreiſsen, und daſs Hamlet diesen Ort *zuerst* aufsucht, wo sein Wunsch ihn hinführen, und wo die Betrachtungen sich vollends entwickeln müssen, die beym Anblick von Fortinbras Heer in ihm aufstiegen, *damals aber nur von noch näheren im Hintergrund gehalten wurden.* Alles, was von Hamlets Natur uns noch zurückgehalten wurde, wird hier uns entdeckt: denn das gewaltige Schicksal eilt

nun

nun rasch zum Ziele. Der Zuruf Hamlets an Laertes in Opheliens Grabe

*Though I am not splenitive and rash,*
*Yet have I in me something dangerous*

erhält gleich darauf Gewicht durch die Erzählung der Rache, welche Hamlet an den falschen Freunden, Rosenkranz und Güldenstern, genommen. Hieraus schon sehen wir, dass ein entschlossner Wille endlich die Herrschaft über ihn behauptet; diess aber, und die Art, wie er gegen Laertes, Angesichts des Hofs, seine wahre Natur wieder hervorbrechen lässt, erregt schon die zuversichtliche Erwartung, nun werde er die Gelegenheit nicht versäumen. Ja, *er darf nun auch nicht*, denn (so treu blieb sich *Sh.*) — *er musste* die hinten kahle Gelegenheit jetzt rasch ergreifen. Die Nachricht aus England konnte bald da seyn.

*It will be short: the interim is mine;*
*And a man's life's no more than to say, one.*

Wir schweigen nun von dem Schlusse, der mit der gleichen Weisheit angelegt ist, als irgend etwas in diesem mit bewundernswürdiger Kunst eng verketteten Ganzen.

Nur angedeutet sind alle diese Züge, aber auch das dürfte schon genug seyn, um zu beweisen, dass im Charakter des Helden die seltenste psychologische Wahrheit und Einheit das ganze Stück durchherrsche, wofür, wenn es noch eines Beweises bedarf, eine Zergliederung der verschiedenen von ihm zu verschiedenen Zeiten gehaltenen Monologen ebenfalls entscheiden könnte. Ist dieses erwiesen: so muss der Vorwurf einer nicht gehörigen Motivirung von selbst wegfallen: denn im Gegentheil lässt sich darthun, sie sey von der Art, dass sich in diesem hohen Organismus nicht das mindeste verrücken oder abschneiden lasse (selbst der Seesturm und das Seeräubergefecht nicht), ohne dem Ganzen ans Leben zu greifen. Wie man daher sagen könne, dass mit dem dritten Act das Interesse des Stücks endige, gesteht Rec. durchaus nicht begreifen zu können. Eben so wenig findet er die letzten Acte leer an Handlung, er findet nur, dass sie einen andern Gang nimmt, den sie aber nothwendig nehmen muss. Und so wäre das Resultat seiner Betrachtung: *Hamlet bleibe, wie er ist?* — Wenigstens wird ein Bearbeiter dieses Stücks wohl thun, mit möglichster Schonung zu Werke zu gehn, so wenig als möglich zu nehmen und zu geben. Die bisher auf unsern Bühnen bestandne *Schrödersche* Bearbeitung trifft in dieser Hinsicht mancher nicht ungerechte Vorwurf. Das Verhältniss zu Ophelien bleibt uns ganz im Dunkeln, und dieses bey *Sh.* so wichtige Mädchen wird bey *Schröder* wahrhaft unnütz; wir wissen kaum, was wir aus ihr machen sollen. Mehrere Versetzungen; z. B. das Gebet des Königs, welches die Folge des Schauspiels ist, bey *Schröder* aber *vor* demselben steht, sind ganz unpsychologisch. Der Schluss des Stücks gar, um vieles andre zu übergehen, verfehlt durchaus *Sh's* grossen Sinn: denn weder Hamlet darf leben bleiben, noch, wie es in *Wilhelm Meister* einmal heisst, durch Horatius Königswahl das Ganze zum Freundschaftsstückchen werden. Die Bearbeitung des Hn. *Schütz* behauptet in dieser Hinsicht einen bedeutenden Vorzug. Mit einer höchst beyfallswürdigen Schonung ist er dem Original treu geblieben. Nur hin und wieder hat er eine Scene um weniges verkürzt, einige zusammengezogen, die Motiven näher vors Auge gerückt, und *die Scenen mit* vieler Einsicht in das Scenische des Theaters geordnet, so dass kein Zweifel ist, er werde die Freunde des Dichters nicht unbefriedigt lassen, und die Schauspieler für die Aufführung sich verbunden haben, weswegen wir auch hoffen, seine Bearbeitung künftig auf der Bühne zu sehen.

(Der Beschluss folgt.)

## KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Paris:* *Notice sur Sylvain Maréchal*, avec des supplémens pour le Dictionnaire des Athées, par *Jérome de la Lande.* 1805. 64 S. 8.

*Ebendas.:* *Second Supplément au Dictionnaire des Athées*, par *Jérome de la Lande.* 1805. 65 — 120 S. 8.

Diese beiden Nachträge machten in Frankreich noch mehr Sensation, als das *Dictionnaire* selbst, wie die öffentlichen Récriminationen des Senators *François* (*de Neufchâteau*) und vieler andern Pariser Gelehrten beweisen. In der That enthalten sie auch mehrere Trugschlüsse, Anmassungen und Indiscretionen. Unter den lebenden und todten Deutschen, welche Hr. *La Lande* als Atheisten darin ausgiebt, sind König Friedrich II. von Preussen, D. Gall, Hofrath Lichtenberg in Göttingen, Christian Wolf, Fichte, Schiller, die Kaiserin Marie Theresia, der Prinz August von Sachsen-Gotha, Hofrath Meiners und Wieland die bemerkenswerthesten. Hr. *L.* verspricht noch eine Nachlese über die deutschen Atheisten, weil ihm solche Hr. *Meyer* in Berlin versprochen habe. Auch Frau von *Stael* (geb. Necker) kömmt in der alphabetischen Reihe hier vor. Bekanntlich veranlassten diese *Supplémens* den Kaiser Napoleon zu dem Befehle, dass Hr. *la Lande* sich in Zukunft der Schriftstellerey *ganz* enthalten solle. Am 8. Jänner theilte der Minister des Innern diesen Brief des Kaisers dem Präsidenten derjenigen Klasse vom National-Institute mit, zu welcher *L.* gehört. Jener berief die Klasse zu einer ausserordentlichen Sizzung zusammen, in welcher er den Brief des Ministers und des Kaisers verlas. *L.* antwortete, dass er nach den Befehlen Sr. Majestät sich strenge richten wolle. *L.* wollte darauf diesen Befehl des Kaisers und seine gegebene Antwort in die Zeitungen einrücken lassen; den Journalisten wurde aber verboten, Aufsätze von ihm aufzunehmen, und seiner *auch nur* zu erwähnen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 25. April 1806.*

## *SCHÖNE KÜNSTE.*

Leipzig, b. Jacobäer: *Shakspeare's Hamlet,* — — von *Karl Julius Schütz,* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 98. abgebrochenen Recension.*)

Weggefallen ist im Personale: Voltimand, Cornelius, Osrick, Reynaldo, und — um den es uns leid thut, wiewohl er wahrscheinlich in jeder Bearbeitung wegfallen würde, — Fortinbras. Im übrigen ist in der Oekonomie des Stücks folgendes verändert: Hamlet will nicht zurück nach *Wittenberg*, sondern will nach *Frankreich* reisen; wohin wir ihn aber nicht den Weg hätten nehmen lassen: Er muss durchaus *nach Wittenberg*. Späterhin will ihn der König nicht nach England, sondern nach Norwegen senden, um ihn seiner Furcht zu opfern. Hier thut sich die wesentlichste Abänderung hervor, die folgende Stelle gnüglich zu erkennen giebt. Hamlet sagt:

> Schon bringt man meine Sachen nach dem Hafen.
> In dieser Stunde noch, sagt mir Horatio,
> Sey der Befehl des Königs, dass ich reise. —
> Gut! Schickt mich nur! Zwar könnte *ich* den König
> Vorher auf eine weitre Reise schicken,
> Die mich der meinigen ganz überhöbe.
> Doch bleib' es nur dabey. Erst will ich ihn
> In diesem neuen Bubenstück erwarten,
> Dann soll *mir* Fortinbras die Waffen leihn,
> Und so werd' ich als *Held* den Vater rächen,
> Wie es der Wille seines Geistes war.

(Vergl. Act. 1. Sc. 13. S. 50. des Geistes Willen.) Der Wind aber hält sein Schiff vor Anker, hier schon hat er das Bubenstück entdeckt, das ihn zu Grunde richten soll, und beschliesst, *nun gar nicht abzureisen*, worauf der Seesturm und alles damit verbundene von selbst wegfällt. Die Begleiter bleiben nun natürlich unbestraft. Nach der Begräbnisscene Opheliens entdeckt sich Hamlet dem Horatio, wobey Hr. *Schütz* ihm diese Worte in den Mund legt:

> Ach, mein Horatio, mir sagt's mein Gefühl,
> Mich schuf nicht die Natur für die Bestimmung,
> Zu der das Schicksal mich berufen hat.
> Sieh, welch ein schwacher, kleiner Mensch ich bin.
> Im Kriege kämpfen ganze Heere oft
> Um eine Grille,

und nun folgt der Monolog, den Hamlet im Original beym Anblick von Fortinbras Heere hält. Der Schluss dem Original gleich in Ansehung des Zweykampfs, nur mit dem Unterschied, dass Hamlet und Laertes die Waffen nicht wechseln. Hamlet allein fällt, Laertes wird König, und Horatio sagt, was im Original Fortinbras.

Um von der Art, wie Hr. *Schütz* im Einzelnen nachgeholfen hat, nur Eine Probe zu geben, stehe hier noch seine Einschaltung bey Gelegenheit von Opheliens Wahnsinn. Horatio meldet:

> Grausame Unvorsicht von ihrer Zofe
> Hat aus des Schlummers sanften Armen sie
> Mit der entsetzensvollen Kunde von
> Dem Tode ihres Vaters aufgeschreckt.
> Man hat schon oft seither in düstre Schwermuth
> Versunken sie gesehn. Fast schien's, als litte
> In Hamlets Schicksal ihre Seele mit.
> *Das* aber hat gewaltsam völlig nun
> Ihr zartes Herz gebrochen. Jammervoll
> Irrt sie seit frühstem Morgen im Pallast
> Umher. Sie redet unaufhörlich, bald
> Von ihrem Vater, bald vom Prinzen Hamlet.

Man sieht, der neue Bearbeiter ist mit eben so viel Ueberlegung als Einsicht zu Werke gegangen. Die Kenntniss des Theaterwesens, welche zugleich überall hervorleuchtet, lässt uns erwarten, dass wir Hn. *Schütz* nicht zum letztenmal auf diesem Wege begegnen werden, was wir auch, nach dem Gelungenen seiner Arbeit, nicht wünschen. Deshalb ergreifen wir die Gelegenheit, ihm vorerst auf manches Einzelne aufmerksam zu machen. *Ubi plura nitent* etc. sagt zwar Horaz, allein, Rec. denkt hierin nicht mit ihm einstimmig, und wünscht auch die kleinen Flecken weg, besonders da *ubi plura nitent*. Zu dem *nitor* rechnen wir hier auch, dass Unziemlichkeiten nicht vorkommen, welche allein die *Schlegelsche* Uebersetzung von den Bühnen verdrängen könnten, z. B. *das stürmische Geseufz*, *der Aaskuß und die ausgebrüteten Maden im todten Hunde*, *die vom Wehe erschöpften, schlotternde Weichen*, *der Schweiß und Brodem eines ekeln Bettes*, *geräth in Fäulniß*, u. dergl. m. Indess zu unsern Bemerkungen.

*Sh.* rhetorisirt niemals, Hr. *Schütz* ist, z. B. gleich im Eingang, in diese Mode unsers Zeitalters verfallen, und hat die Gedrungenheit des Originals verloren gehen lassen. Da ferner *Sh.* auch in Kleinigkeiten die eigenthümlichen Züge der Natur wiedergiebt: so sollte man sich nie ohne Noth darin von ihm entfernen, vielmehr, und gerade jetzt doppelt, ihn auch darin zum Studium machen. Z. B. der Geist spricht zuerst *mark me. Hamlet. I will.* Bey Hn. *Schütz*: — *Geist. So höre denn. Hamlet. Ich bin bereit; heb' an.* Rec. findet das nicht rasch genug, und der ganzen Lage der Sache nach nichts brauchbar, als die Monosyllaba: *Hör' mich!* — *Ich will*, welche Spannung verrathen, und wiederspannen. Bisweilen liegt bey *Sh.* unaussprechlich viel in der Stellung der Worte

Worte. Wie viel fühlt man nicht, wenn die Königin zu Rosenkranz und Güldenstern sagt:

*Good gentlemen, he hath much talk'd of you,*
*And, sure I am, two men there are not living,*
*To whom he more adheres.*

Folgende Uebertragung ist weit entfernt, die gleiche Wirkung hervorzubringen.

Ich hoffe sehr, Euch wird es möglich seyn.
Er spricht so oft von Euch. Ich weiss gewiss,
Es ist am ganzen Hofe Niemand sonst,
Der sein Vertrauen so besäss', als Ihr.

Dort spricht die liebende, dringende Mutter, mit ihrem fast schmeichelnden *Good gentlemen* anhebend, hier — die Königin. Ein gleiches ist Hn. *Schütz* in folgender Stelle begegnet. Ob die Schauspieler kommen sollen, ist die Frage.

Sie sollen mir willkommen seyn. Der unter ihnen
Den König spielt, soll auch Tribut empfangen.

Wie viel tiefer wirkt dagegen das rasche Wort bey *Sh.*, und welchen tiefen Blick in Hamlets Seele öffnet es uns:

*He that plays the king, shall be wellcome,*
*His majesty shall have tribute of me.*

Hier sehen wir im Moment, was in Hamlets Seele schnell für ein Gedanke aufgelodert ist, und wie er ihn ergriffen hat; dort nicht. — Befremdend war es Rec. einen Meisterzug verwischt zu finden. Von Hekuba spricht der Schauspieler:

Doch wer, o Jammer!
Die Schmerzbeladne Königin gesehn!

| *Original.* | Hr. *Schütz.* |
|---|---|
| *H. The mabled queen?* | |
| *Pol. That's good; mabled queen is good.* | *Pol.* Die Schmerzbeladne! — Das ist gut, sehr gut! |

Hamlets Frage fehlt bey Hn. *S.*, da der Beysatz, den Polonius nur als Epitheton gut findet, Hamlet doch so gewaltig *auf die Brust fällt*, und durch den Contrast in Polonius Munde noch mehr Gewicht erhält. — Und ob wohl in der Scene Hamlets mit seiner Mutter das einfache *Have you forgot me?* durch

Hamlet!
Mein Sohn! Kennst du mich denn nicht mehr?

entsprechend wiedergegeben ist? Rec. denkt sich der Mutter strafenden Blick bey jenem, und kann es bey diesem nicht.

Genug aber von diesen Bemerkungen, mit denen Rec. bloss die Aufmerksamkeit des würdigen Bearbeiters für eine *zweyte* Auflage zu schärfen wünschte. Bey einer solchen wird es Hn. *Schütz* nicht entgehen, dass hin und wieder ein Verstoss gegen das Metrum sich durch eine ganz leichte Versetzung abändern lasse. Das ganze Stück ist in fünffüssigen Jamben gearbeitet, unter die nur selten ein Senar sich eingeschlichen hat, und wir billigen es, dass auch die Stellen des Originals, welche in Prosa geschrieben sind, hier gleichförmigen Rhythmus erhalten haben. Unsern Bühnen diese Bearbeitung zu empfehlen, kann Rec. nicht umhin: denn Zeit ist es nun endlich wohl, die unpassende *Schrödersche* zu verlassen. — Nach *Schlegels* Uebersetzung das Stück geben? — Rec. zweifelt, ob es, ohne auch hier wieder manches zu ändern, thunlich sey; ja er glaubt sogar, die Zuschauer werden es Hn. *Schütz* Dank wissen, dass er dem guten dänischen Prinzen etwas mehr *Heldensinn* mitzutheilen gesucht hat. Zugleich ist auch dessen reine Moralität gerettet, und da selbst *Garve*, dem auch seine wenige Aufklärung nicht recht ansteht, wegen dieser in nicht geringe Sorge gerathen war: so steht zu erwarten, der neue Hamlet werde sich um so mehr des Beyfalls erfreuen, je mehr er von den scheinbaren Fehlern des *Shakespearischen* gesäubert ist, ohne doch von dessen wirklichen Tugenden eine verloren zu haben. Es wird nicht unnöthig seyn, hier wenigstens ein Wort darüber zu sagen, wie es zugehe, dass wir *Sh's.* Stück unverändert wünschen, und doch einer neuen Bearbeitung Beyfall ertheilen können, wobey man sonst den Rec. im Widerspruch mit sich selbst finden könnte.

Schon die mancherley Ansichten, welche die scharfsinnigsten Geister von Hamlet hatten, bezeugen, dieses Stück, so wie es im Original ist, erfordre eigentlich *ein Studium.* Ist nun Klarheit eine Hauptforderung, die man an den Dramatiker zu machen hat, so, dass der Zuschauer nicht eigentlich in den *bloss* activen Zustand der Reflexion versetzt werde: so dürfte man beym Original, so wie es zum dritten Act kommt, doch wohl manches zu wünschen übrig haben. Man kann nämlich einwenden, Hamlet sey jetzt zwar eine psychologisch sehr interessante Construction, aber kein geschickter Theaterheld. Kann nun ein Bearbeiter durch eine Motivirung, die von eben so viel Einsicht als Geschicklichkeit zeugt, diesem Uebel abhelfen, ohne jedoch das Ganze zu zerstören; so werden wir ihm unstreitig Dank schuldig seyn. Dieses ist bey gegenwärtiger Bearbeitung offenbar der Fall, und daher unsre beym ersten Anblick vielleicht wiedersprechend scheinende Behauptung. Man muss die gründliche Vorrede prüfen, um sich hievon zu überzeugen, und die Veränderungen des Stücks nicht als blosse Willkürlichkeiten zu finden. Scheint auch hier unsre Ansicht des Hamlet der des Bearbeiters entgegen: so kommt es nur auf den Gesichtspunkt an, welchen man dabey nimmt. Rec. wollte bloss die Gründe darthun, aus denen *Sh.* gerade so dargestellt hat; der Bearbeiter wollte darthun, was für den theatralischen Effekt geschehen müsste, und wird in seiner Exposition gewiss Recht behalten, ohne dass der Rec. Unrecht hätte, und ihm also ein Widerspruch nachgewiesen werden könnte: *Sh's.* Oekonomie kann nämlich durchaus vortrefflich seyn, aber nicht für den theatralischen Effekt geeignet. Beym Schluss besonders wird auch der Bearbeiter darin Recht behalten, dass er behauptet, die Vertauschung der Schwerter

ter sey durchaus unmotivirt. Da mithin Aenderungen gemacht worden sind, welche jene vielfältigen Zweifel niederschlagen, die beym Original nothwendig aufstossen müssen: so dürfen wir auch behaupten, dass die Anforderungen, welche an den Kunstwerth des Stücks gemacht werden, glücklich erfüllt worden. Der Bearbeiter hat das Recht, zu verlangen, dass man sich in seinen Gesichtspunkt stelle, und ihn nur aus diesem beurtheile. Zuverlässig ist *seine* Oekonomie des Stücks befriedigend, und in Rücksicht auf unsre *Theaterbedürfnisse* zugleich sehr weise geordnet. Dass z. B. gleich im ersten Act nicht zwey Nächte wechseln, dass im dritten Act Zeit und Raum nicht so unwahrscheinlich variiren, und anderes dergleichen mehr, ist sehr gut. Will man aber dieses, so muss man andere Veränderungen ohne weiteres gestatten. Man kann aber gewiss nicht mehr zum Lobe sagen, als: alle Veränderungen seyen von der Art, dass der missliche Punkt, die Reflexion des Zuschauers auf Kosten der Einbildungskraft zu beschäftigen, gehoben ist.

Für unsre Bühnen ist die Einführung *Shakspears* jetzt vorzüglich zu wünschen. Man giebt den neuesten Stücken eine sehr rhetorische Tendenz, welche für die Kultur der *Schauspielkunst* einen nachtheiligen Einfluss besorgen lässt. Deswegen sollte man darauf hinarbeiten, dass unsre Schauspieler kräftig daran erinnert werden, die Kunst der rhythmischen Deklamation mache allein das Spiel noch nicht aus. *Sh's.* Stücke, so reich an theatralischer Handlung und Gestaltung, sollten daher auch für unsre Schauspieler ein grösseres Studium werden, und jeder, der, wie Hr. *Schütz*, in seinen Bearbeitungen auch auf sie und ihre Kunst eine so lobenswerthe Rücksicht nimmt, erwirbt sich ein nicht geringes Verdienst. Die weitere Ausführung hievon würde uns zu weit führen; wir hoffen aber, dass hierüber die Bühnen selbst für uns sprechen werden. — Gehe also fortan der geharnischte Geist nicht bloss einmal im Jahre über die Breter!

Leipzig, b. Beygang: *Spinalba* oder *Offenbarungen aus dem Rosenkreuzerorden.* Aus dem Französischen des *Regnault-Warin*, bearbeitet und abgekürzt von *Friedr. von Oertel.* *Zwey* Theile. 40 Bogen. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

*Spinalba* (Weissdorn) ist der Name der Geliebten des Helden, dessen Geschichte hier erzählt wird. *Warin* lernt, wie er vorgiebt, diesen in dem Gefängniss *la Force*, während der Revolution, als einen interessanten genialischen jungen Mann von hohem Sinn und Talent für die Künste, besonders die Malerey, kennen, weiss sein Zutrauen, seine Freundschaft zu gewinnen, und erfährt von ihm seine Schicksale, die er hier wieder mittheilt. Das Buch ist nichts als ein Roman, und zwar von der schrecklich-romantischen Gattung; Charaktere und Begebenheiten sind, über die Linie des Wirklichen hinaus, in das unbestimmte Ideale, oft zum Nachtheil der Wahrscheinlichkeit hinüber getrieben. Es ist kein Spiegel, in welchem sich der Mensch selbst, seine Sitten, seine Denk- und Handlungsweise, seine Neigungen und Leidenschaften, seine Umgebungen, wieder findet; nichts ist für das Interesse berechnet, das die handelnden Personen selbst einflössen, sondern für jenes, das durch das Ungewöhnliche und Abenteuerliche der Begebenheiten erweckt wird, nur die Einbildungskraft in Thätigkeit erhält und das Herz kalt lässt. Diess war wenigstens der Eindruck, den die Lesung dieses Romans auf den Rec. gemacht hat. Die Hauptbegebenheit spielt in Rom in unterirdischen Ruinen von meilenweitem Umfange, in welchen auch der Orden der Rosenkreuzer sein Wesen treibt. Die auf dem Titel versprochenen Offenbarungen von diesem Orden, sind nichts als Erdichtungen, und von einer Art, dass sie um desto unwahrscheinlicher und unglaublicher erscheinen, je abscheulicher, grässlicher und unmenschlicher die Thaten sind, die ihm hier schuld gegeben werden. Sein Zweck ist die Verlängerung des Lebens. Nach unserm Roman, war *Hans Aldekmaër*, ein deutscher Edler, der Stifter des Rosenkreuzer-Ordens. Gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts trieb ihn ein Gesicht zu einer Pilgerfahrt ins heilige Land. Hier wurde er krank, und sein Arzt schrieb ihm statt aller Heilmittel eine Reise zur grossen Pyramide vor. Er schleppte sich dahin und durch eine Oeffnung, die er an einer der Seiten dieses Riesengebäudes fand, gelangte er zur Grabesgruft der ägyptischen Pharaonen. An einem der Särge erblickte er einen unter der Last der Jahre gekrümmten betenden Greis. Dieser entdeckt ihm, dass er 210 Jahre alt sey, und nun sterben werde; übergiebt ihm ein Buch, mit der Verheissung eines noch weit längern Lebens, wenn es ihm gelänge, das dritte Problem desselben zu lösen, das so lautet: In den Schoss des Lebens den Tod; aus des Todes Schosse das Leben; hierzu nimm die Zahl sieben, mit der Zahl sieben multiplicirt. Dabey giebt er ihm noch folgende mündliche Anweisung: öffne, nach meinem Tode, mittelst eines in meiner Westentasche befindlichen Schlüssels den in einem Winkel dieser Grotte (der Wohnung des Alten) stehenden Coffer, mit der Säge, die du hier finden wirst, nimm den Obertheil meines Schädels ab, so dass das Gehirn bloss vor dir liegt. Hier wird sich dir in einer Falte ein Bläschen wie eine ganz kleine Nuss, mit einem rothen Saft angefüllt, zeigen. Von diesem drücke drey Tropfen auf ein glühendes Kohlfeuer. Der davon aufsteigende Dampf wird dein Gesicht bräunlicher färben, deine Kraft vermehren, und deinem Daseyn ein Jahrhundert zulegen, während dessen weder Unfall noch Krankheit dich treffen wird. Der Greis verschied. Aldekmaër vollzog seinen Willen, stieg in voller Gesundheit, aber kupferfarbig wie ein Maure, aus dem Grabe, löste das obige Problem, stiftete den Rosenkreuzer-Orden und starb nach Verfluss zweyer Jahrhunderte. Jenes Problem löste er so: Er versammelte aus mehrern Provinzen Deutschlands und Italiens junge Studierende von Adel, an der Zahl neun und vier-

vierzig, nämlich sieben mit sich selbst multiplicirt. Diese theilte er in sieben Klassen oder Chöre, deren Häupter, in dem Gränzalter zwischen Knaben und Jüngling, noch nichts vom Geschlechtsunterschiede wissen durften. Mit diesen sieben reinen Junggesellen paarte er eben so viele reine Jungfrauen; und da in der Sprache der Kabbala Leben Reinheit, Tod Verderbniss bedeutet: so glaubte Aldekmaër den rechten Weg eingeschlagen zu haben, weil, in materieller Hinsicht, die erste Vermischung der Geschlechter in die Reinigkeit Verderbniss bringt. Die Folge dieser Verbindung musste die zweyte Bedingung der Vorschrift erfüllen, da die daraus erzeugte Frucht das Urbild selbst der aus dem Verderbnisse quellenden Reinigkeit ist. Da Aldekmaër indessen doch starb, so musste er in der Lösung des Problems etwas versehen haben; die Brüder Rosenkreuzer arbeiteten also fort, um es bis zur Unsterblichkeit zu bringen. Einer ihrer geschicktesten Adepten glaubte nun durch folgendes Verfahren zum Ziele zu gelangen. Man suchte einen weniger aus Temperament als aus Grundsatz reinen Junggesellen aufzufinden, der der allgemeinen Sinnenerschlaffung widerstanden hatte, um in Enthaltsamkeit und Keuschheit sein zwanzigstes Jahr anzutreten. Eben so musste das junge Mädchen, das man zu diesem Behufe aussuchte, beschaffen seyn. Beide aus Grundsatz reine junge Leute mussten sich kennen und für einander die heisseste, und doch heiligste, Leidenschaft empfinden. Aus beider vor dem Altare geweihtem Bunde musste dann ein Mädchen entspriessen, das im funfzehnten Jahre geopfert wurde, um in ihrem Herzen das Bläschen zur Essenz der Unsterblichkeit für die Brüder zu finden.

Uebrigens ist dieser Roman, bey dem wir uns wegen der vorgeblichen Aufschlüsse über die Rosenkreuzer etwas lange aufgehalten haben, mit Leben und Feuer, und die Uebersetzung in einem reinen, geschmeidigen Ausdruck abgefasst. Die Betrachtungen, die dem Buche gleichsam zur Einleitung dienen, hätten, da sie weder mit der Veranlassung zu dieser Schrift, noch mit ihrem Inhalte selbst in Verbindung stehen, weggelassen und auch manches andere, z. B. die lange Episode von dem unglücklichen Schicksale Pallavicini's, den Urbain, der Held des Romans in den römischen Souterrains fand, wohl noch etwas mehr zusammengedrängt werden können.

Dresden: *Catalogue des Tableaux de la Galerie Electorale à Dresde.* 1804. 322 S. 8. (16 gr.)

Dieses, zum allgemeinen Gebrauch für die Reisenden aller Nationen, welche die vortreffliche kurfürstliche Gemäldesammlung zu Dresden besichtigen, in französischer Sprache abgefasste Verzeichniss, enthält eine blosse Nomenclatur der Gemälde, ohne Absonderung der Schulen, so wie sie in der äussern und innern Gallerie numerirt hängen. Bey jeder Numer ist der Gegenstand des Stücks, des Material worauf es gemalt ist, das Mass und der Meister angegeben z. B. „25. *Ste Madeleine couchée à terre dans une grotte, les mains jointes, et lisant dans un livre, posé sur une tête de mort. Sur toile, de 6 p. 7 p. de l. 4 p. 3 p. de h. par Pompée Jerome Battoni.*" Ausser den Pastellgemälden, wovon ein Verzeichniss beygefügt ist, beträgt die ganze Zahl der Stücke 1184 Numern. Angehängt ist ein alphabetisches Namen-Register der Künstler, mit Bezeichnung des Orts und Jahrs ihrer Geburt, in so fern beide bekannt sind. Bey den mehresten ist auch das Todesjahr angegeben.

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Penig*, b. Dienemann: *M. E. G. H. Burdach.* Pfarr-Adjunct zu Kahlo in der Niederlausitz, *über das Armenwesen in Sachsen* nebst einigen Vorschlägen zu einer zweckmässigen Einrichtung der daselbst befindlichen Armenanstalten. Ein Versuch. 1804. 105 S. 8. (9 gr.) — Der Vf. beschäftigt sich hauptsächlich mit der in Sachsen so sehr überhand genommenen Betteley. Diese geht in manchen Kreisen so weit, dass man keinen Spaziergang machen kann, ohne von Bettlern verfolgt zu werden, welche an einsamen Orten sich in ganzen Haufen lagern. Manche fallen sogar als blinde Post-Passagiere den Reisenden zur Last. Der Vf. hat auf seinen durch Sachsen angestellten Reisen manche nützliche Bemerkung gemacht. Nach einem ihm aufgestossenen Vorfall beschwert er sich nicht mit Unrecht über die Nachlässigkeit der Unterobrigkeiten, und der Aufseher, ja über die Betteley selbst in Zuchthäusern. Auch seufzt er sehr über die an manchen Orten so ausserordentlich schlechten Schullehrer, und erinnert verschiedenes, was bey Hospitälern, Zuchthäusern, Erziehung der Kinder in Waisenhäusern, Aufdingen derselben in die Lehre, bey Beschäftigungen der Kinder, auch der Taubstummen zu verbessern seyn möchte. Freylich werden auch hier Erinnerungen gemacht, von deren Schwierigkeit in der Ausführung niemand so überzeugt seyn kann, als ein Geschäftsmann, der viele Jahre lang Gelegenheit hatte sich aus täglicher Erfahrung zu belehren. Desswegen werden viele in dergleichen Schriften vorgeschlagene gute Massregeln selten ausgeführt; ihre Ausführung wird nur dann möglich, wenn man das ganze System einer guten Armenanstalt beständig vor Augen hat. Dieses System erfordert: 1) Unterricht der Jugend in Religions- Industrie- Gesinde- und Haushaltungsschulen, in welchen letztern Heyrathscandidaten zur guten Wirthschaft angeführt werden. 2) Fortdauernden kirchlichen Unterricht für Erwachsene zu Zeiten und an Orten, wo sie auch mit den schlechtesten Kleidern ohne Aufsehen erscheinen können. 3) Fröhliche Geber, Gründer und Unterstützer guter Anstalten. 4) Sorge der Obrigkeit für Armen-Verdienst, wohlfeile Lebensmittel, Speisung der Armen, Erziehung der Waisen. 5) Ein genugsam besetztes Collegium redlicher Männer zur Auffindung würdiger Armen, und Ausmittelung ihrer Bedürfnisse. 6) Strenge und wachsame Polizey. Fehlt in dieser Kette ein einziger Ring, so kann das Ganze nie vollkommen werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 26. April 1806.*

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. d'Hautel: *Voyages de Guibert dans diverses parties de la France et en Suisse*, faits en 1775, 1778, 1784 et 1785. Ouvrage posthume publié par sa veuve. 1806. 402 S. 8.

In diesen nachgelassenen Papieren des durch ein taktisches Werk berühmten Vfs. erhält das Publicum ein sehr schätzbares Geschenk. Ursprünglich sind sie für dasselbe eben so wenig bestimmt gewesen, als seine vor einigen Jahren gedruckte Notizen von den Reisen durch Deutschland, von denen sie sich jedoch in Ansehung des Stils sehr unterscheiden. Die Nachrichten von Deutschland sind flüchtig hingeworfene abgebrochene Zeilen zur Erinnerung für den Reisenden selbst, in so kräftigen Ausdrücken, so treffenden Charakterzügen, dass man den ausführlichern Vortrag nicht vermisst, um sich ein lebendiges Bild von dem zu machen, was der Vf. sagen will. Aber auch nur ein Mann von so vielem Geiste durfte so schreiben, und selbst von ihm dergleichen zu lesen, ermüdet. In den Nachrichten über seine Reisen in Frankreich, die wir gegenwärtig vor uns haben, ist der Vortrag zusammenhängender. Jenes Werk sieht fast einer Reihe von Rubriken ähnlicher, als einem Buche. In diesem findet man hingegen viele ausführliche Erzählungen und Schilderungen. Rec. wird einige der merkwürdigsten Züge, welche für die Geschichte der Zeit aufbewahrt zu werden verdienen, weiter unten auszeichnen. Was aber dem Buche den grössten Reiz giebt, ist das lebendige moralische Gefühl, der edle Unwille über Ungerechtigkeit und alles Niedrige und Schlechte, die Wärme für Grösse der Gesinnungen, für uneigennützige Bemühungen zum allgemeinen Besten, die durchaus in ihm herrschen, und zu dem Herzen des Lesers um so viel stärker sprechen, da man durch den Ton des Ganzen immerfort daran erinnert wird, dass der Vf. nur mit sich selbst redet, und bey den Ergiessungen seiner Empfindungen nicht an die Wirkung gedacht haben kann, die sie auf andre thun sollten. Die schönste Stelle im ganzen Buche, in dieser Hinsicht, ist die Schilderung des Grafen v. Broglio.

*Voila*, sagt der Vf., *l'homme qu'on a dechiré pendant sa vie, dont on n'a pas assez senti les grandes qualités pour lui pardonner quelques defauts, qui étoient les inconveniens de ces qualités mêmes, et qu'on a en consequence toujours ecarté des grandes places de l'administration: on disait qu'il était sujet à prevention, à haines, à animosités, et par la à injustices. Il haissait en effet vigoureusement le vice et les abus: il prononçait ses sentimens avec force, et sans aucun menagement, il denonçait hautement ce qu'il ne pouvait attaquer et detruire. Sans doute il pouvait se prévenir quelquefois; il pouvait quelquefois aller par dela le but; sans doute aussi l'impuissance où il était, de faire tout le bien dont son ame ardente concevait la pensée, les obstacles qu'on lui suscitait, les clameurs que la mediocrité et l'improbité de tant de gens interessés jettaient sur son passage, donnoient elles quelquefois à son caractere de l'acreté et de l'amertume; mais qu'on eût placé cet homme où il devait être, à la tête des affaires, et d'un grand département, toutes ses facultés étant ainsi mises en exercice, toute son activité étant satisfaite, il serait rentré dans le calme et dans la juste mesure de tout. Il y était presque deja les dernieres années de sa vie. L'age l'avait heureusement refroidi. Il est mort aussi quand l'envie commençait à se lasser. A sa mort elle s'est tue entièrement, et il n'y a eu qu'une voix si non pour le regretter, mais du moins pour le louer.*

Diese Stelle ist zu schön, als dass Rec. sich enthalten konnte, sie seinen Lesern mitzutheilen. Und wie viel giebt jede Zeile darin zu denken! Denn es ist in der That nicht der Graf v. Broglio allein, den *Guibert* schildert, nicht das individuelle Schicksal eines einzelnen Mannes, das er darstellt. Fast alles dieses wird jeden treffen, der es wagt, sich über den engen Kreis einer beschränkten und untergeordneten Lage durch einen höher strebenden Geist zu erheben, und mehr für das allgemeine Beste zu thun wünscht, als seine Verhältnisse vorschreiben. Eben das, was *Guibert* hier von seinen Zeitgenossen sagt, passt zu allen Zeiten auf den Haufen von Menschen, die selbst von kleinlichen Leidenschaften beherrscht, unfähig sind, Grosses und Edles in andern zu begreifen. Und da neuerlich zugleich mit der Ausbreitung mannichfaltiger Kenntnisse und einer oberflächlichen Bildung des Verstandes eine Kleinlichkeit des Charakters immer zugenommen, und entscheidenden Einfluss auf alle öffentlichen Angelegenheiten im Grossen wie im Kleinen gewonnen hat: so müssen die seltnen Männer, die sich darüber erheben, immer mehr das Schicksal des Grafen von Broglio haben. Bey ihrem Leben werden sie verkannt, verfolgt und gehasst; nach ihrem Tode aber, wie *Guibert* ganz trefflich sagt, wohl gelobt, aber nicht zurückgewünscht. Wer das Laster und die Missbräuche hasst, unter denen der Staat leidet, wird verschrieen, als ob er die Menschen hasste, die von den Missbräuchen Vortheil ziehen; und doch wird immer gerade der Mann, der das gemeine Wohl im Grossen liebt, am meisten Fürsorge, ja sogar Nachsicht gegen die Personen beweisen, die im Stande sind, dazu

dazu mitzuwirken. Wer mit Wärme für öffentliche Angelegenheiten spricht, wird für intolerant ausgerufen, und diejenigen, die einen strengen Censor fürchten, wissen nur allzugut die Schwäche aller derer, die ihre Mitschuldigen sind oder seyn möchten, zu gebrauchen, um eine allgemeine Stimme gegen den zu erregen, dessen Energie ihnen beschwerlich ist. Grosse Eigenschaften, und eine beschränkte Lage, die ihre Entwicklung hindert: daraus entspringen Missverhältnisse, die dem grossen Haufen, der sie nicht zu beurtheilen weiss, als Fehler des Charakters erscheinen, und in ihm eine Abneigung gegen den erzeugen, der sein Wohlthäter seyn würde, wenn er nur die Macht dazu besässe. Was für Menschen sind es dagegen, die sich eine allgemeine Gunst am leichtesten erwerben? Solche, die sich dem Schutze der Mächtigen zu empfehlen wissen, und dadurch den grossen Haufen blenden, das persönliche Interesse aber schonen, wo ihr eignes nicht unmittelbar in Gefahr geräth. Und wer nur dieses im Auge hat, braucht sich eben nicht so viele Feinde zu machen. Das eingeschränkte Interesse eines einzigen Mannes, sogar das Interesse der Eitelkeit, welches doch viel mehr umfasst, als der gröbere Eigennutz, ist nicht so durchaus unverträglich mit dem Wohlbefinden anderer, als es die Liebe zum gemeinen Besten oftmals seyn muss. Es findet sich darin bald eine Rangordnung; und Mächtigen erlaubt jeder gern Befriedigung ihrer Privatneigungen: denn das macht sie nachsichtig gegen die Wünsche anderer. Unerbittliche Liebe zum gemeinen Wohl, Gerechtigkeit und die allgemeine Billigkeit, die nicht leidet, dass Schwachheit für Laster und Verbrechen ausgegeben werde, aber auch dem überstrichenen Laster den Schein der Tugend nicht lassen will: diese allein sind unvereinbar mit der Nachsicht, die man gern für Güte des Herzens ausgeben möchte, und die nur aus Ohnmacht des Willens oder aus schlechten Neigungen entspringt.

So wie der Graf Broglio müssen alle Männer, die in dem Gefühle einer höhern Bestimmung leben, und sich ihr opfern, erbittert werden, wenn sie sich vergeblich für die edeln Zwecke ihres Lebens abarbeiten. Alsdann dienen die Ausbrüche des Unmuthes, die sie nicht mehr unterdrücken können, zu Beweisen der Härte, der feindseligen Gemüthsart und der Unverträglichkeit. Sie werden gelassener, wenn die Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, etwas auszurichten, bey ihnen in Gefühl übergeht; und so werden sie dann nach ihrem Tode gelobt, damit man von ihres gleichen unter den Lebenden, wenn es dergleichen giebt, desto hartnäckiger eben so reden könne, als man von dem Verstorbenen sprach, so lange man ihn fürchtete.

*Pour moi*, fährt *Guibert* fort, *je l'ai pleuré, et je le pleurerai toute ma vie. Il n'avait jamais servi à ma fortune, il y avait nui plutot. Il m'avait fait des ennemis. Son Caractere, son ame, toute sa personne avait dès ma plus tendre jeunesse tant d'attraits pour moi, et tant d'ascendant sur mon ame, que je trouvai une sorte de charme, après lui avoir reproché son tort envers moi de le lui pardonner.* Wenn der Graf Broglio wirklich alle die grossen Eigenschaften besass, die ihm hier beygelegt werden: so zeigt Guibert sich hier würdig, neben ihm genannt zu werden. Eben so selten, als die Charaktere, die jenem gleichen, sind auch diejenigen, welche die Superiorität jener anerkennen, und durch Bewunderung und Hochachtung zu thätiger Anhänglichkeit fortgerissen werden.

Das edle Gefühl, welches die oben angezogene Stelle eingegeben hat, herrscht im ganzen Buche. Der gröste Theil der Reisen, deren Andenken darin aufgezeichnet ist, ward durch das Geschäft veranlasst, welches dem Vf. oblag, die Invaliden zu visitiren, die in den entferntern und kleinern Festungen vertheilt waren. Diess führte ihn in mehrere von ihnen bewachte Staatsgefängnisse, und hier fand sich viel Tadelnswürdiges. Es ist mit Recht als eine Merkwürdigkeit in öffentlichen Blättern angemerkt, dass in der Bastille, bey ihrer sogenannten Eroberung, im Jahre 1789. nur *Sieben* Personen sassen: und die Feinde der damaligen königlichen Staatsverwaltung nahmen zu veralteten Geschichten ihre Zuflucht, um die *Lettres de cachet* und die Staatsgefängnisse verhasst zu machen. Hier lernt man aber doch, dass unter der milden Regierung Ludwigs XVI. manche Opfer des Ministerialhasses oder vielleicht der Verfolgung untergeordneter Staatsdiener in den Winkeln des grossen Reichs in Kerkern verschmachten und schlechtdenkenden Auffehern Preis gegeben werden konnten.

Eine Bemerkung, die oft wieder kommt, betrifft den Wegbau. Es ist aus den Schriften über die französische Staatsverwaltung bekannt, dass die *Pflichtdienste* zu diesem Behufe *(Corvées)* eine Quelle der beschwerlichsten Bedrückungen der Landleute ausmachten. Turgot, der als Intendant diese Plage kennen gelernt hatte, fing an, sie abzuschaffen. Aber unter seinen Nachfolgern fand man es *bequemer*, den alten Weg wieder einzuschlagen. Hie und da machte ein Intendant zur Erleichterung der geplagten Bauern die Einrichtung, alle Wegearbeit für Bezahlung thun, und die Kosten durch eine allgemeine Auflage herbeyschaffen zu lassen. Allenthalben, wo Guibert diese Einrichtung traf, fand er die Wege besser, und das Volk zufriedner. Aber nach Turgot hatte kein Minister den ernstlichen Willen, das Uebel für immer im Ganzen abzuschaffen.

Brest sah der Vf. im Jahre 1778. Seine Beobachtungen über den Geist, der in der Marine herrschte, und über die schlechte Organisation des ganzen Seedienstes sind für die Geschichte der französischen Staatsverwaltung wichtig. Wir zeichnen hier einen Zug aus, der den Nationalcharakter darstellt, und in der Erzählung eines Franzosen selbst um desto merkwürdiger ist. Guibert fand in Brest alles erfüllt vom lautesten Lobe eines Schiffscapitains *de la Clocheterie*, welcher von dem Seeminister Sartines einen Brief voll der übertriebensten Lobsprüche wegen eines zweifelhaft gebliebnen Gefechtes gegen eine englische Fregatte erhalten, unterdessen von dem englischen Capitain, der sich mit einem schwächern Schiffe eben so gut aus der Sache gezogen hatte, in den Zeitungen seiner Nation nur

nur die wenigen Worte gesagt wurden: der Capitain und seine Mannschaft haben ihre Pflicht vollkommen erfüllt.

Alle kleinen Züge, welche die Administration der öffentlichen Angelegenheiten betreffen, charakterisiren die Regierung Ludwigs des XVI., so wie sie überhaupt schon bekannt ist. Keine grosse Missbräuche, keine schreyende Ungerechtigkeiten, das alles konnte unter einem Regenten nicht statt finden, der sich bemühte, wohlgesinnte Männer zu Gehülfen seines hohen Berufs zu erhalten, und bey dem Rechtschaffenheit die erste Empfehlung zu Ministerstellen war. Aber eine solche Schlaffheit in der Verwaltung, eine so grosse Nachsicht gegen das Privat-Interesse einer so grossen Zahl von Menschen, dass der Staat zuletzt mehr davon litt, als einige wenige grosse Favoriten ihm kosten konnten, die nur für sich selbst genommen und andre in Ordnung gehalten hätten.

Im J. 1784. besuchte Guibert Lothringen, und sah bey dieser Gelegenheit in Gesellschaft eines französischen Herzogs von A*** Pirmasenz. Der Landgraf Ludwig IX. von Darmstadt spielte damals den militärischen Souverän, und ahmte den grossen König von Preussen auf eine Art nach, die hier zu einer äusserst komischen Beschreibung Anlass giebt. Er liess zwey Bataillons aufmarschiren: sein drittes war untergesteckt, um jene beiden complet zu machen. In dem erbärmlich meublirten Schlosse sah man nichts als Schildwachen, und die Unterhaltung bey Tafel ward durch unaufhörliches Präsentiren des Gewehrs mit schrecklichem Getöse, das alle Viertelstunden beym Ablösen verdoppelte, unterbrochen. Er selbst, im lächerlichsten Aufzuge, um sich ein preussisch seyn sollendes Militär-Ansehn zu geben.

Von Lothringen aus reisete der Vf. in die Schweiz. Die Beschreibung der unzählige Male beschriebnen Gegend von Bern und Thun ist dennoch anziehend durch den eigenthümlichen Ton des wahren Gefühls. Man gewinnt den Mann lieb, der so denkt und empfindet, und hört ihm gern zu, wenn er erzählt, was er gesehn, so oft es auch von andern schon beschrieben worden. Eben so anziehend sind die Beschreibungen des weniger bekannten Campaner Thals in den Pyrenäen, und von Vauclüse, in der Reise durch das mittägliche Frankreich, die die letzte Hälfte des Buchs einnimmt, und worin der französische Leser viel kleines ihm wichtiges Detail von Bemerkungen über Gegenden, Kanäle und öffentliche Anstalten u. dgl. findet. Der deutsche Leser begleitet mit weniger Interesse, doch allemal mit Vergnügen, den geistvollen Reisenden, und bedauert am Schlusse des Buchs, einen so liebenswürdigen und achtungswerthen Gesellschafter zu verlieren.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Der Mann aus dem Grabe*, oder der Lebendigbegrabene und Wiederauferstandene. Eine Geschichte, deren Bekanntwerdung Kabale und Eifersucht bis jetzt verhinderten. Mit Kpfrn. 1803. 208 S. 8. (20 gr.)

Eine Uebersetzung aus dem Französischen, durch welche weder Frankreich an Ruhm, noch Deutschland an Unterhaltung gewinnt: denn das Ganze ist eine schlechte Zusammensetzung von Unwahrscheinlichkeiten, welche alle Täuschung, von Pinseleyen, welche alles Interesse stören, von Theatercoups, welche keine Wirkung hervorbringen, und von Unsinn endlich, welcher den gesunden Menschenverstand beleidigt. Mit der kühlsten Prosa wird nicht nur erzählt, wie ein Verstorbener seinem Sohne (dem nachmals lebendig Begrabenen) und noch einem Andern erscheint und allerley Neuigkeiten erzählt, sondern es wird auch, zur Erklärung solcher Erscheinungen, nachher ein Gewäsch gemacht von unsichtbaren und sichtbaren Substanzen, die sich wieder in irdische und himmlische theilen u. dgl., und zwar in einem so ernsthaften und albernen Tone, dass man den Vf. fast für einen nur zu bekannten, geistlosen Geisterseher in unsrer Nähe halten sollte. — Von Kupfern ist nur eins neben dem Titel, und zwar ein recht erbärmliches, zu sehen.

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Rostock*, b. Stiller: *Ueber das Bedürfniss eines neuen Systems der christlichen Theologie, und die rechte Art, dasselbe zu erreichen.* Vorzüglich *gegen Hn. D. Ammon*, von D. *Sam. Gottlieb Lange*. 1804. 82 S. 8. (6 gr.) Eine Recension der Götting. gel. Anzeigen (1803. 102. St.) über Hn. D. *Lange's* System der christl. Theologie, I. Th., gab zu verstehen, dass dieser sich bey Festsetzung der ersten Principien und Hauptprobleme in Missverständnisse, Widersprüche, Inconsequenzen u. s. w. verwickelt habe, dass er vornehmlich nicht die Lehre vom höchsten Gute hätte übersehen sollen u. s. f. Hr. *L.* antwortet darauf vorerst geradezu in einzelnen Bemerkungen über die Recension selbst. Die bedeutendste ist die Rechtfertigung S. 5., dass Er die Moral als eine bloss formale Wissenschaft sich denke, welche mit der rechten Art des Strebens nach den dem Menschen gegebenen (?) Zwecken der Moralität und Glückseligkeit, nicht aber mit diesen Zwecken selbst es zu thun habe, dass vielmehr die Lehre von diesen Zwecken selbst, und die Ueberzeugung, sie seyen die echten Zwecke des Menschen, nach seiner Theorie von einem christlich-theolog. System nicht in die Moral, sondern in die Religionswissenschaft gehöre. Diese Antwort zeigt zwar, dass die Anordnung des Hn. *L.* überdacht und nicht aus Uebersehen entstanden war, sie scheint aber auf einer nicht an sich nothwendigen Beschränkung der systematischen Moral zu beruhen. Die Moral hört nämlich nicht auf, eine bloss formale Wissenschaft zu seyn, wenn sie vielmehr *alles Autonomisch-Praktische*, also den Zustand der beglückenden Rechtschaffenheit, welchen man handelnd hervorbringen soll, d. h. den Zweck, von seiner ideellen Seite betrachtet, eben sowohl als die echten Mittel, nach Bewirkung dieses Zustands zu streben, in ihrer doctrinalen Bearbeitung umfasst. Weiterhin folgen manche indirecte Antworten und Bemerkungen des Hn. *L.*, indem er das Neue Lehrbuch der religiösen Moral, und der christlichen insbesondere, von D. *Chstph. Fr. Ammon* (Göttingen 1800.), vornehm-

nehmlich von der wissenschaftlichen Seite einer strengeren Kritik, als gewöhnlich ausgeübt wird, unterwirft. Diese sind eingreifend und für die Sache (denn als persönlich sollen dergleichen Differenzien nie angesehen werden!) wichtig. Hr. *A.* hat in der Vorrede zu diesem Lehrbuch das Geständniss: dass die Kantischen Lehren ihm sämmtlich nicht mehr Genüge thäten, und er sie *mit der religiösen, namentlich mit der christlichen, Moral für unvereinbar* halte, abgelegt. Auch Rec. erstaunte hierüber, nicht wegen des Geständnisses, desto mehr aber wegen der dafür in Masse aufgebotenen Gründe, welche nach einer mehrjährigen Bekanntschaft mit den Kantischen Ideen äusserst unerwartet seyn müssen. Wie kann Hr. *A.* jetzt erst (Vorr. S. VIII.) anstössig finden, dass nach der Kantischen Ethik alle *materiellen* Grundsätze der Sittenlehre unmoralisch, unrein, verwerflich seyen, dass der Wollende sich von aller Materie des Willens trennen müsse, um zur reinen Form desselben zu gelangen. Hr. *L.* bemerkt ganz evident, dass materielle (von einem Product des Wollens hergenommene) Grundsätze verwerflich seyn müssen, *wenn* sie als höchste *Principe* der *reinen* Moral (der Lehre von einer bloss durch die Idee des Guten selbst begründeten Entschlossenheit für das Gute) aufgestellt würden, dass aber weder *Kant* noch irgend ein durchdringender Erklärer seines Sinns sie aus der angewandten Sittenlehre [eigentlich: aus der moralischen Ascetik] zu verbannen gesonnen sey. Nähme aber der Moralist auf die Materie des Wollens schon bey der Bestimmung seiner Pflichtgebote Rücksicht: so würde die Pflicht von der Erfahrungswelt, das Gebot von dem möglichen Effect seiner Ausübung abhängig. Von ähnlicher Art sind fast alle in der *A.* Vorrede gegen *Kants* moralische Begriffe in Masse aufgeführten Vorwürfe. So verkennt Hr. *A.* S. 3. Anm., was doch kaum zu verkennen ist, wie nothwendig und gegründet es sey, dass die religiöse Moral noch nicht auf das Seyn der Gottheit baue, sondern völlig consequent erst nur die Idee der Gottheit (das Ideal des heiligen Wollens, als Norm unsers Wollens) zu denken fordere. Gerade dadurch, dass die moralisch-religiöse Rechtschaffenheit, von all jenen schweren Speculationen über das Seyn der Gottheit unabhängig, feststeht, ist sie vor Skepticismus gesichert, (das Ideal der Gottheit wird auch der Atheist anerkennen!) und, was sie seyn soll, ein Gegenstand der Einsicht und Ueberzeugung aller, auch der von speculativen Demonstrationen und Postulaten noch so sehr entfernten, Menschen. Hr. *A.* behauptet ferner, dass eine religiöse Moral, weil sie die Annäherung an die Gottheit als das Ziel aller Pflichten betrachte, das Gebiet der Vernunft-Moral *erweitere*, dass die Freyheit als Vermögen schon in dem *Begriff* einer Intelligenz liege, dass die unbestreitbare Sittenformel (die echte Formel des Moralgesetzes) das Mannichfaltige der *Neigung* in *Harmonie* bringen müsse, und zwar so, dass der Mensch, wenn er nach diesem Sittengesetze handelt, *niemals in Widerstreit mit sich selbst komme*, welches geschehe, indem man *den logischen Grundsatz des Widerspruchs auf den Willen* übertrage u. dgl. m. Auf diese und noch andere die Basis einer religiösen Moral betreffende Sätze dringt Hr. *L.* mit starken Waffen ein, und Rec. gesteht aufrichtig, dass er die Vertheidigung derselben Hn. D. *A.* ganz allein überlassen muss.

In einem *zweyten* Abschnitt legt Hr. *L.* seine Idee, die *Theologia stricte sic dicta* besser in ein System zu bringen, vor. Eine als Wissenschaft bewährte philosoph. Moral zum Grunde gelegt und mit den Sittenvorschriften des Christenthums verknüpft, giebt ihm sein *System der theologischen Moral*, die als eine von der Dogmatik verschiedene Disciplin für sich bestehen bleibt; wie diess bereits von den Pflegern der Wissenschaft anerkannt ist. Vornehmlich in der Dogmatik aber will Hr. *L.* anders, wie bisher, verfahren. Sie soll ein System der *Glaubenslehren* enthalten, deswegen eine *philosoph. Glaubenslehre* oder Religionswissenschaft (diess setzt der Vf., ohne Zweifel weil er den Begriff des *Glaubens* anders, als der gemeine Sprachgebrauch, bestimmt, als synonym!) zum Grunde gelegt, und die *rein-christliche Glaubenslehre* alsdann damit, eben so wie in der theolog. Moral die philosophische und reinchristliche, verbunden werden. Nun aber soll *drittens*, und diess wäre das eigenthümlichste, das *kirchliche*, und zwar *lutherische*, *System der Dogmatik* eine eigene Disciplin bilden. Eine kurze Geschichte der Dogmatik soll als Einleitung vorangehen, und mit jedem Dogma die *Geschichte* desselben verbunden werden, um dem Uebelstande abzuhelfen, dass mancher junge Theologe die Akademie verlasse, ohne eine vollständige und richtige Ansicht der Lehre seiner Kirche erhalten zu haben. Letzteres mag wohl sehr wahr seyn. Allein soll denn der junge Theologe, nachdem er durch die reinchristlich-theologische Religionswissenschaft das Reinste, was ihm der Zeitgeist jetzt geben kann, empfangen haben soll, die davon abgehenden Ansichten bloss nach dem Schema des Lutheranismus geordnet und gewendet kennen lernen? soll ihm nur der Lutheranismus mit seinen Gründen, andere Ansichten aber bloss geschichtlich vorgetragen werden? soll er nicht vielmehr so, wie *Plank* dazu das Beyspiel gab, von allen in wichtigen Punkten verschiedenen Systemen eine für die Vergleichung hinreichende, nicht bloss historische, sondern wissenschaftliche, Entwicklung ihrer Entstehung, Haupttendenz und wesentlichen Gründe unparteyisch kennen und prüfen lernen? wobey der Lehrer bey dem einen kirchlichen System sich mit Recht länger als bey dem andern verweilen wird, nicht aber weil es System seiner Kirche, sondern bloss in so fern es schwerer zu erklären ist, und Sätze, welche immer noch Aufmerksamkeit und Prüfung verdienen, enthält. Rec. billigt demnach allerdings die Scheidung des (nach jetziger Einsicht) reinchristlichen Dogmensysteins von der Entwicklung der Systems-Versuche, durch welche früher sich gewisse Kirchen gebildet haben. Aber die wissenschaftliche Parteylosigkeit fordert, dass die Disciplin, welche Hr. *L.* als die dritte aufstellt, einen weitern Umfang erhalte, und dass darin kein Kirchensystem über das andere gleichsam dominire. Werden aber alle, welche jetzt noch der Prüfung werth seyn können, nach ihrer innern Begründung und Consequenz mit gleichem Fleisse dargelegt: so ist hiezu die Idee, der Entwurf und der Erweis des Bedürfnisses bereits durch Hn. *Plank* (gewissermassen schon durch *Alberti Interesse religionum*) vorhanden. Wir wünschen übrigens, dass Hr. *L.* alle drey Disciplinen mit dem ihm eigenen, von philologisch-historischer Gelehrsamkeit unterstützten Talent, die Kantische Philosophie für die Theologie scharfsinnig zu benutzen, glücklich durchführe, und dabey die wenigen Verbesserungen der Kantischen Lehre, die in den sogenannten neueren Philosophieen liegen und von diesen selbst leicht das Beste ausmachen möchten, zum Vortheil des Ganzen aushebe und anwende. — Am Ende folgt eine kleinere Antikritik gegen die Rec. des oben genannten Lange'schen Buchs in dieser A. L. Z., worauf wir dem Vf. jener Beurtheilung, wenn er es für nöthig hält, Rücksicht zu nehmen überlassen. Das Bemerkenswertheste ist (S. 79.) die bestimmtere Unterscheidung des Vfs. über das empirische und das freye Wollen: „Die Wahl zwischen Gutem und Gutem, Bösem und Bösem ist Wahl zwischen einzelnen Fällen, und gehört daher zum empirischen Wollen des Menschen. Bloss die gesetzmässige und gesetzwidrige *Maxime*, welche dem Betragen des Menschen zum Grunde liegt, ist Werk des reinen Willens." Dazu gehört denn noch weiter, dass die Materie der Maxime, das Gesetz, welches in die Gesinnung aufgenommen wird, Product ist der reinpraktischen Vernunft, deren Unterschied vom reinen, freyen Willen hierdurch klar einleuchtet. *Wie*, nach welcher Gesinnung, zu handeln sey, sagt die Vernunft als etwas, das allgemein gelten sollte; und diess ist es, was der Wille für das Subject geltend oder nichtgeltend macht. *Was* aber im Einzelnen, jener Gesinnung gemäss, zu bewirken sey, diess sagt der Verstand, nach seiner Erkenntniss der Erfahrung, folglich nicht frey, sondern unterordnend das Gegebene der möglichen Handlung dem Gegebenen der angenommenen Gesinnung. Darin also, dass der Mensch eine andere *Gesinnung* annehmen kann, im *μετανοεῖν*, ist er frey, ungeachtet die empirischen Veranlassungen und Motive zur *Besinnung* nicht ausgeschlossen sind.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Montags, den* 28. *April* 1806.

## *PÄDAGOGIK.*

### *Schriften, die Methode des Unterrichts im Lesen betreffend.*

Unser Zeitalter sucht die höchsten Grundsätze, in deren Besitz es sich fühlt, auch auf das anzuwenden, was man vorher als geringfügig dem Zufalle oder den Praktikern überliess. Ueber die verschiedenen Methoden des Unterrichts im Lesen fing man zwar schon vor langem an zu urtheilen, man tadelte, erfand, priess an, verwarf wieder, machte auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam; und vor mehr als drittehalb hundert Jahren gab *Valent. Ickelsamer* eine Methode an, die Kinder ohne Buchstabiren lesen zu lehren, nachher (1721.) *Venzky*, nach diesem ein Ungenannter in *Nachsinners Lesekunst* u. s. w., bald nachher (1750.) *Hecker*, und hierauf *Basedow*, *Heineke*, *Wolke*, *Gedike* u. a., welches in Nr. 4. der unten angezeigten Schriften in einer kurzen historischen Uebersicht bemerkt ist. Aber nie ist dieser Gegenstand mit solchem allgemeinen Interesse und mit so tiefen Forschungen behandelt worden, wie jetzt bey Hn. *Oliviers* Erfindung der *Lautmethode*, oder, wie er sie auch nennt, des *ortho-epo-graphischen* Systems, welche sich der bisher unter mancherley Formen gebrauchten *Nominalmethode* am stärksten entgegensetzt.

Hr. *O.* kündigte seine Erfindung an durch folgende Abhandlung:

1) LEIPZIG, b. Gräff: *Ueber den Charakter und Werth guter natürlicher Unterrichtsmethoden.* Ein Wort zu seiner Zeit gesprochen von *F. Olivier.* Bey Gelegenheit einer öffentlichen Prüfung einiger von ihm, theils wirklich auf ganz *neue*, theils auf einfachere und zweckmäsigere Grundsätze zurückgeführten Lehrmethoden. 1802. 82 S. nebst einigen Seiten Zeugnisse.

Der Vf. macht hier vorläufig auf die unter seinen übrigen eigenthümlichen Lehrarten ausgezeichnete Methode, lesen und recht schreiben zu lehren, als auf eine nicht ganz unwichtige Entdeckung und Erfindung aufmerksam. Er wünscht, dass eine so wichtige Angelegenheit der Menschheit, als diejenige sey, womit er sich beschäftige, von Regenten geprüft und beherzigt werde. Er bemüht sich, zu zeigen, dass bey allem Unterrichte der *subjective* Zweck (die formale Bildung) die Hauptsache sey, vornehmlich bey dem *Fundamental-Unterricht*, und dass also die *Erfindung* einer solchen Methode als eine der *grössten Wohlthaten* für die ganze Menschheit zu betrachten sey. Nur von diesem Unterrichte wird in dieser Rede, welche der Vf. bey der Prüfung der Kinder an die Anwesenden hielt, gehandelt. Allein man findet hier vorläufige Lobreden der Sache, und weniger Belehrung, als man damals wünschte, obwohl das Wesentliche jener Methode, wie auch des Unterrichts im Rechnen, Schreiben, welches ebenfalls elementarisch behandelt wird, sich doch auch daraus abnehmen läfst. Im Dec. 1801. hatte Hr. *O.* bereits eine Ankündigung drucken lassen, welche hier beygefügt ist: „*Die Kunst, lesen und rechtschreiben zu lehren, auf ihr einzig wahres, höchst einfaches und untrügliches Grundprincip zurückgeführt.* Eine glückliche, in jeder Sprache anwendbare Entdeckung und Erfindung;" dabey wird dem Publicum ein *neues Elementarwerk* für jedes Fach des Fundamental-Unterrichts u. s. w. versprochen. Drey Monate hatte er hierauf, mit Beyhülfe des Hn. *Tillich* seinen Unterricht mehrern Kindern zu Leipzig ertheilt, und bey der Prüfung fielen die Zeugnisse der Anwesenden, welche hier ebenfalls angehängt sind, und worunter man die Namen *Carus*, *Cäsar*, *Erhard* und mehrerer urtheilsfähiger Männer lieset, äusserst günstig aus. Bald darauf erschien als Anhang zu dieser Schrift:

2) Ebendas.: *Nachtrag einiger wichtigen Zeugnisse und Urtheile über meine Neue Methode, lesen und rechtschreiben zu lehren,* von *F. Olivier.* 1802. 30 S. 8.

Diese Zeugnisse sind allerdings wichtig. Denn der Erfinder hatte sich von Leipzig nach Halle begeben, und erhielt dort die günstigsten Urtheile für seine neue, einfache, naturgemäfse Methode des Lesenlehrens von mehrern dortigen, sehr urtheilsfähigen Professoren, nämlich *Niemeyer*, *Eberhard*, *Wolf*, *Vater*, *Klügel*, *Gilbert*, *Maafs*, *Vofs*, *Jacob* und mehrern andern Männern. Diese Urtheile tragen das Gepräge der besonnenen Beobachtung und scharfen Betrachtung. Unter eines *Niemeyers* Auge unterrichtete *O.* die Tochter dieses Pädagogen im Französischen; jedes auch der übrigen Urtheile, so kurz sie auch sind, verdient von den Freunden und Gegnern dieser Methode gelesen zu werden. Rec. setzt, um einer künftigen Bemerkung willen, das von *Gilbert* hierher: „Ob übrigens die Olivierschen Sprach-Elemente die einzig wahren sind, darüber mögen Sprachforscher entscheiden. Mir, als Chemiker, war es interessant, auch hier Elemente aufgeführt zu sehen, die nicht für sich, nur in ihrer Verschmelzung mit andern, darstellbar sind, und so die Rollen, welche in meiner Wissenschaft so manche chemische Elemente spielen, auch in andern Regionen wieder zu finden."

Von der Zeit an wurde das erregte Auffehen diefer Lehrart in öffentlichen Blättern unterhalten. Hr. *O.* felbst begab fich noch im J. 1802. nach Deffau, um dort praktifch und literarifch feine Idee auszuführen. Nach einiger Zeit erfchien wieder folgende kleine Schrift von demfelben:

3) Dessau, in d. Schulbuchh.: *Verfuch der Charakteriftik einer vollkommen naturgemäßen Lefelehrart.* Ein Beytrag zur endlichen Entfcheidung der Streitfrage: welche Methode, lefen und rechtfchreiben zu lehren, ist nach allen Vernunftgründen für die beste und vortheilhaftefte anzuerkennen, und als folche allgemein anzuempfehlen? Von *F. Olivier.* 1804. 30 S. 8.

Diefe Brofchure war gleichfam die Inhaltsanzeige des gröfsern Werkes. Hr. *O.* legt in derfelben theils den redlichen Eifer für die Sache dar, welcher immer an Wärme gewonnen hatte, theils die Hauptmomente feines Systems. Diefe werden nämlich gefetzt in die *objective* fowohl als *fubjective Naturmäßigkeit* einer Lefelehrart. Die erstere fordert vorerst als Bedingungen 1) die Ausmittelung der fämmtlichen Sprachlaut-Elemente, und 2) die Widerherstellung jenes einfachsten urfprünglichen Verhältniffes der fchriftlichen Zeichen zu den Elementarlauten. Da nun eine folche Grundreform der Sprachbezeichnung nicht wohl dadurch bewirkt werden kann, dafs man jedem Laut-Element fein eigenthümliches, einfaches Zeichen gäbe: fo mufs ein andrer Weg eingefchlagen werden, welcher fich aber nur darin findet, dafs man alle Laut-Elemente, abgefehen von der Sprachbezeichnung, auffaffen läfst, und hierauf die *üblichen* Zeichen auf ihre entfprechenden Laut-Elemente bezieht. In feiner Tablatur glaubt nun Hr. *O.* diefes aufgestellt zu haben, wobey fich ihm drey folgende Ideen entwickelten, welche wir, als nothwendig zur Begründung eines Urtheils über die Sache, mit den eigenen Worten des Vfs. hier angeben müffen.

„*a*) Die Idee eines *allgemeinen Sprachtonfystems*, oder eines Mittels, durch welches die willkürliche Combination der Elementarlaute aller Sprachen, durchaus von aller fchriftlichen Bezeichnung unabhängig gemacht werden kann. *b*) Die Idee einer *allgemeinen Sprachtonlehre*, oder einer, das Elementar-Tonwefen aller Sprachen umfaffenden Wiffenfchaft, in welcher der ganze Sprachmechanismus und die Theorie der gefammten Elementar-Sprachlaute, ohne alle Rückficht auf ihre befondere Bezeichnung, vollständig entwickelt, und fo ein bisher stets noch unvollkommen gebliebener Theil unferer Sprachlehren feiner Vollendung entgegengeführt wird. *c*) Und endlich die Idee einer allgemeinen *Sprachtonkunst*, oder eines Mittels, alle Elemente der Tonfprache *möglichst* genau zu bestimmen, und forgfältigst, vermöge einer Art von kunstmäfsiger Behandlung und einer strengen Uebung des Gehör- und Sprachorgans auszubilden, und nach Willkür zu combiniren; eine Uebung, aus welcher nothwendig die Fertigkeit, eine jede fremde Sprache, ihrem Tonwefen nach, überaus leicht, ficher und vollkommen zu erlernen, unfehlbar entfpringen mufs."

Rec. will hier nicht bey den Einwendungen verweilen, welche fich gegen das Fundament diefer Abtheilung machen liefsen, nämlich dafs der Unterfchied der zweyten und dritten diefer Ideen von der ersten nicht im Klaren liegt, und fich die erste ohne die andern nicht wohl begreifen läfst; das hellere Licht verbreitet erst die Darlegung des Systems über die ganze Sache. — Die *fubjective* Naturmäfsigkeit einer Lefelehrart fucht die mögliche unmittelbare Verbindung zwifchen dem Elementarlaut und feinem üblichen Zeichen zu bewerkstelligen. Hauptfächlich in diefem Verfahren erklärt Hr. *O.* ihren Charakter als *Lautmethode.*

Mittlerweile aber war diefe Methode in dem Publicum durch die Praxis felbst bekannter geworden. Noch im J. 1802. war Hr. *O.* nach Berlin gereifet, und hatte dort den Kindern des Königs Unterricht im Lefen ertheilt, auch noch anderwärts Proben von feiner Methode unter den Augen urtheilsfähiger Männer abgelegt. Auch war die Aufmerkfamkeit des Monarchen, der Curatorien, und mehrerer der wichtigsten Männer in Berlin auf diefen Gegenstand gerichtet, und es wurden gutachtliche Berichte gefordert; auf eine fehr würdige Art liefs man fich dort die Sache angelegen feyn. Hierdurch wurde folgende Brofchüre veranlafst:

4) Berlin, in d. Realfchulbuchh.: *Ueber die neue Lefelehrart des Hn. Prof. Olivier, und die damit auf höhere Veranlaffung in dem Landküfter-Seminario zu Berlin angestellten Verfuche.* 1803. 160 S. C Seiten Einleit. u. 4 Tab.

Die Einleitung ist vom Hn. Infp. *Herzberg*, und giebt gefchichtliche Nachrichten über die Verfuche diefer Lefelehrart in Berlin, mit einer intereffanten Erzählung des fel. *Gedike* über frühere Verfuche diefer Art. Sodann folgt das Refcript des königl. Obercurat. des Friedr. Wilh. Gymnaf. an Hn. O. C. R. *Hecker*, deffen Bericht, des Hn. Infp. *Herzbergs* amtlicher Bericht über diefe Methode und deren etwanige Anwendbarkeit für niedere Stadt- und Landfchulen; ferner zwey gutachtliche Berichte von Lehrern an jenem Gymnafium, Hn. *Zimmermann* und Hn. *Straube*, und endlich einige Gedanken über diefe Methode von den Lehrern Hn. *Henfel* und Hn. *Hoffmann.* Diefe fämmtlichen Urtheile find nur ungünstig. Am ausführlichsten betrachtet Hr. *Herzberg* die Oliv. Methode, und zwar fo, dafs man ihm weder Unbekanntfchaft mit derfelben, noch auch alle Unbefangenheit abfprechen kann. Er macht Bemerkungen 1) über den Ungrund der fo uneingefchränkten Vorwürfe gegen die ehemalige Methode; 2) über die Schwierigkeiten der Oliv. Methode, indem diefelbe franzöfirend die Sylben zu viel zufammenziehe, und durch die zu grofse und verwirrende Tablatur zu viel Cultur der Lehrer wie der Lehrlinge verlange; 3) über die Täufchung, welche bey den Beobachtern derfelben vorwalte, da er als Augenzeuge die geprieſenen Vorzüge nicht

nicht habe finden können. Hierauf schlägt er eine Modification dieser Methode für die Schulen vor, welche darin besteht, dass a) die Kinder Ein Jahr durch Denk- und Sprechübungen zum Lesen vorbereitet werden, jedoch dabey zugleich die Buchstaben lernen sollten; b) dass man die Laute zweckmässiger zusammenstellen und benennen sollte, nur nicht mit so vielen Nüancirungen; c) dass man die Laute hiernach auch collectiv aufstelle; aber überhaupt d) die Nüancirungen im Aussprechen nur allmählig bekannt mache.

Diese Gegenerinnerungen nebst den andern, welche in der angeführten Sammlung der Berliner Berichte vorkommen, verdienten allerdings Aufmerksamkeit und ruhige Würdigung. Indessen hatte nun einmal Animosität in den öffentlichen Verhandlungen der Sache begonnen, wovon die mancherley Journale, welche dergleichen Gegenstände aufnehmen, Zeugnisse enthalten. Aber auch folgende Sammlung giebt einen Beleg hierzu:

5) Leipzig, b. Gräff: *Pädagogisch-amtliche Berichte an das Publicum über die Lautmethode des Hn. Prof. Olivier.* 1805. 202 S. 8. (16 gr.)

Durchaus polemisch gegen jene Gutachten und Berichte. Die Einleitung und die ersten beiden Abhandlungen über den eigenthümlichen Werth jener Methode und Rechtfertigung derselben gegen Einwendungen — insbesondre von *Pöhlmann*, *Stephani* und *Herzberg*, und mit Beziehung auf eine weiter unten noch anzuzeigende Schrift von *Teumer* — haben den würdigen Mitarbeiter *Oliviers*, Hn. *Tillich*, zum Vf. Dieser Pädagog hatte allerdings am ersten ein Wort der Vertheidigung für die angefochtene neue Sache zu sprechen; er thut es auch mit Einsicht und Ruhe, obwohl mit Wärme durch die Ueberzeugung, dass es in der Erziehung keine Kleinigkeiten gebe, und diese Sache wichtig genug sey. Er stimmt ganz Hn. *O.* bey, manches der Theorie noch genauer darstellend, z. B. es gebe eine unübersehbare Mannichfaltigkeit von Wortlauten, die Menge der Sprachelemente sey dagegen gar wohl übersehbar; ja diese fänden sich in jeder Sprache *beynahe* alle. Die folgenden Abhandlungen sind indessen dieses Vorgängers nicht würdig. In einem unruhigeren und bitteren Tone eifert Hr. *Ernst Scheiz* in dem ersten dieser sogenannten pädagogisch-amtlichen Berichte; aber gänzlich unwürdig ist der Ton des Hn. Schul-Ephorus *Perschke* (des Herausg. dieser Berichte) gegen Hn. *Herzb.*, z. B. „wir wollen es also ihm selbst überlassen, ob er mit diesem seynsollenden *Stützvocal* die morsche Buchstabirhütte, die den Einsturz droht, wird gehörig *stützen* können." Das hinkende Gleichniss, von einer Unmethode der Schwimmkunst hergenommen, wird durch den wirklich abgeschmackten Witz, der darin herrscht, der Sache wenig Erspriessliches leisten. Nicht minder heftig gegen Hn. *Herzb.*, aber in besserm Tone, ist der Bericht von Hn. Cantor *Hilscher* zu Weissig am Bober. Zweckdienlicher ist die Nachricht, welche der Hr. Premier-Lieut. *von Vieregg* von der Einführung und dem glücklichen Fortgange der *Oliv.* Leselehrart in der Garnisonschule zu Naumburg ertheilt. Die übrigen kleinen Anhänge enthalten einige Nachrichten über die Einführung eben dieser Methode in der Bürgerschule zu Naumburg von Hn. *Urbach* und von *N—r.* — Doch, wir kommen zum Hauptwerke selbst.

6) Dessau, in d. Schulbuchh.: *Ortho-epo-graphisches Elementarwerk; oder Lehrbuch über die in jeder Sprache anwendbare Kunst, rechtsprechen, lesen und rechtschreiben zu lehren.* Von *F. Olivier.* — *Erster* theoretischer Theil, enthaltend: die Darstellung des ortho-epo-gr. Systems. 1804. XIV u. 216 S. 8. (Hierzu 1) eine tabellarische Uebersicht, in Royalfol. 2) eine system. Darstellung eines nach den Sprachorganen geordneten allgem. Elem. Sprachlaut-Alphab. in R. F. 3) eine kleinere Kupfertafel, die Mundöffnungen darstellend. Und ausserdem mehrere Uebungstabellen.)

Mit grosser Sorgfalt und Unverdrossenheit sucht Hr. *O.* in diesem Werke seine Erfindung theoretisch zu begründen, indem er in einer *ersten* Abtheilung die Lautmethode als eine vollkommen naturgemässe und gründliche Leselehrart zu beweisen sucht, in einer *zweyten* Abth. den Commentar zu jener tabellar. Uebersicht liefert, und in der *dritten* Abth. eine vollständige Analyse der Tonsprache und ihres Mechanismus, nebst einer Theorie der articul. Töne oder Sprachlaute versucht. Man sieht hieraus, dass die Aufgabe, an sich schwer, sich nicht auf wenigen Blättern lösen liess. Aber dass sie solche Ausführlichkeit bedurft hätte, womit sie hier behandelt worden, muss Rec. bezweifeln; ja er findet sogar, dass diese Umständlichkeit und Schwerfälligkeit, womit die Begründung der Sache ist gesucht worden, alles dunkler macht und dem Leser nur erschwert; er muss daher jene tabell. Uebersicht denen, die sich mit dieser Methode bekannt machen wollen, als den leichteren Weg zur Einsicht empfehlen. Unangenehm wird die Lektüre fast auf jeder Seite durch die langen Noten aufgehalten. — Doch, wir wollen die Sache betrachten.

Die Lautmethode tritt nach *O.* nicht bloss als eine Leselehrart auf, sondern als eins der wirksamsten Hülfsmittel der Volkscultur und als Grundverbesserung des Fundamental-Kinderunterrichts. Denn sie ist in subjectiver Hinsicht sowohl als in objectiver naturgemäss. Ersteres ist sie, weil sie die Kraft des Kindes der Entwickelung derselben gemäss erweckt und beschäftigt, und das genau nach dem Gange des menschlichen Erkenntnissvermögens. Diesen Gang beobachtet sie dadurch, dass sie zuerst mit dem Bezeichneten, und nachher mit dem Zeichen bekannt macht; zuerst das Sprechenlehren im Allgemeinen und die einzelnen Sprachlautelemente, dann die Erlernung der Schriftzeichen; die Verbindung von beiden aber auf eine völlig sinnlich unmittelbare Weise vermittelst des Gesichts und Gehörs. Das Anschauungsvermögen, wie auch das Combinationsverm. des Kindes

des wird hierdurch in Thätigkeit gesetzt, und es entsteht eine Lesefertigkeit mit reiner deutlicher Aussprache, mit angenehmer Abwechselung des Tons, und mit richtigem natürlichem Ausdrucke; „das Kind lernt so geläufig und gut lesen und richtig schreiben." — Die objective Naturgemäfsheit hat diese Methode, indem sie die Sprache nach dem Körper derselben (dem Tone), wie nach dem Geiste (dem Begriffe), beides vereinigend, behandelt. „Ihr natürliches Buchstabiren, welches, ohne die Sprache wesentlich zu entstellen, dennoch die äusseren Gestalten der Wörter gleichsam wie in einen leisen Schleyer einhüllt, bildet die Sprache für das Ohr zu einer Art von sinnlichem Räthsel um, welches für alle Kinder, fast ohne Ausnahme, wie die Erfahrung lehrt, einen ganz ungemeinen Reiz hat, ihre Neugierde und Aufmerksamkeit erregt, und so den ersten wichtigsten Zweck alles Elementar-Unterrichts: *Erweckung der Geistes-Thätigkeit und Munterkeit*, auf die glücklichste Weise befördert." So wie nun die Sprache zuerst als Gegenstand des Gehörs behandelt werden muss, so wird ihr Buchstabenwesen zum Gegenstande des Gesichts gemacht, welches durch jene Auflösung der Sprache in ihre Lautelemente möglich wird. Dieses geschieht nun in gehöriger Stufenfolge, und mit der Tendenz, das zerstörte ursprüngliche Princip zwischen Schrift- und Tonsprache wieder herzustellen. Sie bewährt zugleich ihre Gründlichkeit theils durch die vollständige Aufsuchung des Tonwesens und seiner physisch-organischen Ursachen, theils durch die vollkommenste Erreichung ihrer entfernteren so wie ihrer näheren Zwecke. Durch ihren natürlichen Mechanismus beschäftigt sie jenen Trieb des Kindes zu Modulationen seiner Stimme, und führt also auch zu jenem höheren Zwecke der Leseübungen, zum Lesen mit fliessendem natürlichen Ausdruck. Die Gewöhnung des Kindes so lange anzuhalten, bis die Bearbeitung vollendet ist, macht einen bedeutenden Nebenvortheil dieser Methode aus. Und die so scharf gewöhnte Aufmerksamkeit auf die reinen Bestandlaute der Worte führt zugleich geradezu zur Rechtschreibung.

Rec. findet nun hierin allerdings eine Begründung der Nützlichkeit, welche die Lautmethode hat, sie dient zugleich der Entwickelung des Geistes. Allein damit ist noch keineswegs bewiesen, dass sie allein es sey, welche dieses leistet. Manche andre Methode wird mit gleich starken Gründen von sich rühmen können, dass sie auf eine unterhaltende Art den Geist des Kindes beschäftige, während sie ihm die Buchstabenkenntniss beybringe: man höre und sehe nur so manche geübte Schullehrer und Beyspiele von Kindern. Ja, selbst die alte Buchstabirmethode wird sich das so leicht nicht nehmen lassen, dass sie unter einem guten Lehrer zu einer Art von belustigendem Spiele werden kann, wobey die Selbstthätigkeit stark aufgeregt wird, indem sie den Lehrling alles selbst finden und abstrahiren lässt. Ueberdiess fällt es doch in die Augen, dass dieser einzelne Zweig des Unterrichts viel zu klein ist, als dass man von ihm allein die Früchte hoffen solle, welche das Ganze des Elementar-Unterrichts hervorbringt. Doch ist dieses auch keineswegs die Meinung des Erfinders. Eben darin schimmert eine Idee durch den unläugbaren Kleinlichkeitsgeist des Ganzen hindurch, dass diese Leselehrart mit jenem Organismus zusammengreifen will. Wie dieses geschieht, sollen die folgenden Theile zeigen.

*(Die Fortsetzung folgt.)*

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Breslau*, b. Grafs u. Barth: *Drey Briefe eines protestantischen Trebnitzischen Bürgers über das fürstl. Stift Trebnitz*, bey dem allgemeinen Gerüchte der Aufhebung der Stifter in Schlesien. Ohne Jahrz. (1805.) 32 S. 8. (4 gr.) — Herzensergiessungen eines Bürgers, der bey der Aufhebung dieses Klosters, wegen der dann vielleicht aufhörenden Wallfahrten an seiner Nahrung zu verlieren fürchtet, und deswegen in drey nicht eben blühend geschriebenen Briefen die Unrechtmäfsigkeit und die zu befürchtenden übeln Folgen einer Aufhebung dieses Stifts zu beweisen sucht. Er wird aber durch seine Schrift diejenigen, welche eine Aufhebung oder wenigstens eine veränderte Einrichtung der kathol. Stifter und Klöster in Schlesien für wünschenswerth halten, schwerlich auf eine andere Meinung bringen, und auch der andern Partey, welche für die alte Verfassung derselben ist, wenig nützen: denn sein Räsonnement ist sehr einseitig und oberflächlich. Es fällt ihm gar nicht ein, dass zwischen dem, was er fürchtet, und dem, was er für recht und billig hält, sich noch ein Mittelweg findet, nämlich der, dass diese Stiftung als Versorgung für unbemittelte Frauenzimmer recht gut bleiben könne, dass aber die Klosterverfassung und der fürstliche Rang der Aebtissin, der nicht gut zu einer Armenversorgungsanstalt passt, aufgehoben werde. Wenn der Vf. den von ihm selbst als vorzüglich wichtig angegebenen Grund gegen die Aufhebung des Klosters; nämlich die Verminderung oder das gänzliche Aufhören der bisherigen Wallfahrten, und der dadurch hervorgebrachten grössern Consumtion an Bier, Brot und andern Bedürfnissen in der Stadt Trebnitz aus einem andern Gesichtspunkte, als aus dem Städtchen Trebnitz heraus betrachtet, und wenn er den Einfluss solcher Zeitverschwendungen auf die moralische und ökonomische Verfassung der Theilnehmer in Anschlag gebracht hätte: so würde er gefühlt haben, dass eben dieser Grund, den er gegen die Aufhebung dieses Stifts vorträgt, am wichtigsten *für* die Aufhebung desselben, jedoch vielleicht mit den oben bemerkten Modificationen, spricht.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Dienstags, den 29. April 1806.*

## PÄDAGOGIK.

*Schriften, die Methode des Unterrichts im Lesen betreffend.*

(*Fortsetzung von Num.* 101.)

In dem *zweyten* Theile von Nr. 6. folgt die Darstellung dieser Lehrart. Sprache und Schrift sind Correlate. Diese letztere theilt sich in Naturschrift und conventionelle Schrift, und diese wieder in symbolische, auch hieroglyphische und Sylben-, wie auch Buchstabenschrift; jene beiden dienten zur Bezeichnung der Begriffe in den Phrasen und Worten, die beiden letzteren für die Lautelemente. Das Bedürfniss führte endlich zur Buchstabenschrift; die Erfindung derselben setzt eine Analyse der Tonsprache voraus, und ihre Vollkommenheit besteht in einem vollständigen Alphabet sowohl der Sprachlaut-Elemente, als der Sprachlaut-Zeichen, d. i. der Buchstaben. So wandelbar auch bey den verschiedenen Einflüssen die Tonsprache werden musste, und so vielfach sich die Nuancirungen der Töne durch die Nationalverschiedenheit der Sprachorgane modificirten, so ist doch im Grunde die Summe derer, die für unser Gehör noch unterscheidbar sind, nur geringe, und übersteigt kaum die Zahl von 40. Fasst man diese nun auf: so hat man ein *vollständiges allgemeines Elementar-Sprachlaut-Alphabet*, welches nur durch die zufälligen Combinationen eine *relative Wandelbarkeit* hat, aber an sich als der Inbegriff aller Sprachtöne sein bleibendes Gebiet behauptet. Ein conventionelles Verhältniss der Schriftzüge und Laute gab das objective Princip für die Buchstabenerfindung, und die diesem Princip gemäse Behandlung der beiden Correlate gegen einander wäre das subjective Princip. Hiernach läst sich dieses Verhältniss als vollkommen denken, indem jeder Laut sein bestimmtes Zeichen hatte, und diese Zeichen nach dieser Regel behandelt wurden. Aber es artete aus; man gebrauchte einfache Zeichen für zusammengesetzte Laute (wie ψ, ξ, χ), oder umgekehrt zusammengesetzte Zeichen für einfache Laute (*ch*, *ph*, *th* u. s. w.), ferner einerley Zeichen für verschiedene Laute (*g*, *c* u. s. w.), und verschiedene Zeichen für Einen Laut (*t*, *th*, *k*, *c*, *ch* u. s. w.); endlich die ursprünglichen Lautzeichen für Zeichen der Quantität oder andrer Bestimmungen (*h*, *e*): durch den Missbrauch, den Buchstaben Namen beyzulegen, wurde jenes natürliche Verhältniss noch mehr aufgehoben. *Diese* jetzt noch allgemein übliche *Buchstabir- oder Nominal-Methode ist sonach ein ausgearteter Zustand des Lesenlernens.* Denn sie geht von dem stummen Buchstaben aus, statt von dem Laute auszugehn; sie giebt diese Bestandtheile namentlich an, und täuscht dadurch das Gehör in Absicht der wirklichen Laut-Bestandtheile; sie unterscheidet nicht die verschiedenen Laute eines und desselben Buchstabens, weil sie diesen mit seinem Namen nennt; sie bringt als Buchstaben vor das Gehör, was nicht Lautzeichen, sondern z. B. Dehnungszeichen ist; die Namen selbst sind natur- und zweckwidrig. Hieraus erfolgen Uebel auf Uebel für das Lesenlernen, so methodisch dieses auch dem Anscheine nach getrieben werden mag; so z. B. müssen weit über ein Halbtausend nur von einfacheren Laut-Combinationen auswendig gelernt werden. Diese Unmethode muss also gänzlich zerstört werden, wenn eine naturgemäse jenen vollkommenen Zustand wieder herstellen soll. Sie ergiebt sich aus diesem Zustande selbst. Wir müssen uns demnach eine *vollständige Lautzeichen-Tablatur* verschaffen, und dann jenes ursprüngliche Verhältniss zwischen dem Laute und seinem Zeichen recht anschaulich machen, und hierbey die vorhandenen Buchstaben so viel möglich auf jenes Verhältniss zurückführen. Bey den Forschungen über die selbstständigen Laute in der Analyse der Tonsprache ergab sich denn dem Erfinder die seinem Systeme so wichtige Bemerkung, dass, gegen das bisherige allgemeine Vorurtheil, der *Consonantlaut eben so gut ein Selbstlaut sey, als der Vocallaut*; auch entwickelte sich ihm die oben angegebene dreyfache Idee eines allgemeinen Sprachton-Systems mit einer allgemeinen Sprachtonlehre und Sprachtonkunst, welche sich zu der speciellen Orthoepie einer jeden Sprache ungefähr so verhielte, wie die allgemeine Sprachlehre sich zur besondern Grammatik einer jeden Sprache verhält.

Der Stufengang dieser *Lautmethode* ist nun folgender. Als Vorbereitung wird gesprochen, und die Sprache für die Begriff-Entwickelung behandelt; hier schliesst diese Methode an den Fundamental-Schulunterricht an. Hierauf wird die Aufmerksamkeit des Kindes auf die Worte ihrem Laute und ihren Lautbestandtheilen nach gelenkt, um diese rein zu hören und zu sprechen. Sodann wird das Kind mit den Buchstaben durch anschauliche Mittel (durch eine Bildertafel) bekannt gemacht. Der Laut eines jeden Buchstabens dient hierbey zugleich zu seinem Namen; den Consonanten hängt man nur ein Schwa an, so lassen sie sich auch aussprechen. Nach diesen Vorbereitungen, worin die Tablatur völlig eingeübt worden, kommt man zu dem Lesen selbst, welches nunmehr nichts anders ist, als das Notenlesen im Abspielen eines Musikstücks, ein fortgehendes Uebersetzen des

des Zeichens in seinen Laut. Es geschieht anfangs im Tacte, und zwar bey jeder Sylbe im dreyzeitigen. Man läfst vorerst nichts lesen, was nicht schon verstanden, ja allenfalls auch auswendig gelernt ist, und wenn so das Kind zuerst Sätze und Worte zu lesen geübt worden, so wird bald darauf auch analytisch verfahren, nämlich syllabirt, buchstabirt, elementirt. Auf diesem Wege wird mit der zum Lesen erforderlichen Synthese auch jedes Sprachelement vollkommen rein und tief eingeprägt, eine schöne Aussprache und guter Ausdruck damit verbunden, und alles für das Richtigschreiben gewonnen; dieses Ziel wird, wenn gleich nicht so geschwind, als man geglaubt hat, und wie auch gar nicht nöthig ist, doch sicher erreicht, der Weg ist vollkommen naturgemäfs, und diese ortho-epo-graphische Methode ist die einzige wahre Lehrart für das Lesen und den damit zu verbindenden Fundamental-Unterricht.

Rec. hat diese Lehrart hier getreulich auszugsweise aus dem Buche und der Tabelle dargestellt, er hat sie selbst unbefangen studirt, und findet nun, nach reiflicher Ueberlegung, dafs der Erfinder von unrichtigen Grundsätzen ausgegangen ist; er mufs daher mit aller Achtung gegen die edlen Bemühungen und den redlichen Eifer des würdigen *Olivier* hier seine Gegengründe darlegen.

1) Der Grundsatz einer naturgemäfsen Correlation des Lautes und des Zeichens, bey der Willkürlichkeit und Zufälligkeit der Sprache und Schrift, besteht nicht. Rec. will Hn. *O.* nicht misverstehen, wenn er von einer solchen *idealischen* Naturgemäfsheit redet. Ja, wäre diese auch nie in der Welt vorgekommen, so würde sie doch eine fruchtbare und nothwendige Idee seyn zur Begründung einer naturgemäfsen Lehrart. Allein jene ist unrichtig, darum findet auch diese nie Statt. Denn hier ist alles conventionell, von Natur in jenem engeren Sinne des Worts kann hier gar nicht die Rede seyn, die Buchstaben sind lediglich ein Werk der Willkür, und der Naturlaut ist selten und nur bey Vocalen so etwas, was man mit einem solchen einzelnen Zeichen ausdruckt. Die Sylbe war und ist eigentlich nur Ein Laut, erst mit der fortgehenden Cultur schied man die Buchstabenelemente aus derselben in der bestimmten Absicht aus, um dieses zur Erleichterung der Schrift zu gebrauchen. *Das Element*, welches der Buchstabe bezeichnete, *ward also gemacht*, willkürlich durch den zersetzenden Verstand gemacht, es war nicht in dem Sprechen des Wortes vorhanden. Einige Aufmerksamkeit auf das Sprechen der Menschen, besonders der Kinder, kann dieses zeigen. Kaum den Thieren gab die Natur so bleibend die Stimmlaute, dafs auch nicht hier die Willkür Veränderungen hineinbringe: bey dem Menschen sind die Sprachlaute durchaus Werk der freyen Willkür. Der Selbstlauter, d. i. der Laut, welcher aus der Stimmritze kommt, ist es, an welchen sich in der Sylbe alle andre Buchstaben oder vielmehr Modificationen der übrigen Sprachorgane anlegen; in der Kehle wird der Laut für jede Sylbe gebildet, alles andre, was die Sylbe hat, ist nur die Form, unter welcher dieser Laut ausgesprochen wird. Diese Form hat man nun in ihren mannichfaltigen Nuancirungen, so wie diese in jeder Sprache vorkommen, aufgefafst und für die Aufmerksamkeit und das Gedächtnifs durch Zeichen festgehalten. Auch ist es gänzlich gegen alle Analogie der Natur, dafs ein organisches Erzeugnifs aus einzelnen (aufgelöseten) Bestandtheilen sich sollte in seinem Entstehen zusammengesetzt haben. Eine lebendige Kraft ist es, welche das Wort ausspricht, und als ein Ganzes ausspricht, dynamisch ist das Wort erzeugt, nicht atomistisch. Deshalb war Rec. das oben ausdrücklich angeführte Urtheil des Chemikers *Gilbert* so interessant; es bestätigte ganz sein Urtheil über Hn. *O's* Ansicht der Sprache. Nirgends findet Rec. *in der Natur* Lautelemente, wie sie Hr. *O.* aufstellt, am wenigsten ein Stückwerk von Consonanten mit Schwa's, überhaupt nirgends eine Sylbe als Zusammengesetztes: alle jene einzelnen Consonantelemente sind herausgerissene oder ausgeschiedene Bestandtheile, welche erst gleichsam durch eine chemische Auflösung das geworden sind, was sie sind; der Verstand hat durch Reflexion getrennt, was in der Natur mit einem andern ein Gemeinschaftliches war. Die Consonanten, wie z. B. *b*, *m*, *r*, *t* u. s. w., existiren für sich in keinem Munde, so wie die Vocale existiren, so wenig als in dem lebendigen Blute das Eisen oder ein andrer Bestandtheil, welchen die chemische Kunst bey der Auflösung findet, *so* vorhanden ist; sie sind dort in den Selbstlauter eingegangen, wie die Form in die Materie. *Ist* aber dieses so in der Natur, so wäre vielmehr *die* naturgemäfse Leselehrart die, welche von den Sylben ausgeht, und das Anfangen mit einem solchen Auflösen der Sylben in ihre Bestandtheile wäre so naturwidrig, als wollte man die Kenntnifs der Thiergestalten für das Kind mit der Anatomie und Chemie anfangen. Aber das ist es auch gar nicht, worauf es bey dem Lesenlernen ankommt: denn

2) man will dem Kinde auf die leichteste Art die Fertigkeit verschaffen, die Schriftsprache in Lautsprache zu übersetzen. Mit der Natur hat man es hier nirgends zu thun, sondern lediglich mit einer Sache der Convention, die gar nicht gelernt werden sollte, wenn es nicht einmal nothwendig geworden wäre, so wie es nothwendig ist, sich nach der conventionellen Sitte zu kleiden u. dgl. Der kürzeste Weg, der hier zum Ziele führt, ist der beste. Der natürlichste (in einem andern Sinne des Worts) wäre, wenn man alle Zeichen der Worte, wie die Chinesen, auswendig lernte, aber er wäre so weit, dafs man nicht zum Ende käme, und das Leben ist kurz. Manche hatten daher den Gedanken, man solle die Sylben auswendig lernen lassen; aber auch dieses fand sich als noch zu umständlich. Nun denn, so machte man sich gewisse Bestandtheile aus dem ganzen Vorrathe aller Sylben, und bestimmte sie, so weit man sie unterscheiden konnte, und dieses waren die Buchstaben. Die Selbstlauter machten sich selbst bekannt, die Mitlauter bedurften eines Namens, um in dem Gedächtnisse festgehalten zu werden, und dieser ist alsdann gut gewählt,

wählt, wenn er ihre Bedeutung bezeichnet. Je mehr nun im Erlernen diese Bedeutung mit dem Namen zur Association verwächst, um desto eher hört die Reflexion auf den Namen auf, und um desto geschwinder weiss das Kind ihn in die ihm zukommende Mundbewegung zu übersetzen. Die Erfahrung lehrt, dass dieses öfters in Zeit von 4 Wochen schon zu Stande kommt. Das Lesen selbst nun ist eine Synthese in dieser Uebersetzung, welche tägliche Uebung erfordert, um immer vollkommener und, in Verbindung mit Verstand und Gefühl, ausdrucksvoller zu werden. Beyspiele genug finden sich, dass Lehrer ihre Kinder in Zeit von einem halben Jahre, auch wohl in einem Vierteljahre, dahin bringen, ohne sie zu ermüden, ohne ein leidiges Gedächtnisswerk zu treiben, ohne die wichtigere Verstandesbildung zu vernachlässigen. Was wäre also mit jener seynsollenden Naturgemässheit gewonnen? Nichts an Zeit, nichts an Geist, nichts an Natürlichkeit und Leichtigkeit. Und die ganze mühsame Theorie des Hn. *O's* ist *in dieser Absicht* doch nicht mehr, als eine Theorie des Schriftknüpfens jener amerikanischen Völker seyn würde, die man etwa auf Grundsätze der Mechanik und der Muskelbewegung in den Fingern gründen könnte, mit Auflösung der Knoten in ihre Elemente, d. i. in die möglichst kleinen Stückchen ihrer Windungen.

Der *dritte* Theil enthält den Versuch einer vollständigen Analyse der Tonsprache und des Mechanismus derselben, nebst einer Theorie der articulirten Töne oder Sprachlaute. Nach der einmal angenommenen Hypothese von den in bestimmter Zahl vorhandenen Lautelementen sucht nun Hr. *O.* diese durch physikalisch - physiologische Betrachtungen über den Schall und die Sprachorgane aufzufinden. Diese Untersuchungen gehen tief und geben viele vortreffliche Bemerkungen. Dennoch muss Rec. sie als gänzlich misslungen erkennen. Hätte Hr. *O.* nur ein neueres physiologisches Werk benutzt, nämlich *Sömmerring vom Bau des menschl. Körpers*, B. I. Abth. 2.: so würde er die Entstehung der Vocallaute nicht sowohl in der Erweiterung und Verengerung der ganzen Mundhöle, als vielmehr in dem Verhältnisse des mehr oder weniger eröffneten Zungenkanals zu der Eröffnung des Mundes gefunden haben. Aber ausserdem ist die Aehnlichkeit der Sprachlaute mit den Gesangtönen durchaus nicht so anzunehmen, wie sie Hr. *O.* annimmt. Schon die hin und wieder angeführten Ausdrücke: Sprach*ton*kunst u. s. w., geben zu erkennen, dass er nicht bestimmt genug Laut und Ton unterscheidet. Hieraus entsprang nun der Grundirrthum, dass er nach der Analogie der Töne eine bestimmte Anzahl Hauptlaute annimmt, nämlich 11 Vocal- und 21 Consonantlaute, und dass alle dazwischen liegenden Nuancirungen (die freylich nach National- und Individual - Verschiedenheiten ins Unendliche gehen), gleich den halben und Vierteltönen, keine solche Rücksicht wie jene verdienen. Das ist doch wohl eben so, als wenn man nach der Zahl der Farben die Grade des Lichts abzählen wollte. Wie sich Farbe und Licht gegen einander verhalten, so Ton und Schall. Derjenige Schall nun, welchen die menschlichen Sprachwerkzeuge hervorbringen, ist im Allgemeinen Menschenstimme, diese giebt den *Laut* der Sprache in dem Worte (Sprechen — die Stimme gleichsam *brechen*), und den *Ton* in dem Gesange. Die Töne sind ihrem Wesen nach etwas ganz Eigenes, das in der Sprache an sich gar nicht vorkommt, wie schon daraus sich abnehmen lässt, dass jeder Ton, auch der tiefste, der Kehle eine ganz andre Thätigkeit und stärkere Anstrengung kostet, als der lauteste Sprachlaut. Eine eigne Naturthätigkeit bringt die Töne hervor, sie vermag gerade 7, nicht mehr und nicht weniger, hervorzubringen; diese sind daher unter allen Nationen gleich: eine andre Naturthätigkeit bringt Sprachlaute hervor, unerschöpflich in ihrer Mannichfaltigkeit; diese sind daher bey jeder Nation anders, und nie in einer abgeschlossenen Zahl aufzuführen. Selbst die Vergleichungen der Sprachelemente einer Nation gegen die der andern sind nur Versuche, sich mit der Sprache für das Gehör einander anzunähern, und die Alphabete erschöpfen noch lange nicht alle die Modificationen, womit diese Elemente in den Sylben vorkommen: man denke nur an die englische Sprache und *Sheridans* u. a. Gedanken über diesen Gegenstand. Ganz natürlich, jede Sylbe, oder vielmehr jedes Wort, ist ein Ganzes der Sprachkraft, gleichsam ein Monogramm, welche darin nie elementarisch, sondern ungetheilt und als untheilbare Wirksamkeit vorkommt. Darum wird alles Elementiren und Buchstabiren an sich etwas Todtes bleiben, so dass ein auf solche Art (elementirt) ausgesprochnes Wort unendlich weit gegen das lebendig von Herzen weggesprochene zurücksteht. Aber eben darum ist unser Elementiren, Syllabiren und Lesen nur ein nothwendiges Uebel. Es ist der möglichst kurze Weg zu einer Fertigkeit, die der Cultur, welche doch einmal Weisheit in Büchern suchen muss, so unentbehrlich ist, wie so manche Geschicklichkeit der Hände. Man verschaffe also nur dem Schüler diese Fertigkeit vermittelst des bestehenden Alphabets, man sorge dabey für seine Sprach- und Geistesbildung, und man kann sicher seyn, dass er auch allmälig und gerade auf die rechte Art in die feineren Nuancirungen der Aussprache eingeweiht werde: denn durch dieses letztere unterscheidet sich der gebildete Mann von dem lesefertigen Schulknaben.

Demnach muss Rec. die Naturgemässheit der Oliv. Leselehrart gänzlich als nichtig anerkennen, und dafür das Naturgemässe des Lesenlernens in dem möglichst geschwinden Erlernen und Aussprechen der Buchstaben nach ihrer conventionellen Bedeutung setzen.

Rec. übergeht noch so manches andere, wie etwa, dass eigentlich die Aufstellung der Naturbedeutungen der Laute (z. B. des *a*) nach den Ideen eines *Leibnitz* und Anderer, und die Anwendung davon auf die Sprache das Höhere gewesen wäre, was vielleicht auch dunkel Hn. *O.* vorschwebte; ferner: dass die physiologischen Untersuchungen, wenn sie richtig wären, dem Ganzen eine andere Richtung hätten

geben

geben müssen, z. B. die Erklärung geben, warum das Kind früher *Hand* als *hat* rein aussprechen kann; weiter: dass die unrichtige Ansicht; welche in diesem ganzen Lautsystem herrscht, schon in der sonderbaren Weise sich darlegt, wie der Doppellauter erklärt wird, der hiernach ein *Alllauter* wäre, oder ein Lauf, wie auf der Flöte, vom höchsten zum tiefsten Tone; dann die wirklich lächerliche Erklärung aller Vocale aus dem Schwa, welches doch eigentlich nur durch das Verschwinden der Stimme entsteht — eine wahre Erklärung aus Nichts, oder der Thätigkeit aus der Ruhe u. dgl. m.

Hiermit verkennt aber Rec. keinesweges den grossen Nutzen, welchen des vielverdienten Pädagogen redliche und mühevolle Arbeiten gewähren können und werden. Denn 1) sie zeigen klar die Auswüchse der alten Buchstabirmethode als verwerflich; 2) sie helfen zur Vereinfachung des Lesenlernens, indem sie die Aufmerksamkeit auf den Werth der Buchstaben, und auf die Bildung ihrer zugehörigen Laute schärfen, also auch dem Lehrer der Taubstummen sehr nützlich werden; 3) sie geben gute Uebungen an; 4) sie bringen die Reinheit und Verfeinerung der Aussprache um vieles weiter, und machen das Gehör für das Musikalische, das allerdings die Sprache auch haben soll, empfänglicher. Ja, wir hegen sogar die Hoffnung, dass aus Hn. *O's* Bemühungen eine Behandlung der deutschen Sprache hervorgehen wird, welche sie ihrer hohen Schwester, der griechischen, in dem Wohlklange um vieles näher bringt. Rec. möchte also für die Erfindung eines ortho-epo-graphischen Systems — wozu doch für den Anfangsunterricht in den deutschen Sprachlauten dieses schwerfällige fremde Wort? — zunächst mehr die Dichter und Redner, als die Schullehrer gewinnen.

Die Ansicht des Rec. ist also ganz von der des Hn. *O.* verschieden, und hiernach übergiebt er sein Urtheil mit den dargelegten Gründen dem Publicum. Vermöge dieser Ueberzeugung nun muss er auch diejenigen Stimmen von Hn. *O's* Partey missbilligen, welche die Sache als so entschieden ansehen, dass gar nichts dagegen zu sagen sey, und welche damit jene oben angeführten Bedenklichkeiten mancher Männer des Faches sogleich zurückweisen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

## *MATHEMATIK.*

BERLIN, b. Frölich: *Sammlung von Beyspielen, Formeln und Aufgaben aus der Buchstabenrechnung und Algebra*, von *Meier Hirsch*. 1804. 248 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses mit vielem Fleiss ausgearbeitete und nützliche Buch giebt in den 13 ersten Abschnitten Beyspiele und Formeln von Decimalbrüchen, Rechnungsarten mit Buchstaben, Rechnung mit Potenzen, Ausziehung der Wurzeln und Rechnung mit Wurzelgrössen, Bezeichnung der Wurzelgrössen durch gebrochene Exponenten, und Rechnung damit, Rechnung mit imaginären Grössen, verschiedene Reductionen, Logarithmen, Permutationen, Combinationen und Variationen, binomische und polynomische Formeln für ganze bejahte Exponenten, Progressionen, Kettenbrüche und Auflösung der Gleichungen. Sodann folgen in neun Abschnitten Aufgaben für Gleichungen vom ersten Grade mit einer und mehreren unbekannten Grössen; ferner vom zweyten und höhern Graden. Unbestimmte Aufgaben, Aufgaben zur Anwendung der Progressionen, für Zins- und Rabattrechnungen, für Combinationen, für Wahrscheinlichkeitsrechnungen. Vermischte Aufgaben und ein Paar Zauberquadrate. Lehrer, welche Algebra vorzutragen haben, werden es dem Vf. Dank wissen, dass er sich die Mühe genommen hat, eine solche Menge von Formeln zu berechnen, zu sammeln und ordentlich zusammenzustellen. Rec. wenigstens hat diese Arbeit mit Vergnügen beym Unterrichte benutzt. Auch die Aufgaben der neun letzten Abschnitte sind gut gewählt. Einige, die man in jedem algebraischen Buche immer wieder findet, hätte der Vf. lieber weglassen sollen. Man sieht, dass er eignen Fond genug hatte, um nicht borgen zu dürfen. Noch müssen wir zum Lobe des Verlegers und der Officin bemerken, dass der Druck sehr nett in die Augen fällt, was bey einer solchen Menge von Formeln in der That ein Verdienst ist.

PARIS, b. Devaux: *L'Arithmétique des premières écoles et des écoles secondaires*, approuvée par Mr. *Chaptal*.... par *Guillard*. An XI. 1803. 208 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Elementarbegriffe im ersten Kapitel, die vier Elementarrechnungen im zweyten, dritten und vierten, sodann die Regel de tri nebst deren Anwendungen auf Gesellschafts- und Zinsrechnung im fünften werden ausführlich und deutlich, und zwar bey ganzen Zahlen und Decimalbrüchen gelehrt, was theils den jetzt üblich gewordenen Eintheilungen in Frankreich, theils auch überhaupt der Natur des dekadischen Zahlensystems gemäss ist. Erst im sechsten Kapitel werden die gemeinen Brüche behandelt, und im siebenten Anwendungen der Decimalrechnung auf Berechnungen von Flächen und Körpern gemacht, welches wir in Rücksicht der praktischen Nützlichkeit nicht missbilligen; wie es denn in diesem Buche mehr *darauf*, als auf wissenschaftliche Gründlichkeit, angelegt ist. Den Schluss machen sechs Tafeln zur Reduction der alt- und neufranzösischen Münz- und Gewichts-Eintheilungen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. April 1806.

## PÄDAGOGIK.

*Schriften, die Methode des Unterrichts im Lesen betreffend.*

(Fortsetzung von Num. 102.)

Neben Hn. O. verdienen allerdings immer noch andre Vorschläge zum verbesserten Lesenlehren gehört zu werden. Vorzüglich:

7) Erlangen, b. Palm: *Kurzer Unterricht in der gründlichsten und leichtesten Methode, Kindern das Lesen zu lehren.* Von Dr. *H. Stephani*, Consistorialrath u. Hofpr. zu Castell. 2. A. 1805. 48 S.

8) *Ebendas.*: *Stehende Wandfibel, nebst einer Anweisung zum zweckmäßigen Gebrauche derselben nach der Elementarmethode* von *Stephani*. Mit 11 Tafeln (und diese zugleich als Handfibel gedruckt). 1804. (Die Anweis. 16 S.)

9) Würzburg, b. Stahel: *Ausführlicher Unterricht in der Stephanischen Elementarmethode des Lesenlernens, mit vorzüglicher Hinsicht auf ihren ungemein wichtigen und praktischen Gebrauch zum richtigen Sprechen, Lesen und Schreiben*, von *Ch. Fr. Schneider*, Kantor zu Albertshofen etc. Mit einer Vorrede von Hn. Consist. *Stephani*. 1805. VII u. 228 S. 8. (16 gr.)

Die Grundsätze dieser Stephanischen Methode sind im Wesentlichen folgende: Das Lesen ist die Fertigkeit, die vorliegenden Buchstaben in einer gewissen naturgemäßen Ordnung zu Sylben, Wörtern und Sätzen auszusprechen. Das Natürliche besteht nämlich darin, dass man die (25) Laute vorerst einzeln lerne, und zwar im Aussprechen und Ansehen; alsdann die Sylbe im Zusammensetzen der Laute, und weiter das Wort. Die Methode ist demnach synthetisch, aber zur Wiederholung gebraucht man die Analyse. Die acht Grundlauter (Vocale) werden zuerst im Ansehen aussprechen gelernt, hierauf die Vocalsylben, z. B. *aa*, *ie*. Hier findet weiter keine Benennung des Buchstabens Statt, denn Laut und Name ist hier Eins. Sodann lernt das Kind die Figur der Mitlauter und ihren Laut, zugleich dabey die Namen derselben, um die Aufmerksamkeit vermittelst der Namen sowohl auf die Figur, als auf den zugehörigen Laut zu fixiren, wozu überall die Namen dienen. Nur das macht uns irre, dass die Grundlaute bey uns keine haben, wie es aber bey den Griechen, Hebräern u. a. der Fall war. Es giebt übrigens einige unechte Buchstaben, z. B. *c*, *q*, *x* (welche hier genetisch geordnet sind). Das Lesen der Sylben geschieht im Takte.

Buchstabirt wird keinesweges, denn das ist allerdings Unmethode, d. h. die Buchstaben werden nicht erst benannt und dann ausgesprochen, sondern jeder sogleich im Ansehn in seinen Laut übersetzt. Diese Methode heisst darum mit Recht *Elementarmethode*, weil sie die beiden wahren Elemente des Lesens zum Grunde hat, 1) den Laut jedes Buchstabens, 2) die Fertigkeit, solche in Sylben, Wörter und Sätze zu verbinden. Sie ist auch in so fern naturgemäss, denn sie lehrt das *Hergebrachte* auf die natürlichste, leichteste und kürzeste Art; und weiter will man nichts mit dem Lesen. Das Lesen ist und bleibt doch einmal nichts anders als ein Mechanismus, und durchaus keine Verstandesübung (doch möchte Rec. beschränkend hinzufügen: eine formale im Auffassen, Abstrahiren u. s. w.); wer beide Zwecke mit einander verbinden will (nämlich die Reflexion zugleich auf den Inhalt der Worte lenken), erreicht keinen recht; wird jener durch diese unterbrochen, so gewöhnt das sogar an Zerstreuung. — Der etwas detaillirtere Gang dieser Lehrart ist hiernach folgender: 1) nachdem das Kind die Buchstaben kennt, übt man es, die einfachen Sylben auszusprechen, ohne Nennung des Buchstabens; man lässt nämlich den Mitlauter zuerst in seinen Laut übersetzen, und dann den Grundlauter, und diese beiden immer geschwinder hinter einander aussprechen, bis sie in Ein Moment zusammenfliessen; 2) die Wörter, welche aus diesen Sylben zusammengesetzt sind, werden so gelesen; 3) die unechten Buchstaben, die Dehnungs- und Schärfungszeichen werden gelernt; 4) die Wörter gelesen, die theils am Anfange, theils am Ende, theils an beiden Orten zugleich mehrere Mitlauter haben; 5) die Aussprache des *ch* als *k*; 6) die Sylbenabtheilungen und die wichtigsten Lesezeichen.

Die Leichtigkeit, womit Schullehrer diese Methode sich zu eigen machen, und womit die Kinder durch dieselbe lesen lernen, wird mit Erfahrungen belegt, und sie fällt auch in die Augen. Sie war bisher wirklich unter mehrern Modificationen bey dem bessern Unterrichte im Gebrauche. Wir erinnern hier nur an Hn. *Plato's* Lesemaschine; allein Hn. *Stephani* bleibt das Verdienst, sie völlig begründet und bestimmt und verbessert zu haben. Es gereicht ihm zu keiner geringen Empfehlung, dass ein praktischer Schullehrer mit so vieler Einsicht, ja mit Geist, in Nr. 9. ihre Grundsätze entwickelt und ausgeführt hat. Man findet hier manche vortreffliche Bemerkungen über die Sprache und den Unterricht. Rec. muss es sich versagen, den Inhalt dieses Buches hier darzustellen, weil er sich auf den Hauptgegenstand beschränkt;

schränkt; allein er muss diese Anweisung des Hn. *Schneider* zum Studium, wenigstens neben der Oliv. Methode, für Männer des Faches nachdrücklich empfehlen.

Das Auffehn, welches die neue Leselehrart macht, lässt nun Buchhändler-Speculationen erwarten, wie z. B. folgende:

10) Hamburg u. Maynz, b. Vollmer: *Niedersächsisches ABC- und Lesebuch* nach *Pestalozzi's* und *Oliviers* Lehrmethode, von *Karl Witte*, Prediger in Lochau bey Halle. Ein Weihnachtsgeschenk für Kinder. (Ohne Jahrz.) 160 S. Mit 24 Kpfrt.

Kupferchen — Buchstaben darunter, und Worte nach dem Alphabeth (zum Theil undeutlich gestochen) — Weihnachtsgeschenk — die obige Firma der neuesten Methoden — es bedarf weiter keiner Kritik. Die erste Erzählung fängt an: „Arbeiten, liebes Kind! muss jedermann, wenn er anders zu den vernünftigen Menschen gehören will. Vom Regenten hinunter bis zum ärmsten Mann muss alles arbeiten;" und endigt sich mit einem Gespräche zwischen Vater und Sohn über Unterscheidungszeichen, Ruhestriche u. s. w.

Wir fügen nun noch einige Anzeigen um der Vollständigkeit willen hinzu. Auch Hr. *Pöhlmann* concurrirt um den Preis der besten Lesemethode. Er setzt sich besonders dem zu frühzeitigen und verstandeslosen Lesen entgegen; er will, dass das Kind nichts lese, wovon es nicht zuvor die Anschauung habe, und darum sey es vor einem Alter von 7 — 8 Jahren nicht reif dazu. Vorher wird nun über einen Gegenstand katechisirt, und dann auf den dazu gedruckten Tafeln gelesen, worauf denn freylich um der Buchstaben willen manche sonderbare Sachen stehen, z. B.: „Wenn ich ein geschickter Chirurgus wäre, sagte Hr. Egidius;" darüber lässt sich denn freylich manche erbauliche Katechisation halten, wie sie denn in folgendem Buche in aller ihrer Weitschweifigkeit gedruckt stehen:

11) Erlangen, b. Palm: *Gemeinschaftliche Lesetafeln* nebst *Unterhaltungen über den Inhalt derselben.* Ein Anh. zu dem ersten Bdchen des Versuchs einer prakt. Anweisung, Kindern zur Buchstabenkenntniss zu verhelfen. Von Dr. *J. P. Pöhlmann.* — *Erste* Lieferung. 1805. XII u. 195 S. XV Tab.

Wir wollen die gute Absicht des Vfs. nicht verkennen, dass man nichts lesen lasse, was nicht Geist wird; allein das Buchstaben- und Lesenlernen ist und bleibt einmal eine mechanische Fertigkeit und etwas ganz anders, als Verstandesübungen. Uebrigens ist in den oben dargestellten beiden Methoden, der von *Olivier* und der von *Stephani*, alles gesagt, was ausser den bekannten, insbesondere der Nominalmethode, zu sagen ist. Alle andre nähern sich bald dieser bald jener mehr, und können von jedem Lehrer wieder auf eigne Art modificirt werden, welches wir auch gern geschehen lassen. In dieser Hinsicht zeigen wir folgende Schrift bloss historisch an:

12) Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Beytrag zur Geschichte der natürlichen Elementarmethode, besonders bey dem Lesenlehren*, nebst einem *kurzen Abrisse derselben*: vorzüglich in Hinsicht auf *Pestalozzi*, *Olivier*, *Stephani*, *Wolke* und *Pöhlmann*. Allen Freunden und Erziehern der Jugend gewidmet von M. *Chr. Fr. Tenner*, Land-Diac. zu Plauen im Voigtl. 1804. 217 S. 8.

Polemisch insbesondere gegen *Pöhlmanns* Einwürfe gegen die Oliv. Methode, darstellend die eigene Methode des Hn. *T.*, welche er sich schon längst erfand, und die er mit der Stephanischen für einerley hält (sie nennt auch nicht die Buchstaben) mit ermüdender Weitschweifigkeit vorgetragen. Uebrigens verdienen die praktischen Bemühungen des Hn. *T.* Achtung. — Wir schliessen mit den Worten *Stephani's* aus N. 7.: „Da es uns für unsere Person nur an der Ausbreitung der guten Sache, nicht aber an der damit verknüpften Ehre gelegen ist: so geben wir letztern allen Preis, um sich davon eine so grosse Portion zu erkämpfen, als jeder von ihnen Lust hat. Nur mögen sie dabey diejenigen nicht vergessen, *die schon in den vorigen Jahrhunderten* mit uns auf demselben Wege waren. — — Nicht in der Erfindung, sondern in der *Ausbreitung* dieser richtigsten Methode besteht das Hauptverdienst. Und zu letzterm lade ich hiermit alle edle Männer ein."

Nach den oben ausgeführten Gründen müssen wir Hn. *Stephani* vollkommen beystimmen, und seine Methode als die richtigste erklären: so dass es indessen mancherley Modificationen derselben giebt, und dass in dem ganzen Geschäfte des Lesenlernens nichts mehr zu thun, zu erfinden, und naturgemäss zu machen sey. Die Hauptsache bleibt das Talent des Lehrers. Dieses wird sich aber durch das Studium der Oliv. Methode, wegen der oben angegebenen Vortheile, vollkommener ausbilden.

## OEKONOMIE.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Der fränkische Bienenwirth*, oder leicht fasslicher Unterricht in der Bienenzucht, zur gründlichen Belehrung des Landmannes und Verbesserung der Bienenzucht in Franken. — Nach den bewährtesten Erfahrungen bearbeitet von *F. N. Reuss*, Pfarrer in dem Bambergischen. 1804. 195 S. 8. m. 1 Kpfr. (8 gr.)

Der Vf. hat sich um sein Bienen-Publicum verdient gemacht. In gedrängter Kürze und in einem populären Ton trägt er die richtigen Grundsätze einer vernünftigen und möglichst nützlichen Bienenzucht vor. Sein Vortrag ist in XII Kapitel geordnet. I. Kap. *Von den Bienen überhaupt.* — Ohne sich in gelehrte naturgeschichtliche Streitigkeiten einzulassen, beschreibt der

der Vf. ganz richtig die *Königin* als die *Mutterbiene*, die *Arbeitsbienen* und die *Dronen* nach ihren wahren Geschlechtern und nach ihrer Bestimmung. — Bey der Frage (S. 17.): Woher es komme, dass man bey einem weisellosen Stock lauter Dronen- und keine Arbeitsbienen-Eyer antreffe? hätte der Vf. nicht nöthig gehabt, sie von mehr ausgebildeten Arbeitsbienen legen zu lassen, sondern er hätte nur zu seinem richtigern Grundsatz (S. 5.) zurückgehen dürfen. — Das II. Kap. redet *von dem Bienenstande*, dessen Errichtung, Lage u. s. w. — das III. Kap. *von den Bienenwohnungen*. — Bey diesem wichtigen Punkt in der praktischen Bienenwirthschaft hat der Vf. den richtigen Grundsatz, dass die Bienenstöcke die nützlichsten sind, welche man nach dem Bedürfniss und der Beschaffenheit des Bienenvolks gross und klein machen, in denen man den Ueberfluss ihres Honigs, ohne sie zu tödten, bequem ärnten, die Bienen in ihrem Hang zum Schwärmen mäsigen, sie bequem mit einander vereinigen, und überhaupt so behandeln könne, wie man es für sie dienlich erachtet. Dazu bedient er sich der *theilbaren Strohkörbe*, die aus Kränzen von Stroh bestehen, welche überall gleiche Weite, im Durchschnitte 11 Zoll im Lichten, und in der Höhe 6 Ringe haben, deren Verfertigung und übrige Einrichtung er hier beschreibt, und zugleich auf der Kupfertafel versinnlicht. — Neben dieser Zeichnung steht auch eine, welche die viereckigten Magazin-Kästchen von fast gleicher Grösse, hinten mit einer Glasscheibe, darstellt. Diese erklärt der Vf. auch für vorzüglich, nur dass sie dem Landmann zu theuer sind. Sie aber der Wärme wegen aus Doppeldielen zu verfertigen — ist überflüssig; die einfachen tannenen Breter sind warm genug, zumal da in kältern Gegenden die Bienenstöcke bey strenger Kälte und im Frühjahr, da schon Brut vorhanden ist, mit Säcken und Tüchern u. dgl. bedeckt werden. — Einen grossen Vorzug könnte übrigens der Vf. seinen Bienenwohnungen geben, wenn er sich dabey der sogenannten *Rahmen* bediente. Wenn man nämlich von starken Latten vier Stücke verbindet, und zwar nach der Grösse und Weite der Körbe oder Magazin-Kästchen, so schneidet man in eine Seite das Flugloch, und richtet den Schieber daran, wenn man sich dessen bedient (der doch zu Verschliessung der Bienen und anderem Gebrauch oft sehr bequem ist). Um nun aber diese Rahmen auch für die runden Strohringe zu brauchen, müssen in die vier Ecken dreyeckichte Stückchen Breter eingenagelt werden. Jedem Stock wird ein solcher Rahmen untergesetzt, und auf jede vier Halbkörbe oder Kästchen wird ein Rahm gerechnet. Man braucht sodann in keinen Halbkorb, Magazin-Strohring oder Kästchen ein Flugloch zu schneiden und Schieber vorzurichten, weil der Rahmen immer unten stehen bleibt, welches im Grossen schon viele Ersparniss an Mühe und Kosten ist. Ueberdiess ist dieser Rahmen in gar vielen Fällen, besonders zum Austrommeln u. s. w., sehr bequem. — Im Verfolg dieses Kapitels zeigt der Vf. die echte Verfertigung seiner Stroh-Bienenwohnungen oder Kranzstöcke, wie er sie nennt, und die Vorzüge derselben vor den bisher im Lande üblichen; worin er überall Recht hat. — Im IV. Kap. handelt er *von den natürlichen Bienenschwärmen*: eifert mit Recht gegen die Thorheit, von den Stöcken schwärmen zu lassen, was schwärmen will, und nur auf die Vermehrung derselben zu denken; zeigt die Ursachen des Schwärmens; welche Stöcke man schwärmen lassen soll; wie man sich beym Schwärmen zu verhalten habe u. s. w. Bey dem Vf. werden die Schwärme sogleich in den Korb eingeschüttelt. — In der Vorschrift: wie es mit den Nachschwärmen zu halten sey? zeigt der Vf. gründliche Erfahrung und richtige Grundsätze in der Bienenzucht. — V. Kap. *Von den künstlichen Bienenschwärmen* — durch *Ablegen* und *Austrommeln*. — Letztere Methode erklärt der Vf. für leichter und sicherer, als erstere; hierin kann ihm jedoch Rec. nicht gänzlich beystimmen. — VI. Kap. *Von den Bienenräubern*. — Da gewöhnlich der Besitzer beraubter Stöcke selbst am Rauben Schuld ist, wenn er entweder unvorsichtig und unklug bey dem Füttern ist, oder nicht auf seine weisellose Stöcke Acht hat: so hätte der Vf. die S. 86. endlich zugegebenen gewaltsamen Mittel mit Hinwegfangen, Verbrennen und Tödten der Raubbienen mit vermischtem Honig gänzlich weglassen sollen; er hätte es bey der richtigen Bemerkung sollen bewenden lassen, dass ein Stock, welcher von Räubern angefallen wird, entweder *sehr schwach*, oder gar *weisellos* sey. Seine Folgerung daraus ist ganz richtig. — VII. Kap. *Von den Bienenfeinden*. — VIII. Kap. *Von den Bienenkrankheiten*: Ruhr, Faulbrut. — IX. Kap. *Von der Bienenweisellosigkeit*. — Kennzeichen; Mittel dagegen, Vereinigung des weisellosen Stocks mit einem guten schwachen u. s. w. — *Von schwachen Stöcken* und den Mitteln, ihnen aufzuhelfen. — X. Kap. *Von der Bienennahrung*. — XI. Kap. *Vom Bienenfüttern* — ist gut behandelt. — XII. Kap. *Von dem Zeidlen* — und dabey vom Auslassen des *Honigs* und *Wachses*. — *Anhang. Von Wartung der Bienen* im Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter; *Vorschläge zur Verbesserung der Bienenzucht.* Solche sind: gemeinschaftliche Bienenstände mit Action, aus Riem, wobey der Schullehrer des Orts auch zu Verbesserung seiner Schulbesoldung die Aufsicht zu führen hätte.

Penig, b. Dienemann: *Der Verwalter, wie er seyn sollte*, oder praktischer Unterricht in allen Fächern der Landwirthschaft, als Handbuch für alle diejenigen, welche die besten Grundsätze derselben kennen lernen wollen; mit Beyhülfe einiger praktischer Oekonomen bearbeitet, und herausgegeben von dem Verfasser des allgemeinen ökonomischen Rechenbuchs und Hauptrechnungs-Manuals. 1801. XVI u. 512 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Diess ist, so wenig der Titel es auch besagt, nur erst der *erste* Theil einer neuen ökonomischen Compilation, und zwar, wenn Rec. nicht alles trügt, wie er vielmehr aus der Vergleichung mehrerer Kapitel mit Kapiteln in dem zu Leipzig 1787 f. in 3 Bänden

den erschienenen sächsischen Landwirthe fast unzweifelhaft ersehen hat, aus der noch immer nicht ermüdeten Feder des Hn. *Du Chaine*, des Vfs. dieses sächs. Landwirths, und so vieler andrer an- oder pseudonymischen ökonomischen Werke, in deren einem man alle übrigen kauft; und die unter andern in *Webers* Handbuch der ökonomischen Literatur alle als Machwerke eines und desselben Mannes aufgedeckt sind.

Das Buch enthält einen allgemeinen Unterricht über alle Theile der Viehzucht und des Pflanzenbaues, mit Ausnahme des Forstwesens und Gartenbaues, welche nebst den übrigen Zweigen der Landwirthschaft wahrscheinlich der *zweyte* Theil behandeln wird. Der Unterricht ist, wie in allen Werken des erwähnten Compilators, im Ganzen richtig; nur ohne gehörigen Zusammenhang, wie man sehr bald aus der Inhaltsanzeige ersehen wird, und bald zu weitschweifig (wie z. B. alles, was von S. 328—364. über die Kenntniss des Pferdes gesagt ist), bald zu kurz (wie z. B. das Kapitel von der Saat); so dass man leicht abnehmen kann, dass es dem Hn. Schreiber nicht um eine nützliche zweckmässige Behandlung seiner Arbeit, sondern nur um Füllung der Bogen zu thun ist. Hauptsächlich aber ist nur alles rein weg compilirt; und die praktischen Oekonomen, mit deren Beyhülfe der Herausg. diess Werk, dem Titel zufolge, bearbeitet haben will, sind niemand anders, als v. *Eckhart*, *Meyer*, *Leo*, *Christ*, die Verfasser der ökonomischen Nachrichten, und andre ältere ökonomische Schriftsteller, aus deren Werken er geradezu ganze Stellen ausgeschrieben hat. Der Herausg., der sich also mit Recht nicht den Vf. des Buchs nennt, ist zwar wohl mit einigen neuen ökonomischen Schriften bekannt, die er auch citirt, aber nicht so häufig. Er hält sich eigentlich blos zu den alten, mit denen er schon durch das, was er für seine früheren Compilationen aus ihnen abgeschrieben hat, mehr bekannt ist. Am meisten ist er diessmal in der Ordnung, in welcher er jeden Gegenstand abgehandelt hat, dem sächsischen Landwirth gefolgt; woraus also eigentlich diess Werk nur ein Auszug ist.

Weiter lässt sich über diess Buch nichts sagen. Zu wünschen wäre es, dass alle solide Buchhandlungen sich vereinigten, kein Werk dieses ökonomischen Compilators mehr in Verlag zu nehmen, indem sie wirklich das Publicum damit hintergehen; dass sie ihm statt eines neuen Buches, nur wieder einen Auszug aus einem schon bezahlten alten Werke desselben Vfs. überliefern.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kussler: *Handbuch des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der Haus- und Landwirthschaft und andern damit verwandten Wissenschaften*, vorzüglich zum Gebrauch aller derjenigen, die sich auf eine leichte und wohlfeile Weise mit den fortschreitenden Kenntnissen aus der gesammten Oekonomie bekannt machen wollen, von *D. B. Laubender*, Hohenloh. Hofrath, Arzt zu Rothenburg a. d. Tauber u. s. w. *Erster* Band. 1805. 8. mit 5 Kpfrn. u. Holzschn. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wer hier eine systematische Zusammenstellung des Neuesten und Wissenswürdigsten aus dem Gebiete der Landwirthschaft erwartet, wird sich sehr getäuscht finden. Hr. *L.* hat für gut gefunden, dasjenige, was er sich bey Lesung der neuesten landwirthschaftlichen und besonders periodischen Schriften auszeichnete, um seinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, dem Publicum in bunter Reihe aufzutischen, und *bestimmt* seinen Abdruck für solche Leser, die aus jenen Quellen, den periodischen und anderen Werken nicht selbst schöpfen können. Wie gering das Verdienst bey der Herausgabe solcher in grosser Menge vorhandener Receptbücher sey, bedarf keiner Erinnerung; aber wundern muss man sich, wie solche Werke immer noch Abnehmer genug finden können, um die, wenn auch noch so mässigen, Verlagskosten zu decken.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Tafel der deutschen Giftkräuter*, oder tabellarische Beschreibung derjenigen vornehmsten giftigen, oder doch verdächtigen Pflanzen, welche in Deutschland einheimisch sind und wild wachsen. Zu einem Leitfaden für den Schulen-Unterricht in den Churpfalzbayerschen Staaten zunächst gewidmet. 1 Bogen in Tabellenform, ohne Jahrzahl. (3 gr.) — Die Pflanzen, welche hier tabellarisch abgehandelt werden, sind, nach ihren gemeinen Namen, folgende: Blauer und gelber Sturmhut, Tollkirsche, kleiner, gefleckter und Wasserschierling, Kellerhals, Stechapfel, Bilsenkraut, Tollkorn (Taumellolch), Bingelkraut, Einbeern, Bittersüss, Nachtschatten. Die Rubriken, nach welchen sie abgehandelt werden, sind: Gestalt und Farbe der Blumen. Beschaffenheit des Kelchs. Blüthenstand. Blühezeit. Beschaffenheit der Frucht, der Stängel, der Blätter. Wohnort. Dauer. Anmerkungen. Nach diesen Rubriken ist das Wichtigste von den aufgezählten Pflanzen angemerkt worden. Diese Darstellung in Tabellen ist allerdings geeignet, den Kindern (wenn es ja nothwendig ist) die Namen der Giftpflanzen einzuprägen; gleichwohl wird immer ein Botaniker zum Unterrichten erfordert werden, wenn die Kinder die Giftgewächse selbst sollen kennen lernen. Die Giftschwämme, deren Kenntniss vorzüglich nothwendig ist, um sie von den essbaren zu unterscheiden, sind hier ganz übergangen.

### Berichtigung.

In Nr. 18. S. 36[illegible] [illegible] *dass seine Gestalt [illegible] nicht [illegible] gefühlt wird* [illegible]

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 1. May 1806.*

## PHYSIK.

Königsberg, b. Göbbels und Unzer: *Immanuel Kants physische Geographie.* Auf Verlangen des Verfassers aus seiner Handschrift herausgegeben, von D. *Fr. Th. Rink.* 1802. *Erster* Band. 312 S. *Zweyter* Band. 248 S. 8. (2 Rthlr.)

Mainz u. Hamburg, b. Vollmer: *Imm. Kants physische Geographie. Erster* Band. 1801. *Erste* Abth. 264 S. *Zweyte* Abth. 323 S. *Zweyter* Band. 1802. *Erste* Abth. 350 S. *Zweyte* Abth. 242 S. *Dritter* Band. 1803. *Erste* Abth. 276 S. *Zweyte* Abth. 322 S. 8. (6 Rthlr. 12 gr.)

Leipzig, b. Schiegg: *Imm. Kants physische Geographie.* Für Freunde der Welt- und Länderkunde und zum Unterricht für die erwachsene Jugend, von *A. G. Schelle.* (Ohne Jahrzahl.) *Erstes* Bändchen. 306 S. *Zweytes* Bändchen. 394 S. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Streitigkeiten, wie die, welche zwischen Hn. *Rink* und Hn. *Vollmer* über die Herausgabe dieses Werks entstanden sind, machen auf Rec. einen so übeln Eindruck, dass er von ihnen lieber ganz schweigt. So viel erhellt aus diesen sowohl als aus dem Werke selbst, dass die Quelle, aus welcher beide schöpften, sehr trübe ist. Beide würden daher besser gethan haben, wenn sie dieses Werk dem Publikum nicht übergeben hätten, da es weder zum Ruhme des grossen Mannes, dessen Namen es auf dem Titel führt, noch zum Nutzen der Wissenschaft gereicht. Hr. *Rink* mag immer eine Handschrift von *Kant* vor sich gehabt haben, aber von welchem Jahre? Gewiss fällt sie in die frühern Zeiten, wo Geognosie und Chemie die Fortschritte nicht gethan hatten, wodurch die meisten der hier vorgetragenen Lehren eine andere Gestalt erhielten. Rec. muss daher sehr bezweifeln, dass *Kant* in seinen bessern Jahren, ehe ihn die Schwäche des Alters abstumpfte, den Abdruck dieser Handschrift erlaubt hätte. Ueberdiess setzt physische Geographie in dem Umfange, wie sie hier genommen wird, eine grosse Masse von Kenntnissen der Thatsachen voraus, welche zwar Kant in einem grössern Masse besass, als speculative Philosophen sie gewöhnlich zu haben pflegen, aber doch nicht in einem solchen, als zu diesem Werke erfodert wird. Mit Chemie beschäftigte er sich erst in den letztern Jahren, so viel es ihm seine andern Geschäfte erlaubten; aber Geognosie kannte er nie. Auch fehlte es ihm ganz an eigner Ansicht dieser Gegenstände, welche, seine Biographen mögen sagen, was sie wollen, unentbehrlich zu einer gründlichen Bearbeitung derselben ist. Seine sonderbaren Meinungen über manche physische Gegenstände, welche seine Biographen nicht verschwiegen haben, bezeugen dieses. Unter solchen Umständen musste Hr. *Rink*, der durchaus kein Kenner in diesem Fache zu seyn scheint, mit der Herausgabe des Werks behutsamer seyn. In der Anordnung und Eintheilung der Materien konnte man von dem Philosophen viel erwarten; aber diese ist ganz die gewöhnliche, und neue, eigene Ansichten findet man höchst selten. Rec. könnte eine Menge Beweise anführen, dass *Kant*, als er diese Handschrift verfasste, beynahe um ein halbes Jahrhundert zurück war, und dass man sich bloss auf das Mathematische, welches sich seit dieser Zeit nicht geändert hat, verlassen darf. Ohne lange zu suchen, findet man §. 47. folgendes: „Zu den letztern (den künstlichen Höhlen) kann man vorzüglich die sogenannten Bergwerke zählen. Wenn in diesen Höhlen die Erdschichten horizontal fortlaufen: so heissen sie Stollen, in einer verticalen Richtung aber Schachten. In den Stollen findet man die Bruch- und Marmorsteine, das Steinsalz und die Steinkohlen in England." In demselben §. heisst es: „Es findet sich in dieser Höhle (der Baumanns-Höhle) eine Art von Kalkspath. Weil nun die hineinfallenden Tropfen denselben gleich auflösen: so werden diese, wenn das Wasser abgedunstet ist, versteinert, und pflegen sich mehrentheils gleich dem Eise röhrenförmig zu bilden. Dieselbe Bewandtniss hat es mit dem Marmor. Wenn nämlich der mineralische Spiritus bey seiner Erzeugung hinzutritt, so macht er, dass die Farbe des Marmors höher wird, und ein jeder nach seiner Einbildung bald dieses, bald jenes darin wahrnimmt." Bald darauf: „Zu diesem Endzwecke (um Getränke kalt zu erhalten) ist nichts besser, als dass man den Krug, in dem sich das Getränke befindet, mit nassen Tüchern umgebe, und in den Wind hänge, da letzteres denn nicht nur kalt bleibt, sondern es auch, wenn es dieses noch nicht wäre, um so sicherer wird. Hieraus dürfte man nicht unwahrscheinlich den Schluss ziehen, dass, wenn es an einem Ende kalt wird, das andere in den Zustand der Wärme übergehe." Aus diesen Beyspielen in einem und demselben §., deren sich noch eine grosse Menge anführen liesse, sieht man, dass *Kant* die jetzt erforderlichen geognostischen, chemischen und physischen Kenntnisse, als er die Handschrift abfasste, noch nicht hatte und vielleicht nicht haben konnte. Auffallend ist nicht selten das, was zur sogenannten Naturgeschichte gehört; auch ist wohl nicht zu billigen, dass überhaupt soviel von systematischer Naturgeschichte in dem Werke vorkommt.

Auf alles dieses muſste der Herausgeber einer ſolchen Handſchrift Rückſicht nehmen. — Noch trüber iſt die Quelle, aus welcher Hr. *Vollmer* ſchöpfte. Er legte ein bey *Kant* nachgeſchriebenes Heft zum Grunde, verglich dieſes mit andern bey *Kant* nachgeſchriebenen Heften, und lieſs es von einem dieſes Faches kundigen Gelehrten bearbeiten. Hier weiſs man nun gar nicht, was *Kant* und was dem Bearbeiter angehört; ja man weiſs nicht, ob der Nachſchreiber alles ſo gefaſst und dargeſtellt habe, wie *Kant* es lehrte. Daſs dem Bearbeiter manches angehört, beweiſen die Nachrichten von den Meteorſteinen und *Klaproths* Analyſen derſelben von 1803. (wobey doch der Nickel vergeſſen iſt). Die Ordnung iſt im Ganzen dieſelbe als in *Rinks* Ausgabe; zuerſt werden die mathematiſchen Vorkenntniſſe abgehandelt, dann folgen die Geſchichte des Meeres, des feſten Landes, der Flüſſe, Seen und der Atmoſphäre, die Geſchichte der Erde und die ſogenannte Naturgeſchichte. Die erſtern Theile ſind viel weitläuftiger abgehandelt, als bey *Rink*, neuere Kenntniſſe weit mehr benützt, viele Fehler vermieden, ſo daſs im Ganzen hier das Werk brauchbarer iſt, als nach *Rinks* Ausgabe. Die Naturgeſchichte iſt ſehr zuſammengezogen; der Artikel: Merkwürdigkeiten der Länder nach geographiſcher Ordnung, fehlt hier ganz; dafür iſt aber das dahin gehörige an andern Orten eingeſchoben. Geſammelt iſt hier manches, ja man findet hin und wieder gelehrte Excurſe, welche wohl auf die Rechnung des Bearbeiters kommen; aber an geognoſtiſchen, chemiſchen und phyſiſchen Unrichtigkeiten oder unbeſtimmten Ausdrücken fehlt es ebenfalls nicht. Mangelhaft, ſchwankend und zum Theil unrichtig iſt der ganze Abſchnitt von den Bergarten in der *zweyten* Abtheilung des *zweyten* Bandes. In dem Abſchnitte von den Gasarten werden die Verſuche mit Kohle oder einem Lichte unter einer Glocke, um die atmoſphäriſche Luft zu zerlegen, angeführt; aber weder hier, noch da, wo die Rede von Athemholen iſt, wird der Kohlenſäure gedacht. In den Lungen wird, dem Vf. zu Folge, Wärme erzeugt, weil die Stickluft ein ſchlechterer Wärmeleiter iſt, als die Lebensluft. Noch lieſsen ſich viele Beweiſe anführen, daſs der Bearbeiter ſeinen Gegenſtand nicht gehörig kannte; auch hat Rec. keine neuen Anſichten und Auffſchlüſſe, oder ſcharfſinnige Urtheile, welche den Gegenſtand aufklären könnten, gefunden. Unter dieſen Umſtänden iſt es auffallend, daſs Hr. *Schelle*, deſſen anderweitige Verdienſte wir zu ſchätzen wiſſen, dieſe phyſiſche Geographie für die Jugend bearbeitete. Dieſe Wahl zeigt ſchon, daſs er kein Kenner dieſes Faches war, und es lieſs ſich erwarten, daſs er keinen Fehler des Originals berichtigen würde. Wirklich findet man nichts verbeſſert, ſondern manches im Gegentheil verſchlimmert. Wie kann man ſagen, die Salze im Meerwaſſer ſeyen durch Kohlenſäure aufgelöſt! Iſt die Anmerkung dabey von Hn. *Schelle*: ſo zeigt ſie eine grobe Unwiſſenheit in der Chemie. Kurz Rec. muſs alle drey Unternehmungen der Hn. *Rink*, *Vollmer* und *Schelle* für miſslungene Arbeiten erklären, durch die man *Kant's* Namen nicht hätte entehren ſollen.

Paris, b. Agaſſe: *Hydrogéologie, ou Recherches ſur l'influence qu'ont les Eaux ſur la ſurface du Globe terreſtre* etc. par *J. B. Lamarck*. 1802. 8. (2 Fr. 40 Liv.)

Berlin, b. Nauk: *J. B. Lamarck's Hydrogeologie.* Aus dem Franzöſiſchen mit Anmerkungen, von *E. F. Wrede*. 1805. 294 S. 8. (1 Rthlr.)

*Lamarck's* Theorieen ſind den in Frankreich am meiſten herrſchenden gerade entgegen geſetzt. Er iſt beſonders ein Gegner der Chemie, wie ſie jetzt gewöhnlich gelehrt wird; er äuſsert ſich mit Heftigkeit und Bitterkeit gegen ſeine Landsleute, welche ſich einen groſsen Ruf in dieſem Fache erworben haben, und wirft ihnen deſpotiſche Unterdrückung der Wahrheit, ehrſüchtiger Abſichten wegen, vor. Er mag hin und wieder Recht haben, wenn er ſich über einen literariſchen Deſpotismus in Frankreich beſchwert; aber ſeine aus der Luft gegriffenen Hypotheſen werden eben ſo wenig jenes Reich zerſtören, als es *Mercier* gelang, durch ſeine Einfälle die ſtolzen Aſtronomen, über die er unaufhörlich klagt, zu demüthigen. Daſs übrigens ein ſo trefflicher Kopf als *Lamarck* Anſichten giebt, welche man nicht verachten ſollte, wird man ſchon vermuthen. Er verwirft zuerſt, vielleicht nicht mit Unrecht, alle auſserordentlichen Revolutionen des Erdbodens, und ſucht durch allmälige Wirkungen, wie ſie noch jetzt geſchehen können, die Veränderungen zu erklären, deren Spuren wir noch bemerken. Auf der einen Seite entfernt uns dieſes allerdings von manchen Hypotheſen und leitet uns zur Beobachtung; auf der andern hingegen ſetzt es der Natur willkürliche Gränzen, indem es ihr das Vermögen der Revolutionen abſpricht. Nach dem Vf. ſind alle Thäler und Berge durch das herabſtrömende ſüſse Waſſer eingeſchnitten und zugeſpitzt, und alle Ungleichheiten vermittelſt des Waſſers aus einer horizontalen Ebene gebildet. Das Meer hingegen gräbt, durch die immerwährende ſchwankende Bewegung, die es durch die Einwirkung des Mondes und der Sonne erhält, ſein Becken immer tiefer ein, und wirft die Körper, welche es auszufüllen ſtreben, an die Ufer. Durch eben dieſe Bewegung verrückt es ſein Becken unaufhörlich, reiſst an der einen Seite Ufer ein, und wirft an der andern neue Ufer auf, wodurch die Ueberreſte von Seethieren auf unſer feſtes Land kamen. Die Seethiere, deren Originale unbekannt ſind, wohnen nach ihm noch jetzt in der Tiefe des Oceans, (wobey er nicht bemerkt, daſs faſt alle Ueberreſte von Land- und Uferthieren unbekannten Originalen angehören.) Eine ſolche Verſetzung des Meers bringt eine Ungleichförmigkeit in der Maſſe der Erdhalbmeſſer hervor, ändert die Lage des Schwerpunkts und der Drehpunkte unſerer Erde, alſo auch das Klima. Bis dahin folgt man dem Vf. nicht ungern. Wenn er aber nun ſeine chemiſchen Hypotheſen auf die Geologie anwendet; wenn er behauptet, daſs Koh-

Kohlenstoff gebundener Wärmestoff sey, dass Kieselerde die Basis aller festen Körper ausmache und sich in alle andern Erden verwandle, dass alle Metalle aus Baryterde mit Hülfe des Kohlenstoffs entstehen u. s. w.: so verläſst man unwillig den nach Sonderbarkeiten haschenden und darauf eigensinnig bestehenden Mann. Einigen Schein von Grund hat indessen die Behauptung, dass vermittelst der Organisation die Mineralien ursprünglich zusammengesetzt würden. — Durch Hn. *Wrede's* Anmerkungen hat diese Schrift unstreitig sehr gewonnen. Er erläutert den Vf. wo es nöthig ist, bestimmt seine Ausdrücke genauer, berichtigt die Fehler, und zeigt das übertrieben Hypothetische seiner Behauptungen. Oft stellt er in den Anmerkungen seine eigene Hypothese über die Veränderungen des Schwerpunkts der Erde entgegen, worüber sich Rec. schon bey der Recension der Geognostischen Untersuchung über die Bildung der südbaltischen Länder geäusert hat. Er stimmt in manchen Stücken mit *Lamarck* überein, und diese Schrift sowohl als die übrigen des Uebersetzers, sind den Geologen zu empfehlen, welche überall Krystallisationen und Niederschläge sehen, und alles auf einmal, nichts nach und nach geschehen lassen. Die Uebersetzung ist genau und sorgfältig gearbeitet; nur eine Kleinigkeit bemerkt Rec., dass *fecules* durch Hefen statt Stärkmehl übersetzt ist.

1) Weimar, im L.-Industrie-Comptoir: *Grundlehren der Physik*, von *R. J. Hauy*, aus d. Franz. übersetzt u. m. Anm. begleitet, von *J. G. L. Blumhof*. 1804. *Erster* Theil. 490 S. 8. *Zweyter* Theil. 450 und Register über beide Theile 28 S. m. 16 Kpft. (3 Rthlr. 12 gr.)

2) Leipzig, b. Reclam: *Anfangsgründe der Physik* als Handbuch in den franz. National-Lyceen, ausgearbeitet von *J. R. Hauy*, aus dem Franz. übersetzt u. m. Anm. u. Zus. vermehrt, von *C. S. Weiss*. *Erster* Band. *Erste* Abth. 1804. *Zweyte* Abth. 1805. Beide Abth. zusammen 700 S. 8. m. 8 Kpf. (2 Rthlr. 8 gr.)

Es war zu erwarten, dass diess bereits dem Originale nach in der A. L. Z. 1804. Nr. 74. recensirte Werk, das in Frankreich unter höchster Autorität als Lehrbuch eingeführt wurde, auch in Deutschland Sensation machen und schnell genug Uebersetzer finden würde; und da ist es denn ein Glück, dass es in gute Hände gerathen ist. Beide obige Uebersetzungen lassen sich sehr gut lesen, und zeugen von dem Fleisse und der Sorgfalt ihrer Verfasser. Wir möchten keine der andern überhaupt vorziehen; meistentheils sind sie einander gleich, hin und wieder ist bald in dieser, bald in jener der Ausdruck besser getroffen, die Periode ungezwungener. Im einzelnen Ausdruck schien Rec. öfters die erste, im ganzen Periodenbau öfters die zweyte glücklicher zu seyn. In jener Hinsicht findet sich, dass die erstere gerade diejenigen Worte deutsch giebt, welche die zweyte unübersetzt läſst, und umgekehrt diejenigen nicht übersetzt, welche diese verdeutscht, wo denn Rec. meistens auf die Seite der ersteren treten würde, weil sie sich mehr an den einmal eingeführten deutschen Sprachgebrauch hält. So braucht die erste das deutsche richtige Wort Theilchen, wo die andere weniger angenehm und unnöthigerweise das französische *Moleculs* stehen läſst; und umgekehrt jene läſst *Affinität* stehen, wo diese (hier mit eben dem Rechte) Verwandschaftskraft dafür setzt. Beide sind übrigens, bey gehöriger Sorgfalt für Sprachreinigkeit, doch von der Verdeutschungssucht entfernt geblieben, welche bey technischen Ausdrücken eben so widrig als verwirrend ist. Ein paar Proben beider Uebersetzungen, wie sie uns der Zufall in die Hand giebt, mögen hier zur Vergleichung neben einander stehen.

*Blumhof.*

§. 134. Wenn aber der Wärmestoff in einem Körper so sehr angehäuft ist, dass er der Kraft der *Affinität* das Gleichgewicht hält, damit sich die *Theilchen* nach allen Richtungen frey bewegen können und dem leichtesten Druck nachgeben, *alsdann* wird der Körper tropfbar flüssig (*liquide*).

Hier zeigt sich ein merkwürdiges Phänomen, dass nämlich die neuen Quantitäten des Wärmestoffs, welche von dem Augenblicke an, wo das Flüssigwerden beginnt, nachkommen, durch den Körper, so wie er sie empfängt, absorbirt, und bloss dazu angewendet werden, die neuen Schichten zu schmelzen. Ein Thermometer, welches in Eis, das sich in Wasser aufzulösen anfängt, *getaucht* wird, bleibt beständig auf Null stehen, bis dieses Eis gänzlich geschmolzen ist.

*Weiss.*

134. Ist aber der Wärmestoff in einem Körper bis auf den Punkt angehäuft, dass er der *Verwandschaft* hinlänglich das Gleichgewicht halten kann, so dass sich die *Molekuls* frey nach allen Seiten hin bewegen, und dem leisesten Druck weichen können, *so* wird der Körper tropfbar flüssig.

Hier zeigt sich nun eine sehr merkwürdige Erscheinung; es werden nämlich von dem Augenblicke an, wo die tropfbar flüssige Form eintritt, die weiser hinzukommenden neuen Quantitäten Wärmestoff von dem Körper, so wie er sie aufnimmt, gänzlich absorbirt, und dienen lediglich dazu, neue Lagen von dem festen Körper zu schmelzen: so dass ein Thermometer in Eis *gestellt*, welches sich in Wasser aufzulösen anfängt, fest auf 0 Grad stehen bleibt, bis das Eis ganz geschmolzen ist.

Noch zur Vergleichung die Stelle womit sich der Band der *Weissischen* Uebersetzung, den Rec. vor sich hat, schliesst.

*Blumhof.*

Vergleicht man also die *Effecte* des Wassers in seinen beiden äussersten Zuständen, nämlich in dem der *Solidität* und der elastischen Flüssigkeit: so sieht man mit doppelter *Ueberraschung* die grosse Energie, welche es *aufbietet*, um seine Schranken zu durchbrechen: sowohl wenn seine *Theilchen* der Kraft, durch deren Wirkung sie zusammenhängen, überlassen, als wenn sie von derjenigen Kraft, welche sie von einander zu entfernen sucht, fort geschleudert werden.

*Weiss.*

Wenn man *nun* also die *Wirkung* des Wassers in seinen beiden äussersten Zuständen, dem der *Festigkeit* und dem der elastischen Flüssigkeit betrachtet, so sieht man mit doppeltem *Erstaunen* die grosse Energie, welche es *aus sich entfaltet*, um seine Bande zu sprengen, eben sowohl, wenn seine *Molekuls* der Kraft überlassen bleiben, deren Wirksamkeit *dahin geht, fest unter sich zu verflechten*, als wenn sie durch die Kraft, die sie aus einander zu treiben strebt, von einander weg geschleudert werden.

In

In dieser letzteren Stelle hätten beide Uebersetzer vielleicht die Worte besser wählen und z. B. das *entfalten*, *verflechten*, *wegschleudern* mit andern Ausdrükken vertauschen können. Man wird diese Bemerkungen, die allerdings kleinlich sind, hier wo Uebersetzungen, *als Uebersetzungen* zu beurtheilen sind, dem Rec. nicht verargen. Man erlaube ihm bey dieser Gelegenheit auch noch folgende allgemeinere. Viele ausländische, besonders französische, Schriften sind mit einem Aufwande von *Worten* ausgestattet, der ohne Verlust, und selbst mit Gewinn für Deutlichkeit und Annehmlichkeit vermindert werden kann. Der *Gedanke* (selbst oft ein ziemlich gemeiner), schwimmt in dem Strome der *Rede* oder gar in einem stehenden Wasser von *Tautologieen*. Sey es, dass es dem französischen *Ohre* so behagt; aber dem deutschen *Geiste* ist es zuwider. Sachkundige und sprachkundige Uebersetzer, wie die des vorliegenden Werks unstreitig sind, würden sich ein Verdienst mehr bey ihren Arbeiten erwerben, wenn sie uns dieses Wortgeschleppe ersparten, und ohne gerade einen skelettirten Auszug zu liefern, weniger wörtlich *übersetzten* und dafür mehr kernhaft *verdeutschten*. — Die Anmerkungen der beiden Uebersetzer sind nicht sehr zahlreich und bedeutend. Hr. *Blumhof* hat hin und wieder literarische Notizen beygefügt. In der Lehre vom Schalle findet Rec. zwar *Chladni's* einzelne Abhandlungen, nicht aber dessen vollständiges Werk die *Akustik* angeführt.

**Breslau**, b. Barth j.: *Grundriß der Naturlehre* zum Gebrauch für Vorlesungen, von *L. A. Junguitz*. *Erster* Theil. (ohne Jahrzahl.) 148 S. 8. *Zweyter* Theil. 1804. 156 S. 8. m. 1 Kpft. (1 Rthlr. 8 gr.)

Den *ersten* Theil seines Buchs überschreibt der Vf. den chymischen, den *zweyten*, den mechanischen Theil. Des *ersten* Theils *erster* Abschnitt — (Rec. hat aber keinen *zweyten* Abschnitt gefunden) enthält die allgemeinen Eigenschaften der Körper, und sodann die Lehre von den Verwandtschaften, von den chemischen Operationen, von Salzen, Erden, Metallen. Des *zweyten* Theils *erster* Abschnitt die Lehre von der Bewegung, der gleichförmigen, ungleichförmigen, einfachen, zusammengesetzten; von Schwere, Stoss, Widerstand, schiefer Ebne, Pendel; elastischer Schwingungen, Centralkräften, nebst einem Anhange über Ebbe und Fluth. Der *zweyte* Abschnitt die Maschinenlehre, nämlich die Theorie des Hebels und den darauf beruhenden einfachen Maschinen, sodann der schiefen Ebne, nebst Keil und Schraube. Wir vermissen unter diesen Materien einige der wichtigsten physikalischen Lehren, von der Electricität nebst den sogenannten Galvanischen Processen, den Magnetismus, den Luftarten, den Gesetzen des Gleichgewichts und der Bewegung bey flüssigen, tropfbaren sowohl als expansiven Materien u. a. m. Ob der Vf. diess noch in einem *dritten* Theile oder in einer *zweyten* Abtheilung des *zweyten* Theils bearbeiten will, können wir nicht angeben. So wie das Buch jetzt vor uns liegt ist es unvollständig. Die Anordnung der Materien könnte besser seyn. Die allgemeinen Gesetze der Bewegung müssten allen übrigen in der Physik vorangehen; hier findet man sie erst im *zweyten* Theile. Die Lehre vom Hebel steht erst in der Maschinenlehre und vorher bey der Lehre vom Schwerpunkte, die sich ohne die Theorie des Hebels nicht befriedigend erklären läst, wird schon vom statischen Moment gesprochen. Manche Materien sind, dem Zwecke eines zu Vorlesungen bestimmten Grundrisses gemäss, kurz abgehandelt, zum Theil nur angedeutet; dagegen scheint es denn sonderbar, dass andere Materien, die weit weniger in einen Grundriss der Naturlehre gehören, ausführlich behandelt sind. Die Lehre vom Schall z. B., die hier übrigens ganz gut in der Lehre von der Bewegung elastischer Körper (nicht bey der Luft) ihren Platz hat, ist in fünf Paragraphen auf vier Seiten abgethan, und die Beschreibung der Metalle nimmt nicht weniger als vierzig Seiten ein, wovon ein grosser Theil auf die Art der Behandlung in den Hüttenwerken verwendet ist; welches alles mehr in die Technologie als in die Naturlehre gehört. Der Anhang von Fluth und Ebbe ist auch hier nicht an seinem Platze, und steht mit dem übrigen in keinem richtigen Verhältniss. Die einzelnen Lehren selbst sind übrigens so vorgetragen, dass das Buch beym Unterricht mit Nutzen gebraucht werden kann. Es kommt beym Unterricht überhaupt mehr auf den Lehrer als auf das Compendium an; je geschickter jener in seinem Fache ist, desto gleichgültiger ist ihm meistens dieses.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Erdbeschreibung.** *Paris*, b. Michel: *Coup-d'oeil rapide sur Vienne.* Suivi de la Lettre d'un Officier superieur de la Grande Armée, contenant un précis des Opérations militaires qui ont fait tomber cette Capitale au pouvoir des François. 1805. 70 S. 8. — Aus dem *Nord litteraire* von *Olivarius* (Dec. 1800.) aus *Townsen*, aus *Guibert* und *Andres* zusammengetragen und mit manchen Unrichtigkeiten verunstaltet, welche die Verdienstlichkeit des Ganzen vermindern. Der *Moniteur* und andere Blätter haben bereits stark gelesene Auszüge davon geliefert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 2. May 1806.

## STATISTIK.

Carlsruhe, b. Maklot: *Chur-Badischer Hof- und Staatskalender* für 1805. 346 S. und 4½ Bogen Register. 8.

Dieses Handbuch über die gegenwärtige Verfassung eines Staats, welcher durch die Länder-Theilungen seinen Umfang (um mehr als das Doppelte) erweitert und seit dem Presburger Frieden abermals in der Souverainetät eine neue Organisation in seinen politischen, gerichtlichen und administrativen Einrichtungen erhält, zieht ungeachtet seiner Unvollkommenheiten, die Aufmerksamkeit jedes Staatsmanns an. Eben deshalb ist es auch einer genauern Beleuchtung und Zergliederung, und der Verbesserungs-Vorschläge für die künftigen objectivisch noch reichhaltigern Ausgaben, nicht unwerth.

Dass ein Sachkenner diesen Erstling des *Kurbadischen* Personal-Etats bearbeitet habe, ist, nach der Durchsicht des Buchs, bald bemerkbar. Noch augenscheinlicher wird man davon überzeugt, wenn man ihn mit andern, nach dem Herkommen ausgefertigten, Schematismen, z. B. dem Oestreichischen, Kursächsischen u. a. vergleicht. Während dass letztere entweder nur dunkle oder gar irrige Vorstellungen von dem Getriebe der Staatseinrichtungen veranlassen, hilft der Kurbadische manche Begriffe berichtigen und in einfachen Grundzügen das System des Staatshaushalts durchschauen. Dabey drängt sich denn von selbst die Betrachtung auf, dass es das Werk einer *weisen* Regierung sey, die neuen fremdartigen Theile so innig mit den ehemaligen zu verknüpfen und alles zu einem Ganzen zu verschmelzen. Es scheint, dass der Vf. bey der Bildung der neuen Landes-Organisation mitwirkte; alsdann wird ihm die Ordnung und Zweckmässigkeit dieser Einrichtungen noch ein trefflicher Leitfaden bey der Abfassung des Jahrgangs 1806. werden.

Das Materiale zerfällt, mit Inbegriff der nützlichen Zugaben, womit der Kalender beginnt und schliesst, in zehn Abschnitte. I. *Ein zweckmäßiger Zeitkalender* sowohl für Protestanten als Katholiken, nebst der französischen Zeitrechnung (welche wahrscheinlich im künftigen Jahrgange hinwegfallen wird), und *ohne* Witterungsbeobachtungen, welche (wie beym Mecklenburg-Schwerinschen Staatskalender) von dem Geschäftsmann nur überschlagen werden, auch nicht zur Sache gehören. II. *Genealogie des Kurhauses*, so ausführlich als es der Zweck des Buchs gebietet. Man vermisst weder den vollständigen damals neuen Titel des Kurfürsten, noch die Würden, Titel, Orden, und genealogischen Data der übrigen Familienglieder; wohl aber das sich von selbst verstehende Prädicat: *Durchlaucht*, welches im Wirtembergischen Staatskalender bey der Genealogie des Kurhauses bis zum Ekel gehäuft ist. Dem Kurprinzen ist auch der Titel als *Graf zu Hanau*, und den Markgrafen Friedrich und Ludwig nebst diesem auch noch der als *regierende Grafen von Salem* und *Petershausen* beygelegt. III. *Haus-Orden der Treue*. In einer voranstehenden Einleitung wird von dessen Stiftung im J. 1715. durch Markgraf Carl Wilhelm (bey Legung des Grundsteins der damals erbauten Residenz Carlsruhe); ferner von dessen Erneuerung am 8. May 1803., bey Gelegenheit und zur Feyer der an das Haus gekommenen Kurwürde, so wie von der dermaligen Eintheilung in zwey Klassen, von dem Ordenszeichen u. s. w. gehörige Nachricht gegeben. IV. *Militär-Etat*, unter welche Hauptrubrik auch das *Kriegs-Collegium* geordnet ist. Zur *Infanterie* gehören vier Regimenter, Kurfürst, und Kurprinz (deren vier Grenadier-Compagnien zugleich als ein besonderes Grenadier-Bataillon aufgeführt werden), Markgraf Ludwig, und ein Garnisons-Regiment; ferner ein Jäger-Bataillon. Die *Cavallerie* besteht aus der Garde du Corps, dem leichten Dragoner-Regiment und einem Husaren-Corps. Bey jedem Regiment und Corps ist das gesammte Officier-Personale (bis zu den Second-Lieutenants herab) nebst dem Mittelstabe aufgeführt. Die wirklichen Officiere vom Corps und die Titular-Officiere *à la suite* und vom Corps sind in besondere Nummern zusammengefasst. — Man vermisst hier weiter nichts als die Zahlen von der Stärke eines jeden Regiments und Corps, deren Beysatz in künftigen Jahrgange sehr zu wünschen wäre. Soviel Rec. weiss, beträgt das gesammte Militär höchstens 6000 Mann. V. *Hofstaat*. Bey diesem Abschnitte scheint die systematische Ordnung zu mangeln, wie schon die vom S. 66. an unter den Buchstaben *C. D.* u. s. w. angeführten Rubriken bezeugen, da im Vorhergehenden *keine* erscheinen, welche mit *A.* und *B.* bezeichnet sind. — Den Anfang macht in sieben Nummern das *adelige* Hofpersonale: 1) Die *Oberhofchargen*, wozu der Obristhofmeister, der Oberkammerherr, der Oberhofmarschall, der Oberstallmeister, der Oberjägermeister und der Hof-Oberjägermeister gehören. 2) Diejenigen Personen, welche *Maitre-Rang* bey Hofe haben. Diese sind nicht bloss aus dem Hof- sondern auch aus dem Civil- und Militär-Etat.

(Hiebey hätte wohl bemerkt werden sollen, welche Vorzüge mit diesem *Maitre-Rang* verbunden sind.) 3) Die *Hofchargen*, unter welche der Hofmarschall, der Oberschenk und Reisemarschall rangirt sind. 4) 37 Kammerherren. 5) Kammerjunker, 20 an der Zahl. 6) 3 Hofjunker und 7) 5 Pagen. — Die folgenden Rubriken von Nr. 8. bis 37. hätten wohl unter die Hauptrubrik: *A) Oberhofmarschalls-Stab* geordnet werden können; nämlich 8) Oberhofmarschall-Amt; 9) Hofmarschallamts-Deputation zu Mannheim; 10) Schloss-Commission zu Mannheim; 11) Hof-Medicinalwesen; 12) Hofgeistlichkeit; 13) Hofbibliothek, Münz- und Medaillen-Cabinet; 14) Hofnaturaliencabinet; 15) Gemälde- und Kupferstich-Cabinet; 16) Hof-Exercitienmeister; 17) Kammer- Hof- und Kirchenmusik in Carlsruhe (über 40 Personen); 18) Hoftheater und Musik in Mannheim; 19) Garderobe; 20) Fouriers und Hofofficianten; 21) Hoftrompeter und Pauker; 22) 6 Laufer; 23) 6 Heiducken; 24) 25 Hoflaquaien; 25) Türnitz (?); 26) Portechaiseträger; 27) Hofökonomieverwaltung; 28) Hauskammerey; 29) Hausmeistereyen und Schlossverwaltungen (von 19 kurfürstlichen Schlössern und Häusern); 30) Beschliesserey und Hofwäsche; 31) Hofküche (33 Personen); 32) Conditoreyen; 33) Caffeesiederey; 34) Silberkammern; 35) Hofkellerey; 36) Hofgärtnereyen (von 11 Gärten); endlich 37) Hofkünstler und Hofprofessionisten. — Nun folgt die Hauptrubrik: *Oberstallmeister-Stab*, welche unter *B)* hätte aufgeführt werden sollen. Die untergeordneten Rubriken, (welche nicht die obigen Numern fortsetzen, sondern wieder mit Nr. 1. anfangen), begreifen in 6 Numern die Marställe zu Carlsruhe, zu Heidelberg und zu Bruchsal, die Hauptgestüte zu Stutensee und zu Altenburg und den Baufuhrstall zu Gottsau. *C)* Die dritte Hauptrubrik begreift den *Oberjägermeisterstab* und die folgenden von *D* bis *L* die Hofstaaten der übrigen kurfürstlichen Familienglieder; in den beiden letzten namentlich der Frau Reichsgräfin von Hochberg (der das Prädicat Excellenz beygelegt ist), und deren Kinder, zwey Grafen und einer Gräfin von Hochberg. VII. *Civil-Etat* und zwar Erstlich *das Personale der generellen Staatsverwaltung*, welche Hauptrubrik 1) mit einer Liste der kurfürstlichen geheimen Räthe beginnt. Es sind solche 12 wirkliche adelige geheime Räthe, die das Prädicat *Excellenz* haben, 8 wirkliche gelehrte geheime Räthe, 7 adelige Titulargeheime-Räthe und 4 gelehrte Titulargeheime Räthe. 2) Die Reichs- und Kreis-Gesandtschaften (wobey die Schreibart: *Crays* für *Kreis* auffällt) und welche getrennt sind von 3) den auswärts angestellten Gesandten, Ministern und Agenten. 4) Die Minister von auswärtigen Höfen (die eigentlich in dieses Kapitel nicht passen, und schicklicher hinten in einem Anhange [wie beym *Handbuch für den Preussischen Hof und Staat,*] hätten nachgetragen werden können). 5) Das geheime Raths-Collegium, als Staats- und Regiments-Rath (worin der Kurfürst selbst präsidirt). 6) Der geheime Finanzrath (worin ebenfalls der Kurfürst oder an dessen Stelle der Markgraf Ludwig präsidirt). 7) Das Oberhofgericht zu Bruchsal (als oberste Justizbehörde). Die folgenden Numern 8—12. begreifen die fünf für einige Hauptzweige der Staatsverwaltung angeordneten General-Commissionen, nämlich die General-Forst-, die General-Strassen-, die General-Bau-, die General-Sanitäts- und die General-Arbeitshaus-Commission. 13) Die Universität zu Heidelberg, als Generalstudien-Anstalt das Kurstaats. Den Beschluss macht 14) eine Liste charakterisirter Personen ohne Anstellung. — Zweytens das Personale der *Provinciellen Landesverwaltung*, und zwar *A)* der *Markgrafschaft* Baden, in fünf Numern. 1) *Hofraths-Collegium* in Carlsruhe, wobey sehr zweckmässig die Notizen von dessen Eintheilung in zwey Senate, den staatsrechtlichen und staatswirthschaftlichen, so wie von den Attributionen und Sessionstagen eines jeden, voraus geschickt werden. 2) Das *Hofgericht* zu Rastatt, wo ebenfalls die nöthigen Bemerkungen über dessen Ressort voraus gehen. Wegen der demselben beygelegten Lehnsgerichtsbarkeit über den *ganzen Kurstaat* hätte es schon oben bey der generellen Staatsverwaltung nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden sollen. 3) *Directorium der weltlichen Diener Wittwenkasse*, welches nur ausserordentlicher Weise zusammen kommt. 4) Die *quiescirenden Räthe und Diener der Markgrafschaft.* Hierauf folgen endlich 5) die *Bezirksdienste* oder die der Aemter, welche letzteren in alphabetischer Ordnung aufgeführt werden. Bey jedem Amte wird das Personale *a)* der Amtsverwaltung, (Obervögte, Oberamtsräthe, Amtsschreiber), *b)* der Forstverwaltung, *c)* des Sanitätswesens, *d)* der Gefällverwaltung und endlich *e)* die Ortsvorgesetzten aller zu dem Amte gehöriger Städte, Flecken und Dörfer, die auch wieder in alphabetischer Ordnung und mit Anzeige der Seelenzahl eines jeden Orts, eingeführt werden, beygebracht. Eine gleiche Einrichtung ist bey *B)* der *Provinzverwaltung der Pfalzgrafschaft* beobachtet. Nach Einführung 1) des Hofraths-Collegii und 2) des Hofgerichts, beide zu Mannheim, folgt wieder 3 u. 4) eine zwiefache Liste der Rheinpfälzischen quiescirenden Räthe und Diener, wovon die erstere die *privativ* Kurbadischen, die andere die Rheinpfälzisch-gemeinschaftlichen namhaft macht. Die in dieser Provinz befindlichen drey Landvogteyen, welche Nr. 5. dargestellt werden, sind eine Einrichtung, welche die beiden andern Fürstenthümer nicht haben. Bey der Landvogtey Michelsberg ist der, unter deren Aufsicht stehende, Distrikt nicht angezeigt. 6) Die Bezirksverwaltungen der einzelnen Aemter, nach der oben gedachten Ordnung, macht auch hier den Beschluss. *C)* Die *Provinzverwaltung des Oberfürstenthums* vereinigt in *einem* Collegio von drey Senaten sowohl die Hofraths- als die Hofgerichts-Behörde. — Die übrigen Einrichtungen sind wie in den beiden obigen Provinzen. VII. *Kirchen-Staat.* Dieser Abschnitt umfasst die kirchlichen Einrichtungen und die Particular-Studien-Anstalten des ganzen Kurstaats in drey Kapiteln, nach Abtheilung der drey christlichen Religionsparteyen. Er wäre daher wohl schicklicher: *Etat*

*Etat des Kirchen- und Schulwesens* rubricirt worden. *A*) In Ansehung des *Lutherischen Kirchen- und Schulwesens*, werden nach Einführung des Kirchenraths- und Ehegerichts-Collegiums zu Carlsruhe die lutherischen Particular-Studien-Anstalten, ferner die geistlichen Ministerien der Hauptstädte, und endlich die Diöcesverwaltungen beygebracht. Bey jeder Diöcese werden zuerst die Diöcesvorsteher (General- oder Special-Superintendenten, Special-Vicarien u. s. w.), dann die Pfarrer, nach alphabetischer Ordnung der Pfarreyen, und zuletzt die Schullehrer angezeigt. *B*) In Ansehung des *reformirten Kirchen- und Schulwesens* werden eben so zuerst der reformirte Kirchenrath (dessen Sitz: *Heidelberg*, nicht angezeigt ist), dann die reformirten Particular-Studien-Anstalten, und zuletzt die Inspectionsverwaltungen mit den Inspectoren der einzelnen Diöcesen und den zu jeder Inspection gehörigen Pfarreyen und Schullehrern aufgeführt. *C*) In dem Kapitel von dem *katholischen Kirchen- und Schulwesen* begreifen die Unterabtheilungen *a*) das Ordinariat, das noch auf der Berichtigung des deutschen *Concordats* beruhet; inzwischen wird das bischöfliche Kirchenregiment theils von der geistlichen Regierung zu Constanz, theils von einem Metropolitanats-Commissario in Kippenheim und den Vicariaten zu Bruchsal, Lampertheim und Würzburg besorgt. *b*) Das landesherrliche Kirchenregiment führt die Kirchen-Commission zu Bruchsal, welche sich aber nur über den Kurkreis (d. i. die Markgrafschaft und Pfalzgrafschaft) erstreckt. *c*) Stifter und Klöster. Deren sind sieben (mit Ausschluss der noch nicht organisirten Mendicantenklöster), worunter zwey Pfarr- und Schulstifter (zu Baden und Ueberlingen), zwey Prälaturen (eine männliche zu Gengenbach und eine weibliche zu Lichtenthal). *d*) Die katholischen Particular-Studien-Anstalten begreifen das Lyceum zu Baden, die Gymnasien zu Rastatt, Offenburg, Ueberlingen und Bruchsal, die Pädagogien zu Heidelberg, Mannheim, Mahlberg und Gengenbach und die lateinischen Schulen zu Biberach, Marktdorf und Mörsburg. *e*) Unter der pensionirten Weltgeistlichkeit werden zuerst die Dom- und Ritterstiftsherren von Basel, Constanz, Speyer, Strasburg und Odenheim; dann die Chorstiftsherren der secularisirten Stifter Allerheiligen, St. Guido und St. German in Speyer, St. Johann und St. Stephan in Constanz, St. Peter in Strasburg, St. Peter und Paul in Baden und des zu Oehningen; hienächst die Domprabendirten von Basel, Constanz, Speyer und Strasburg, und zuletzt die pensionirten Stiftsvicarien namhaft gemacht. *f*) Pensionirte Ordens-Prälaten (4). *g*) Katholischer Kirchendienst der Hauptstädte. *h*) Kirchenvogteyverwaltung des Kurkreises, worin neun, und *i*) des Oberfürstenthums, worin drey Kirchenvogteyen befindlich sind. Bey jeder Kirchenvogtey werden zuerst die Kirchenvogteyvorsteher, dann die Kirchenlehnherrn, ferner die Pfarrer nach alphabetischer Ordnung der Pfarreyen, und zuletzt die Schullehrer angezeigt. Drey Verzeichnisse nämlich *k*) der kurbadischen Patronatpfarreyen im Auslande, *l*) der unversorgten Titularen und *m*) der Schulkandidaten — machen den Beschluss. VIII. *Dienerschaft derer an die Markgrafen Friedrich und Ludwig cedirten Grafschaften Salem und Petershausen.* 1) Die *oberen Behörden* sind: *a*) Die Regierung, deren Sitz zu Carlsruhe ist. Unter den Räthen sind zwey kurfürstliche und ein markgräflicher. *b*) Das Hofgericht (zu Salem), mit einem Hofrichter und fünf Räthen, die zugleich Beamte in den Grafschaften sind. *c*) Das Cancellariat der Grafschaft Salem, von vier Personen. *d*) Die Polizeydirection. 2) Die *Bezirksverwaltung* begreift die Organisation der Aemter, deren mit Inbegriff der auswärtigen Hofmeistereyen und Pflegereyen, neune sind, unter welchen das Oberamt Salem das beträchtlichste ist. Die Amtsverwaltung des letztern begreift ein Justizamt, ein Physicat, eine Oberverrechnung, ein Steueramt, eine Schulendirection, und die Geistlichkeit. Bey den übrigen kleinern Aemtern ist das Personale weit geringer und besteht meistens aus dem Beamten, der Geistlichkeit und den Forstbeamten.

Mit diesem Abschnitt ist zwar der eigentliche Staatskalender vollendet; er liefert aber noch, ausser den Zusätzen und Verbesserungen, zwey sehr nützliche Zugaben nämlich: IX. *Das Namenregister sämmtlicher Staatsdiener*, welches sich zugleich über die Grafschaften Salem und Petershausen erstreckt und zusammen 4809 Personen begreift. Die Sorgfalt, mit der es verfertigt ist, und die genaue Einzeichnung der Vornamen, ist um so verdienstlicher, je trockner und mühsamer eine solche Arbeit ist. X. *Ein Ortsregister*, worin jedoch (aus welchen Gründen?), die Ortschaften der Grafschaften Salem und Petershausen ausgelassen sind.

In *typographischer* Hinsicht ist künftig mehr Oekonomie anzurathen. Ein gefälliges Aeussere ist nicht zu tadeln; indessen muss der Grad der Eleganz nach dem Verhältnisse berechnet werden, welches aus der Klasse von Lesern hervorgeht. Ein Buch, wie dieses, interessirt nicht nur jeden Bürger des Staats, dessen Personal-Etat es enthält, sondern auch noch viele Auswärtige. Es muss daher leicht anzuschaffen seyn und darf durch überflüssigen typographischen Aufwand nicht ohne Noth vertheuert werden. Hiemit wird keinesweges auf das voranstehende Bildniss des ehrwürdigen Landesvaters, noch auf den in Kupfer gestochenen Titel gezielt. Aber der zu gedehnte Druck, vorzüglich in dem Abschnitte vom Hof- und Militär-Etat (S. 11—70.), hätte, mittelst gespaltener Columnen und durch zweckmässige Abkürzungen der Vornamen, durch Weglassung oder doch Abkürzung des Prädicats *Herr* sehr verengt und dadurch die Bogenzahl des Ganzen vermindert werden sollen. Ein Beförderungsmittel des leichtern Auffindens würde es seyn, wenn die Zunamen durch eine besondere Schrift herausgehoben wären. Dazu würde sich wohl die Schwabacher am besten schicken, wenn man für die Namen der Dienste und Ortschaften, welche mit dieser gedruckt sind, andere unterscheidende Lettern,

tern, etwa die bekannten *Ungerschen*, gebrauchte. Dadurch würden auch hie und da noch andere Zwecke erreicht werden; z. B. bey Doppelnamen die Auszeichnung desjenigen, wobey die Person gewöhnlich genannt wird, als *Stockhorner* von Starein, Schutzbar v. *Milchling*, *Gilm* von Roseneck (S. 27.); Laba von *Rosenfeld*. Eine ähnliche Verbesserung würde bey der Genealogie des Kurhauses sehr zweckmäfsig seyn, wenn nämlich der unterscheidende oder Haupt-Vorname der einzelnen Familienglieder durch gröfsern Druck kenntlich gemacht würde. Vier Töchter des verstorbenen Erbprinzen haben den Namen *Wilhelmine*, aber nur bey der jüngsten, der Gemahlin des Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, ist er der Hauptname. Bey zweyen (*sub lit. b.* und *d.*) ist *Friderike* der erste Taufname, allein nur bey letzterer ist er zugleich der unterscheidende Hauptname, während erstere unter dem Namen *Caroline* bekannt ist.

In *orthographischer* Hinsicht stöfst man auch auf manche Irregularitäten, z. B. Hau*ß*; Beschlie*s*erin; K*u*chenjung; Biblioth*e*ckar (S. 43.); Pers*oh*nen (S. 92.); Amtsbo*tt*e; Apoth*e*cker (S. 188.). — Auch bleibt sich die Schreibart nicht immer gleich z. B. Balier (S. 51.) und Ba*ll*ier (S. 54.); Gra*f* und grä*v*lich an vielen Stellen. Diefs ist noch fehlerhafter bey *eigenen* Namen; so heifst z. B. das Dorf Hedingen (S. 218.) am andern Orte (S. 326.) Hödingen; Al*w*end (S. 314.) wird im Ortschaftsregister unter Almend aufgeführt. Dafs der Name weiblicher Personen durch ein angehängtes *in* erweitert wird, ist überflüssig; zumal wenn die Vornamen mit angezeigt sind, z. B. Dorothea Schneider*in* (statt Schneider). Aber auch hierin herrscht Verschiedenheit, denn S. 68. steht richtiger Auguste Spach, S. 55. Lui*se Hart*mann; Caroline Schall u. s. w.

Gegen die Deutlichkeit und Cultur der Sprache verstöfst eine Stelle, S. 286.: „Die katholische Kirchengefällverwaltung der Markgrafschaft beruht auf jedes Kirchspiels Heiligen (?), die meistens von Kirchspielsgenossen administrirt und durch General-Repartitionen zur allgemeinen Mitleidenheit (?) angezogen (?) werden." Sollte dieser Satz, selbst im Lande, wohl durchaus verständlich seyn? — Provinzielle Benennungen, die ausserhalb Landes wenig bekannt seyn möchten, z. B. *Balier*, *Türnitz* (S. 51.), *Zinken* (an mehreren Stellen) — *Heimburgerthümer* (S. 106.) hätten an schicklicher Stelle erklärt werden sollen.

Dafs S. 26. und 27. zwey verschiedene Rubriken unter einerley Numer eingeführt werden, ist wohl nur ein Druckfehler; aber eine Rüge verdient die unpassende Bezeichnung der einzelnen lutherischen Kirchendiöcesen von S. 227 — 249., wo in einer sonderbaren Ordnung Nr. V. auf Nr. XVIII. folgt (S. 249 und 250.). Die einzelnen Diöcesen hätten in subordinirter Kategorie unter eigenen Numern oder Buchstaben dargestellt werden sollen. Zum Behuf des Ortschafts-Registers, womit das Buch schliesst, und welches noch grofser Verbesserungen fähig ist, schlägt Rec. vor, die von S. 227 — 249. vorkommenden vierzehn lutherischen Diöcesen künftig mit lateinischen Buchstaben, sodann die acht reformirten Inspectionen von S. 269 — 276. mit Buchstaben des deutschen Alphabets, und endlich die zwölf katholischen Kirchenvogteyen von S. 299 — 327. mit gewöhnlichen arabischen Ziffern zu bezeichnen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

## NEUERE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Matzdorf: *Wörterbuch zum Behuf richtiger* (zur richtigen) *Verbindung der Zeitwörter mit dem Dativ und Accusativ*, oder mit *mir* und *mich*, *dir* und *dich*, *ihm* und *ihn*, *ihr* und *sie* u. s. w., von M. *Joh. Chrph. Vollbeding*. — *Dritte* aufs neue vermehrte Auflage. 1803. 159 S. 16. (12 gr.)

Seitdem der sel. *Moritz* vor 25 Jahren über die Märkische oder überhaupt niederdeutsche Verwechselung des *mir* und *mich* zu eifern anfing, haben darüber so Viele eigene Schriften geliefert, als ob die ganze Reinigkeit der Sprache darauf beruhete. Auch Hr. *V.* gesellte sich dazu mit diesem Wörterbuch. Die *erste* Ausgabe wurde bereits in der A. L. Z. 1793. Nr. 170. angezeigt; die *zweyte* von 1798. wurde ausser Acht gelassen, sie konnte aber auch um so leichter übergangen werden, da der Vf. selbst in dieser *dritten*, ungeachtet der Vermehrungen, noch nicht einmal die schon früher gerügten Fehler berichtigt hat, welche ihm selbst als Niedersachsen anzuhängen scheinen. Er lehrt auch noch hier sagen: Getrauest du *dir* das wohl; und doch hernach: Ich traue *mich* nicht diefs zu thun. Eben so unrichtig ist: Was hilfts *mich*, es wird *dich* das Leben kosten. Die *Gottschedische* Grille *mir* däucht und *mich* dünkt von einander zu unterscheiden, sucht Hr. *V.* ordentlich einzuführen, da doch *Luther's*, *Gellert's*, *Weiße'ns* und *Dusch'ens* Sprachgebrauch nach *Adelungs* Wörterbuch dawieder zeugt. Auch wird seine Vorschrift: Diefs gilt *mich* zu sagen, das eben so gewöhnliche *mir* in diesem Falle nicht verwerflich machen, da *Luther*, *Hagedorn*, *Gellert*, *Lessing* und *Rost* es so haben. Gehorsam bin ich *dir*, geläufig ist *mir* das, zeugen muss ich wider *dich* u. a. dergl. gehören gar nicht zur Verbindung der Zeitwörter. Auch sind beyläufig sonst noch manche Undeutschheiten mit eingeflossen, welche die Jugend und andere Unkundige eher verführen als bessern werden. Z. B. *Abändern* lass ich mir mein Kleid, es dauert mich *seiner*, für er dauert mich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 3. May 1806.*

## STATISTIK.

Carlsruhe, b. Maklot: *Chur-Badenscher Hof- und Staatskalender für* 1805. u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 105. abgebrochenen Recension.*)

Sehr zweckmäsig ist dem *Kirchen- und Schul-Etat* ein besonderer Abschnitt angewiesen worden. In den Hessen-Darmstädtischen und Kur-Wirtembergischen Staatskalendern findet man die Kirchen- und Schuldiener gleich bey dem Personal-Etat der Aemter, neben den Cameral- und Justizbeamten, angezeigt. So bequem dieses auf der einen Seite ist, so kann doch der Vortheil einer deutlichen und vollständigen Uebersicht des gesammten Kirchen- und Schulwesens, dann der sämmtlichen obern und niedern Geistlichkeit, nur dadurch erreicht werden, dass, wie hier, die *kirchliche* Organisation von der *administrativen* getrennt ist. Nur hätte bey den Inspectionen der Reformirten, und allen Diöcesen der lutherischen Kirche, eben so wie es bey den katholischen Kirchenvogteyen geschehen ist, bemerkt werden sollen, welche weltlichen Aemter sie umfassen. Auch hätte in diesem Abschnitte die Universität *Heidelberg* wohl ihren schicklichsten Platz gefunden.

Ungern vermisst man bey einigen Collegien eine kurze Notiz von dem denselben zustehenden Geschäftskreise, ihren politischen Verhältnissen gegen andere und ihren Attributionen. Die bey dem geheimen Raths-Collegio S. 76. hinzugefügte Bestimmung: (Staats- und Regiments-Rath) — bedarf der Erläuterung, dass es nämlich als solcher, alle allgemeinen und staatsrechtlichen Angelegenheiten in Ansehung der Landeshoheits- und Gränzsachen, des Lehenwesens, der Verhältnisse zu auswärtigen Staaten und zum deutschen Reiche, die administrative und gerichtliche Landes-Organisation, als oberste Behörde zu leiten habe. Eben so hätten S. 80. die Attributionen des geheimen Finanzraths, als oberster Behörde aller staatswirthschaftlichen Angelegenheiten, dann als der General-Controlle und General-Revision des gesammten Kassen- und Rechnungswesens, näher bestimmt werden sollen. Wo dergleichen Erläuterungen gegeben werden, z. B. beym Hofraths-Collegio der Markgrafschaft (S. 94.), dem Hofgericht (S. 98.) sind solche unnöthigerweise mit grösserer Schrift gedruckt. Bey solchen Notizen kann, zur Ersparung des Raums, füglicher kleinere Schrift angewandt werden.

Omissionen anderer Art finden sich bey den Aemtern Badenweiler (S. 107.) und Yberg (S. 157.). Bey allen übrigen Aemtern ist die Summe der Seelenzahl hinzugefügt; nur nicht bey diesen. Nach den speciellen Angaben bey den einzelnen Orten steigt solche bey letzterm auf 14,449 und bey ersterm (mit Ausschluss von Wintersweiler, dessen Volksmenge nicht angezeigt ist) auf 16,572. Bey den Grafschaften Salem und Petershausen ist die Volksmenge nirgends, weder speciel bey den einzelnen Ortschaften, noch summarisch bey den Aemtern angezeigt. Eine rügenswerthe Lücke. Könnte künftig bey jedem Amte diese summarische Uebersicht noch auf die Arealgrösse (in Decimalbrüchen geographischer Quadratmeilen), auf die Zahl der dazu gehörigen Städte, Flecken, Dörfer, Weiler, Höfe u. s. w. ausgedehnt werden, so würde es eine wesentliche Verbesserung seyn.

Mit wenig Sorgfalt ist das *Ortschafts-Register* bearbeitet. Ein genaues und vollständiges Verzeichniss aller zum Staate gehöriger Ortschaften ist in geographischer und statistischer Beziehung eben sowohl, als wegen des zufälligen Gebrauchs im Geschäftsleben, eine sehr nützliche Zugabe eines Staatskalenders. In dem vorliegenden aber fehlt beynahe alles, was die Brauchbarkeit eines solchen Verzeichnisses begründet. Es ist weder genau noch vollständig. Ortschaften mit ähnlichen Namen (als Oberweiher — Oberweyer) sind, wenn gleich ihre Schreibart verschieden ist, unter eine Benennung zusammengefasst; viele sind ganz ausgelassen. So fehlen allein S. 200. folgende: *Lindenbach*, *Grosssachsen*, *Hohensachsen*, *Rosenhof*, *Schriesheimerhof*, und von S. 201.: *Unterheubach*, *Rischweiher*, *Oberkunzenbach*, *Barschbach*, *Oberheubach*, *Holden*, *Waldeckerhof*. Bey den eingeschalteten findet sich, ausser der, auf die weltlichen Aemter hinweisenden, Seitenzahl gar keine Andeutung, weder ob es Städte, Flecken, oder Dörfer u. s. w., ob sie zu den herrschaftlichen Domänen, ob sie dem Adel, oder einer Stiftung zugehören, noch in welchen Kirchsprengel sie eingepfarrt sind. Durch einzelne Buchstaben könnten alle diese Verhältnisse angedeutet werden. Städte könnten mit St. — Flecken mit F. — Pfarrdörfer mit Pf. — Kirchdörfer, ohne Pfarrer an demselben Orte, mit K. — Dörfer ohne Kirche mit D., die kleinen Dörfer (Zinken oder Weiler) mit W. — Klöster mit Kl., Schlösser mit S. u. s. w. bezeichnet werden. Ferner: wenn, im Kirchen- und Schulen-Etat die einzelnen Diöcesen, Inspectionen und Kirchenvogteyen nach der oben angerathenen Weise unter Buchstaben und Ziffern aufgeführt würden: so müsste darauf im Register Rücksicht genommen werden, um, falls man den Geistlichen oder Schullehrer eines Orts wissen wollte, solche ohne vieles Nachsu-

chen finden zu können. Der Ort *Aglasterhausen* würde auf diese Weise im Register so bezeichnet erscheinen: Pf. a. d. 4. 192. Hieraus würde man sogleich ersehen, dass es ein Pfarrdorf sey, mit lutherischen, reformirten und katholischen Einwohnern, dass es wegen ersterer zur Diöcese a (d. i. Aglasterhausen), wegen der reformirten zur 4ten Inspection (Neckarschwarzach) — und wegen der katholischen zur vierten Kirchenvogtey (Heidelberg) gehöre. Sieht man nun die erwähnten Diöcesen nach, so findet man, dass die Lutheraner daselbst ihren eignen Pfarrer haben, dass die dasigen Reformirten nach Aspach und die Katholiken nach Bargen eingepfarrt sind. Die letzte Zahl, welche auf die weltlichen Aemter hinweiset, lässt das Amt finden, zu welchem der Ort gehört, wo denn nicht nur das Personale der Amtsverwaltung, sondern auch der Ortsvorgesetzte (Schultheifs) ersehen werden kann.

Einen Anhang oder eine fernere Zugabe könnte dieser Almanach durch eine Sammlung *einheimischer Staats-Notizen* erhalten, worin z.B. die neuesten Territorialveränderungen, die Grundzüge der jetzigen Verfassung, die Abtretung der Grafschaft Salem und Petershausen als *Paragium*, die Austauschungen mit Hessen-Darmstadt (wegen Wimpfen) u. s. w. und andere merkwürdige historische und statistische Verhältnisse aufgehellt werden könnten.

Amsterdam, b. G. Boos: *Nationaal Volks en Regeerings-Boekjen, of Almanak tot nut van' t algemeen* voor het Jaar 1806. 146 S. 12.

Ein neues Batavisches, nach der Regierungsform vom 29. April 1805. eingerichtetes, Staats-Handbuch. Voran Zeit-Kalender, Post- und Wasserfahrts-Anzeiger nach dem Alphabet der ganzen Republik. Dann statistische Tabellen über die seit 1797. statt gefundenen vier Constitutionen, und die dermalige Regierungsforms-Acte. — Von S. 55. an das Namen-Verzeichniss; der Rathspensionär, die Hochmögenden, der Sta[illegible]rath mit Angabe des erwählenden Departements; fünf Staats-Secretäre mit ihrem Geschäftsbezirk; National-Rechen-Cammer; Collegien für Asia und Amerika, dann verschiedene Commissionen und Bureaux; das Finanz-Departement. — S. 84. das Batavische Corps diplomatique: zwey Bothschafter zu Paris und zu Constantinopel; acht bevollmächtigte Minister (unter welchen der von Spaan am Wirtemberger Hofe, seit dem Abdrucke in Montpellier starb), zwey Residenten, drey Geschäftsträger, vier General-Consuls, 24 wirkliche und sieben Vice-Consuls: drey General-Commissare und 15 Commerz-Commissäre. Mitten in dieses Corps diplomatique find sonderbarerweise die General-Gouverneurs zu *Batavia*, Delmina, Curacao und im Cap verwebt. — S. 91. das Militär mit der detaillirten Besoldung, die Departemental- und die Local-Behörden, von Alkmaar alphabetisch bis Zaandyk; die *Marine* von Alkmaar bis Utrecht; Teich-Behörden u. s. w. Alles dieses ist in 43 Abschnitten — aber nicht systematisch und ohne Register — zusammengedrängt.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Copenhagen, b. Brummer: *Opuscula latina.* Scrib. M. *Jac. Baden*, in Univ. Hafn. Eloq. Prof. P. O. 1804. VIII u. 476 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wenn diese Sammlung von Schul- und akademischen Gelegenheitsschriften auch nicht den *Heynischen* und *Wolfischen* gleich kommt, so gebührt ihr doch wegen ihres innern Gehalts und der Beredsamkeit, womit die einzelnen Aufsätze abgefasst sind, ein ehrender Platz. Wir versuchen die sehr verschiedenartigen Programmen unter gewisse Fächer zu bringen.

In das Fach der *Pädagogik* gehört Nr. 1. *de eo quod leve est in laude praeceptoris.* Das Haschen nach dem Beyfall der Menge, nach eitler Schriftsteller-Ehre, die Eitelkeit eine recht grosse Schule um sich versammelt zu sehen, das Streben nach dem Beyfall der Jugend durch Bequemung zu ihren Neigungen und Sitten und durch Auskramung übel angebrachter Gelehrsamkeit, sind die Fehler, welche hier gerügt werden. Nr. 4. *Dicendo homines apti fiunt ad dicendum, agendo ad agendum*, nach *Facciolati's* Ausspruch. Das Programm wurde in Helsingör bey Einführung öffentlicher Redeactus auf der Schule geschrieben; es beweist den Nutzen der Beredsamkeit für unsre Tage, und zeigt wie sehr diese durch fleissige Uebungen in Reden und durch die damit verbundne Action gebildet werde. Nr. 16. *De vi seculi in constituenda re scholastica.* Gute Bemerkungen über den Einfluss des Zeitgeistes auf das Erziehungswesen, das mit der Cultur gleichen Schritt hält, erläutert durch einzelne Epochen in der Pädagogik.

Dem Gebiet der *Philologie* gehören mehrere Aufsätze an. Nr. 2. *Ingenium et ars Cyropaediae.* Der Vf. verbreitet sich über die Kunst der Composition und die einzelnen Schönheiten dieses idealischen Gemäldes, wofür auch er es mit Plato und Cicero hält. Hieran schliesst sich Nr. 14. *de Cyro Xenophonteo, effigie perfectissimi imperantis.* Nr. 5. *Super Homeri Il.* η, 215. 216. Als Ajax auf die Troër losging, Τρῶας δὲ τρόμος αἰνὸς ὑπήλυθε γυῖα ἕκαστον, Ἕκτορι τ' αὐτῷ θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι πάτασσεν. Es soll eine Spitzfindigkeit von Plutarch und Clarke seyn, dass Homer hier einen verschiednen Grad der Furcht bey den Troërn und beym Hector habe ausdrücken wollen. Gegen Clarks Vorwurf wird Cicero vertheidigt, der den Hector *toto pectore trementem* aus dieser Homerischen Stelle erwähnt, wiewohl der Vf. selbst bekennen muss, dass Cicero den Homer aus dem Gedächtniss anführe und seinen Sinn nur ungefähr ausdrücke. Nr. 6. *Supplementum ad clavem latinitatis Ernestii Ciceronianam.* Diese Beyträge werden der Aufmerksamkeit der Herren *Schütz* und *Beck* nicht entgehen, welche *Lexica* der Ciceronischen Sprache angekündigt haben. Nr. 7. *Fabula Phaedri* 1, 5. *comparata cum duabus Graecis similis argumenti.* Vergleichungen einzelner Fabeln des Phae-

Phaeder mit den ähnlichen griechischen, wie sie von *Lessing*, *Huschke*, *Jacobs* u. a. m. angestellt worden, sind ein herrlicher Wetzstein des Scharfsinns, und wir billigen aus eigner Erfahrung des Vfs. Benehmen, der seinen Schülern Aufgaben der Art vorlegte und hier an einem Beyspiele zeigt, wie eine solche Vergleichung fruchtbar gemacht werden könne. Nr. 8. *De constructione latinae linguae ad rationes philosophicas examinanda.* Es wird an einer Periode im *Cic. ad div.* 1, 10. gezeigt, dass man vorzüglich auf die natürliche oder psychologische Folge und Verbindung der Glieder eines Satzes zu sehen habe. Nr. 9. *De augenda vernacula ex antiquioribus linguae nostrae scriptoribus.* Der Vf. führt darüber Beschwerde, dass die Dänen angefangen hätten, zu Bereicherung ihrer Sprache aus Deutschland zu holen, was sie zum Theil daheim in der Sprache des gemeinen Volks und der Provinzen und in den älteren Nationalschriftstellern würden gefunden haben. Nr. 15. *De philosophiae cum eloquentia conjunctione.* Eine kurze Uebersicht der rhetorischen und philosophischen Schulen der Alten, welche theils beide Wissenschaften mit einander vereinigten, theils trennten. Nr. 19. *Constantia Ciceronis in judiciis de hominibus rebusque defenditur.* Neben einigen guten Bemerkungen über Cicero's politischen Charakter sucht der Vf. aus den Briefen, den philosophischen Werken und den Reden zu zeigen, dass er wirklich ein festes, sichres Urtheil über Menschen und Dinge gehabt, aber freylich aus Ursachen seine wahre Ueberzeugung nicht immer an den Tag gegeben habe. Nr. 21. *de doctrina utili et inutili.* Einige Bemerkungen über die Erhebung der Philosophie über alle andren Wissenschaften bey den griechischen und römischen Weltweisen. Nr. 23. *De poëtica facultate M. Tullii Ciceronis.* Was auch der Vf. für Cicero's dichterisches Talent sagen mag, die Verfertigung von ein paar *historischen* Gedichten, wovon ihm der Stoff gegeben war, macht, wenn er diesen auch auszuschmücken verstand, doch den Dichter noch nicht aus. Nr. 24. *Exempla quaedam superstitiosorum rituum; plebeculae nostrae cum romana communium.* Es werden verschiedne Arten von Zauber und die Mittel dagegen aufgezählt. Unter die Mittel, den Nachtheil übermäsigen Lobes und Glücks abzuwenden und die Nemesis zu versöhnen, rechnet der Vf. auch die ungebundnen Scherze der Sklaven gegen ihre Herren an den Saturnalien, die Spottlieder der Soldaten auf die triumphirenden Feldherrn, den Carnifex auf dem Triumphwagen u. s. f.

In die Theologie schlägt Ein Aufsatz Nr. 2. ein: *De perfecto Theologo.* Es wird das Ideal eines gelehrten Theologen entworfen und auf die Erklärung der heiligen Schriften zurückgeführt. Vortreffliche Rathschläge zur Bildung junger Theologen.

Die übrigen Abhandlungen können wir füglich unter die Fächer der Geschichte, Menschenkunde und Literatur bringen, Nr. 10. *De eloquentia Martini Lutheri, tanquam magno reformationis instrumento.* Ein interessanter Beytrag zu Luthers literarischem Leben, worin erstlich von seiner Beredsamkeit aus ihren Wirkungen gesprochen, seine Naturanlage und Bildung als der Beredsamkeit günstig geschildert, und die Art seiner Beredsamkeit, die doch mehr Sache der Natur und des Herzens als Studium war, näher charakterisirt wird. Nr. 17. *De Enthusiasmo, ingeniosis quibusque scriptoribus communi.* Nur wenige Bemerkungen. Nr. 18. *De rege populari.* Friedrich der Grosse wird als Muster eines die Rechte des Menschen und Volkes ehrenden Königs aufgestellt, und einiges über die Vorzüge der Monarchien vor den Freystaaten, nach Anleitung der alten Geschichte, vorausgeschickt. Nr. 22. *De caritate patriae.* Die grosse Anhänglichkeit der Alten an ihr Vaterland wird dem vorgeblichen Cosmopolitism unsrer Tage entgegengesetzt. Die übrigen Numern dieser Sammlung bestehen in akademischen Denkschriften und Reden auf berühmte Dänen Nr. 11. 12. 13. 20. 25. 26. nämlich auf den Bischof Lud. Harboe, auf den Grafen Otto Thott, auf P. Kof. Ancher und Heinr. v. Stampe.

FÜRTH, in Comm. b. Korn: *Handlungs- und Gewerbs-Adreß-Handbuch von Schwaben*, oder Verzeichniss der Fabrikanten aller Art, Kaufleute, Apotheker, Canditoren, u. s. w. nebst den merkwürdigsten topographisch-statistischen Nachrichten und einer Landkarte von Schwaben. 1805. 220 S. 8. (16 gr.)

Der ungenannte Vf. hatte schon im J. 1796. ein Handlungs-Adressbuch von Wirtemberg herausgegeben. Bey der neuen Auflage sollte es sich aber zu einem Handlungs- und Gewerbs-Adressbuch von ganz Schwaben ausdehnen. Es sollten darin alle Städte und bedeutende Oerter Schwabens in alphabetischer Ordnung aufgeführt, und die Volkszahl derselben, nebst den vorzüglichsten Nahrungszweigen der Einwohner, und die bedeutendsten Merkwürdigkeiten, dann die Namen der Fabrikanten aller Art, Kaufleute, Apotheker, Canditoren (Zuckerbäcker), nebst den Waaren, die sie verfertigen oder führen, und der Art ihres Handels angegeben werden. Dieses Versprechen hat der Vf. wenigstens in Beziehung auf Wirtemberg so ziemlich erfüllt. Die statistischen Nachrichten, die er bey jedem Orte der Liste der Fabrikanten und Handelsleute vorangehen lässt, hat er grösstentheils aus den *Röderschen* Schriften entlehnt. Die Volkszahl der wirtembergischen Orte lieferte ihm das privilegirte Adressbuch dieses Landes. An Spuren der Flüchtigkeit fehlt es freylich nicht, wohin wir z. B. rechnen, dass der Stadt Reutlingen, deren Bevölkerung 7500 Seelen beträgt, nur 1900 Einwohner, und dagegen dem Marktflecken St. Georgen, der von 888 Menschen bewohnt wird, 3924 Einwohner gegeben sind; dass bey den Orten Bönnigheim, Möckmühl, Plochingen, Nagold, Weilheim und Steinheim das Land, zu dem sie gehören, nicht bemerkt ist, vermuthlich weil die Artikel aus einer Topographie Wirtembergs ausgeschrieben sind. Wir würden es dem Vf. weniger zum Vorwurf machen, dass er so viele

viele minder bedeutende wirtembergische Städtchen, Marktflecken und Dörfer, wo Krämer und sogenannte Chalanden sind, z. B. Löwenstein, Rudersperg, Mössingen, Walddorf, Schwenningen u. s. w. weggelassen hat, wenn er nicht andere, eben so unbedeutende und zum Theil weit unbedeutendere, wie Strümpfelbach, Eltingen, Kusterdingen, Guttach u. s. w. angeführt hätte. Wenn er aber auch jener wirtembergischen Orte, und dann so vieler Städtchen und Marktflecken anderer Gebiete, z. B. Wiesensteig, Oetingen, Kinzingen, Haigerloch, Munderkingen, Waldsee, Schelklingen, Schemberg, und vieler andern, besonders fürstenbergischen Orte nicht gedenken wollte: so hätte er doch in keinem Falle die ehemaligen Reichsstädte, Offenburg, Pfullendorf, Wangen, und dann Gernsbach, im Badischen, schon wegen seines Vitriolwerks und seines bedeutenden Holzhandels, Wolfach, im fürstenbergischen, wegen eines ähnlichen Handels, den das Schifferthum daselbst für Holland nach Strasburg führt, Hausen, im Hechingischen, wegen seines ansehnlichen Handels mit Enzianwurzeln und manche andere, durch diesen oder jenen Industriezweig sich auszeichnende, Orte mit Stillschweigen übergehen sollen. Auch der Marktflecken Sunthofen hätte Erwähnung verdient, weil von da nach Spanien und Portugal, und über Bozen und Venedig nach der Levante starker Leinwandhandel getrieben wird, zu dem über 500 Weberstühle in der Gegend den Stoff liefern. Der Kurbadenschen Residenzstadt Carlsruhe giebt der Vf. nach dem Lexicon für Schwaben 7—8000 Einwohner. Sie hatte aber schon 1801. 8721 Bewohner. Bey Sindelfingen sollte des Torfstichs daselbst Erwähnung geschehen. Bey Stuttgart ist die seit einiger Zeit errichtete Hofbank vergessen, die beträchtliche Geschäfte macht. Neuenburg hat eine Sensen- und Sichelfabrik. Zu Gmünd wird auch mit hölzernen Tabaksköpfen und hölzernen und hörnernen Tabacksröhren, die man in den benachbarten Rechbergischen und andern Dörfern verfertigt, ein nicht unbedeutender Handel getrieben. Bey Freyburg ist bemerkt, dass ein grosser Theil der bürgerlichen Einwohner sich vom Granaten- und Krystallschleifen *nähre* — würde richtiger heissen: sich ehmals *genährt habe*.

Wien u. Baaden, b. Geistinger: *Naturschönheiten und Kunstanlagen der Stadt Baaden, in Oesterreich, und ihrer Umgebungen.* Ohne Jahrzahl. (1803.) 83 S. Quer 8. (3 Rthlr. 20 gr.)

Die wegen ihrer Gesundquellen berühmte, von Wien nur vier Meilen entfernte, Stadt Baaden mit ihren schönen Umgebungen, verdiente allerdings durch eine lebendige Beschreibung ihrer Annehmlichkeiten und durch den Grabstichel geschickter Künstler noch mehr bekannt gemacht zu werden. Diess geschieht in diesem Werkchen auf eine befriedigende Weise. Alles hat sich in demselben vereinigt, dasselbe nett und sauber auszustatten. Der Vf. des Textes, Hr. Hofmedicus *Hoser*, bereits vortheilhaft bekannt durch seine „*statistische Uebersicht des Riesengebirges*," der Zeichner *Maillard*, der Kupferstecher, Hr. *Holdenwang*, in Dessau, so wie der Verleger und Buchdrucker haben alles geleistet, was in ihren Kräften stand, um den Natur- und Kunstfreunden ein anziehendes, geschmackvolles Werk zu liefern. Hn. *Hosers* Beschreibung ist anziehend und grösstentheils wahrhaft pittoresk, die sechs geätzten Blätter, Darstellungen einiger nahen Umgebungen Baadens, mit ungemeinem Fleisse und sichtbarer *Liebe* gearbeitet und voll Lieblichkeit und Anmuth, das ganze Aeussere geschmackvoll. Freunden schöner Natur-Darstellungen kann diese Schrift in jeder Hinsicht empfohlen werden. Rec. sieht der Fortsetzung derselben begierig entgegen, und würde sich wundern, wenn sie, des etwa geringen Absatzes wegen, unterbleiben sollte.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Wien*, b. Geistinger: *Beschreibung eines mit einem neunjährigen Knaben angestellten gelungenen Versuches, blinde Kinder zur bürgerlichen Brauchbarkeit zu bilden.* Von *Johann Wilhelm Klein*, Armen-Bezirks-Director. 1806. 26 S. 8. — Man kann es nicht ohne Vergnügen bemerken, dass der Eifer, Unglücklichen aller Art ihr Loos zu erleichtern, und sie für die menschliche Gesellschaft so brauchbar als möglich zu machen, besonders in unserm Zeitalter sehr rege geworden ist. Man fängt endlich auch an, auf *Blinde* sein Augenmerk zu richten, nachdem man an verschiedenen Orten sich der Ausbildung taubstummer Personen mit vieler Menschenfreundlichkeit angenommen hat. Den Unglücklichen, die durch den Verlust des Augenlichtes ihrer schönsten Lebensfreuden beraubt wurden, hat man bis jetzt noch nicht so viele Sorgfalt geschenkt, als sie, in Hinsicht auf die Grösse ihres Uebels und ihre Bildungsfähigkeit verdienen. Selbst in den grössten Staaten fehlt es noch an Bildungsanstalten für Blinde. Um so mehr Dank gebührt Hn. *K.*, dem Vf. dieser kleinen lesenswerthen Schrift, dass er sich, in einer Hauptstadt, in der so viel für Taubstumme geschieht, dem Geschäfte unterzog; zur Erleichterung jener Unglücklichen etwas beyzutragen, und durch einen mühsamen Versuch, einen blinden Knaben zur bürgerlichen Brauchbarkeit zu bilden, es vielleicht dahin zu bringen, dass durch eine öffentliche Anstalt für Blinde das Loos derselben erleichtert und der Werth ihres Lebens erhöht werde. Der Versuch ist Hn. *K.*, trotz den Schwierigkeiten, die er dabey zu besiegen hatte, gelungen. Er hat seinen neunjährigen, schon in seinem dritten Jahre erblindeten Zögling in weniger als zwey Jahren ohne Mithülfe anderer, ohne fremde Anweisung in Rücksicht der Methode, und ohne im ersten Jahre ihm viel Zeit zu widmen, so weit gebracht, dass derselbe ausgeschnittene und in Wachs vertiefte Schrift liest, rechnet, schreibt, sich auf den eigens für ihn verfertigten Landcharten gut zu orientiren versteht, mancherley wissenschaftliche Kenntnisse besitzt, die Harfe spielt, in Pappe arbeitet und sich auch in moralischer Hinsicht sehr veredelt hat. Hr. *K.* beschreibt in diesem Berichte, den er über den Fortgang seiner Bemühungen dem Publikum abstattet, die Mittel, die er bey der Bildung seines Zöglings erfunden und angewendet habe. Sie sind einfach und natürlich. Man wird seine kleine Schrift nicht ohne frohe Theilnahme, und gewiss mit dem Wunsche lesen, dass sein gelungener Versuch, besonders an seinem Aufenthaltsorte, in Wien, beherzigt und die Veranlassung zu ähnlichen, vom Staate unterstützten, Versuchen im Grossen werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 5. May 1806.*

## GESCHICHTE.

Göttingen, b. Dieterich: HECTOPb *Russische Annalen, in ihrer Slavonischen Grundsprache verglichen, übersetzt und erklärt* von *A. L. v. Schlözer. Erster* Theil. 1802. XXIV u. 120 S. *Zweyter* Th. XXXIV u. 340 S. *Dritter* Th. 1805. XII u. 364 S. *Vierter* Th. XXXVIII u. 144 S. gr. 8. (Alle *vier* Theile 3 Rthlr. 18 gr.)

Den wenigsten Gelehrten ist es vergönnt, eine Reihe wichtiger, zum Theil Epoche machender, Arbeiten mit einem so vortrefflichen Werke zu bekrönen, wie der Urheber des vorliegenden. Die deutsche Literatur hat Recht, auf *Schlözers Nestor* stolz zu seyn; vierzig Jahre ward — wenn auch nicht absichtlich — an den Materialien dazu gesammelt, und auf jeder Seite entdeckt man Spuren eines tiefen, lange fortgesetzten Studiums, das den gereiftesten Geschichtforscher verräth. Die historische Kritik gehört nicht zu den Wissenschaften, die unser Zeitalter liebt, oder die allgemeine Stimme begünstigt; doppelt erfreulich muss es daher allen Freunden eines gründlichen Wissens seyn, dass Russlands erhabener Gebieter und die würdigsten Grossen seines Reichs den unermüdlichen Fleiss des Vfs., seinen noch im Alter gleichsam neu erwachten Eifer mit Theilnahme bemerkt, und ihm durch ihre Ermunterungen Muth zum beharrlichen Fortarbeiten gegeben haben. Es ist vielleicht nie ein so eindringlicher, so überzeugender Beweis von dem hohen Werthe der echten Kritik geführt worden, als durch diese Ausgabe einer alten Chronik, die in ihrer bisherigen Gestalt kaum brauchbar und Quelle unzähliger Irrthümer war, unter *Schlözers* Händen aber zu einer unschätzbaren Urkunde, nicht bloss für die russische Geschichte, sondern selbst für den gesammten Norden geworden ist. Nicht gestehn zu wollen, dass es nach dieser Vorarbeit leicht seyn muss, auch den übrigen Theil der russischen Annalen (oder, wenn man lieber will, Chroniken) brauchbar herauszugeben, würde Undankbarkeit seyn; allen, die sich diesem Geschäft unterziehen werden, ist nicht nur ein Muster aufgestellt, sondern sie finden überall Verhaltungsregeln, wenigstens Winke, die die Arbeit ausserordentlich erleichtern, und sie in den Stand setzen werden, sie zweckmässig einzurichten. Wie angenehm muss es jetzt nicht seyn, Handschriften zu conferiren, da man einen gedruckten, mit so vielen kritischen Fingerzeigen versehenen, Text vor sich hat!

Der *erste* Theil liefert eine Einleitung in die alte russische Geschichte und in die nordische Gesch. überhaupt. Im *ersten* Abschn. findet man *Nestors* Leben und eine Nachricht von seinen Fortsetzern. Was der Vf. vor 34 Jahren in seiner Probe russ. Annalen darüber sagte, erscheint hier vollständiger, hin und wieder berichtigt, und in einem bessern Zusammenhange. *Nestor* war ein Mönch im Hölenkloster (*peczerskoy monastyr*) zu Kiew (die frühere Geschichte dieser Stadt dient diesem Abschnitt zur Einleitung); weder den Ort noch das Jahr seiner Geburt kann man bestimmt angeben, und nur durch Schlüsse lässt sich das letztere — 1056 — ausmitteln. Von seinen übrigen Lebensumständen wissen wir nichts, nicht einmal, wann er starb; nur so viel ist erwiesen, dass er ein ziemlich hohes Alter erreichte. Er hat zwey Bücher hinterlassen: *Leben einiger Aebte und anderer gottesfürchtiger Männer seines Klosters*, das nur noch in Excerpten vorhanden ist, und die *Chronik*. Die ununterbrochene Verbindung, die seit 988. zwischen Kiew und Constantinopel Statt fand, verbreitete griechisch-christliche Cultur nach Russland. Nestor ward dadurch mit den byzantinischen Geschichtschreibern bekannt, und ihr Beyspiel erweckte in ihm den glücklichen Gedanken, nach ihrem Vorbild die Geschichte seines Volks in seiner Muttersprache (der altslavonischen) zu beschreiben. In der Art der Darstellung weicht er aber von seinen Vorgängern ab; sie ist biblisch, vermuthlich, weil er durch seine Arbeit zugleich als Moralist nützen wollte. — Wie weit *N.* geschrieben hat, ist ungewiss: denn seine Chronik läuft mit den Fortsetzungen Anderer unabgetheilt in Einem fort. Sein erster Continuator ist der Abt *Silvester;* dann führen zwey andere Vff., deren Namen unbekannt sind, einer nach dem andern, das Werk bis 1203. fort. Diess ist der Zeitpunkt, wo die erste Klasse der russ. Annalisten aufhört; bis dahin hat jede Epoche nur *Einen* Chronikenschreiber, der den Faden da aufnimmt, wo ihn der Vorgänger hat fallen lassen; die Handschriften stimmen daher auch im Ganzen mit einander überein. Aber in der Folge standen mehrere Annalisten auf, die besonders die Begebenheiten der einzelnen Provinzen, worin sie lebten, beschrieben; auch ihre Namen sind meistens vergessen, nur so viel weiss man, dass sie fast Alle Mönche waren. Diese Specialchroniken laufen ununterbrochen in grosser Menge vom 13. Jahrh. an durch die folgenden Zeiten fort; sie heissen häufig *Nestor's Chronik*, weil die obigen vier Jahrbücher oft voranstehn. Um das 16te Jahrh. erhalten sie aber eine neue Gestalt; die historischen Fabeln der benachbarten Völker wurden, man weiss

weiſs nicht wie, in Moſkau bekannt, und man fing an, die vaterländiſche Geſchichte mit denſelben auszuſchmücken. Das Ende der ruſſ. Chronikenſchreiberey fällt erſt ins J. 1630. (daſs nicht Zar *Alexej* durch ſeine geheime Kanzley daran Schuld war, hat Hr. *v. Karamſin* bewieſen, und Hr. *v. Schlözer* ſelbſt Thl. IV., 4. berichtigt; jene politiſche Inquiſition entſtand erſt unter Peter d. Gr.). Im *zweyten* Abſchn. iſt eine allgemeine Ueberſicht der hiſtor. Literatur des hohen Nordens (im Gegenſatz gegen den Mittelnorden) enthalten, worin *Neſtors* groſse Wichtigkeit für die frühere Kenntniſs dieſer Gegenden und ſein Vorzug vor allen übrigen ältern Schriftſtellern, bis auf Heinrich den Letten, erwieſen wird; nur in einer Behauptung, der Herabſetzung *Snorre's*, der, mit *N.* verglichen, nur halb leidlich genannt wird, kann Rec. dem Vf. nicht beyſtimmen. Wie würde der Isländer ausſehn, wenn er ſich eines ſolchen Commentators erfreuen könnte, wie der Kiewſche Kloſterbruder! Der *dritte* Abſchn. macht uns näher mit den ruſſ. Chroniken (*Lietopis*, *Lietopiſetz*) bekannt; ſie werden mit ſorgfältiger Genauigkeit kunſtgerecht und nach allen Rückſichten der Diplomatik beſchrieben. Ein anſchauliches Beyſpiel von der Beſchaffenheit der Abſchriften, die noch von ihnen vorhanden ſind, findet ſich Th. III. S. 45 f., wo ihre Eigenheiten beſonders aufgezählt und durch Exempel erläutert werden. Der *vierte* Abſchn. handelt von den andern inländiſchen Quellen der alten ruſſ. Geſchichte. Zuerſt werden folgende 10 Nebenquellen aufgeführt: 1) die *Stufenbücher* (*Stepennije knigi*), weil ſie nach den Stufen der Reichsfolge und den Verwandſchaftsgraden der ehemaligen ruſſ. Fürſten in abſteigender Linie verfaſst ſind. Dieſe Stufenrechnung fängt von Vladimir dem Groſsen an; von ihm bis zum Zar *Iwan Waſiljewitſch* II. werden 17 Stufen gezählt. Den Grund zu dieſen Büchern ſoll der Metropolit von Moskwa, *Kiprian*, gelegt haben, der unter Zar *Dimitri Iwanowitſch Donskoj* im 14. Jahrh. lebte. Ein anderer Metropolit *Makarij* († 1564.) erweiterte ſie durch allerley Einſchiebſel, und vermehrte ſie mit der Geſchichte ſeines Zeitgenoſſen *Iwan Waſiljewitſch*. Ihr Werth iſt nur unbedeutend, und gerade die Stufenbücher haben die ganze ältere ruſſ. Geſchichte dem auswärtigen Publicum verächtlich gemacht. 2) *Chronographen* (*Chronography*) die allgemeine Weltgeſchichte aus byzantiniſchen Quellen abhandeln; aber auch auf die Begebenheiten Ruſslands Rückſicht nehmen, und bisweilen wichtige Beyträge zur Berichtigung der Chroniken liefern. 3) Die *Geſchlechtsregiſter* (*Rodoslovnyje knigi*), in denen die Geſchichte der vornehmen Familien enthalten iſt. Sie ſind aus den Nachrichten zuſammengeſetzt, die die Geſchlechter ſelbſt, bis zum J. 1682., auf Befehl der Zaren einreichen muſsten. 4) Die *Dienſtregiſter* (*Rozriadnyje knigi*). Vor der Errichtung des dirigirenden Senats gab es ein Obergericht in Ruſsland, *Rozriad* genannt, von dem der geſammte Adel und alle Kronbediente abhängig waren. Die Akten und Bücher deſſelben muſsten in den unaufhörlichen Rangſtreitigkeiten der Ruſſen den Ausſchlag geben, gaben aber zugleich denſelben fortdauernd Nahrung. Um ihnen ein Ende zu machen, hob Zar Fedor 1682. alle Familienvorrechte auf, und lieſs alle Documente und Papiere des Rozriads, bis auf die einzelnen Abſchriften in Privathänden, welche abgeliefert werden muſsten, verbrennen. Einige derſelben ſind jedoch der Zerſtörung entgangen. 5) *Kirchenbücher* (*Tzerkovnyje knigi*) d. h. Liturgieen, Leben der Heiligen, und ähnliche geiſtliche Schriften. 6) *Münzen*. 7) *Alterthümer*, die man hin und wieder, doch nur in Südruſsland, aus der Erde gegraben hat. 8) *Aufſchriften*. 9) *Gemälde in den Kirchen* u. dgl. 10) *Volkslieder* (ob ſie entſchieden alt und hiſtoriſch brauchbar ſind, iſt aber noch zweifelhaft). — Ruſſiſche *Urkunden* (*Gramoty*), deren Alter dem der Chroniken gleich käme, giebt es nicht mehr; das älteſte bekannte Diplom auf Pergament ſoll vom J. 1262. ſeyn: allein in den ſpätern Zeiten findet man ſie in auſserordentlicher Menge, und es iſt auch ein Anfang zu ihrer Herausgabe gemacht; doch bleibt ein würdig ausgeführter *Codex diplomaticus Ruſſiae* noch immer ein Hauptbedürfniſs für die ruſſ. Geſchichte. Endlich folgt im *fünften* Abſchn. eine aphoriſtiſche aber gediegene *Geſchichte der ruſſ. Geſchichte* von 1100. bis 1800., die zugleich das Problem auflöſt, warum die trefflichen hiſtoriſchen Materialien, woran die Nation ſo reich iſt, noch immer nicht gehörig verarbeitet, und gleichſam ein verborgener Schatz ſind. Man findet eine Aufzählung aller ausländiſchen Schriftſteller, die der ruſſ. Annalen Erwähnung thun, oder mehr oder weniger die Geſchichte dieſes Reiches berühren. Manches, was in dieſer lehrreichen Darſtellung nur angedeutet iſt, empfängt aus dem Leben des Vfs. Fragm. I. ein helleres Licht, und in der Fortſetzung dieſer unvergleichlichen Biographie werden noch mehrere hieher gehörige Erläuterungen zu erwarten ſeyn. — Mit den in der Einleitung behandelten Gegenſtänden ſtehn einige andere Theile des Werks in genauer Verbindung; es ſcheint uns daher am zweckmäſsigſten, die Anzeige derſelben hier anzuknüpfen. Anhang I. zum *zweyten* Thle enthält Belege zum fünften Abſchn. der Einl., oder *Proben, wie die älteſte ruſſiſche Geſchichte bisher von In- und Ausländern behandelt worden iſt*. Im zweyten Anh. finden ſich: *Reſultate, die Behandlung Neſtors insbeſondere betreffend*. Bey einer kritiſchen Ausgabe des alten Schriftſtellers muſs man vorzüglich darauf Rückſicht nehmen, was er wirklich ſchrieb, was er dabey dachte, und endlich, ob er richtig dachte? Um dieſs aber auszumitteln, muſs man vor allen Dingen einen reinen Text des Annaliſten zu ſchaffen ſuchen, der allein aus der ſorgfältigen Vergleichung vieler Mſpte, die unter öffentlicher Autorität zuſammengebracht werden müſſen, entſtehn kann. Ueber die Art, wie eine ſolche Collation anzuſtellen iſt, kommen treffliche Winke vor, die aber in der Vorr. zum *vierten* Thle weitläuftiger ausgeführt werden. Der Vf. holt zuerſt noch einige Bemerkungen über die neuere und neueſte Geſch. Ruſslands nach. Darauf beſchäftigt er ſich mit der Aufgabe, *den verlornen Neſtor wiederzufinden*, d. h., ſeine Chronik aus den ſchlechten und inter-

terpolirten spätern Abschriften, so viel als möglich wieder in die Gestalt zu bringen, in der sie aus seinen Händen gekommen ist. Das Mechanische der anzustellenden Vergleichungen wird zu diesem Ende genau beschrieben, und der Werth einer solchen — vielleicht von Manchen mit vornehmer Geringschätzung behandelten — Vorarbeit dargethan. Den Schluss dieser eben so zweckmässigen als gründlichen Vorschläge macht eine Beleuchtung der Aeusserungen über die Behandlung der ältern russ. Gesch., die Hr. *Richter* in seinen russ. Miscellen St. VII. S. 151. eingerückt hat. Hr. *v. Schl.* zeigt die Widersprüche in denselben, und entkräftet besonders die lächerliche Behauptung (wie traurig, dass sie noch immer widerlegt werden muss!), als wenn nur von einem Inländer bedeutende Arbeiten in der vaterländischen Geschichte zu erwarten seyen. — Im dritten Anhang zum *zweyten* Thle folgen: *Resultate aus allem bisherigen, die Behandlung der ältesten russ. Gesch. überhaupt betreffend.* Die älteste russ. Gesch. rechnet der Vf. bis auf das J. 1054. Ihr Anfang ist die Mitte des neunten Jahrh. Vor dieser Zeit ist in Russland und überhaupt im Norden alles ganz finster. — In einem Anh. zum *vierten* Thl. (S. 120.) werden als wesentliche Supplemente zur russ. Gesch. gedrängte Specialhistorieen von folgenden Völkern gefordert: Finnen, Slaven, Letten, Normännern (als den Elementen, woraus der russ. Staat zusammengesetzt ist), den Alt- und Neu-Bulgaren, den Chasaren, den Petschenegern, den Polovzern oder Komanern und den Mongolen. Zum Schluss ist eine kritische Nachricht vom *Pseudo-Joakim* angehängt. *Tatischew* erhielt nämlich das Fragment einer Chronik, die vorgeblich 100 Jahr älter, als die Nestorsche, und von dem ersten Bischof von Nowgorod, dem Griechen *Joakim*, herrühren sollte. Hr. *v. Schl.* hat das ganze histor. Ungeheuer in einer getreuen Uebersetzung mitgetheilt, und es bedarf in der That weder eines grossen Scharfsinns, noch eines sehr feinen kritischen Gefühls, um die Unechtheit einzusehn.

Im *zweyten* Theil fängt die Chronik selbst an. In der Vorrede giebt der Vf. von 21, theils gedruckten, theils ungedruckten, Exemplaren Nestors, die bey seiner Ausgabe von ihm benutzt sind, und der Art, wie er es gethan hat, Rechenschaft. Die Chronik selbst ist in grössere und kleinere Abschnitte (Kapitel) abgetheilt; die letztern zerfallen wieder in Segmente. Der slavonische Urtext steht möglichst berichtigt, und mit Angabe und Beurtheilung bedeutender Varianten, voran. Er ist mit lateinischen Lettern abgedruckt, und zur Rechtfertigung dieses Verfahrens hat Hr. *v. S.* dem *ersten* Theil einen Vorschlag, *das Russische vollkommen richtig und genau mit lateinischer Schrift auszudrucken*, beygefügt. (Manches hat er den Polen abgeborgt, doch das Meiste gehört ihm eigenthümlich. Zwanzig Buchstaben des neu-russischen Alphabets, das gegen das Ende des 17ten Jahrh. zum Druck angewandt ward, können mit ganz entsprechenden lateinischen Zeichen ausgedruckt werden. Das Б, das bekanntlich eine doppelte Aussprache hat, durch *V*; Г überall durch *g*; з durch ein *Z*, das die Lateiner gelind, und nicht, nach unsrer Art, wie *Tz* aussprachen; и und i beide durch *J*; ф und ѳ durch *F*. Für folgende Buchstaben schlägt der Vf. willkürliche Bezeichnungen vor: für ж *sh*, ы *y*, ш *sz*, X *ch*, ц (*tsch*) *tz*, ч *cz*, щ (*schtsch*) *scz*. — Das ь drückt er durch ʼ, я am Anfang der Sylbe durch *ja*, und nach einem Consonanten durch *ia* aus, Ѣ durch *je* und *ie*, ю durch *ju* und *iu*, E durch *je* und *e*, э durch *e*, й durch i. Das *Groß-Jer* nennt er einen Unbuchstaben, den er aus wichtigen Gründen gänzlich ausschliesst. Zum Schlusse liefert er noch eine Vergleichung seiner Art, Russisch mit lateinischen Lettern zu schreiben, mit der, die der Staatsr. *Bacmeister* erfunden hat. Die ganze Abhandlung ist mit einem solchen Aufwand von Gelehrsamkeit, mit so tiefer Sprachphilosophie geschrieben, und die Gründe sind so einleuchtend, dass selbst die eifrigsten Verfechter der alten Weise für *Schlözers* empfehlenswürdige Neuerung gewonnen werden müssen. Auch Leser, die, ohne Russisch zu verstehen, den Commentar und die Uebersetzung studiren wollen, werden wohlthun, sich damit bekannt zu machen, um die rechte Aussprache der slavonischen Wörter zu lernen.) Dann folgt eine deutsche Uebers. nach den einzelnen Segmenten, und endlich eine ausführliche Erläuterung, die oft weitläuftige Excurse über die wichtigsten Gegenstände der nordischen und russischen Geschichte enthält. Theil II — IV. zerfallen in vier grosse Hauptabschnitte: I. *Vorgeschichte von Russland*, in 22 Kapiteln. *Nestor* hebt mit einer abenteuerlichen Kosmologie; der das bekannte Mährchen von der Theilung der Welt unter Noah's Söhne zum Grunde liegt, an: sie ist aus einem Byzantiner (wahrscheinlich dem *Kedren*) entlehnt: und zur Erläuterung sind einige Gegenstücke aus andern Chronicanten ausgehoben. [Sollte unter Pelenien, wofür Hr. *v. S.* Pelasgia vorschlägt, nicht die Stadt Pellenia in Achaja (s. *Pausan.* L. VII. c. 26.) gemeynt seyn?] Die Erd- und Völkerbeschreibung des spätern Europa (im 2ten Kap.) ist erst durch die Reinigung und den Commentar des Vfs. brauchbar geworden. Es ist ihm gelungen, alle darin vorkommende Namen glücklich zu erklären, nur die *Korliazi* sind ihm bis jetzt durchaus unverständlich geblieben. — Von den Tschuden hat sich nicht bloss in dem russischen Namen des Peipussee, *Czudskoje ozero*, eine Spur erhalten, sondern es lebt noch gegenwärtig in Ingermanland ein Volk, das sich diesen Namen beylegt, und einen andern Dialect, auch andre Gebräuche, als seine benachbarten Geschlechtsverwandten, hat (s. *Trefurt* in *Gadebusch* Versuchen in der livl. Geschichte, Bd. I. St. 5.). Die isländische Nachricht von dem Gott der Permier aus der Sturlaugs und Herraudssaga ist allerdings albern: allein *Snorre*, der in K. Olof Haraldson's Saga, Kap. 143., einen norwegischen Zug nach Bjarmaland ausführlich beschreibt, weiss nichts von diesen Uebertreibungen; seine Nachrichten sind im Gegentheil einfach und höchst wahrscheinlich. Die Turci des Adams von Bremen können unmöglich, wie *Ihre* meynt, Finnen seyn: denn das finn. Wort *Turcu*, womit sie vorzugsweise *Abo* belegen, ist ein Appellativum, bedeutet einen Marktplatz,

platz, und ist offenbar aus dem schwed. *Torg* corrumpirt. — Das vierte Kapitel handelt von der Einwanderung der Slaven von der Donau her in Böhmen, Mähren und Polen: daher ist der Commentar darüber *Origines Slavicae* überschrieben. Auch *Nestor* bestätigt, dass die weissen Chrowaten mit den Böhmen einerley sind. Hr. *v. Schl.* liest: *a druzii Czesii narekoszas a se tishe Slovene Chorvati bielii*, und übersetzt: andre wurden Tschechen genannt, diese Slaven sind die weissen Chrowaten. Unter den Wälschen (Volochen), deren Angriffe die Slaven zum Auswandern veranlassten, versteht Hr. *v. S.* hier die Longobarden; allein Th. III. S. 144. verbessert er diese Meinung, und hält *N's* Wolochen für wirkliche Wlachen, Abkömmlinge des uralten Völkerstamms der Thraken, Daken und Geten, die noch Millionen-stark in der Moldau, Walachey, in Ungarn und Siebenbürgen wohnen. Darauf beschreibt der Annalist die Ankunft des Volks in Russland. Rec. übergeht die Legenden vom heil. Andreas und der Erbauung der Stadt Kiew. Wichtiger sind die Nachrichten im 16ten Kapitel von den verschiedenen Völkern des alten Russlands, ihren Sitten und ihrer Lebensart. Bey dem Jahre 852. setzt der Chronicant eine Jahrzahl hinzu; doch sind die chronologischen Angaben noch keineswegs zu verbürgen: oft sind sie bloss willkürlich oder nach falscher Deutung aus den Byzantinern entlehnt. Die wichtigsten Kapitel dieses Abschnittes sind jedoch Kap. 16—22., die von der Unterjochung der Slaven durch die Normänner und dem Anfang des russ. Staats handeln. Hr. *v. Schl.* hat in seinen Commentar sehr merkwürdige Untersuchungen über die Waräger (Normänner) verflochten, die alles, was sich darüber sagen lässt, erschöpfen. *Nestor* setzt den ersten Einfall dieser Korsaren ins Jahr 859. Da sie aber die Slaven und Finnen zu sehr unterdrückten, jagten diese sie aus dem Lande: allein der Mangel an Ordnung und die Furcht vor der Rache der Waräger mussten sie auf den Gedanken leiten, sich einen Anführer zu wählen, der die gesammte Kraft zweckmässig leiten konnte; sie machten es — wie es bereits 400 Jahre vorher die Britten gemacht hatten — und wählten aus der Nation ihrer Unterdrücker, den Russen-Warägern, drey Männer, denen sie nicht eine unbegränzte Herrschaft über sich, sondern die Vertheidigung ihres Landes auftrugen. Als Resultate werden folgende zwey Sätze aufgestellt: I. unter den Warägern — der allgemeine Name für sämmtliche germanische Anwohner der Ostsee — war eine Nation, Russen genannt, und II. diese Russen sind Schweden. Beweise dafür sind: 1) die Benennung *Ruotzi*, *Rodsi*, die Schweden noch gegenwärtig bey den Finnen hat; 2) eine Stelle in den *annalibus Bertinianis* ad a. 839., worin es heisst, dass Leute, die in Deutschland *Sveones* heissen, sich in Constantinopel *Rhos* nennen; 3) (Zus. S. 204.) die Aehnlichkeit der ältesten geschriebenen Gesetze in Russland mit den skandinavischen. Ein 4ter Grund wird erst in der Folge im *vierten* Theil urgirt, der skandische Klang, den die Namen der ersten bedeutenden Männer des russ. Staats haben. — Rec. muss gestehn, dass sich gegen diese Gründe immer noch Einwendungen machen lassen; aber dass es kein Volk giebt, auf das *N's* Erzählung sich so gut passt, als die Schweden. Die Russen waren vermuthlich ein besondrer Stamm, eben so verschieden wie die Gothländer, die aber allmälig sich mit ihren Nachbaren amalgamirten, da die Noth sie zwang, sich näher an einander zu schliessen. Dass die isländischen Schriftsteller darüber schweigen, darf uns übrigens nicht wundern: selbst von Norwegen sind ihre Erzählungen aus diesem Zeitraum noch sehr mangelhaft; wie lassen sich also von dem entlegnen schwed. Küstenlande Nachrichten bey ihnen erwarten? Dass Rurik Russlands Beherrscher wurde, war ohnehin nur das glückliche Schicksal eines Einzelnen, das durchaus kein grosses Nationalinteresse hatte. Zu der S. 195. gelieferten Literatur über die Waräger sind hinzuzusetzen: *A. Moller D. de Varegia* ward 1734. zu Wittenberg neu aufgelegt: sie steht auch in *J. C. Martini thes. disp.* Norimb. 1768. III. Pars II. S. 13—48. *E. J. Biörner sched. de Varegis*, Holmiae 1743. 179 S. 4. (wieder abgedruckt in *Oelrichs Dan. et Svec. liter. opuscula*, Bremae 1776. B. II.). *Sv. Bring de origine et nomine gentis Russ. Lond.* Goth. 1754. 20 S. 4. *J. Hilmark de Holmgardia.* Aboae 1750 — 59. P. I—IV. 4. — In einem Anhang erläutert Hr. *v. S.* noch eine fast gleichlautende irländische Geschichte, um den Zweifel zu heben, ob nicht die ganze Erzählung von der Ankunft der drey Warägischen Brüder ein irländisches Mährchen sey? — Im J. 864. schwang *Rurik* sich endlich, auf Veranlassung eines Aufstands der Slaven, zu ihrem Gebieter empor, und hier endigt der *erste* Abschnitt. — Der *zweyte* schildert die Regierung des ersten Grossfürsten Rurik, vom J. 865—879., in 6 Kapiteln. Die Nachricht von der Eroberung Kiews durch die unzufriednen Waräger Oskold und Dir wird im 2ten Kap. erläutert. Der Vf. stellt bey dieser Gelegenheit eine Vergleichung der Polnischen Annalen mit den Russischen an. Was *Dlugosch* von russischer Geschichte hat, ist dem *Nestor* abgeborgt. Die russ. Belagerung von Constantinopel im J. 866., die der alte Chronicant nach byzantinischen Quellen erzählt, und die Legende von der Bekehrung der Ros bald nach dieser Zeit, ist nach den letztern mit grosser Gelehrsamkeit berichtigt: von S. 247—262. führt Hr. *v. S.* ausführlich den Beweis, dass diese Ρως nicht die heutigen eigentlichen Russen gewesen sind; vermuthlich waren sie ein Volk *sui generis*, eine unbekannte Barbarenhorde, wahrscheinlich ein Küstenvolk, das in seine Wüsten zurückgedrängt ward, und nachher nicht weiter in der Geschichte, wenigstens nicht unter dem Namen Rhos, vorkömmt. Uebrigens beschreiben sowohl die Byzantiner, als ihre russ. Epitomatoren, nur eine Expedition dieser Barbaren, und *Müllers* Irrthum, der sie zweymal erscheinen lässt, wird widerlegt. Rurik starb (nach dem *Nestor*) im J. 879., und hinterliess einen Sohn Igor, den er unter seines Verwandten Olegs Vormundschaft setzte.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 6. May 1806.*

## *GESCHICHTE.*

Göttingen, b. Dieterich: HECTOPЬ *Russische Annalen* — — von *A. L. v. Schlözer* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 107. abgebrochenen Recension.*)

Der *dritte* Hauptabschnitt (Theil III.) handelt von den Begebenheiten des dritten Grossfürsten *Oleg* (Olof) vom J. 879—913. in 17 Kapiteln. Ehe Hr. *v. Schl.* zur Geschichte dieses Regenten, den er als einen grossen Mann, als den zweyten Schöpfer des russischen Reichs darstellt, übergeht, schickt er eine Einleitung voraus, theils um die wahren, im *ersten* Theil aufgefundnen, Hauptdata zu concentriren, theils um einiges, was dort nicht deutlich genug erörtert war, zu berichtigen und weiter zu entwickeln. I. Ausführlicher Beweis, dass die Zeitangaben in der frühern russ. Geschichte ungegründet sind, und dass der Anfang des russ. Staats nicht ins J. 862., sondern in die Mitte des 9ten Jahrh., kurz vor und nach dem J. 850., gesetzt werden muss. II. Nähere Darstellung der Völker, die den Grundstoff der russ. Nation ausmachten, der Tschuden, Slaven in Novogorod, Meren, Kriwitschen, Wessen und Waräger. Allgemeine Betrachtungen über die höchstauffallende Erscheinung, dass der slavische Stamm der bedeutendste ward, dass die übrigen Völker sich in denselben gleichsam verlieren und selbst die herrschenden Waräger zu Slaven werden. III. Grösse und Umfang des russ. Reichs bey seinem ersten Ursprung. Gegen die Träumereyen einiger einheimischen Schriftsteller von einem alten grossen nord-russischen Reich in Novogorod wird bewiesen, dass auch Russland nur von einem geringen Anfang zu seiner gegenwärtigen Höhe empor gewachsen sey. Welthistorische Ideen über die Ursachen und die Entwickelung der europäischen Cultur. IV. Einiges vorläufig von Oleg und Igor (Ifwar). Oleg war nicht blofs des letztern Vormund, sondern wirklicher russ. Grossfürst. V. Uebersicht und Armuth der russ. Geschichte in ihrem ersten Säculum. — Von den beiden ersten Jahren nach Ruriks Tode schweigt die Chronik: im dritten Jahr seiner Regierung (882.) fing Oleg an, Eroberer zu werden; er nahm Smolensk, Ljubicz (am linken Ufer des Dnepr) und Kiew ein, und machte die Oberhäupter der letzten Stadt, Oskold und Dir, nieder. Diese Erzählung wird sehr sorgfältig, selbst topographisch genau, erläutert. Im 5ten und 6ten Kap. kommen eine Menge interessanter Nachrichten über die innere Einrichtung des jungen Staats vor. Kiew wird Hauptort. Von nun an wird der Name Russen auch für diese Slaven allgemein. Oleg setzte seine Eroberungen immer weiter fort. Hr. *v. S.* beschreibt die Völker, die er sich zinsbar machte, und stellt über die Beschaffenheit der ihnen auferlegten Steuern sehr lehrreiche Untersuchungen an. Sie bestanden in Fellen von Eichhörnern und Mardern, und in Grivnen (worunter wohl kein Geld, sondern eine auf Grauwerk gestellte Rechnungsart zu verstehn ist.) Den Tribut, den die Radimitschen entrichteten, wagt der Vf. aus den verschiednen Lesarten der von ihm verglichenen Handschriften nicht zu bestimmen. Die nun folgenden allgemeinen Bemerkungen sind sehr interessant. Dass sie nur Felle von kleinen Thieren, und nicht von Bären, Wölfen u. s. w. liefern, beweist die Schwäche dieser Völkchen, denen es an Muth und Waffen zur hohen Jagd fehlte. Dieser Umstand erklärt auch die geringe Stufe der Cultur, worauf sie standen. Anfänglich sind unter dem Pelzwerk, das die Stelle des Geldes vertrat, ganze Felle zu verstehn; als aber bey wachsendem Verkehr Scheidemünze nothwendig ward, bediente man sich der Stirnläppchen von Eichhörnern (Lobki) und Marderschnauzen (Mordki). Wann diese Erfindung aufkam, weiss man nicht: die Chroniken reden nur von ihrem Ende, dem Anfang des 15ten Jahrh. Sie galten blofs in Novogorod und Pskov; doch kommen sie auch in Polen vor. An diese Angaben sind schätzbare Bemerkungen über den Handel Novogorods überhaupt angereiht: der Vf. liefert bey dieser Gelegenheit einige Beyträge zur Erläuterung des alten von *Dreyer* publicirten Entwurfs (dafür sieht auch er die Urkunde an) zu einer Bestätigung der hans. Privilegien. Dem Wäger werden in derselben „9 Schinn de cap" bestimmt; unter dem Worte *Schin*, das auch Hn. *Sartorius* dunkel geblieben ist, versteht Rec, *Felle*, vom altgermanischen Schin, schinden, schwed. Skinn, und *cap* war ein Gewicht, wie aus dem Document selbst erhellt. Den Schluss dieses Abschnitts machen einige Notizen über das russ. Geld aus der neuen Ausgabe der Pravda oder des Gesetzes, das Jaroslav 1017. der Stadt Novgorod gab. Rec. übergeht die wunderlichen Einschiebsel des 7ten und 8ten Kap., die theils aus den Byzantinern entlehnt sind, theils ein Verzeichniss der russ. Grossfürsten bis ins 14te Jahrh. liefern, und in gar keiner Verbindung mit der eigentlichen Chronik stehn. Das 9te Kap. handelt von der Flucht der Ungern nach Europa, Kiew vorbey, um das J. 898. Hr. *v. Schl.* hat es mit einem ausserordentlichen Aufwande von Gelehrsamkeit erläutert. Ueber das Factum giebt es noch zwey andre Angaben, eine byzantinische von Constantin, und eine ungrische eines Ungenannten, der gewöhnlich

lich *anonymus Notarius Belae* genannt wird. Der Vf. beweist die Identität der Namen *Ungar*, *Ugra*, *Jugra*, *Wogul*. *Jugrien* hiess das Land an der Wytschegda und Petschora bis ans Eismeer. Die hier wohnenden Völker hatten mit denen, die 898. Kiew vorbey zogen, einen Namen. Die Benennung *Ungarn* stammt von den Russen, und ist von diesen zu den übrigen Europäern gekommen: das Volk selbst nennt sich bekanntlich *Madjar*. Allgemeine Ideen über die *Finnenwelt*, ihren Umfang und ihre Entdeckung. Zu ihr gehören die Ungarn. Aus welchem Stamm sind sie aber herzuleiten? Die Russen rechnen sie zu den Ugern und Vogulen: allein dagegen streitet Constantin's Zeugniss, der sie zu unmittelbaren Anwohnern der Petscheneger macht. Hr. *v. Schl.* entscheidet daher für das *Pascatir* der Reisebeschreiber, das heutige Baschkirien, wo rund umher finnische Stämme sitzen, und demnach waren also die Gegenden am rechten Ufer des Oberjaiks, dicht am Ural, das Mutterland der Madjaren. Der Vf. verhehlt selbst die Schwierigkeiten nicht, die der Evidenz dieser Meinung bis jetzt noch entgegenstehn: in einem Hauptpunkt stimmt Rec. aber völlig mit ihm überein, nämlich in der neuen, von *Fischer* nur geahndeten, Behauptung, dass die Baschkiren tatarisirte Finnen sind. Es ist hier nicht der Ort, den Beweis ausführlich darzulegen, aber die Baschkiren haben, trotz der mohamed. Religion, in ihrer Lebensart, Sitten und Gebräuchen vieles, was unverkennbar den finnischen Charakter trägt: selbst ihre Sprache soll von den übrigen tatarischen Mundarten abweichen. (Rec. hat es bis jetzt noch nicht gelingen wollen, vollständige baschkirische Sprachproben aufzutreiben: die wenigen im Pallasschen Vocabularium vorkommenden Wörter sind zu einer gründlichen Untersuchung nicht hinreichend.) Besonders merkwürdig aber ist es, dass die Baschkiren bey den Kirgisen den Namen *Istaki* (Ostjaken) führen, der bey den Tataren jeden Ausländer bezeichnet. — Auf diese Untersuchungen folgt eine Kritik der Angaben zweyer ungenannten ungarischer Annalisten, oder, wie Hr. *v. S.* sie betitelt, Fabelmänner, die noch immer, selbst von angesehenen Geschichtforschern, in Ehren gehalten werden, obgleich sie nichts als Albernheiten und handgreiflichen Unsinn erzählen: der *treue* Auszug aus ihren Berichten, den der Vf. mittheilt, ist die bündigste Bestätigung dieser Behauptung. Was die Madjaren in Kiew machten, verschweigen die russ. Annalen; nur der sogenannte *Notarius Belae* erzählt von einer Schlacht zwischen ihnen und Russen und Comanern: worin die beiden letztern gänzlich besiegt und ihre Länder von den Madjaren erobert würden. Die hieher gehörigen Stellen der Chronik sind wörtlich ausgehoben und werden kritisch beleuchtet. Die ganze Geschichte — diess ist das Resultat der Schlözerschen Untersuchung — ist schamlose Erdichtung, vielleicht in politischer Absicht, und wider die Glaubwürdigkeit des *Notarius Belae*, die noch unlängst an dem sel. *Cornides* und Hn. *v. Engel* Vertheidiger gefunden hat; überhaupt werden sehr triftige Gründe angeführt. Die Chronologie dieser merkwürdigen Begebenheit ist nicht gewiss: *N's* Angabe 898. stimmt nicht mit den byzant. und fränk. Jahrbüchern überein. — Noch ausführlicher ist das 10te Kap. behandelt, das die Bekehrung der Mähren zum Christenthum, den Anfang der Schreibkunst unter den Slaven und die Bibelübersetzung beschreibt. Obgleich diese Vorfälle nicht unmittelbar in die russ. Geschichte gehören: so sind sie doch alle drey für Russlands Kirchen- und Culturgeschichte äusserst wichtig, und *N.* hatte daher Recht, sie in seine Chronik aufzunehmen. Woher er sie entlehnt hat, ist Hn. *v. S.* bis jetzt noch nicht gelungen auszumitteln; und bis man diese Quelle aufgefunden haben wird, ist *N.* der Erste, der die Bekehrung der Mähren beschreibt: chronologisch passen sie auch nicht in die Stelle, wo sie stehn. (Sollte das Kap. wirklich von *N.* herrühren? ist es nicht vielleicht ein späterer Zusatz, der nachher in die meisten Handschriften übergegangen ist?) Dem Commentar sind 1) die Erzählungen andrer Schriftsteller, des Priesters von Dioclea um das J. 1161. und einer neuern Legende aus dem Kloster Blaubeuern; und 2) Nachrichten von den Mähren und ihren drey Fürsten, die den Kyrill beriefen, vorausgeschickt. Nach einer gedrängten Zusammenstellung der Hauptideen über die frühere Geschichte der deutschen Slaven und ihre Verfassung überhaupt, und die der Mähren insonderheit, liefert der Vf., nach *Dobners* Vorgange, gereinigte Angaben von den mährischen Fürsten *Rostislav*, *Sviatopolk*, einem der ersten Männer des 9ten Jahrh., und *Kotzel* und ihren Begebenheiten. Dann folgen 3) Biographieen des *Kyrill* oder *Constantin* (der erstere ist sein Klostername) und *Methodius*. Diese beiden Brüder haben unendlich viel Gutes für die Slaven gestiftet; allein von ihren Schicksalen hat sich nur wenig Wahres erhalten. Kyrill starb um das J. 871., Methodius c. 898. (Die Leiche des ersteren ward in der Klemenskirche aufgefunden, unter Sixtus V. aber nach der von ihm erbauten Hieronymuskirche transportirt. *Aug. Rocca bibl. Vaticana*, S. 170.) Nach dieser Einleitung kommt der Vf. zu *N's* Erzählung. Die Mähren waren bereits vorher von Salzburg aus bekehrt worden, aber man kennt die Art der deutschen Apostel: statt die Völker über die neue Religion aufzuklären und den Werth derselben durch Unterricht fühlbar zu machen, suchten sie nur ihren Vortheil, und fielen den Neubekehrten mit Zehnten, Stolgebühren u. s. w. sehr hart. Die Mährenfürsten (diess ist Hn. *v. S's* Ansicht) sahen ein, dass das, was ihnen die deutschen Geistlichen vorschwatzten, kein Christenthum sey: sie schickten daher nach Constantinopel, und erbaten sich Lehrer, die ihnen und ihrem Volke den Inhalt der Religion nach den Büchern, von denen sie gehört hatten, deutlich machen sollten. Kaiser Michael gewährte ihre Bitte, und schickte ihnen zwey gelehrte Brüder (Philosophen), den Methodius und Constantin, die beide Slavonisch verstanden. Es ist also grundfalsch, dass sie, wie selbst *Dobner* behauptet, vom römischen Stuhl abgesandt wären. Kyrill und Methodius sind die Erfinder der slavischen Schrift, die ohne allen Zweifel aus dem Grie-

chischen geformt ist; sie sind die ersten, die Slavisch geschrieben, und die von *Dobner* (und nach ihm von *Anton*) vertheidigte Behauptung: dass die glagolitische Schrift älter als die Kyrillische sey, ist blosse Grille. Entwickelung der Gründe, warum die römischen Hierarchen nur die lateinische Sprache beym Gottesdienst gebraucht wissen wollten: es war, nach Hn. *v. S.*, nichts mehr und nichts weniger, als eine politische Finanzspeculation. Um die vielen neubekehrten Nationen unter der päpstlichen Herrschaft zu erhalten, musste man eine bedeutende Anzahl von Geistlichen zu ihnen senden: natürlich fehlte es an Subjecten, die Fleiss und Talent genug besassen, wildfremde Sprachen zu erlernen: man verfiel demnach darauf, die christl. Religion zu einem blossen Rituale herabzusetzen, und sich dabey der lateinischen Sprache zu bedienen; allein wenn Rec. auch zugesteht, dass die mannichfaltigen weltlichen Vortheile, die daraus entsprangen, auf die Einführung dieses Gesetzes mitgewirkt haben: so scheint doch eine höhere Idee dabey zum Grunde zu liegen; theils glaubte man, so wie die ganze Christenheit eine Heerde unter einem Hirten sey, müsse sie auch als solche durch eine Sprache verbunden seyn; theils mochte man sich auch einbilden, dass die heiligen Wahrheiten durch den öffentlichen Vortrag in den barbarischen Sprachen entweiht würden: man findet ja hundert Vorschriften, die einzig solchen hohen Vorstellungen von der Würde des Christenthums ihren Ursprung verdanken. Die Missionare wurden dadurch keineswegs der Mühe überhoben, sich mit den Landessprachen bekannt zu machen: die Heiden mussten ja katechisirt werden, und selbst ihre politischen Zwecke konnten die Bekehrer nur erreichen, wenn sie mit ihren Pfarrkindern privatim umgehn und sich ihnen verständlich zu machen im Stande waren. — Die Streitigkeiten, die zwischen den Päpsten und den mährischen Lehrern über den Gottesdienst entstanden, werden trefflich entwickelt: über manche bisher dunkle Punkte verbreiten *v. S's* Untersuchungen ein neues Licht. Auch der Vf. ist der Meinung, dass die beiden Brüder den griechischen Ritus einführten; doch war das Schisma noch nicht so ausgebildet als in der Folge. — Ueber die Art der slav. Bibelübersetzung; wie und wann die kyrill. Buchstaben nach Russland gekommen sind; ob die gegenwärtige slavon. Bibel dieselbe sey, die Kyrill und Methodius übersetzt haben? diese Fragen können nicht mit Gewissheit beantwortet werden. Unter allen neuen Sprachen ist die Slavonische eine der ausgebildetsten und von ihnen allen am frühesten cultivirt worden. Zuletzt berichtigt der Vf. noch einige allgemein geglaubte Irrthümer in „der Geschichte Kyrills und Comp." Kyrills Bekehrungskreis war bloss in Mähren, nicht in Chasarien, Bulgarien oder Böhmen. Dieser mit ungemeinem Fleiss ausgearbeitete Abschnitt wird mit einem Auszug aus einer russ. Legende von unsern beiden Helden beschlossen, die im *Kniga shitij Sviatych*, Moskau 1759. Bd. 3. enthalten ist: oft stimmt sie mit bekannten Nachrichten überein, noch öfter aber steht sie mit ihnen im Widerspruch, und verdient in mehr als einer Hinsicht kritisch beleuchtet zu werden. — Im J. 903. vermählte sich Igor mit der Olga: von ihrem Herkommen und ihrer frühern Lebensgeschichte wissen wir nichts; um den Geist der Stufenbücher zu charakterisiren, ist der moralische Roman, den sie über Igors Vermählung liefern, eingerückt. Oleg blieb aber fortdauernd Regent: im J. 907. unternahm er, wie die Annalen, offenbar mit vielen Verschönerungen und Aufschneidereyen, erzählen, einen gewaltigen Heerszug nach Constantinopel, der einen allgemeinen Schrecken in der Kaiserstadt verbreitete: die Byzantier mussten den Frieden erkaufen, und 5 Jahre nachher ward durch russische Gesandte ein förmlicher Vertrag geschlossen, der das gegenseitige Verhältniss der beiden Reiche bestimmte. In dem Commentar sind eine Menge interessanter Untersuchungen beygebracht: der Vf. hat auch eine Uebersetzung des Tractats, dessen Text besonders verdorben und der erst aus mehrern Handschriften restituirt werden muss, zu liefern gesucht, die specielle Erklärung aber bis dahin verschoben. Es ist merkwürdig, dass von allen diesen Begebenheiten kein Wörtchen bey den Byzantinern vorkommt. In dem ganzen Vorfalle, und besonders in dem Vertrage, liegt so viel Unglaubliches, dass man mit Recht noch zweifeln kann, ob Oleg wirklich vor Constantinopel war und der erwähnte Tractat nicht untergeschoben sey. Im 18ten Kap. wird Olegs Tod erzählt: der Bericht klingt sehr mährchenhaft, und ist wahrscheinlich den Isländern abgeborgt; es ist ganz dasselbe Histörchen, das die Sagen von Orvar Odde und seinem Leibrosse Fax erzählen. (Schon *Björner* hatte diese Aehnlichkeit bemerkt, und ward darüber so frappirt, dass er den Odde und den Oleg für eine Person hält.) Die Anhänge 1. u. 2. enthalten Auszüge aus byzantischen Schriftstellern und die nur in einigen Handschriften vorkommende alte Geographie von Russland, die bereits in des Vfs. litthauischer Geschichte abgedruckt ist, aber noch immer keinen Erklärer gefunden hat. Im 3ten Anhange sind Stellen aus Byzantinern gesammelt, wo Russen in griechischen Diensten vorkommen.

*Igors* Geschichte, im *vierten* Theil, ist ungleich kürzer, als die seines Vorgängers behandelt. Er kam im J. 913. zur Regierung. Die ausgezeichnete Gunst, die er einem gewissen Sventeld erzeigte, erregte den Unwillen des Volks. Im J. 915. erscheinen zuerst die Petscheneger in Russland; den Griechen, die hart von den Bulgaren bedrängt wurden, eilten sie zu Hülfe. Igor hatte schon Händel mit den Petschenegern, doch machten sie noch keine bleibende Eroberungen. Die Nachrichten von dem Zuge nach Constantinopel im J. 941. (dessen Ursache die Chronik ganz verschweigt; was die neuern Schriftsteller darüber anführen, ist erdichtet) werden aus den byzant. Schriftstellern erläutert; ihre Erzählungen sind nebst dem, was *Luitprand* und der Araber *Elillakin* darüber anführen, wörtlich eingerückt. Die Russen wurden nicht nur überwunden, sondern der griechische Feldherr Teophanes verbrannte ihre Fahrzeuge mit Kunst-

(oder

(oder griechischem) Feuer, und jagte ihnen dadurch eine ausserordentliche Furcht ein. (Zur Geschichte des griechischen Feuers überhaupt, die noch lange nicht erschöpft ist, liefert Hr. *v. Schl.* sehr interessante Beyträge. Er beweiset gegen *Hoyer*, dass in den ältesten Zeiten Naphta das Hauptingrediens zu den Feuermaschinen war, und theilt einige Bemerkungen über die Frage mit: ob das griechische Feuer unter die *artes deperditas* zu rechnen sey?) Igor wollte diese Schmach aber nicht ungerächt lassen; gleich nach seiner Rückkehr fing er an, sich zu einer neuen Unternehmung zu rüsten, die 944. vor sich ging: überall hatte er Streiter geworben; sogar die Petschenegеr waren russische Söldner geworden. Allein die griech. Regenten suchten das Ungewitter abzuleiten, sie schickten Gesandte mit Friedensvorschlägen an den Igor, und es kam ein zweyter Vertrag zu Stande, der mit dem ersten unter Oleg, der Form und dem Inhalt nach, viel Aehnliches hat. Manche Artikel sind wörtlich einerley, andere weggelassen und durch neue ersetzt. Auffallend ist die grosse Menge der Gesandten mit unverkennbar skandischen Namen. Hr. *v. Schl.* hat den Tractat mit grosser Treue Wort für Wort übersetzt, und selbst, wenn kein Verstand darin ist, keinen hineingetragen; statt der Erläuterungen, die nur hin und wieder beygebracht werden konnten, hat er die bisherigen Uebersetzungen von *Müller*, *Tatiscev*, *Lomonossow*, *Scherer*, *Emin* u. a., die sich grosse und willkürliche Freyheiten erlaubt haben, mitgetheilt. Im eilften Kap., das Zusätze und allgemeine Bemerkungen über Igors Geschichte enthält, werden zuerst Zweifel gegen seine ganze zweyte Unternehmung erhoben; auch hierüber schweigen alle byzantinische Annalisten, und die wichtigen Gründe, die oben gegen die Olegsche Urkunde angeführt wurden, treten auch hier, zum Theil in noch höherm Grade, ein; eh' diese Frage aber gehörig entschieden werden kann, ist es nothwendig, den Text völlig aufs Reine zu bringen. Bald nachher, noch in demselben Jahr, als Igor den Drewiern einen neuen Tribut auflegen wollte, ward er von denselben erschlagen, und bey Korosten begraben. Ueber die Lage dieses Orts weiss der Vf. keinen Aufschluss zu geben; *Tatiscev* hingegen behauptet, in ihrer Nähe sogar Igors Grabhügel gesehn zu haben. (Sollte er nicht die Stadt Korstin in Klein-Russland meynen?) Zuletzt S. 115. wird Igors Charakter geschildert; er war ein ausgezeichnet schlechter Regent, und giebt einen neuen Beweis für die Wahrheit der Bemerkung ab: dass nicht selten Herrscher, die erst spät den Thron besteigen, ihr hohes Amt schlecht verwalten.

Der *erste* Band ist in einer würdigen Zuschrift *Alexander* I. zugeeignet. Die Leser wissen, mit welchen Beweisen der Huld der erhabene Monarch den Vf. für seine Arbeit belohnte und ihn zur Fortsetzung derselben aufmunterte; in der Danksagung vor dem *dritten* Theile verspricht Hr. *v. S.*, sein Werk bis zum J. 1054., und also durch den schwierigsten Abschnitt der russ. Geschichte hinabzuführen. — Der Gebrauch des Buchs ist durch die vorgesetzten Inhaltsanzeigen, die Ueberschriften, Abtheilungen, den verschiedenen Druck u. s. w. freylich sehr erleichtert; doch wünschen wir am Schluss des Ganzen ein ausführliches Register, das in mehr als einer Hinsicht unentbehrlich ist.

## KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Cassel*, in Comm. d. Griesbach. Hofbuchh.: *Nachricht von der Garnisonschule zu Cassel* und der damit verbundnen *Industrieschule*, von *Ludw. Wilh. Wittich*, Diaconus. Eine Gelegenheitsschrift bey der am 20. März 1804. anzustellenden ersten öffentlichen Prüfung der Garnisonjugend. 21 S. 8. (3 gr.) — Der Vf. erzählt, dass der Kurfürst von Hessen, um das Garnisonschulwesen in Cassel zweckmässiger einzurichten, als bisher, im J. 1803. ein Gebäude für 5000 Thaler kaufen und einrichten lassen, dass demnächst ein zweyter Lehrer angestellt, eine weibliche Lehrerin ernannt, und den dürftigen Kindern die Schulbücher und Schreibmaterialien geschenkt worden. Im Nov. 1803. wurde das Gebäude zur Schule feyerlich eingeweiht; bey welcher Gelegenheit der Vf. eine, nachher gedruckte, Rede hielt. Der Unterricht wird unentgeldlich ertheilt, in zwey hellen, geräumigen, mit Ventilatoren versehenen Zimmern, von zwey Lehrern und einer Lehrerin. Der eine Lehrer, Cant. *Wagner*, welcher buchstabiren und lesen lehrt, hat 74, der andre, *Junghans*, 89 Kinder beiderley Geschlechts täglich 4 Stunden. Es ist zu wünschen, dass noch einige Lehrer angestellt werden: denn es ist gegen alle Erziehungsphilosophie, *Einem* Lehrer so viele Kinder aufzubürden. Wann wird man diess doch einsehen und Hülfe schaffen, um eine solche Barbarey aus den Schulen zu vertilgen, die unsern Zeiten Schande macht! Die Lehrerin unterrichtet täglich 4 Stunden in der Arbeitsschule. Der unterste Lehrer hat jährlich 121 Rthlr., der andre 172 Rthlr., bey freyer Heizung und Wohnung, einzunehmen. Die Lehrerin erhält jährlich 36 Rthlr. Man sieht, die Belohnung ist ein wenig sparsam. Nähen der Hemden, Mützen, Stricken der Strümpfe, Handschuhe u. s. w. machen die Gegenstände der Industrieschule aus. Dass die Kinder die Materialien mitbringen, ist nicht so gut, als wenn sie denselben aus einem Fonds dargereicht werden, wie in verschiednen preuss. Garnisonschulen, als in Minden und Bielefeld, geschieht: denn manche Kinder haben nichts mitzubringen. (Aus dem Verkaufe der Fabrikate in den preuss. Garnisonschulen fällt dagegen eine Belohnung für die Kinder ab.) Die Lehrbücher sind *Raff's* Naturgesch. und Geographie, *Rochow's* Kinderfreund, *Faust's* Gesundheitskatechismus, *Pfeiffer's* Unterricht im Christenthum (Cassel 1802.) und *Hübner's bibl. Histor.* Hoffentlich wird mancher gute Vorschlag des wohlmeynenden Vfs., der als Garnisonprediger die Aufsicht über das Ganze führt, künftig noch von oben herab Unterstützung finden. Der Anfang ist gut: aber man muss dabey, wo möglich, nicht stehen bleiben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 7. May 1806.*

## *SCHÖNE KÜNSTE.*

Berlin, in d. Realbuchh.: *Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter*, neu bearbeitet und herausgegeben von *Ludewig Tieck*. 1803. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Seit *Bodmer* durch die Herausgabe der Maneſſiſchen Sammlung der Minneſänger auf dieſe köſtlichen Ueberreſte der altdeutſchen Poëſie mehr aufmerkſam gemacht, haben es verſchiedene verſucht, den Sinn für das Studium derſelben noch weiter anzufriſchen. Es war nämlich nicht zu verkennen, daſs der Verdienſte ungeachtet, die ſich der wackere Mann auch in dieſem Felde der Literatur erworben, dennoch ſeine Abſicht, dieſen zarten Blüthen reinmenſchlicher Dichtkunſt mehrere Freunde auch unter uns zu gewinnen, nur halb erreicht wurde, und zwar nicht ganz ohne ſeine Schuld, weil er ſelbſt nur halb that, was er thun wollte. So wie *Bodmers* 1758. zu Zürch erſchienene Sammlung beſchaffen iſt, ohne alle kritiſche und erklärende Beyhülfe und Bearbeitung, bloſs ein diplomatiſcher Abdruck des *codex*, ohne gehörige Abtheilung der verſchiednen Gedichte der einzelnen Vff., ja oft ſelber der Strophen, bleibt es auch für den nicht ganz ununterrichteten ein mühſames Geſchäft, die darin enthaltenen Gedichte zu leſen und zu verſtehen; geſchweige, daſs ſie für das gröſsere Publikum, das in der Poëſie nur Zeitvertreib, und dieſen ſo wohlfeil als möglich ſucht, viel anziehenden Reiz haben dürfte. Was man nach *Bodmer* für die Minneſänger gethan hat, waren neben den geiſtreichen und gelehrten Bemühungen eines *Leſſing*, *Eſchenburg*, *Herder*, *Oberlin*, *Müller* u. a. freye Bearbeitungen einzelner Stücke, Nachahmungen oder Nachbildungen, wie man ſie von *Gleim*, *Miller*, *Bürger*, *Voſs*, *Haug*, *Gräter* u. a. hat, und da und dort auch Commentare über verſchiedene, wobey jedoch die Aufmerkſamkeit meiſt auf das, was der Neugierde Stoff gab, gelenkt wurde, wie denn der Deutſche gern alles zu irgend etwas anderem, und ſo auch die Poëſie als Mittel zu andern Kenntniſſen, der Geſchichte, der Sitten der Alten u. ſ. w. braucht. Hr. *Tieck* verdient daher allen Dank, daſs er uns eine Blumenleſe aus den Minneſängern geben wollte, in der vorzüglich die beſten Stücke aus der ſchönen Periode des zwölften Jahrhunderts und aus dem Anfange des dreyzehnten ſollten aufgenommen werden, und zwar in ihrer eigenthümlichen Form, die auch bey ihnen den Geiſt auf eine ſo innige Weiſe bedingt, wobey er ſich nur leichte Veränderungen, ſo ferne ſie zu beſſerer Verſtändlichkeit dienten, erlauben wollte. Das Ausgezeichnete dieſer Sammlung und des Herausg. ganze Verfahrungsweiſe dabey läſst ſich weiter, zum Theil nach den eigenen Angaben, in der Vorrede S. 25. und 27. alſo beſtimmen. Er hielt ſich bey der Ausgabe ganz an den ſogenannten *Maneſſiſchen* Codex, von dem er jedoch wegen der vielen Verworrenheiten, ausgelaſſenen Verſe, geſtörten Reime u. ſ. w. zweifelt, ob er von *Maneſſe*, einem Kenner und Freunde des deutſchen Geſanges, herrühre, aus dem Grunde, weil die Sammlung eine gewiſſe Einheit zeigt, und die vorzüglichſten und beſten Manieren der Minneſänger in ſich begreift. Er lieſs alles weg, was nur den Gelehrten intereſſiren kann, alles, was ſich auf die Geſchichte der Zeit bezieht, und unterdrückte ſogar einigemal die Namen von Städten und Ländern, um dem Gedicht einen allgemeineren Charakter zu geben; er brachte die Strophen in Ordnung, lieſs zuweilen unbedeutende hinweg, oder veränderte auch, wo es ihm nöthig ſchien, ihre Stellung. Von ſeinem zarten Sinne lieſs es ſich erwarten, daſs er ſich an die lieblichſten feinſten Blumen halten würde, und man findet dieſe Erwartung nirgend getäuſcht; nur möchte man mehrere zurückgebliebene noch aufgenommen zu ſehen wünſchen. Man findet von den CXL. Dichtern, welche die *Bodmerſche* Ausgabe enthält, hier nur LXX. aufgenommen. Auch folgen ſie nicht in der Ordnung auf einander, wie dort. Hr. *Tieck* ſuchte die leichtern und faſslichen Lieder voran zu ſtellen, und ſetzte immer die gleichartigen neben einander; auch war er bemüht, keinen Ton eines Dichters, der von der Art und Weiſe der übrigen abweicht, zu unterdrükken, ſo daſs man in dieſem Auszuge die ſchönſten Stücke der *Maneſſiſchen* Sammlung beſitzt. So wie er mit leichteren anfing und nach dieſen ſchwerere, dunklere (S. 34.) mittheilte: ſo lieſs er die künſtlicheren abwechſeln mit den mehr natürlichen, die prächtigeren mit ſolchen, deren Inhalt und Ton mehr zärtlich, mehr anſchmiegend iſt, und machte den Beſchluſs wieder mit einigen allgemeineren, leicht verſtändlichen Liedern, vom *Kanzler*; kurz er reiht ſeinen Blumenkranz mit poëtiſchem Sinn und Verſtand. Wir heben hier ein Gedicht aus, um eine anſchauliche Probe von der Bearbeitung des Herausg. mitzutheilen. Es iſt das achte S. 11. vom *Graf Conrad von Kirchberg*; zur Vergleichung ſetzen wir den Text, wie er in der *Bodmerſchen* Sammlung zu leſen iſt, I. S. 12. 13. zugleich bey.

*Tieckſche Sammlung.*

Thauig Gras, gelb, braune Blumen ſchön
Die viel liebe Kunſt des Meyen bringet,

Wie die Lerche luftet ihr Getöne,
Dass ihr Schall auf durch die Wolken dringet,
Dabey höret man gar unverborgen,
In den Auen überall
Süssen Schall der Nachtigall,
Da muss ich mein sehnend Leid besorgen.

Steine, Kraut und Wort sind kräftigliche,
Billig soll man ihre Tugend preisen.
Mit den Worten die viel Minnigliche
Könnte Herzeliebe mir beweisen,
Süsse Worte zu Liebe aus Liebesmunde
Gehn süss in des Herzens Grund,
Ach was Liebe ward ihm kund
Der bey Herzeliebe Minne empfunde!

Minniglich gefärbt in Rosenröthen
Blühe der Schönen Wänglein, Mund und Kinne.
Ihre Güte bringt mich in die Nöthen
Dass ich sie so herziglichen minne.
Da ist Venus ganz ohn alle Schulden,
Amor deine Fackel ist heiss:
Seligere Noth ich doch nicht weiss,
Wahre Liebe ist Minne ein Uebergulden.

Wem nun sein Herze in Freuden schwebe,
Der mag und soll mit Recht hinfahren;
Ich muss wohl trauern, so lang ich lebe,
Mir ward nie kund in allen meinen Jahren
Von der Minniglichen ein lieblich Grüssen,
Dess muss ich in Sorgen seyn,
Sie ist so gut die Fraue mein,
Wenn sie es will, mag sie es noch wohl abbüssen.

*Bodmersche Sammlung.*

*Tovvig gras gel brune bluomen schoene*
*Dú vil liebe kunft des meien bringet*
*So dú lerche lúftet ir gedoene*
*Das ir schal uf dur dú Wolken dringet*
*Da bi hoeret man gar unverborgen*
*In den ovven uberal*
*Suessen schal der nahtegal*
*So muos ich min sendes leit besorgen.*

*Steine krut sint an tugenden reche*
*Wort wil ich darobe an kreften prisen*
*Mit ir worten dú vil minnecliche*
*Mehte herzeliebes mich bewisen*
*Suesse wort zeliebe us liebes munde*
*Suesse und in des herzes grund*
*Ach was liebe wurde kunt*
*Swer bi herzeliebe minne empfunde.*

*Minneclich gevar in rosen roete*
*Bluet der schoenen wengel munt ir kinne*
*Ob mich des ir guete ir tugende noete*
*Das ich sie so herzeklichen minne*
*Da ist Venus gar an alle schulde*
*Amor ist din vakel heis*
*Selker noete ich niht enweis*
*Warú liebe ist minne ein uberguldе.*

*Swem nu sin herze in froiden swebe*
*Der mac und sol von schulden vro gebaren*
*Ich muos eht truren die wile ich lebe*
*Mir wart nie kunt in allen minen jaren*
*Von der mineklichen ein lieblich gruessen.*
*Des muos ich in sorgen sin*
*Si ist so guot die frowe min*
*Swanne si wil si mag es wol gebuessen.*

Man sieht aus der gegebenen Probe, wie genau sich Hr. *Tieck*, an sein Original anschliesst: vielleicht hätte er, ohne dem Geiste zu nahe zu treten, da und dort, wie er dann wirklich mit Recht der Verständlichkeit halber veraltete Partikeln, Zeit- und Nennwörter oft gegen bekanntere vertauscht, von zu alten gerade nicht charakteristischen Wendungen noch mehr aufopfern können; aber da er, aus Scheu an der innern Form durch Aenderungen an der äusseren etwas zu zerstören, in der That so wenig änderte: so befremdet es uns, wie er in der zweyten Strophe des voranstehenden Gedichtes die drey ersten Zeilen, die nach der alten Lesart einen schönern kräftigern Sinn geben und auch verständlich genug sind, nicht eher mochte stehen lassen; der kräftigere Sinn nämlich geht im Original durch die steigernde Gegenstellung der Sätze hervor, was in der *Tieckischen* Aenderung beynahe verloren geht: „*Steine und Kräuter sind reich an Tugenden; Worte dürfen über sie* (so versteht Rec. diesen Vers) *noch gepriesen werden, ihren Kräften nach* — Mit den Worten könnte mir u. s. w. Auch stünde vielleicht in der ersten Strophe L. 3. statt: *wie* besser, *da;* das nicht ganz verständliche Wort *übergulde*, für das man auch sonst *überguilde* findet, *das verlih uns der sueze Jesus Christ, der aller Freud' ein übergulde ist — Gott ist ein Ursprunc und Ueberguilde aller Tugende*, in der Bedeutung *Vergoldung*, *Verzierung* hätte sollen wenn nicht einem andern aufgeopfert, doch erklärt werden. Ob *frie nahtegall* in eben den Liedern des Grafen von Kirchberg (bey *Bodmer* nach offenbar unrichtiger Aussprache *Kilchberg*) durch *freye* Nachtigall, recht gegeben ist, bezweifeln wir. Eher dürfte gelesen werden *frohe*. *entworen* S. 101. verbunden mit dem zweyten Fall (*entweren des libes*) kann wohl nicht *entführen* heissen: Eher: *bezwingen, zum Sklaven machen, des Eigenthumsrechtes über seinen Leib berauben*. S. 4. auch *Scherz. Gloss. ed. Oberl.* I. 324. Bey der Sorgfalt, die der Herausgeber auf Ordnung und Erhaltung des ursprünglichen Strophenbaues wendet (es ist bekannt, wie diese gemüthlichen Sänger der Liebe, der Religion, des Ritterthums und heiteren Lebensgenusses ihre schönen Gefühle in den manichfaltigsten, oft freyeren, oft aufs künstlichste verschlungenen Reimformen, ihren Lehrern und Mustern den Provenzalen gleich, ausdrückten); bey dieser gewissenhaften Sorgfalt, die Hr. *Tieck* auch hierin anwendete, ist es doch auffallend, wie er oft das Metrum, das die Vff. hatten, durch kleine Zusätze, vielleicht, weil er glaubte, dem Wohllaute dadurch zu Hülfe zu kommen, zerstören mochte. Diess ist der Fall schon in dem angeführten Gedichte. Man apostrophire da und dort die Vokalen, die in der Handschrift stehen, z. B.

Süsse Wort' zu Lieb' aus Liebesmunde

wo im Original das *e* in *Worte*, das *Tieck* gesetzt hat, nicht einmal steht, und man hat das richtige Metrum. Wenn die Minnesänger, dünkt uns, einem gewählten Metrum nicht immer getreu blieben, so thaten sie diess doch gewiss in den meisten Fällen, und die Kri-

Kritik, die bey ihnen noch so vieles zu sondern hat, könnte, von dieser Wahrnehmung ausgehend, manches bey ihnen berichtigen. Wenn sie um Quantität sich nicht viel bekümmerten, so scheinen sie doch die Sylben gezählt zu haben, ungefähr, wie *Rudolf Weckerlin* verfuhr; und dabey hatte die Aussprache, die von der Schrift natürlich sehr verschieden war, vielen Einfluss. Rec. kann daher nicht unbedingt dem beypflichten, was der Herausg. S. 16. und 17. über diese Materie sagt. So ist in den prächtigen Mariengesang von *Bruder Eberhard* von *Sax*, den man S. 23. im *ersten* Th. der *Bodmerschen* Sammlung — bey *Tieck* S. 190. findet, durchaus ein beständiges Metrum sichtbar, die Versart selbst hat viel ähnliches mit der im *Bürgerschen* Hohenliede gewählten. Durch kleine Nachhülfe, Zusätze oder Weglassungen von Buchstaben, des *e* vorzüglich, kann es leicht hergestellt werden. Diese Herstellung ist aber nicht vollkommen in der *Tieckschen* Bearbeitung da; und diess ist der Fall bey mehrern andern Gedichten, bey deren Bearbeitung Hr. *T.* von mehr wilkürlichen Vorstellungen scheint geleitet worden zu seyn. — Dass er viele der religiösen Gedichte aufnehmen würde, war zu erwarten, und wir misbilligen es nicht; um so eher hätten wir auch dem trefflichen Gesange *Walthers von der Vogelweide* beym Anblicke des H. Lands S. 104. I. bey *Bodmer:*

*„alrerst leb' ich mir werde*
*Sit min sundig ouge sicht"*

eine Aufnahme gewünscht. Auch würden in Nachträgen etwa, als beyläufige Excurse, kritische Bemerkungen über die doch nicht immer genug aufgehellte Sprache selbst die Theilnahme poëtischer Leser, die der Herausg. vorzüglich beabsichtigte, befördert haben: doch was noch nicht geschehen ist, wird vielleicht noch geschehen. Wenigstens hat Hr. *T.* in der geistreichen Vorrede zu seiner alles Dankes würdigen Arbeit kritische Vermuthungen über einige der bekannten Minnesänger mit historischen Nachrichten über sie und ihre Werke versprochen. Vielleicht dass er diess bey der Herausgabe des Lieds der Niebelungen, womit er sich längst schon beschäftiget hat, dessen baldiger Erscheinung die Freunde alterthümlichen deutschen Gesanges mit Vergnügen entgegen sehen, ausführlicher thun wird.

Ludwigsburg, b. Nast: *Würtembergisches Taschenbuch auf das Jahr* 1806. für Freunde und Freundinnen des Vaterlandes. 194 S. mit 5 Kpfn. und einer Musikbeylage.

Dieses Taschenbuch hat einen Vorzug vor vielen andern: Es ist sehr kurz. Um so mehr wünschten wir ihm auch unbedingt das Zeugniss geben zu können, dass es kurz und gut sey. Das ist nun nicht der Fall; aber es fehlt ihm doch nicht an mehreren guten Beyträgen. Von vorn herein scheint es uns schon ein verfehlter Gedanke, dass der Verleger, ein wackerer thätiger Mann, der wahrscheinlich auch vor der Hand der Redacteur ist, es bey seiner Speculation mehr auf einen Hofkalender als Musenkalender angelegt hat, wenigstens, seinem Vorberichte zufolge, mehr ein provinzielles Taschenbuch veranstalten wollte, dessen Inhalt nicht nur von Wirtembergern verfasst, sondern auch zunächst für Wirtemberger sollte interessant seyn. Dahin zwecken schon die Kupfer, das Bildniss des Kurfürsten Friedrich II. als Titelkupfer und Darstellungen mehrerer hübschen Partieen aus den kurfürstlichen Anlagen in Ludwigsburg, die, nach Zeichnung und Stich (jene ist von einem braven Dilettanten, dem Schulmeister Lehrer, und rein und genau) den meisten Kupferstichen, wie man sie in den bessern Almanachen findet, wenig nachgeben. Von diesen findet man Beschreibungen und auf Veranlassung des schönen Denkmales, das dem Grafen von Zeppelin gesetzt ist, ein Elogium des letzten S. 25—33. von einer nicht ungeübten, aber auch nicht unparteyischen Hand. Weniger bedeutend sind die andern prosaischen Aufsätze. Zwar kann die angelegte Rubrik „Biographieen wirtembergischer Künstler" für die Zukunft wichtig werden, da *W.* mehrerer sehr wackeren Künstler sich zu erfreuen hat. (Wir wünschten vorzüglich in der Folge auf *Wächter*, *Hartmann*, *Schick* u. a. die Aufmerksamkeit gelenkt.) Allein Aufsätze dieser Art sollten von Kunstkennern geschrieben seyn, und mehr das Kunstleben des Mannes als sein gewöhnliches, das meist unbedeutend ist, darstellen. Der gegenwärtige, von Hn. Prof. *Christmann*, aus dessen Feder wir eher die Schilderung eines Tonkünstlers als Bildhauers wünschten, liefert trockene Notizen aus dem Leben des vortrefflichen Bildhauers *Dannecker*, und einen eben so magern Catalog seiner bisherigen Arbeiten. Was übrigens die Erzählung S. 113. *die Erscheinung nach dem Tode* betrifft: so zweifeln wir, ob sie selbst den erscheinungslustigsten aller Wirtemberger auch nur ein wenig ergötzen wird. Es ist ein gewöhnliches, aber nicht sehr erbauliches Schicksal, dass ein albernes Buch, wie das berüchtigte: *Meiner Gattin wirkliche Erscheinung*, immer noch einen Tross eben so alberner Bücher oder Aufsätze nach sich zieht. Unter den Gedichten findet sich viel Mittelgut. Die vaterländischen Gesänge S. 36. *Rundgesang für Wirtemberger*, von *Haug*, einem Bruder des bekannten Dichters, und die Todtenfeyer S. 81. von — *er.* mögen, so Gott will, Wirtembergisch seyn, aber poëtisch sind sie gewiss nicht. Oder sollten Verse, wie folgende, Poësie seyn?

Der Künstler und der Handwerksmann,
Gelehrter und Soldat —
Wie schön ists, wenn ein jeder weiss,
Dass er in seinem kleinen Kreis
Stets seine Pflichten that!

Drum, wer ein Wirtemberger ist,
Der stimme mit mir ein!
Fürwahr! es giebt in keinem Stand
Für uns ein bessres Vaterland
Als Wirtemberg allein.

Die

Die vielen Gedichte von *C. Nast* verrathen mehr Lust zur Poësie als echtes poëtisches Talent. Diess ist auch bey den *Denzelschen*, *Magenauischen*, *Torikschen* (*o poor Torik!*) der Fall. Anlage verkündigen ein Gedicht von *Er. Harprecht* S. 166. und mehrere von *Ritter*, z. B. S. 109. Von bekanntern wirtembergischen Dichtern findet sich weniges, ein paar gute Epigrammen von *Haug*, eine Elegie von *Hölderlin* und einige Kleinigkeiten von *Cz.*, unter denen wohl *die Terzinen* S. 109. (der Traum), von Seiten des Gefühls besonders, die beste Composition seyn dürften.

Glogau, b. Günther: *Der Dichterfreund*. Eine Auswahl der besten Stücke deutscher Dichter — — *Erster* Theil. 1804. VIII u. 296 S. 8. (20 gr.)

Nach der weitern Angabe des Titels ist diese Chrestomathie, von der uns bisher keine Fortsetzung bekannt ward, zum Behuf orthographischer, declamatorischer und Leseübungen, vorzüglich aber zur Umarbeitung in Prosa, für Schulen, Erziehungsanstalten und Privatunterricht, bestimmt; und diese Bestimmung hat sie denn mit so manchen, seit einiger Zeit erschienenen, ähnlichen Sammlungen gemein. Natürlich findet man hier viele in diese letztere aufgenommene Stücke wieder; und der Blumenlesen sind jetzt schon so viele, dass sie jetzt wieder Quellen abgeben können. Die Fabeln, Erzählungen und Romanzen, welche dieser *erste* Theil enthält, sind von sehr verschiedenem Werth; die meisten sind indess für eine noch schwache Fassungskraft der frühern Jugend passend genug. Für diese sind auch nur die kurzen Erklärungen bestimmt, die sonst zum Theil überflüssig scheinen könnten. Der Dichter und Dichterinnen, die ihr Contingent haben liefern müssen, ist keine geringe Anzahl. Uebrigens scheint die Sammlung auf mehrere kleine Bände angelegt zu seyn, da in der Vorrede schon von einer *fünften* Abtheilung die Rede ist.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Essen*, b. Bädeker: *Momenta praecipua ad liberaliorem Veteris Testamenti interpretationem, quae nostris temporibus est introducta; e collatione scriptorum veterum Graecorum et Romanorum cum scriptoribus sacris.* Programma, quod pro aditu Magisterii theologici in regia Boruss. Universitate scripsit *Michael Wecklein*, Theol. Doct. Exeg. bibl. nec non ling. orient. Prof. publ. ord. 1806. 70 S. 8. — Hr. *W.* hat nach einem öffentlichen Blatte, bald nach dem Antritt seines Lehramts, wegen seiner freyern Aeusserungen Verdruss gehabt; zum Glück für ihn schützt ihn seine Lage gegen das Schicksal Isenbiehls. In diesem Programm sucht er seine Zuhörer mit dem Grundsatz näher bekannt zu machen, dass man die alttestamentlichen Schriften nach der Denkungsart der alten Welt erklären, und dazu vornehmlich die griechischen und römischen Schriftsteller benutzen müsse. In der Einleitung wird bemerkt, wie die Auslegungskunst des A. Test. seit der Reformation, besonders unter den Protestanten, durch bessere Anleitungen dazu, und durch die Befolgung richtiger Grundsätze sey verbessert worden; wie aber demungeachtet auch die vorzüglichern Ausleger häufig den Fehler begangen hätten, dass sie sich durch das System leiten liessen, und neutestamentliche oder spätre Begriffe den alten Hebräern aufdrangen. Erst seit den letzten 20 Jahren kam man durch sorgfältigeres Studium der Alten zu reineren Ansichten; indem man durch Hülfe der Profanscribenten die hebräischen Urkunden aus der Vorstellungsart der ältesten Völker, und der Art ihre Begriffe auszudrücken, zu erläutern suchte. Die alten Schriftsteller, die in dieser Rücksicht vornehmlich zu benutzen sind, und die neuern Hülfsmittel werden kurz angeführt. Hierauf werden die Regeln angegeben, welche der Ausleger bey der Vergleichung der alttestamentlichen Bücher mit den Profanschriftstellern zu befolgen hat. Die drey Hauptregeln mit den daraus abgeleiteten Corollarien werden zugleich durch Beyspiele erläutert. So wird z. B. bey der ersten Regel: wie die älteren Völker, mit Vorbeygehung der natürlichen Ursachen, alles den Göttern zuschrieben, so schreiben auch die Hebräer alles dem einzigen Gott Jehova zu: die Wegnahme des Henochs und Elias mit Iliad. XX. v. 233. und die Erzählung des Livius von dem Tod des Romulus 1. B. K. 16. verglichen. — Die Homerischen Helden haben den Beynamen διοτρεφης, διογενης; und eben so nennen auch die Hebräer ihre Könige Ps. 2. 7. Bey der zweyten Regel: was Gott nicht unmittelbar wirkt, das thut er durch seine Gesandten, die Engel, wird bemerkt, dass nach Homer bald Minerva dem Ulysses beysteht und ihn durch klugen Rath unterstützt, bald Mars im Treffen mitkämpft, bald Merkur aus dem Himmel gesandt wird, um die Befehle Zeus auszurichten. Eben so, sagt der Vf., erscheinen auch die Engel als Gefährten Jehovas dem Abraham und Loth. Auch die Stelle 1 Mos. 22. wird daraus erläutert. Abraham hatte einen Traum gehabt, welchen er für göttlich hielt, und wollte seinen Sohn opfern. Aber die Vaterliebe hielt das Messer zurück; er sah inzwischen einen Widder im Gesträuche, und plötzlich kam ihm der Gedanke ein, ein Engel Gottes habe diesen Widder geschickt, um ihn anstatt seines Sohnes zu opfern. Auch die Stelle Iliad XV. v. 273 ff. wird mit Jos. 6, 13—15. verglichen. Eben so wird auch die dritte Regel, dass die ältesten Menschen sich Gott unter menschlicher Gestalt vorgestellt und ihm deswegen auch menschliche Handlungen beygelegt hätten, durch mehrere Vergleichungen erläutert. Unter mehrern treffenden und bereits bekannten Vergleichungen kommen aber auch solche vor, die nicht ganz passend und wohl gar gesucht sind. In der Folge giebt der Vf. selbst einige Vorsichtigkeitsregeln, die bey einer solchen Vergleichung der biblischen Schriftsteller zu beobachten sind. Sie sind allerdings richtig, konnten aber noch vermehrt werden. Zuletzt zeigt er, dass das Ansehen der Schrift durch eine solche freyere Interpretation nichts verliere, indem eben dadurch, dass man zeigt, dass die in dem A. T. enthaltene göttliche Offenbarung der Beschaffenheit und den Umständen des früheren Menschengeschlechts angemessen war, die Offenbarung gerettet wird, indem wir eben dadurch zu reineren Begriffen von Gott und der Beziehung des Menschen zu ihm gelangen, und eben dadurch auch die erzählten Begebenheiten grössre Gewissheit erhalten. Wenn man auch nicht immer mit den Ansichten des Vfs. übereinstimmen kann; so darf man doch seine gute Absicht und das Richtige in seiner Behauptung nicht verkennen. Sehr wahr sagt der Vf. S. 55.: „*Quemadmodum in educatione non itur per saltum, sed per longiores ambages, quemadmodum infanti conniventur multa, quae puero prohibentur; et puero rursus, quae adolescenti et adulto non licent, tum quia conceptus in prima infantia sunt tenuiores et subito necessariam amplitudinem et puritatem nondum attingere possunt, tum in simplicitate cordis multa agit homo, quae peccatum sibi esse ne cogitat quidem: ita in revelatione genus humanum nonnisi per gradus sub magisterio praeclarissimorum virorum, Mosis, Prophetarum et Jesus Nazareni, ad hanc, qua gaudet, perfectionem Deum perducere oportuit et adhuc oportet.*" Diese Stelle mag zugleich als Probe von der Schreibart des Vfs. dienen, die zu sehr von Germanismen entstellt ist, als dass man sie lateinisch nennen könnte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 8. May 1806.*

## *BIBLISCHE LITERATUR.*

Halle, in d. Buchh. d. Waisenhauses: *Ge. Christiani Knappii Scripta varii argumenti, maximam partem exegetici.* II Tomi. 1805. 658 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Sehr schätzbar muss den Freunden der biblischen Literatur die Erscheinung dieser Sammlung von Abhandlungen seyn, die von dem Vf. seit 20 Jahren als akademische Programme geschrieben, aber, weil sie nicht in den Buchhandel kamen, bey weitem nicht so bekannt geworden sind, als sie es verdienten. Sie gehören in Hinsicht auf die philologisch-exegetische Gründlichkeit, den reichen, und doch wohlgewählten, Apparat von Gelehrsamkeit, besonders in erläuternden Stellen aus griechischen, römischen und jüdischen Schriftstellern, die seltene Geschicklichkeit in Entwicklung biblischer Hauptnotionen, und dem Gebrauch des Parallelismus, so wie die Klarheit und echte Latinität des Vortrags, zu den vorzüglichsten exegetischen Schriften, und haben, neben den ähnlichen Sammlungen von *Nösselt*, *Morus*, *Storr*, bleibenden Werth. I. *Prolusio in locum* 2. Petr. I, 19—21. *qui est de indole atque usu vaticinationum ad Messiam pertinentium.* Die Stelle wird so gefasst: „*Nos quidem ipsi, doctores vestri, nunc firmiora, quam ante, ac testatiora tenemus vatum oracula de Messia, postquam illa nobis eventu et illustrata sunt et confirmata. Sic etiam vos recte facitis, si oraculis his estis intenti, tanquam candelae, quae tenebricoso in loco, quamdiu nox erat, (h. e. ante cognitam vobis praesentiam J. C. in terris, vestramque ad eum* επιστροφην*), vobis tantisper lucebat, dum dies illucesceret, ac Lucifer oriretur in mentibus vestris, h. e. donec constaret vobis de praesentia J. C., et illi vos plane addiceretis; id quod jam evenit. Et sane operae pretium faciunt, qui, ad vatum praedicta animum advertentes, pleniorem illorum interpretationem ex historia atque eventu* (v. 16—18.) *repetunt. Quippe hoc vobis inprimis tenendum est, nullum in Scripturis vaticinium propriae interpretationis esse, (ne ipsis quidem vatibus in promtu esse interpretationem eorum quae vaticinantur.) Nam vates plura eloqui non potuerunt, quam quae a Deo ipsis erant patefacta; igitur non est, quod vaticiniorum obscuritatem ante eventum* (v. 19.) *miremini!*" (*coll.* 1 Petr. I, 10—12.) — Diese Erklärung scheint dem Rec. die Schwierigkeit gegen sich zu haben, dass es doch nicht recht zu passen scheint: „*merket auf* die alten Weissagungen, *als auf ein Licht, das euch vorher*, ehe sie durch den Erfolg ganz aufgehellt wurden, *nur schwachen Schein gab!*" Das Studium der Weissagungen, gerade *in so fern* diese ein *nur schwaches* Licht waren, (προσεχ. λογῳ προφ. ΩΣ λυχνῳ φαιν. εν αυχ. τοπῳ) konnte denen, die das hellere Licht der Geschichte und Lehre Jesu (ημεραν, φωσφορον) hatten, nicht empfohlen, sondern es musste eher gesagt werden: προφητικον λογον, λυχνον φαινοντα εν αυχμηρῳ τοπῳ, βεβαιοτερον (νυν) εχομεν, αφ' ού ημερα διηυγασε, και φωσφορος ανετειλεν εν ταις καρδιαις ὑμων, ᾡ (φωσφορῳ) καλως ποιειτε προσεχοντες. Nach der Gedankenreihe, welche Hr. *K.* in der Stelle findet, hätte Petrus das Achten auf den den Weissagungen entsprechenden *Erfolg*, als das, wodurch die Weissagungen aufgeklärt würden, empfehlen sollen. Hingegen so wie die Worte im Text lauten, würde das Achten auf die *Weissagungen, gerade in so fern sie abgesondert von dem Erfolg* für sich selbst den Lesern Petri *vorher*, ehe sie Christen geworden waren, *nur ein schwaches Licht gegeben haben*, (das πρόσεχειν λογῳ προφ. ΩΣ λυχνῳ φαιν. εν αυχ. τοπῳ) empfohlen, also gerade in einer solchen Rücksicht empfohlen, in welcher sie *jetzt*, da die Christen schon zu einer helleren Erkenntniss (ἡμερα, φωσφ.) gekommen *waren*, nicht mehr von ihnen gebraucht werden konnten und sollten. — Bey der Erklärung des 20. v. hätte Rec. die Einwendungen beantwortet gewünscht, welche *Storr* (*Opusc. acad.* Vol. *II.* p. 392.) dagegen gemacht hat; um so mehr, da der Vf. die *Storrische* Erklärung des Worts επιλυσις (durch *dissolutio*) bestreitet (S. 20.) mit Gründen, die jedoch dem Rec. nicht zureichend scheinen, um sie umzustossen. Denn unläugbar ist doch, dass die *verba composita* öfters die Bedeutung der *simplicium* haben, mithin επιλυσεως ου γινεται gar wohl eben so viel seyn *kann* als λυσεως ου γινεται, oder ου δυναται λυθηναι (Joh. X, 35.). Ueberdiess hat *Storr* eine Stelle aus *Lysias* angeführt, in welcher επιλυειν wirklich diese Bedeutung hat, und welche der Aufmerksamkeit des Vf. entgangen zu seyn scheint. Der Einwendung des Hn. *K.* gegen *Storr*, in so fern dieser das ιδιας durch ιδιας υμων erklärt, kann dadurch begegnet werden, wenn man die Erklärung des letzteren dahin modificirt, dass man dem ιδιας die (von Hn. *K.* S. 20. selbst zugegebene) Bedeutung: *selbst beliebig*, giebt, und die Stelle auf die *Irrlehrer* bezieht, welche die προφητειαν *selbst beliebig*, nach ihrer Willkür *auflösten*, d. h. ihr Ansehen zu vernichten suchten, indem sie (vergl. K. III. 4.) die Wahrhaftigkeit der Orakel vom Messias bezweifelten; und vor welchen die Leser gewarnt werden mussten. — II. *De Jesu Christo ad dextram Dei sedente.* Die gründliche Abhand-

handlung zeigt: dafs der Ausdruck καθιζειν εν δεξια του θεου, von Christo gebraucht, heifse: *imperare cum Deo, atque auspiciis divinis*, und entwickelt den Begriff des N. T. von der Herrschaft Christi, und der βασιλεια των ουρανων. Aus allem sieht man, dafs der Vf. in den Beschreibungen des N. T. eine reelle, himmlische Herrschaft Christi über das Universum — nicht blofs eine fortdaurende Wirksamkeit seiner Lehre — findet. Er bemerkt aber dabey eben so richtig, dafs das καθιζ. εν δεξ. θ. keineswegs auf die göttliche *Natur* Christi zu beziehen sey. Dem Rec. ist nur *der* Wunsch übrig geblieben, dafs gerade ein so gründlicher Theolog, wie Hr. *K.*, sich auch auf die Beleuchtung der philosophischen Schwierigkeiten des exegetisch unläugbaren Dogma: „Christus — ein *Mensch* — beherrscht das Universum!" eingelassen, und uns statt Einer Abhandlung über diesen Gegenstand Zwey gegeben hätte. Den genaueren Forscher kann doch einmal weder die Hypothese einer *communicatio idiomatum*, noch die einer *communicatio operationum* befriedigen. — Wie sehr auch philosophische, besonders historisch - philosophische Forschungen dem Vf. gelingen, zeigt die Abhandlung Nr. III. *Super origine opinionis de immortalitate animorum apud nationes barbaras atque a cultu veri Dei alienas*, welche mit eben so viel Belesenheit als Scharfsinn zeigt: dafs der Ursprung des Glaubens an Fortdauer nach dem Tode unter unkultivirten Völkern alter und neuer Zeiten, nicht in philosophischen Beweisen, sondern in den Erscheinungen der Verstorbenen im Traum, zuweilen auch in Visionen, die man wachend hatte, zu suchen sey. Rec. möchte nur nicht daraus allein alles erklären, sondern hauptsächlich auch *theils* die sehr frühe, von dem Vf. selbst bemerkte, Vorstellung von der Nicht - Identität der Seele und des Leibes (die schon allein bey Völkern, welche an strenge Beweise nicht gewöhnt waren, die Fortdauer der ersteren glaublich machen konnte), *theils* die Sehnsucht nach den Verstorbenen, und den Wunsch, mit ihnen wieder vereinigt zu werden (wodurch der Glaube an die objective Realität der Todten-Erscheinungen im Traum erst herbeygeführt wurde), in Rechnung bringen. — IV. *De Spiritu S. et Christo Paracletis, itemque de varia potestate vocabulorum* παρακαλειν, παρακλησις, παρακλητος. Eine Abhandlung, die ein Muster philologisch - exegetischer Gründlichkeit ist! Sie zeigt (mit sorgfältiger Prüfung der verschiedenen Erklärungen), dafs in den Stellen, wo das πνευμα άγιον als παρακλητος beschrieben wird, die weitere Bedeutung von *patronus, adjutor, curator, Berather, Helfer, Schutzherr*, hingegen 1 Joh. II, 1. die engere, *Fürsprecher*, anzunehmen sey, und dem Wort in beiderley Stellen das deutsche *Beystand* entspreche. Zugleich giebt S. 157 — 164. eine sehr schätzbare Uebersicht alles dessen, was im A. und N. T. dem *heiligen Geist* zugeschrieben wird. Die Hauptnotion, auf welche der Vf. alle Stellen, wo vom πνευμα άγιον die Rede ist, bezieht, erhellet aus folgender Stelle (S. 157.). „*Inter eos Spiritus* (מלאכים, רוחות, πνευματα, αγγελους), *quibus, etsi illi sub aspectum non cadunt, tamen repletum est, movetur ac regitur, auspice Deo, omne hoc universum ac singulae ejus partes, unus eminet* Spiritus, *qui proprie et singulari ratione* d i v i n u s, s a c e r, a u g u s t u s, (קדש) *Hebraeis appellatur, natura intelligentissima, potentia, ceterisque virtutibus praestans reliquis omnibus, universitatem rerum permeans, regens, moderans.*" Auf diesen Geist bezieht Hr. *K.* auch 1 Mos. I, 2. ohne jedoch zu läugnen, dafs Moses selbst dabey an *Wind* und *Luft* gedacht haben könnte, da man sich in dem unphilosophischen Kindesalter der alten Welt die Natur eines jeden *Geistes* als körperartig und *luftig* (*corporeae formae similem, sed tenuissimam, ex aëre quasi conflatam et spirabilem*) gedacht habe. Rec. mufs gestehen, dafs er begierig wäre zu wissen, ob der Vf. sein *exegetisches* Resultat über die biblischen Vorstellungen von diesem heiligen Geist auch (wie man nach mehreren Aeufserungen dieser Abhandlungen, besonders auch der Vorrede vermuthen sollte) für *dogmatisch - wahr* halte, und wie er in diesem Fall die Vorstellung von einem *alles* im Universum durchdringenden, und regierenden, besonders unter den Menschen *alles* religiöse und moralische Gute bewirkenden, übersinnlichen, geistigen Wesen *außer Gott*, mit der philosophischen, und selbst mit der übrigen biblischen Religionslehre vereinigen zu können glaube. Rec. konnte sich selbst von der *exegetischen* Richtigkeit und Nothwendigkeit dieser Ansicht nie überzeugen, sondern glaubt, dafs bey weitem nicht überall, wo das πνευμα άγιον, θεου, רוח יהוה u. s. w. vorkommt, an ein *persönliches Wesen*, — wo diefs aber der Fall ist, an die *höchste Gottheit* selbst, als den höchsten, erhabensten Geist, zu denken sey; sonst aber dieser Ausdruck gar häufig theils *Kraft, Wirksamkeit, Einfluß* Gottes (als ein Abstractum), theils auch heilige, gottähnliche *Gesinnung* bezeichne. Auch kann Rec. die Vorstellung, dafs *alles* Gute und Vorzügliche unmittelbar und *übernatürlich* von dem πν. αγ. bewirkt werde, nicht einmal im alten, und noch weniger im N. T. finden. — V. *Commentatio in* 1 Joann. V, 6 — 11. *in qua simul argumentum ac series sententiarum per universam hanc epistolam declaratur.* Christus selbst (sagt der Vf.) hatte zum voraus von angeblich - göttlichen Lehrern (ψευδοπροφ.) gesprochen, welche unter den Christen schädliche Irrthümer verbreiten würden (Matth. VII, 15. XXIV, 11. 24.). Als sich bald nach Jesu Tod solche Irrlehrer unter den Christen zeigten: so sahen die Apostel darin den Anfang der Erfüllung dieser Weissagungen Christi; wiederholten daher dieselben, führten sie weiter aus, und erwarteten künftig (εν υστεροις καιροις, εν εσχαταις ημεραις, *posthaec*, ohne nähere Zeitbestimmung) noch schlimmere Irrlehrer. (Apost. Gesch. XX, 29. 30. 1 Tim. IV, 1. 2 Tim. III, 1 ff. 2 Petr. II, III, 2. 3. u. a.) Eben darauf bezieht auch besonders Johannes 1 Br. II, 18. die damals in Asien sich zeigenden Irrlehrer, indem er (nach Hn. *K.* Erklärung) sagt: „*T e m p u s  i l l u d, quod futurum praedixerunt alii, praeeunte Christo,* (εσχατη ώρα), *jam a d e s t* (εστι)." Diese Irrlehrer läugneten, dafs Jesus *Christus* sey (II, 22. IV, 2. 3. V, 1.) darum, weil

(IV.

(LV, 2. 3. d. Br. 7. 9.) ihnen sein niedriges Leben auf Erden (σαρξ) anstöfsig war. In Beziehung auf diese Irrlehrer fasse nun die Stelle 1 Joh. V, 6 ff. die Beweise für die Messianische Würde Jesu kurz zusammen, indem sie sage: „*tum ea praestitisse Jesum, quae a Messia fuerint exspectata, tum ipsum Deum suo testimonio huic rei fidem fecisse.*" Der schwere 6. v. wird auf folgende Art erklärt: „*Hic Jesus, qui venit cum aqua, (h. e. qui baptismum instituit, coll. Jo. I, 25. Matth. III, 7.) et sanguine, (h. e. qui profuso sanguine suo nos expiavit), est Christus.*" Die folgenden Worte werden so erklärt: και ὁ θεος μαρτυρει περι αὐτου· ὁ γαρ θεος ἀληθής εστι, (so dass also πνευμα i. q. θεός), und auf alle die Beweise, wodurch die Messianische Würde Jesu von Gott bestätigt worden sey (Wunder, Lehre u. a.), bezogen. Rec. bemerkt nur in Beziehung auf die Worte εν ὑδατι και αἱματι, dass es schwerlich erweislich seyn möchte, (was doch die Erklärung des Vf. voraussetzt): Taufe und versöhnender Tod seyen damals als *charakteristische* Merkmale des Messias angesehen, und in so fern „*a Messia exspectata*" gewesen. Die erste sah man selbst nach Joh. I, 25. wenigstens *auch* als eine Function *anderer* Propheten an; und dass der Messias sterben sollte, war wenigstens den herrschenden jüdischen Begriffen im Zeitalter Christi (wie man sie aus dem N. T. selbst, und nicht aus späteren Schriften einzelner speculirender Cabbalisten abstrahiren muss) geradezu entgegen. — VI. *Commentatio in colloquium Christi cum Nicodemo de natura atque usu disciplinae suae* Joh. III, 1 — 21. — VII. *Prolusio ad* Hebr. XII, 18 — 24. Der Uebersetzer der Worte: ψηλαφωμενω ορει durch *mons fulmine tactus* hält der Vf. entgegen: dass von Blitzen nicht ψηλαφαν, sondern θιγειν gebraucht werde, und dem hebräischen נגע das griechische ἁπτεσθαι correspondire. Er übersetzt: *mons contrectabilis, qui tactu, sensu percipi potest*, (αισθητος), im Gegensatz gegen den tropischen Berg *Sion*, „*in quo, quae sub sensus cadunt, non spectantur, sed ea tantum, quae mente percipi possunt*, νοητα, πνευματικα, ηθικα." Dieser sey nämlich Bild der *christlichen*, so wie Sina Bild der mosaischen *Oekonomie*, oder Religionslehre. Bey v. 22 — 24. wird bemerkt: dass sieben (wie v. 18. 19. sechs) besondere, jedesmal durch και unterschiedene *Incisa* vorkommen, diejenigen Worte aber, die mit einem der Sätze ohne και verbunden sind (wie z. B. Ιερουσαλ. επουραν.) erläuternd seyen; eine Bemerkung, auf welche sodann die Behauptung gebaut wird, dass v. 22. 23. zu interpungiren sey: και μυριασιν, αγγελων πανηγυρει. Die εκκλησια πρωτοτ. εν ουραν. απογεγρ. wird auf die „*societatem cultorum Christi, qui in terra adhuc vitam agunt*" bezogen, und in den Worten: κριτη θεω παντων das παντων mit θεω verbunden. Alles diess findet Rec. mit starken Gründen unterstützt. Weniger befriedigend ist ihm die Bemerkung (S. 270.), durch welche die bekannte Schwierigkeit des Citats aus Deut. IX, 19. im 21. v. gehoben werden soll: dass nämlich Moses das, noch von der Gesetzgebung her brennende Feuer (vergl. Deut. IX, 15. 10.), welches er beym Herabsteigen vom Berg wieder sah, als eine Anzeige der göttlichen Strafen über das abgöttische Volk betrachtet habe, und in so fern *durch die Phänomene bey der Gesetzgebung* (wie es der Brief an die Hebräer vorstellt) εκφοβος και εντρομος geworden sey. Ohne Zweifel würde man bey einem Profanscribenten die Voraussetzung, dass den citirenden Schriftsteller ein kleines, nicht hoch anzurechnendes Versehen bey seinem Citat beschlichen habe, als die natürlichere vorziehen. — VIII. *Commentatio in* Joann. XIV, 1 — 3. Der Vf. tritt (um nur diess zu bemerken) in Ansehung der Worte: ει δε μη ειπον αν ὑμιν; mit Recht denen bey, die nach ὑμιν ein Punkt setzen, und den Sinn so fassen: *quod nisi ita esset, dixissem vobis (nam falsa spe vos nunquam produxi.)* Die Einwendung, dass dieser Sinn frostig sey, wird S. 314 f. gut beantwortet. — Rec. hätte gewünscht, dass Hr. *K.* in dieser Abhandlung doch auch auf die, freylich sonderbare und höchst gezwungene, *Schuster'sche* Erklärung der ersten Verse (*Eichhorns* Bibl. B. *X.* S. 808 f.) Rücksicht genommen hätte. Ueberhaupt möchte man öfter, als es auch sonst geschehen ist, manche der neuesten Erklärungen von einem so gründlichen Ausleger beurtheilt wünschen. — IX. *De nexu resurrectionis J. C. e mortuis, et mortuorum, ad illustranda varia loca N. T. inprimis* 1 Cor. XV, 12 — 19. Hier ist dem Rec. die Behauptung aufgefallen (S. 340 f.): sowohl Christus (Matth. XXII, 23 — 32.), als Paulus (1 Cor. XV, 18 f. 29 — 32.) haben, wie die Juden vor und in ihrem Zeitalter, Unsterblichkeit der Seele und Auferstehung des Leibes nicht genau unterschieden, sondern für einerley gehalten, unter einerley Benennungen (תחיה, תחית המתים, תקומה, αναστασις, εγερσις νεκρων) begriffen, und mit dem Erweis der ersteren zugleich auch die letztere als erwiesen angenommen. Dagegen liesse sich manches erinnern, wenn es hier nicht zu viel Raum erfoderte. — X. *Exercitatio in locum de novo praecepto Christi* Joann. XIII, 34. XV, 12. 17. Der Vf. zeigt, dass hier nicht von der allgemeinen Menschenliebe, sondern von der Liebe der Anhänger Jesu unter sich die Rede sey, und bezieht (wie schon Theophylact) das καινην darauf, dass Christus das Gebot der Liebe *mit dem Beysatz:* καθως ηγαπησα ὑμας, (welche Worte noch einen Theil der εντολη selbst ausmachen), seinen Jüngern hier zum erstenmal eingeschärft, und auch durch das *neue* Institut des Fusswaschens hier symbolisch zum erstenmal empfohlen habe. So scheinbar auch der Vf. diese Ansicht vertheidigt, so scheint doch dem Rec. diejenige Erklärung, welche die καινην εντολην von einem *aufs neue eingeschärften* Gebot versteht, beynahe einfacher, und grammatisch wohl möglich. — XI. *Explanatio loci* Matth. V, 3. *et proxime sequentium aliquot sententiarum.* Mit grosser Genauigkeit und den scheinbarsten Gründen sucht der Vf. zu zeigen: dass πτωχοι mit πνευματι zu verbinden, und die *pauperes* oder *egeni animo* solche seyen, *qui animi divitias sibi deesse agnoscunt, vel, quibus non hebet sensus suae tenuitatis, inopiae, inscitiae, imbecillitatis virium.* Diese *Geistesarmuth* sey dann mit *Demuth* und *Bescheidenheit* zwar verwandt, aber doch nicht ganz einerley, sondern verhalte sich zu dieser wie die Ursache zu ihrer Wirkung. Dem Rec. scheint jedoch durch alles, was

was Hr. *K.* erinnert, die Schwierigkeit, welche aus der Parallelstelle Luc. VI, 20. entsteht (wo es blofs heisst: μακαριοι οἱ πτωχοι), nicht gehoben: denn er kann sich nicht überzeugen, dass οἱ πτωχοι ohne Beysatz, zumal wenn ihnen v. 24. οἱ πλουσιοι ebenfalls ohne Beysatz entgegengesetzt werden, und ohne dass der Zusammenhang deutlich auf eine tropische Bedeutung hinweist, *geistig arme* seyn können. Bey den Stellen Jes. LXI, 1. 2. Matth. XI, 5. ist erst noch die Frage: ob nicht *leiblich* arme und elende zu verstehen seyen? Rec. nimmt πνευμα für *Gesinnung*, und übersetzt: „*glücklich durch* eure *Gesinnung seyd ihr*, *meine* (leiblich) *armen* Jünger!" Diese Erklärung trifft die Einwendung, mit welcher die ähnliche, welche „glückliche *am Geist*, *der Seele nach*" versteht, bestritten wird (S. 400.), nicht. Denn wenn von der *Gesinnung* die Rede war, so konnte Christus den obigen Satz schlechterdings nicht durch: μακαριον το πνευμα των πτωχων, (vergl. Sir. 34, 13.) ausdrücken, sondern nur entweder so: μακαριοι τῳ πνευματι οἱ πτωχοι, oder, wie wir ihn bey Matthäus lesen, μακαριοι οἱ πτωχοι τῳ πνευματι. Freylich wäre die erste Construction minder zweydeutig; aber wer darf bey der Sprache des N. T. die gröfste Genauigkeit erwarten? Und überdiess verschwand in der Ursprache, der sich Jesus bediente, alle Zweydeutigkeit, wenn er sagte: אשרי העניים רוח, statt dessen er nothwendig hätte עניי רוח (im *statu constructo*) sagen müssen, wenn er *arme am Geist* verstanden hätte. Damit ist auch die Einwendung S. 402. gehoben. — Noch weniger kann sich Rec. überzeugen, dass (wie Hr. *K.* S. 396 f. will) die kürzere Formel μακαριοι οἱ πεινωντες νυν bey Luc. VI, 21. von dem Hunger *nach Rechtschaffenheit*, von welchem der Vf. mit andern Auslegern das πεινωντες την δικαιοσυνην bey Matth. V, 6. erklärt, verstanden werden *könne*. Rec. kann es aber auch nicht so „*insulsum ac durum*" (S. 396.) finden, das δικαιοσυνην mit μακαριοι zu verbinden: „*Glücklich in Hinsicht auf ihre Rechtschaffenheit sind* meine *dürftigen* Jünger!" Gerade wie in einer Stelle *Lucians* (*Viger. de idiot.* p. 631. *ed. Hermann.*): ευδαιμων, ω Σωκρατες, ανθρωπος ει ΤΑ γε ΤΟΙΑΥΤΑ. — XII. *Prolusio*, *qua locus* Röm. VII, 21. *illustratur*, *simulque de argumento et nexu* cap. VII. et VIII. *strictim exponitur.* Der schwere 21. v. wird so aufgelöset: ευρισκω αρα, ὁτι εμοι το κακον παρακειται, τῳ θελοντι εμοι τον νομον, ὁ εστι το καλον, ποιειν. Nur bleibt es nach des Rec. Gefühl bey dieser Erklärung immer hart, dass im Text τον νομον nicht unmittelbar vor dem damit in Apposition stehenden το καλον steht. Desto mehr aber stimmt Rec. mit der sehr gründlich ausgeführten Behauptung überein: dass die durch den μετασχηματισμος Röm. VII. bezeichnete Menschen nicht solche seyen, die unter dem herrschenden Einfluss des Christenthums stehen, sondern solche, die demselben noch nicht ergeben (noch οντες εν σαρκι cap. VII, 5.), wenn gleich keine entschlossen Lasterhafte, sondern das Gute wollende Menschen sind. XIII. *De dispari formula docendi*, *qua Christus*, *Paulus atque Jacobus*, *de fide et factis disserentes*, *usi sunt*, *itemque de discrimine* εργων νομου *et* εργων αγαθων. Schon Christus bediente sich der doppelten Lehrart, dass er das einemal den *Glauben*, das anderemal die guten *Werke* als Ursache der Seligkeit angiebt. Paulus, ungeachtet er so häufig das erste thut, thut doch auch das letzte; und Jacobus, ungeachtet er so sehr auf die *Werke* dringt, gedenkt doch auch des *Glaubens* sehr ehrenvoll. Dabey werden aber unter den *Werken* in dem Satz des *Jacobus*: εξ εργων δικαιουται ανθρωπος, και ουκ εκ πιστεως μονον, — solche, die sonst εργα αγαθα heissen, d. i. echte, aus dem Glauben fliessende Tugendwerke, unter der πιστις aber ein von solchen εργοις αγαθοις entblösster todter Glaube, — unter dem *Glauben* hingegen, welchem die δικαιωσις zugeschrieben wird, in dem *Paulinischen* Satz: εκ πιστεως δικαιουται ανθρωπος, ουκ εξ εργων νομου, ein mit εργοις αγαθοις verbundener Glaube, unter den εργοις νομου aber nicht jene εργα αγαθα an sich, sondern die vom Gesetz Gottes (im weitesten Sinn) vorgeschriebenen Werke, *in so fern sie von uns geleistet*, *oder nicht geleistet*, *und als abgesondert vom Glauben betrachtet werden*, verstanden. Von diesen εργοις νομου wird geläugnet, dass sie Ursache der Seligkeit seyn *können*, *bloss darum*, weil kein Mensch dem Gesetz Gottes den *vollkommnen* Gehorsam leistet, der zu einer auf diesem Wege zu erlangenden Seligkeit erfordert würde. — Rec. findet diese Bemerkungen zur Lösung des Scheinwiderspruchs der biblischen Stellen, so wie die damit verbundene Darstellung der Lehre des N. T. von der δικαιωσις εκ πιστεως sehr richtig, und hätte nur gewünscht, dass der Vf. die Bemerkung, welche dieser biblischen Lehre erst Haltung giebt, ausdrücklicher herausgehoben hätte, die Bemerkung nämlich: dass die Seligkeit, die das N. T., und besonders Paulus als eine Folge des Todes Jesu betrachtet, eine dem Grade nach das moralische Verdienst selbst des besten, aber immer noch moralisch unvollkommenen, Menschen übersteigende, oder eine solche *vollkommne* Seligkeit ist, auf welche ein *Rechtsanspruch* nur unter Voraussetzung einer *vollkommnen* Moralität statt fände. — Bey der letzten Abhandlung XIV. *in periocham ex epistola Jacobi inde a* cap. I, 22. *usque ad* cap. II, 26. müssen wir uns auf die blosse Titel-Anzeige beschränken.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 9. May 1806.*

## NEUERE SPRACHKUNDE.

Oldenburg, in d. Schulze'schen Buchh.: *Allgemeines Wörterbuch zur Verdeutschung und Erklärung der in unserer Sprache gebräuchlichen fremden Wörter und Redensarten.* Zum bequemen Gebrauch für Alle, welche jene Ausdrücke richtig verstehen und gebrauchen, oder auch vermeiden wollen, insonderheit für Schulen, von *J. C. A. Heyse.* — *Erster* Theil, von *A* bis *K.* 1804. XIV u. 410 S. — *Zweyter* Theil, von *L* bis *Z.* 446 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die nächste Veranlassung zur Ausarbeitung dieses Wörterbuchs gaben dem Vf. die fremden Wörter in dem Handbuche der Orthographie von *Kruse*, welches er zu erklären hatte. Mit Rücksicht auf dieses Buch sagt er in der Vorrede S. IV. also: „Ein allgemeines *Verdeutschungs-Wörterbuch*, was *Vollständigkeit* mit *möglichster Kürze*, ohne Nachtheil der allgemeinen Verständlichkeit, und *Wohlfeilheit* mit einander vereinigte, und sowohl für *Schulen*, als auch für das *bürgerliche Geschäfts-* und *Gesellschaftsleben* ein eben so bequemes als brauchbares Handbuch wäre, schien mir noch ein Bedürfniss, und die Befriedigung desselben kein ganz undankbares Unternehmen zu seyn. Aufgemuntert durch mehrere einsichtsvolle Männer, die mich in jenem Urtheil bestärkten, unterzog ich mich der mühsamen Bearbeitung eines solchen Werkes, sammelte Jahre lang nicht nur alle in jenem Handbuche der Orthographie (von *Kruse*) vorkommende, sondern auch viele tausend andere in schriftlichen und mündlichen Vorträgen, in Zeitungen und gerichtlichen Verhandlungen, und überhaupt in der Sprache aller Künste und Wissenschaften übliche *fremde Wörter und Redensarten*, deren Verdeutschung und Erklärung die Hauptbeschäftigung meiner Musse war. Mit steter Hinsicht auf meinen Zweck und die so sehr verschiedenen Bedürfnisse, Wünsche und Kenntnisse gebildeter und ungebildeter Leser durchsuchte und benutzte ich dabey die besten und vollständigsten Wörterbücher nebst andern Hülfsmitteln, sowohl in Hinsicht der Sachen als der Sprache." — Als einen Vorzug seines Wörterbuchs vor dem ähnlichen von *Campe* giebt er S. VI. folgendes an: „In Hinsicht der Vollständigkeit und Menge der darin aufgenommenen aus fremden Sprachen in die unsrige übergegangnen Wörter brauche ich zur *Empfehlung* desselben *nur* anzuführen, dass es *über zweytausend* solcher Ausdrücke mehr enthält, als das so reichhaltige in zwey Quartbänden erschienene Verdeutschungs-Wörterbuch des wegen seiner Verdienste um die Reinheit unserer Sprache, wie in anderer Hinsicht verehrungswürdigen Hn. Schulraths *Campe*."

Ein Hauptfehler im *Plane* dieses Wörterbuchs ist, dass sich der Vf., wie theils aus dem, was wir eben aus der Vorrede angeführt haben, theils noch mehr aus der Ausarbeitung selbst erhellt, keine *feste Regel* über die Aufnahme der hieher gehörigen fremden Wörter gemacht hatte. Wer wollte doch bey einem solchen Wörterbuche das Handbuch der Orthographie von *Kruse*, in Absicht der fremden Wörter, die in diesem vorkommen, zur Grundlage machen!! Wer wollte viele tausend (wie sich der Vf. ausdruckt) in der Sprache aller Künste und Wissenschaften vorkommende fremde Wörter so ohne Auswahl unter einander stellen! Bey dieser Manier konnte er freylich sein Buch mit leichter Mühe reichhaltiger an Wörtern machen, als es das Wörterbuch von *Campe* ist. Dass aber Hr. *H.* keine Wahl getroffen hat, das mögen die Wörter unter dem Buchstaben *A.* beweisen, den Rec. zu dem Ende durchgehen will. Hier führt der Vf. die Namen auf: *Acheron*, *Action*, *Adonis*, *Äolus* u. s. w. Mit eben dem Rechte, als diese hier stehen, konnte der Vf. die Namen der ganzen Mythologie der Alten in sein Buch aufnehmen. Will er antworten, dass er bloss jene Namen ausgehoben habe, weil sie am häufigsten in deutschen Schriften, z. B. bey Dichtern, vorkämen; so frägt Rec.: warum hat er denn aus diesem Grunde nicht auch *Äacus*, *Alceste*, *Alkmene*, *Ariadne* u. s. w. aufgenommen, die wenigstens eben so häufig, als jene, bey unsern Dichtern gefunden werden? Ferner aus der Botanik: *Aconitum*, *Agave*, *Akeley*, *Alant*, *Alkanna*, *Amaranth*, *Amarelle*, *Amaryllis*, *Asklepie*, *Asphodil* u. s. w. Wer aber erwartet dergleichen Wörter hier? Die sucht man in einer Botanik. Oder wollte der Vf. auch die ganze Botanik seinem Buche einverleiben? Ferner aus der Jurisprudenz: *abellagium*, *arctior citatio*, *assassinium* u. dergl. m.; aber welch eine grosse Menge von Ausdrücken hätten mit den aufgeführten gleiches Recht gehabt, hier zu stehen! Ferner stösst der Leser auf eine nicht kleine Anzahl französischer und italiänischer Wörter, die ihre völlige fremde Form beybehalten haben; z. B. *abondance*, *accolade*, *accordoir*, *acharnement*, *acreté*, *adversaire*, *affettuoso*, *agréable*, *aigreur*, *all ottava*, *ancora*, *applicable* u. s. w. Hätte der Vf. hier consequent verfahren wollen: so hätte er beynahe ein halbes französisches oder italiänisches Lexicon abschreiben können. Endlich stehen hier viele lateinische Verba, denen eine deutsche Endung angehängt, und auf diese Art ein deutsches Kleid gegeben ist; z. B. *abjuri-*

*juriren*, *abrumpiren*, *acceleriren*, *addiciren*, *appropriiren* u. f. w.; aber wenn man alle lat. Verba, die einmal in unferer Sprache von einem Sprachverderber fo ausftaffirt find, in ein Wörterbuch eintragen wollte: fo würde diefs allein einen anfehnlichen Band ausmachen, und dann doch nicht den Sprachgebrauch darftellen, weil Eine oder ein paar Stimmen noch nicht den Sprachgebrauch begründen.

Diefes Wenige wird des Rec. Urtheil über die Planlofigkeit des Buchs beftätigen. Wie aber find denn die Erklärungen der Wörter und Redensarten ausgefallen? Folgende nicht ängftlich gefuchte Proben mögen die Frage beantworten. — „*Abderiten*, die wegen ihrer Albernheit berüchtigten Einwohner der alten Stadt Abdera in Thracien. Uneigentlich: fo viel wie Schöppenftädter." Ift das Letzte eine Erklärung? Was ift denn nun ein *Schöppenftädter?* wird der Unkundige fragen. — „*Abbé*, ein Weltgeiftlicher, Aftergeiftlicher, eine unechte Art von Geiftlichen in Frankreich." Beynahe fo viele Fehler als Worte. Hätte der Vf. das *Dictionnaire de l'Academie Françoife* nachgefchlagen, fo würde er folgende Erklärung gefunden haben: 1) *Celui qui poffède une Abbaye.* 2) *On appelle communément Abbé, tout homme, qui porte un habit ecclèfiaftique quoiqu'il n'ait point d'Abbaye.* — „*Allegorie*, eine Gleichnifs- oder Bildrede; Verblümung oder verblümte Rede; finnbildliche Vorftellungsart." Wufste denn der Vf. nicht, dafs *Allegorie* von *Gleichnifs* oder *Gleichnifsrede* völlig verfchieden ift? — „*Areopagus* oder *Areopag*, ein ftrenges, unparteyifches Gericht zu Athen." Eine fchöne Erklärung! Hätte der Vf. gefagt: ein Kriminalgerichtshof zu Athen, der über Diebftahl, Giftmifcherey, Mord und andre grofse Verbrechen richtete, fo hätte der unkundige Lefer doch einen beftimmten Begriff bekommen. — „*Bifchof*, ein Auffeher oder Oberherr über ein geiftliches oder weltliches Gebiet (Bisthum oder Stift)." Man weifs doch wahrlich nicht, ob man bey dem Lefen folcher Erklärungen feinen Augen trauen foll. — „*Coftume*, der Zeit- oder Trachtgebrauch; die richtige Vorftellung z. B. eines Gemäldes in Rückficht auf Sitten, Gebräuche, Bekleidung, Moden u. f. w." Was für Deutfch! Was foll zuerft der *Zeitgebrauch?* Der Zufammenfetzung nach könnte das Wort heifsen: 1) *der Gebrauch der Zeit zu einem beftimmten Zwecke*; 2) *der Gebrauch, der zu einer gewiffen Zeit herrfcht.* Das Letzte meynt der Vf. Wegen diefer Zweydeutigkeit aber verwarf fchon *Campe* den Ausdruck *Zeitgebrauch* ftatt *coftume* (f. deffen Wörterbuch). Doch das möchte noch gehen; aber wer fagt wohl: die *Vorftellung eines Gemäldes* in Rückficht u. f. w. Der Vf. hätte die Erklärung fo faffen follen: *Das zu einer gewiffen Zeit Uebliche, oder Gewöhnliche, fo fern es die Kunft darzuftellen vermag.* — „*Diatribe*, langweilige Abhandlung, oder Schrift." Wirklich? — „*Edda*, das heilige Buch der alten nordifchen Völker." Welch ein unbeftimmter Begriff! — „*Fabel*, eine erdichtete Erzählung, mit welcher der Dichter eine fittliche Abficht verbindet; Erdichtung; Mährchen." Unter diefem Schwalle kann man nun wählen; aber die wahre Erklärung nach welcher man unter Fabel im engern Sinne die Erzählung einer *allegorifchen Handlung* verfteht, findet man nicht. — „*Galvanismus* oder *Galvanisme*, eine Art thierifcher Electricität, nach ihrem erften Entdecker genannt, welche nicht durch Reiben hervorgebracht wird, fondern fich von felbft in allen ihren Erfcheinungen zeigt, wenn man eine Anzahl Platten von Zink und Silber oder Kupfer wechfelsweife mittelft angefeuchteter Blätter von Pappe in eine Säule über einander legt, oder auf andere Art durch eine Flüffigkeit verbindet." — Wenn der Vf. auch nichts von der Sache felbft verfteht: fo müfste es ihm doch auffallen, dafs feine Befchreibung von der Entftehung diefer Art Electricität gar nicht zu feinem Ausdrucke *thierifche* Electricität pafst. Ferner liegt in feiner Befchreibung gar nicht das *Wefen* diefer Electricität. Auch hat er nur *einige* Leiter angegeben. — „*Habeas corpus*, oder *Habeas-corpus-Acte*, ein englifches mit jenen Worten anfangendes Grundgefetz, nach welchem ein Verhafteter das Recht hat, auf die Unterfuchung feines Proceffes beym Oberhofgerichte (?) zu dringen." Eine ganz falfche Erklärung, zu der die weiterhin vorkommende höchft unvollftändige Erklärung der *Magna Charta* ein Seitenftück abgiebt. — „*Inverfion*, in der Sprachlehre: die Wortverfetzung, Verfetzung, Umkehrung, Umftellung der Wörter." Wie höchft unbeftimmt! — „*Kanker*, eine Spinne." Das hätte doch wohl fo lauten follen: ein im *gemeinen* Ausdrucke gebräuchlicher Name ftatt *Spinne*." — Zuletzt nur noch Eine allgemeine Bemerkung. Wie konnte der Vf., da er den Raum fparen wollte, einen Schwall von Erklärungen hinter ein Wort fetzen, von denen oft eine die andere aufhebt? Wir führen folgende Wörter, wie fie uns gerade vorkommen, zum Belege an: „*Invalidität*, die Unkräftigkeit, Nichtigkeit, das Unvermögen, die Kraftlofigkeit, Schwäche, Leibesfchwäche, Unbrauchbarkeit, Dienftunfähigkeit. — *Invective*, eine anfahrende Beleidigung, Anzüglichkeit, Schimpf- oder Stichelrede, eine heftige, beleidigende Strafrede, Schmähung, beleidigende Anzapfung, ein fein verftecktes Schmäh-, Schelt- oder Schimpfwort."

## LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Crufius: *Anleitung zum Ueberfetzen aus dem Deutfchen ins Lateinifche*, von M. *Joh. Gottlob Gräffe*, Tertius an der Churfürftl. Sächfifchen Landfchule zu Grimma. *Erfter* Theil. Materialien aus der alten Geographie und Gefchichte Griechenlandes, und deffen Staatenbewohner, mit Rückficht auf das verftändliche Lefen der claffifchen Autoren. 1805. XIV u. 229 S. 8. (14 gr.)

Diefs ift der *zweyte* Verfuch, den der Vf. macht, um das Ueberfetzen aus dem Deutfchen ins Lateinifche zu befördern und zu erleichtern. Der *erfte*, der in den Jahren 1800 und 1801. erfchien, hatte den Zweck, mittelft einer Sammlung leichter Beyfpiele zum grammatifch-

matischrichtigen Schreiben, nach der vom Vf. herausgegebnen lateinischen Grammatik, anzuleiten. Für die schon geübtern Lehrlinge ist die vorliegende Sammlung als zweyter Cursus bestimmt, dessen zweytes Bändchen seine Materialien aus den griechischen Antiquitäten erhalten soll. Voran geht eine kleine Geographie Griechenlands, jedoch mit Ausschluss des asiatischen und italiänischen Griechenlands, wie auch der von Griechen bevölkerten Inseln, welche ihren Platz auch hier hätten finden sollen, und nun wahrscheinlich im zweyten Bändchen nachzuholen sind. Dann folgen von S. 60. an bis zu Ende im Ganzen recht gut gerathene Auszüge aus der athenienfischen, thebanischen und spartanischen Geschichte meist in kleinen Biographieen. — An sich betrachtet ist die Ansicht, welche man jetzt ziemlich allgemein beym Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, zur Erlernung dieser Sprache, gefasst hat und befolgt, bey weitem der in ältern Zeiten bey uns üblichen vorzuziehen. Damals hatte man bloss die Absicht, eine Menge guter, oft herzlich schlechter Phrasen und Wendungen dieser Sprache, syntaktisch verbinden zu lehren, ohne auf den Stoff, der diesen Phrasen zum Grunde lag, die gehörige Aufmerksamkeit zu richten. Herrschende Studien und Autoren leiteten gewöhnlich die Lehrer, entweder wenn sie die Uebersetzungsaufgaben selbst verfassten, oder schon in diesem Geiste herausgegebne brauchten; bald waren es biblische Geschichten, oder fromme, aber dabey sehr ermüdende, Betrachtungen, bald Curiosa aller Art, bald steife Chrien, um dadurch zur Beredtsamkeit (ein feiner Geschmack!) gelegentlich anzuführen, bald Variationen und Nachbildungen gelesener Autoren, als des Cornelius Nepos u. s. w. Die Lichtischen, Muzelschen und ähnliche Arbeiten mögen zu Beyspielen dienen. Viel zweckdienlicher ist es dagegen, dergleichen Uebersetzungsaufgaben zur Beförderung und Erleichterung der Lektüre der classischen Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthums einzurichten und zu gebrauchen. Nur muss dabey jedesmal auf echte Latinität und auf die angemessenste Auswahl des Stoffes gesehen werden. Was das erste betrifft, so ist Rec. im Ganzen mit der Latinität, die diesen geographischen und historischen Materialien untergelegt ist, zufrieden: denn einzelne Ausdrücke, woran er sich stiess, als *sapientia illuminatus* für aufgeklärt, *dexteritas* für Geschicklichkeit, da es doch die Gewandtheit, sich beliebt zu machen, heisst, u. dgl., kann man entschuldigen. Beym zweyten Punkte liesse sich die Ausstellung machen, dass der Vf. zweckmässiger gehandelt haben möchte, wenn er das Historische vom Statistischen (oder was man Antiquitäten nennt) nicht so scharf getrennt, sondern beides auf eine geschickte Art mit einander verbunden, und sich überhaupt der Kürze mehr befleissigt hätte. Jetzt ist nicht leicht eine nur mittelmässige gelehrte Schule unsers Vaterlandes, auf welcher geographische und historische Lectionen fehlen; dagegen ist die bessere philosophische Ansicht des Alterthums schon etwas seltner. Doch auch hierin hat der Vf. eine Entschuldigung: es sind zum Theil Gedächtnisssachen, denen der Reiz der Unterhaltung nicht fehlt. Seine eigne Entschuldigung in der Vorrede, dass jetzt, wie er gehört habe, die Studirenden, wenn sie Geschichte hören, oder lateinische Stilübungen machen sollen, nur eine Sammlung von skurrilen Geschichtchen verlangen, und dass die Lehrer dem Verlangen nicht selten ein Genüge leisten, ist weniger genügend und selbst unlogisch: denn wer wird von einem oder einigen, und noch dazu nach einem Hörensagen, auf alle oder doch die meisten schliessen! Uebrigens gesellt sich diese Arbeit sehr rühmlich zu den beliebten Döringischen Anleitungen, und kann, unter der Leitung eines guten Lehrers, der die kleinen Verstösse des Vfs. zu berichtigen weiss, mit Nutzen gebraucht werden.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. *Jena.* Den Prorectoratswechsel am 8. Febr. kündigte Hr. Hofr. *Eichstädt* in einem Programm an: *Clytaemnestrae, tragoediae Sophocli in codd. adscriptae fragmentum nunc primum in Germania editum.* VI S. Fol. — Unsre Blätter haben schon einmal (1802. Nr. 241.) beyläufig von dem Funde des jetzigen Hn. Collegienraths *v. Matthäi* in Moskau geredet, den wir jetzt aber erst näher kennen und würdigen lernen. Der Vf. des Programms belehrt uns nämlich, dass sich das angeblich Sophokleische Bruchstück in einer Augsburgischen Handschrift befinde, und ausserdem noch, nach Hn. *v. Matthäi's* Angabe, in einem *Alexandrinischen* Codex einiger Aeschyleischen und Sophokleischen Stücke, aus welchem es ihm von einem Griechen in Abschrift mitgetheilt worden sey. Nun hat es Hr. *v. Matthäi* in Moskau auf Kosten der Universität mit einer lateinischen Uebersetzung und einigen Anmerkungen vor Kurzem abdrucken lassen. Hr. Hofr. *Eichstädt* hat nach der Moskauer *ed. princeps* vor der Hand bloss den Text gegeben, der auch für die Unbefangnen und Wissenden hinreicht, um ihr Urtheil über das Product zu bestimmen, denkt aber, zu einer andern Zeit, die ihm sehr erheblich scheinende (*gravissima quaestio*) Untersuchung über die Ehtheit desselben anzustellen, und bemerkt nur, sich vorgreifend, dass man es, trotz der Ueberzeugung des Hn. *v. M.* von der Echtheit desselben, die sich auf *einige* ähnliche Verse des Seneca gründe, wegen der Nüchternheit vieler Gedanken und des modernen Anstrichs im Ausdruck, vorzüglich der Chöre, unmöglich für echt gelten lassen könne. Wäre der Fürst des griechischen Trauerspiels, Sophokles, der Vf.: so müssten wir uns bis dahin, dass Hr. *v. M.*, wie er hofft, aus dem Alexandrinischen Codex das Stück *ganz* erhält, an den Seneca halten, dessen Agamemnon wegen ganz gleichen Plans und grösstentheils wörtlicher Uebereinstimmung für eine Uebersetzung des Sophokles angesehen werden müsste. Indessen wird wohl Niemand anders, als der Eine, dieses nüchterne Uebungsstück eines neuen Gräculus, oder was sonst für eines Landsmannes, der es nicht sonderlich weit im Griechischen gebracht hat, oft matt und prosaisch schreibt, und in Ansehung der Oekonomie eines Drama nicht über Seneca's

Weis-

Weisheit hinaufsteigt, für das Werk des Meisters der griechischen Bühne halten. Der Vf. copirte und übersetzte, bald wörtlich, bald abkürzend oder erweiternd, hier und da eigne Lappen aufflickend, den Seneca. Der Prolog, worin Tisiphone auftritt, scheint jedoch den Prologen zu Seneca's Thyest und Agamemnon frey nachgebildet zu seyn. Der Chor über den Unbestand der Reiche V. 54 f. gleichfalls frey nach Agam. V. 57 f.; dann die Anrufung der Götter V. 88 — 119. nach Agam. 310 f. Von V. 120 — 216. folgt der Gräculus Schritt für Schritt grossentheils wörtlich Seneca's Agamemnon V. 118 bis 188. Von V. 217 — 340. ist wieder alles aus dem Agamemnon 204 — 252. entlehnt. Zum Belege des Gesagten, und um das Verhältniss beider Schriftsteller zu einander zu zeigen, wollen wir eine Stelle aus Seneca's Urschrift V. 120 f. mit der griechischen Nachformung hieher setzen:

*Clytaemnestra.*

*Quid, segnis anime, tuta consilia expetis?*
*Quid fluctuaris? Clusa jam melior via est.*
*Licuit pudicos conjugis quondam toros,*
*Et sceptra casta vidua tutari fide.*
*Periere mores, jus, decus, pietas, fides,*
*Et qui redire, cum perit, nescit pudor.*
*Da frena et omnem prona nequitiam incita:*
*Per scelera semper sceleribus tutum est iter.*
*Tecum ipsa nunc evolve femineos dolos,*
*Quod ulla conjux perfida atque impos sui,*
*Amore caeco; quod novercales manus*
*Ausae; quod ardens impia virgo face,*
*Phasiaca fugiens regna Thessalica trabe:*
*Ferrum, venena vel Mycenaeas domos,*
*Conjuncta socio profuge furtiva rate.*
*Quid timida loqueris furta et exilium et fugas?*
*Soror ista fecit, te decet majus nefas.*

Τί δυστάλαινα τῇ ψυχῇ δ' ἀναστρέφεις;
Σὺ δεῖ σε ποιεῖν ταῦτα. Τίς κεῖνος; Πόσις
Ὁ φίλτατος, γῆς τῆς Μυκηναίων ἄναξ,
Νοστῶν δ' ἀπ' Ἰλίοιο καὶ Φρυγῶν πυρός,
Κ' ἄγων ἐκεῖθεν ληΐδ' ἐς Ἑλλάδα.
Ἀλλ' ἔστι χ' οὗτος τὴν ἐμὴν σφάξας κόρην,
Καὶ τῷ θυγατρός, φεῦ γένους τοῦ Ταντάλου,
Ἰχῶρι (!) παρθενοκτόνον βρέχων θεάν.
Ἐκεῖνος ἦρξε πρῶτος, ἔμ' ἕπεσθαι πρέπει
Τοῖς ἀνδρὸς ἴχνεσι, χ' αἷμα τ' ἐπίλοιπον χέειν.
Αἰδὼς ἀπῆλθεν, ἁγνὸς ὑμεναίων δ' ἔρως
Ἄπεστι μακράν. Νῦν δέ σοι τολμητέον,
Ὡς τὸν σὸν ἄνδρα καὶ γενέθλην ἀνέρος
Νικᾶν δύναιο. Νῦν δὲ σαυτήν, ὦ δάμαρ,
Ἀκοίτα' εἰς ὄλεθρον ἐφόπλισον κακόν,
Βλέψον δ' ἑκάστης πρὸς γυναικὸς πράγματα
Εἴ τι 'στὶν ἀνδρὸς ἄξιον τοῦ σοῦ γέρας,
Νικᾶν ἁπάσας δεῖ σε, Ἀγαμέμνονος γυνή.
Πάρεστ', ὁ μοιχός· ἡ φυγὴ μέλις κακόν.
Τὸ φάρμακον δ' οὐκ αἰὲν εἰς θάνατον ἄγει·
Ξίφος δὲ πάντων μοι κακῶν μᾶλλον δοκεῖ,
Πρέπειν. Ἐκεῖνος γὰρ κόρην ἔσφαξ' ἐμήν.

*Nutrix.*

*Regina Danaûm et inclytum Ledae genus,*
*Quid tacita versas? quidve consilii impotens*
*Tumido feroces impetus animo geris?*
*Licet ipsa sileas, totus in vultu est dolor.*
*Proin quidquid est, da tempus ac spatium tibi.*
*Quod ratio nequit, saepe sanavit mora.*

Ἄνασσ' Ἀχαιῶν, Τυνδάρεω κλεινὸν γένος,
Τί δ' ὧδε μούνη σαῖς περιστρέφεις φρεσί,
Ἢ ποία φροντὶς σεῖο νῦν δάκνει ψυχήν;
Εἰ καὶ σιωπᾷς, ἐκ προσώπου 'στὶν λαβεῖν
Τὸν θυμόν, ὃν ζέσαντ' ἀποκρύπτεις νόῳ.
Δὸς οὖν διάστημα χρόνον τῷ σῷ πάθει,
Τὰ γὰρ παρόντος τοῦ χρόνου τὰ φάρμακα
Μὴ λαμβάνοντα, καιρὸς ἄλλος ἰάσεται
Ἴσως. Ἅπαντα γὰρ στρέφων ποιεῖ χρόνος.

*Clytaemnestra.*

*Majora cruciant, quam ut moras possim pati.*
*Flammae medullas et cor exurunt meum.*
*Mixtus dolori subdidit stimulos timor.*
*Invidia pulsat pectus, hinc animum jugo*
*Premit cupido turpis et vinci vetat,*
*Et inter istas mentis obsessae faces,*
*Fessus quidem et dejectus et pessumdatus*
*Pudor rebellat. fluctibus variis agor:*
*Ut cum hinc profundum ventus, hinc aestus rapit,*
*Incerta dubitat unda, cui cedat malo.*
*Proinde omisi regimen e manibus meis.*
*Quocunque me ira, quo dolor, quo spes feret,*
*Huc ire pergam. fluctibus dedimus ratem.*
*Ubi animus errat, optimum est casum sequi.*

*Nutrix.*

*Caeca est temeritas, quae petit casum ducem.*

Χεῖρον τὸ τραῦμα τοὐμόν, ἢ (ἢ) καὶ τὸν χρόνον
Δύναιτο μέλλοντ' ἂν μένειν, κἀυτοῦ πάρα
Θεράπευμ' ἔχειν. Οὐκ οἶδε περιμένειν πόνος.
Φλέγομαι τάλαινα τῷ πυρὶ τὴν καρδίαν,
Οἶστρον δὲ βάλλει κήδεϊ δεῖμος ἰσχυρόν,
Καὶ ζῆλος αἴθει στήθεα, καὶ ψυχὴν ἔρως
Θλίβει κάκιστος· οὐκ ἐκεῖθεν δ' ἔστι μοι
Αὐτὸν παραβάλλειν, καὶ μέσον τούτων ἔτι
Αἰδὼς ὑποκρούει, κἂν δεδούλωται πάλαι.
Ἄγομ', ὡς σκάφος, χειμῶνι κἀήταις. Τὸ μὲν
Ἐνθένδε Βορρᾶς τύψε, κἀκεῖθεν Νότος,
Ζέφυρος δὲ πρώρην, Εὖρος αὖ πρύμνην βάλε.
Ἕνεκα δὲ τούτων οἴακ' ἀπέβαλον χερῶν,
Ὅποι δὲ χειμὼν πικρὸς ἄξει καὶ κλυδών,
Ταύτῃ με δώσω βένθεσιν θαλασσίοις.
Ὅταν γὰρ ἔστιν ἡ ψυχὴ ἐσφαλμένη,
Ὡς μοι δοκεῖ, κάλλιστος ἡγεμὼν λάχος.

Τροφ. Ὁδηγὸν ὅστις τὸν λάχον ζητεῖ, τυφλός.

Einzelne Sonderbarkeiten, wie V. 99. Ἀπόλλων ἡλιόμορφος, V. 210. Φοῖβος Ἄνδρας θερίζων χέρμασιν ἑκατηβόλοις, Ἰχὼρ vom Blute sterblicher Mädchen. V. 127. 202. übergehen wir.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 10. May 1806.*

## *VERMISCHTE SCHRIFTEN.*

HANNOVER, b. Ritscher: *Der Mann.* Ein anthropologisches Charaktergemälde seines Geschlechts. Ein Gegenstück zu der Charakteristik des weiblichen Geschlechts. Von *Karl Friedr. Pockels*, Herzogl. Braunschw. Lüneb. Hofr. *Erster* Band. XL u. 447 S. *Zweyter* Band. XVI u. 480 S. 1805. gr. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

In derselben Art und in demselben Geist, wie „die Charakteristik des weiblichen Geschlechts" geschrieben, aber, wie es uns vorkommt, systematischer geordnet und mit weniger Declamation oder Weitschweifigkeit, und mehr Präcision der Ideen und des Ausdrucks. Es ist das erste Werk in seiner Art: denn — sonderbar genug — die Zahl der Schriften über die Weiber ist Legion, aber über den Mann, aus dem Gesichtspunkte seines Geschlechtscharakters betrachtet, ist noch kein umfassendes Werk vorhanden, so einladend, so herrlich und gross der Gegenstand ist!

Der Vf., entschlossen, in einer successiven Charakteristik beider Geschlechter ein Gemälde des Menschen in der Erscheinung überhaupt aufzustellen, isolirt den Mann im gegenwärtigen Werk nicht ganz, sondern stellt ihn in seinen natürlichen Beziehungen und Verhältnissen zum Weibe dar, woraus hervorgeht, dass beide Geschlechter im Verein ein Ganzes, ein Höchstes ausmachen. Sein Werk enthält ein fortlaufendes beschreibendes (historisches) und erklärendes (psychologisches) Räsonnement über die Eigenthümlichkeit des Mannes von seiner niedern Stufe des thierischen Sinnenlebens an bis zu seiner höhern männlichen Freyheit und Geistigkeit hinauf, oder bis dahin, wo er sich seinen Charakter selbst und durch eigne Kraft giebt; mit andern Worten: es wird der Mann nach seiner sinnlichen Leidenschaftlichkeit, nach seinem Gemüthscharakter, nach seiner intellectuellen Originalität, und zum Schluss als Oberherr des Weibes betrachtet.

Nach allgemeinen Betrachtungen über den Unterschied der Geschlechter, die Nothwendigkeit ihrer Dualität zur Fortpflanzung der Menschengattung, zur Erhöhung des Lebensgenusses und Selbstgefühls und zur sittlichen Entwickelung und Ausbildung der höhern Menschheit durch Aus- und Eintausch ähnlicher Gefühle, beschäftigt sich der *erste* Band mit der *Sinnlichkeit* des Mannes.

I. Die *allgemeine physische Originalität des Mannes* besteht in seinem Uebergewicht an Kraft und Leben vor dem schwächeren Weibe, mit welcher grösseren Kraft- und Lebensfülle denn Anlagen zu allgemeinern Zwecken, zu einer ausgebreitetern moralischen Thätigkeit und zu einem selbstständigern Beruf und Wirkungskreise seiner Natur verbunden sind. Umständlich wird geschildert, wie das Kraftgefühl in den verschiednen Abschnitten des Lebens im Knaben, Jüngling, Mann und Greis sich entwickle, wachse, wieder abnehme, sich verschieden modificire, wie schwach es bey den durch Luxus und raffinirte Sinnlichkeit Verweichlichten und Entnervten und bey denen sey, welche die Kunst und die Treibhaus-Erziehung unglücklich gelähmt haben. [Viel Wahres wird in dieser Hinsicht über die *ingenia praecocia* gesagt.] In der höchsten Fülle ist seine Kraft, wenn er in die Jahre der Mannheit und des gereiften Zeugungsvermögens tritt, welches überhaupt von dem entschiedensten Einfluss auf den männlichen Charakter ist.

II. *Originalität seiner sinnlichen Natur. Sinnliches Temperament.* Der Mann hat, vermöge seines grössern Masses von Körperkraft, seiner feurigern Phantasie und seines stärkern Willens, mehr Sinnlichkeit oder physisches Empfindungs- und Begehrungsvermögen, als das Weib. Aber die Heftigkeit und Unbändigkeit seiner Leidenschaften macht ihn auch schwach, indem sie ihn in die Gewalt des Weibes giebt, welches dadurch eine wohlthätige Herrschaft über ihn ausübt, dass es des Mannes Rohheit sänftigt und mildert. Was den Unterschied zwischen der männlichen und weiblichen Liebe betrifft: so „geht die Liebe des Mannes bestimmter auf den *Genuss* hinaus; bey dem Weibe ist sie mehr *zärtliches* und *inniges Wohlwollen*, den Geliebten glücklich zu machen, und sie giebt sich hin, weil der Mann den Besitz mit Heftigkeit — als sein höchstes Glück, begehrt. Er, nicht sie, macht den Antrag; sein Affect ist selbstwirkend, angreifend und bestürmend; der des weiblichen Gefühls *stiller*, *nachgebender* und *passiver*. Jener glühet und lodert in Flammen auf, dieser kommt dem Manne mit liebevoller Wärme und Herzlichkeit entgegen. Der Mann zieht das Weib mit einer Art von Gewalt an sich — als ob ihm das Recht des Siegers gehöre. Das Weib zieht den Mann auch an; aber ihre anziehende Kraft kann nur in ihrer stillen Liebenswürdigkeit — ihren schuldlosen Reizen und in ihrer Sittsamkeit liegen — ohne welche Anziehungsmittel das Weib allemal zurückstösst. Das Weib ist ferner *schamhaft* und *züchtig* in ihrer Liebe." Gut schildert der Vf. die mannichfaltige Art, wie der Mann nach seinem verschiednen Stand, Alter, Temperament und Charakter (der stille, ernste, verständige Mann, der Egoist, der Leicht-



blü-

blütige, der Empfindsame, der Weibersklave und der Geck) seine Liebe ausdrückt und sein Herz anbietet. Von der männlichen Liebe im Gegensatz der weiblichen werden ferner folgende Charakterzüge angegeben: dass der Mann in der Regel die Geliebte nur unter dem Bilde körperlicher Schönheit, das Weib in dem Manne nicht das Schöne, sondern das Gute, und daher oft selbst den hässlich gebildeten Mann, liebe; und dass des Mannes Liebe, ihres leidenschaftlichen Charakters wegen, nie so dauerhaft und innig als die Liebe des Weibes sey. Des Mannes leidenschaftliche Liebe idealisirt und schwärmt. Aus dem Idealisiren wird vom Vf. das Platonisiren in der Liebe hergeleitet und genau nach seinen verschiednen Erscheinungen und Schattirungen analysirt. Es ist gewöhnlich Folge physischer Schwäche oder Erschlaffung mit einer sentimentalen Stimmung des Gemüths, ist mehr dem Alter als der Jugend eigen, und geht weniger von den Männern aus, als es ihnen von den Frauen, besonders den empfindsamen eines gewissen Alters, aufgedrungen wird. Aus dem Egoismus der Liebe wird die Eifersucht abgeleitet, die bey dem Manne heftiger, ungestümer, sich und den geliebten Gegenstand quälender, als bey dem sanftern Weibe ist. Doch giebt es auch eine veredelte Eifersucht, die in einer stillen, trauernden Besorgniss besteht, ein weibliches Herz zu verlieren. Nur dann scheinen die Männer in ihrer Liebe von Eifersucht frey zu seyn, wenn 1) sie einen so hohen Begriff von der Tugend der Geliebten haben, dass sie eine Untreue für unmöglich halten; 2) wenn die Liebe des Mannes nur schwach ist, und daher die Abnahme der weiblichen mit Gleichgültigkeit ertragen kann; 3) wenn die Liebe blind ist. Ueber das Cicisbeat in Spanien und Italien, als Erzeugniss der Eifersucht, welches dieser aber hinwiederum selbst Nahrung giebt, wird viel nicht Gemeines gesagt. Zum Beschluss dieses Abschnitts handelt der Vf. von den Männern ohne Liebe, die er in drey Classen theilt: 1) in kalte, gefühllose Phlegmatiker, in denen überhaupt alle lebendigere Leidenschaftlichkeit schlummert; 2) in wirkliche Weiberhasser, in welchen die Geschlechtsliebe aus mehreren Ursachen zur wirklichen Geschlechtsfeindschaft übergegangen und zur Maxime geworden ist; und 3) in Anhänger der sogenannten *Socratischen Liebe*, über welche letztre Gattung sich der Vf. aber erst am Schluss des Werks verbreiten will, wo wir auch den dem ehrwürdigen Schatten des Socrates schreyendes Unrecht thuenden Ausdruck mit dem unter uns üblichern der *griechischen Liebe* vertauscht zu sehen wünschen.

III. *Sinnliche Natur des Mannes in seinen übrigen Gelüsten*, vornehmlich der Befriedigung der Gaumlust. Der Vf. bemerkt, dass mit der Zeugungskraft und derjenigen Anlage des Mannes, wodurch seiner ganzen innern physischen und geistigen Constitution eine grösere Lebensmasse als dem Weibe mitgetheilt wurde, alle seine übrigen Sinnlichkeiten in einer bald nähern, bald entferntern Verbindung stehen. „Damit dieses grösere Lebensprincip in ihm nicht vor der Zeit *auslösche*, — damit er aus seinem Charakter als Mann nicht herausfalle, muss seine physische Natur durch *größere* Genüsse gereizt und in sich selbst erhalten werden. Weil in ihm eine grösere Consumtion der Lebenskraft durch die Liebe vorhanden ist: so will die Natur, — dass immer wieder ein Ersatz der verlornen Kraft vorhanden sey, und der Zerstörung des Instincts klüglich vorgebeugt werde. Die Einnahme und Ausgabe der Natur wird hierdurch, so lange der Mensch nicht in eine totale Unfähigkeit, sich zu beherrschen, sinkt, — ziemlich ins Gleichgewicht gebracht, wenn auch der Mann schon deswegen unmäsiger seyn sollte, — und von Natur unmäsiger *ist*, — weil er *liebt*." Doch es vereinigt sich mehreres, dem Manne die Freuden der Tafel, insonderheit des Weines, so werth zu machen: 1) weil der Genuss starker Getränke den Frohsinn befördert, 2) das Kraftgefühl spannt und ausdehnt, 3) das innere Leben des Geistes und Herzens mehr weckt, nährt und gleichsam vervielfältigt, 4) die Geselligkeit, Mittheilung und Offenherzigkeit befördert. Diese guten Eigenschaften des frohgelaunten Trinkers aber verschwinden, wenn dieser Hang in thierische Völlerey ausartet. Der Vf. spricht nun von dem besondern Hang zum Trinken, der dem Soldaten und dem Geistlichen zugeschrieben wird, und von den zum Theil ganz entgegengesetzten und sonderbaren Wirkungen des Rausches (z. B. Frömmeley) auf individuelle Charaktere; endlich auch von der natürlichen Abneigung des weiblichen Geschlechts gegen den Trunk. (Was hier von den Bacchantinnen gesagt wird, bedarf einer grossen Sichtung. Die R. Bacchanten-Clubs dürfen nicht mit den Festen der Mänaden in Griechenland verwechselt werden. Letztre bestanden, wie der ganze Indische Bacchusdienst, von Anfang her aus wilden, rasenden Orgien, die, an morgenländische rohe Religionsvorstellungen geknüpft, durch sie eine höhere Weihung erhielten und durch den Genuss des Weins noch ausgelassner wurden.)

IV. *Sinnliche Natur des Mannes in den Folgen*, welche aus dem Uebermass seiner physischen Liebe und seiner übrigen Genüsse hervorzugehen pflegen, mithin in jener Verweichlichung seiner Lebensweise, in seiner Neigung zur Gemächlichkeit und Unthätigkeit und in jener Verzärtelung seines ganzen Gefühlvermögens, seiner Kraft und seines Willens, die das Kennzeichen sinnlicher und verdorbener Zeiten ist. Die verschiednen Arten von Weichlingen werden geschildert, 1) der aus Erschöpfung und Erschlaffung, der sich von nun an zu einer ewigen Ruhe und Gemächlichkeit verdammt und blos auf das thierische Einschlürfen eines süslichen raffinirten Lebens zurückgebracht sieht, 2) der kraftvolle Epicureer, der das gesellige Leben um der Lust willen sucht, 3) der solitäre Geniesser, der einsam für sich die Wollüste der Tafel und der Weichlichkeit sucht. In der weichlichen Natur des sinnlichen Mannes werden noch folgende Symptome unterschieden: 1) ein überwiegender Hang zur Trägheit und ein sichtbarer Widerwille gegen Geschäfte; 2) eine oft bis in das Kindische ausartende körperliche Empfindlichkeit und Schmerzensscheu;

scheu; 3) ein überwiegender Hang zum Luxus, zur weichlichen Verschwendung, zum glänzenden Aufwand und zu einer die Sinne schmeichelnden Eitelkeit.

Der *zweyte* Band beschäftigt sich mit dem *Gemüthscharakter* des Mannes. Seine sinnliche Natur ist auf die Fortdauer berechnet. Aber „es muſste sich zu ihr eine höhere Natur, die *Natur der Freyheit*, gesellen, wenn der Mensch seine Menschwerdung erkennen, und sich ihrer erfreuen sollte. Seine sinnliche Leidenschaftlichkeit muſste einem verständigen Willen gehorchen lernen, oder wenigstens einem solchen, der nicht ohne Nachdenken handelt, und sich, als solcher, durch die Freyheit selbstgebietet. Wir nennen dieses sich selbst schaffende und sich selbst bestimmende Willensvermögen in seinem ganzen Umfange das *Gemüth*. — Der Mensch hat also auch darum einen *Gemüthscharakter*, indem er seine Neigungen, aus Gründen, so und nicht anders einrichtet, — und sich dieser Einrichtung und Oekonomie seines Wollens, als einer Handlung seiner Freyheit, bewuſst ist. Durch die verschiedene Art *relativer* Sinnlichkeit beider Geschlechter — wollte die Natur für ihre desto innigere gegenseitige Annäherung sorgen, indem sie den sinnlichern Mann zum angreifenden Theile des schamhaften Weibes machte, und hierdurch wollte sie ferner die *Verschiedenheit* des Instincts begründen, welcher, als eine in beiden Geschlechtern gleich stark lodernde Flamme, die Menschheit nur zerstört haben würde. — *Geben* sollte der Mann; — *empfangen* sollte das Weib; eine tiefgegründete Naturbedingung, welche nur unter einer *Aehnlichkeit*, aber nicht durch eine vollkommene Gleichheit ihrer physischen Liebe möglich war. — Diese Liebe sollte unter einem veredelten Charakter des Willens nicht nur zur höhern Natur werden, sondern der Mensch sollte sich auch noch durch eine ganz andere Einrichtung seines Wesens, nämlich durch die Verschiedenheit der gesammten Leidenschaftlichkeit beider Geschlechter, ins Unendliche *vervielfältigen*. Der Mann sollte in allen seinen Ansichten durch seinen Gemüthscharakter eben so nothwendig zum Manne werden, wie der Gemüthscharakter des Weibes das Weib schafft. Eins sollten sie seyn in den Bedingungen, unter welchen wir uns nur ein menschliches Gemüth denken können; aber verschieden in der Kraft, in der Spannung und Vielthätigkeit, mit welcher das menschliche Gemüth in die Welt hineinwirkt." Die Grundlage von dem Gemüthscharakter des Mannes ist eine gröſsere Willenskraft und Willensstärke.

I. *Egoismus des Mannes*, als individueller Geschlechts- und als Volkscharakter. Es giebt einen edeln, durch die Natur selbst begründeten Egoismus. Der Egoist in dem groſsen idealen Sinne des Worts „würde sich als ein durchaus nothwendiges Kettenglied der Natur zur Vervollkommnung seines Geschlechts, und sein Ich als den höchsten Naturzweck seiner selbst zum Glücke des Ganzen betrachten." Aber der Mensch pflegt gewöhnlich in seiner eignen Persönlichkeit die Welt um sich her zu vergessen oder zur Begünstigung seines Egoismus zu miſsbrauchen; daher jene selbstischen Charaktere im unedlern Sinne. Universal-Egoisten giebt es wohl nicht, sondern es sind gewöhnlich nur einzelne Seiten, individuelle Rücksichten, worauf sich der Egoismus anbaut, und worauf er sein kleines Universum einschränkt; daher Egoismus der Devotion, der Schwärmerey, des Despotismus. Da er alle Farben des Naturells, des Temperaments, des Geistes und Herzens, der Zeiten und Umstände annimmt und in sich verschmelzt: so läuft seine Ansicht fast ins Unendliche aus. Es giebt Egoisten des Alters, totale Sonderlinge, Egoisten des Ranges und Standes, der Gilde. Ein gewisser National-Egoismus macht die Grundlage alles sogenannten Nationalstolzes aus. „Indem den einzelnen Volksgliedern ihr liebes Selbst aus ihren meisten Landsleuten schmeichelhaft entgegenstrahlt, und sich gleichsam ein Thor in dem andern zu seiner Satisfaction und Aufmunterung wiederfindet, — bildet die Eigenliebe jenen blinden Nationalhochmuth, der jedes andere Volk tief unter sich erblickt, — jene sich schmeichelnde Selbstbeschauung, die darum infallibel zu seyn glaubt, weil sie mit der National-Unart, alles Nachbarliche zu verachten und zu verkleinern, muthwillig [gutwillig?] zusammenstimmt." Der Vf. geht den National-Egoismus der Griechen, Römer, Italiäner, Franzosen, Spanier, Deutschen, Britten durch. Am Schlusse ein Wort über den verschwundenen Nationalstolz des Deutschen mit dem Verfall seiner Selbstheit und seines alten Thatensinnes. Noch besonders wird der weibliche Egoismus, als zum vergleichenden Gemälde der Geschlechter gehörig, abgehandelt. Der männliche nämlich und der weibliche unterscheiden sich vornehmlich darin, daſs „der Mann, als ein wirksameres und zu einer gröſsern Wirksamkeit bestimmtes Vernunftwesen, mehr *stolz*, das Weib hingegen, als eine zur Einsamkeit und zum Gefallen eingerichtete Natur, mehr *eitel* ist." Ganz aus dem weiblichen Charakter heraus gehen die gelehrten, die sentimentalen, die gekrönten oder Staats-Egoistinnen. Im Allgemeinen ist das Weib weit weniger als der Mann egoistisch, und sucht sein Glück mehr darin, glücklich zu machen. Am reinsten strahlt die weibliche Uneigennützigkeit in der Mutterliebe.

II. *Muth, Selbstständigkeit und Seelengröße*, als echte Bestandtheile der Willensstärke. Der Vf. geht erst die niedern Stufen des männlichen Muthes durch, mit denen sich der thierische Instinct und die Sinnlichkeit mehr oder weniger verbindet: 1) den Muth, welcher bloſs thierisch durch äuſsere Eindrücke auf unser Blut und unser Nervensystem, aber auch nur durch eine thierische Furcht gewaltsam angefacht wird, ohne daſs die Stärke des Gemüths einigen Antheil daran nimmt; 2) die Tollkühnheit, welche ohne Ueberlegung und Besonnenheit in die Gefahr stürzt, und sich jede Mittel zum Zwecke erlaubt; 3) die momentanen Zuckungen des Muthgefühls, welches, mit dem Aufhören der thierischen Reize, verschwindet; 4) den blinden und fanatischen Muth des Schwärmers, des Religiösen und Andächtlers, der nicht aus persönlicher Selbststärke und Vorstellungen der Vernunft, sondern aus mechanischer Anhänglichkeit an dem einmal angenommenen Glaubenssystem hervorgeht;

5) die

5) die wirkliche Unempfindlichkeit und selbst die Geduld, welche beide bloss negativ sind, und wovon jene keinen moralischen Selbstwerth hat, weil sie die Folge von Mangel an Gefühl ist, diese, weil sie der Gefahr und dem Leiden keine thätige Kraft entgegensetzt. Dagegen ist der *wahre Muth* die aus sich selbst hervorgehende Willensstärke, nicht bloss furchtlos zu scheinen, sondern es auch wirklich zu seyn. Er zeigt sich nicht allein auf dem Schlachtfelde und in Gefahren und Ungewittern des Lebens, sondern führt auch den männlichen Geist durch alle übrigen Beschwerden, Verwicklungen und Intriguen, die sich seinen Planen und seiner Freyheit entgegenstellen. Aber auch der echte Muth ist sich doch nicht allezeit gleich; er scheint bisweilen auf Augenblicke erschöpft, und auch äussere Umstände, wie Gesundheit, Gewohnheit, Lebensweise und die Bilder der Imagination, haben Einfluss auf ihn. Ein höherer Grad der Willensstärke, der über den Muth weit hinausgeht, ohne ihn jedoch auszuschliessen, ist daher die männliche *Selbstständigkeit*, die, ohne von einem Affect erzeugt zu werden, ihr Selbstzweck ist, und dem Muthe selbst Dauer und innern Gehalt geben muss. Der Selbstständige hat seinen Lebensplan mit reifer Vernunft entworfen, und führt ihn, sich immer gleich und folgerecht bleibend, mit derselben Vernunft, mit Klugheit und Muth durch's ganze Leben hindurch. Die höchste Steigerung der Willenskraft in ihrer menschlichen Vollendung ist die *Seelengröße*, wovon Muth und Selbstständigkeit nur Theile sind, zu denen Weisheit und uneigennützige Grossmuth kommen. Der seelengrosse Mann hat 1) das reine Bewusstseyn einer von der Sklaverey der Leidenschaften befreyten Seele, einer Willenskraft, die sich muthig und selbstständig allein genug ist, sobald sie sich rein erkannt hat; 2) er wird daher auch nie einer gemeinen Sinnlichkeit Opfer bringen, weil er nicht ihr Sklave seyn kann, und ein freyes Gemüth sich in dem Zustand der Knechtschaft tief gedrückt fühlt; 3) er ist über die tausendfachen kleinlichen Aussenseiten und Erbärmlichkeiten des menschlichen Lebens, auf welche kleine Seelen einen so grossen Werth legen, unendlich erhaben; 4) er ist und bleibt seelengross in den bedenklichsten und traurigsten Lagen seines Lebens; 5) er zeigt stets einen offnen und geraden Charakter, der keine Menschenfurcht kennt, weil die Menschheit selbst unbefangen und schuldlos in ihm wohnt; 6) er ist ein warmer Verehrer jeder Menschengrösse, wo er sie findet.

III. *Sympathetisches Gefühlsvermögen des Mannes.* Da der Mensch nicht bloss auf sich selbst, sondern auch auf andre ihm gleichartige Wesen berechnet ist: so hat ihm die Natur schon instinctartig den Trieb des *Wohlwollens* ins Herz gepflanzt, woraus das durchaus nur menschliche und liebenswürdige Mitgefühl bey den Freuden und Leiden anderer, welches wir *Sympathie* nennen, entspringt. Diese ist aber grösser bey dem Weibe als bey dem Manne, und zwar letzteres I. aus dem *allgemeinen* Grunde seiner physischen Constitution. Das ganze Nervensystem des Mannes ist weniger reizbar, empfindlich und empfänglich, als die Fibern des zärtern Geschlechts, und muss daher stärker angeschlagen und erschüttert werden, ehe es seine Gefühle weckt und zum lebendigern Bewusstseyn erhebt. Hiebey wird auch von der Apathie, dem Menschenhass, der Menschenverachtung und dem Religionshass gehandelt. II. Aus *besondern* Gründen: 1) ist die ganze Erziehung des Mannes in der Regel härter, strenger und unempfindsamer, als die des Weibes, weil seine Existenz auf einen grössern und vielseitigern Geschäftskreis berechnet ist; 2) eben dieser grössere Geschäftskreis, seine nothwendigere Vielthätigkeit und Arbeitsamkeit, sein Beruf, für die Welt zu wirken, lehrt ihn nach und nach eine Festigkeit und Härte des Charakters, die eben so nothwendig aus seiner Natur, als seine physische Gefühlshärte, entspringt; 3) er hat in seinem grössern Wirkungskreise, in seinen verwickeltern Verhältnissen und Lagen, in seinem vielseitigern Umgange die Menschen von mehrern, nicht immer sehr liebenswürdigen, Seiten kennen gelernt; 4) die Menge der Zerstreuungen und Vergnügungen, die dem Manne zu Gebote stehen, vermehren gewöhnlich die Kälte seines Gefühls, und seine grössere und gröbere Sinnlichkeit macht ihn weniger empfänglich für die feinern Genüsse der Sympathie; 5) macht ihn überhaupt seine grössere innere Leidenschaftlichkeit des Gemüths, der Tumult und die Unruhe sich durchkreuzender Gefühle, die lebhaftern Antriebe seines Willens, oft auch der grössere Leichtsinn, womit er vor den Menschen vorüberfliegt oder sie verachtet, zu einer zarten und dauernden Sympathie unfähiger. Der *Empfindler* ist ein Schwächling der Sympathie, dergleichen man, vornehmlich bey gelähmten Organisationen und bey Männern, die zu vielen Umgang mit weinerlichen und empfindsamen Frauen haben, findet. Die grösste Sympathie findet statt zwischen Aeltern und Kindern, Geschwistern und Eheleuten.

IV. *Temperamente des Mannes*, als Supplement zur Bestimmung seines persönlichen Charakters oder seiner engern Individualität. Unter dem Temperament versteht der Vf. die aus der Verbindung des physisch-geistigen Menschen hervorgehende *Naturanlage*, so und nicht anders zu empfinden und zu handeln. Er glaubt nicht, dass durch die von Neuern versuchte neue Eintheilung der Temperamente neue Aufschlüsse gewonnen worden, und charakterisirt daher die Temperamente nach den hergebrachten Benennungen: das *sanguinische*, sinnliche, süssliche, genusssuchende und leichtblütige; das *phlegmatische*, kaltblütige, langsame, affectlose, Thätigkeit scheuende; das *cholerische*, warmblütige, feurige, aufwärtsstrebende und ehrsüchtige, und das *melancholische*, schwerblütige, finstere, in sich gekehrte. Bey den drey ersten Temperamenten wird auch auf die Art Rücksicht genommen, wie sie in den Weibern erscheinen.

Zum Beschluss dieses Bandes wird von der wohlthätigen Mischung der Charaktere und von der *Gemeinheit*, als Charakter, gehandelt, welche letztre Ausführung nicht zu den schlechtesten dieses eben so gut angelegten als mit Geist und Scharfsinn gearbeiteten Werkes, das noch mehrere Bände erwarten lässt, gehört.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den* 12. *May* 1806.

## *PASTORALWISSENSCHAFTEN.*

Kopenhagen, in Thoring u. Coldings Verlag: *Plan til Forbedring ved den offentlige Gudsdyrkelse. (Plan zur Verbesserung der öffentlichen Gottesverehrung.)* Et Forsög af *P. O. Boisen*, Biskop over Loliand og Falster, Sognepraest for Vesterborg og Birkets Menigheder, og Laerer ved det Vesterborgske Skolelaerer-Seminarium. 1806. VI u. 246 S. gr. 8. (22 gr.)

Dafs es um die religiöse Aufklärung in Dänemark, bey manchem Hindernisse, womit sie auch jetzt noch zu kämpfen hat, dermalen doch ungleich besser steht, als vor etwa 20 Jahren, davon giebt vorliegende Schrift, nebst der Veranlassung ihres Druckes, einen angenehmen Beweis. Man erinnert sich noch des Schicksals, welches *Bastholms* 1785. erschienene Schrift: *über die Verbesserung des äufsern Gottesdienstes*, erfuhr, der ärgerlichen Streitschriften, welche sie veranlasste, der kalten Aufnahme, die sie fand, der gänzlichen Verfehlung ihres Zweckes. Die *Deutschen* liessen dem Vf. die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren, und veranstalteten in kurzer Zeit *drey* Uebersetzungen seiner Schrift, während die *Dänen* einem *Bastholm* das gewöhnliche Loos der „Propheten im Vaterlande" zuerkannten. — Einer dankbarern Aufnahme hat sich Hn. *Boisens* Plan u. s. w. zu erfreuen. Der würdige Vf. übergab ihn im Manuscripte der königlich dänischen Kanzley; dieses erleuchtete Collegium nahm davon Anlass, auf Niedersetzung einer königlichen Commission zur Verbesserung der dänischen Liturgie anzutragen; die Commission ward ernannt, der *Boisensche* Plan gedruckt und der ganzen dänischen und norwegischen Geistlichkeit, um darüber zu berichten, zugeschickt. Und so muss man denn nun abwarten, welchen Erfolg dieses heilsame Unternehmen haben, und ob der ehrwürdige Clerus des Nordens zur Reform seiner Liturgie, deren sie so höchst bedürftig ist, willig und treu die Hand bieten wird.

Den Plan selbst betreffend, so hat er des Rec. Beyfall in einem so hohen Grade, dafs er sich bewogen sieht, auf eine Uebersetzung desselben, vollständig oder im Auszuge (etwa in dem *Wagnitzischen liturgischen Journale?*), anzutragen; überzeugt, dass man ihn, bey allem Reichthume der Deutschen an vortrefflichen Schriften dieser Art, noch nicht ohne Nutzen und Vergnügen lesen werde. — Nach einer kurzen Einleitung über den Werth der öffentlichen Gottesverehrung überhaupt und die vornehmsten Ursachen, warum ihr Einfluss auf die Veredlung und Beruhigung des Menschen bisher nicht gröfser gewesen, theilt der Vf. im *ersten* Kapitel seine Gedanken über die Einrichtung der öffentlichen Gottesverehrung mit, und thut einige allgemeine Vorschläge, wie die in Dänemark bis auf den heutigen Tag bestehende, höchst fehlerhafte, Liturgie zweckmäfsiger eingerichtet werden könne. So wie *Bastholm* in seinen Vorschlägen hauptsächlich den Grundsätzen eines *Salzmanns*, *Fischers*, *Crichtons* u. s. w. gefolgt war: so sind auch die *Boisenschen* Vorschläge nach dem, was *Bastholm* gesagt hat, nicht eigentlich neu zu nennen; beide dringen auf Leben und Abwechselung beym öffentlichen Gottesdienst, auf Vermeidung alles Zwecklosen und Mysteriösen, auf edle Simplicität und Uebereinstimmung der verschiedenen einzelnen Theile des Cultus, auf Anwendbarkeit und Fruchtbarkeit des Inhaltes sämmtlicher liturgischer Verhandlungen: nur darin unterscheidet sich *Boisen* sehr zu seinem Vortheile, dafs er über das Mangelhafte und Anstöfsige der gegenwärtigen Liturgie mit aller der Mäfsigung, Schonung und Klugheit urtheilt, welche dem Manne, der sich Eingang in die Herzen seiner Leser verschaffen und für seine gute Sache auch die Anhänger des Herkömmlichen gewinnen will, so unentbehrlich ist. „Wir wollen (S. 17.) bey dem alten Glauben bleiben. Wir wollen, um ihn hochschätzen zu können, gut, fromm, gottesfürchtig seyn. Aber wir wollen unterscheiden zwischen der wahren christlichen Religion und der öffentlichen Gottesverehrung. Jene ist ewig. Diese darf, kann, muss verändert werden, ist oft verändert worden, ist in vielen andern Ländern, wo doch derselbe Gott verehrt wird, ganz anders, als hiesigen Landes. Gott sollen wir anbeten im Geist und in der Wahrheit. Das Herz, womit er verehrt werden soll, muss immer ein reines, demuthsvolles, frommes Herz seyn. Aber die Art, auf welche dieses Herz seine Andacht äusserlich zeigt, kann und muss verändert werden, eben so, wie die Aufklärung zunimmt, eben so, wie die Sprache, die Sitten und Gebräuche anders werden u. s. w." Welcher verständige Christ, welcher einsichtsvolle und redliche Christenlehrer könnte mit dem würdigen Vf. hadern, oder ihm zu solchen beherzigenswerthen und wohlüberlegten Aeufserungen seinen Beyfall versagen? — Nun liefert der Vf. im *zweyten* Kapitel lauter neue Formulare für die öffentliche Gottesverehrung, wo indessen *die Kirchengebete* von S. 35 — 146. einen zu grofsen, die Rituale für die Ministerial-Handlungen von S. 147 — 246. einen verhältnifsmäfsig zu beschränkten Raum einnehmen. In den *Fürbitten*, besonders in denen für besondere Fälle (S. 135 f.) hat Rec.

Rec. ungern die dem Vf. sonst eigenthümliche Energie und wahrhaft erbauliche Sprache hin und wieder vermisst, und dagegen bald einen erzählenden (S. 137.), bald einen ängstlichen Ton (S. 139.), bald eine Sprache, wie sie der *Mensch* mit *Gott* nie reden sollte, eine mit der Bescheidenheit und Unterwürfigkeit nicht ganz vereinbarliche Sprache (S. 141 f.) gefunden. Rec. ist überzeugt, dass sich alle hier angedeutete Stellen mit Leichtigkeit verändern und der Natur des Gebetes, welches in der Freude, wie im Leiden, immer nur der trauliche Erguss eines Herzens voll Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam gegen Gott seyn muss, näher bringen lassen. Unter den Formularen für *die Beichte* S. 147 f. (der Vf. ist mit Recht für die *öffentliche*), *das Abendmahl* S. 154 f., *die Confirmation* S. 189 f., *die Taufe* S. 202 f., *die Copulation* S. 227 f., und *das Begräbniß* S. 240 f. sind die meisten vortrefflich, und schlecht oder alltäglich hat Rec. auch nicht Eins gefunden. Aber warum fehlts an Formularen zur Ordination eines Predigers, zur Vorstellung desselben bey seiner Gemeinde, zur Einsetzung eines Probsten oder Metropolitans, zur Weihe eines Bischofs oder Generalsuperintendenten? In letztem Betrachte erinnert man sich noch aus einigen ganz neuerlich im Drucke erschienenen Bischofsweihen, wie unglaublich weit man in Dänemark hinter dem Zeitalter zurück geblieben ist; und von einem *Boisen* wäre auch für diese Art religiöser Feyerlichkeit nichts Gemeines zu erwarten gewesen. — Mit den so gegründeten Aeusserungen des Vfs.: „alles muss aus dem Wege geräumt werden, was die Andacht des vernünftigen Christen hindern kann; soll die Religion unsern Zeitgenossen theuer seyn: so muss der Cultus dem Geiste der Zeit gemäss eingerichtet werden" (S. 15.) — findet es Rec. nicht ganz verträglich, wenn nach S. 156. bey der heiligen Abendmahlsfeyer die Lichter auf dem Altare brennen und sogar das priesterliche Messgewand vom Prediger beybehalten werden — oder wenn, nach S. 218. der Prediger bey der Taufe auf des Kindes Brust das Zeichen des Kreuzes machen soll. „Das Volk (besonders das dänische) legt einmal einen hohen Werth auf dergleichen," das ist leider! wahr; aber hiermit liesse sich auch das Glöckchen in den katholischen Kirchen, die lateinische Sprache, das Singen der Collecte und hundert andere Dinge, welche doch, selbst nach des Vfs. Aeusserung, dem Geiste der Zeit nicht gemäss sind, entschuldigen. — Dass sämmtliche Kirchengebete mit einer kurzen Antwort des Chores, welche jedesmal den Hauptgedanken des Gebetes wiederholt, beschlossen werden, ist beyfallswerth; es möchte aber bey mancher Gemeinde schwer auszuführen seyn. — Nun ist des Vfs. Wunsch, dass *die allgemeinen Fürbitten* nach der Predigt ein oder etliche mal durch den Gesang der Gemeinde unterbrochen werden mögen, z. B. auf Neujahr S. 114 f., auf Pfingsten S. 131 f. Wenn, wie hier, die Gebete lang sind: so kann diess zur Belebung der Andacht vortheilhaft wirken, und Rec. findet es passender, die Gebete, als, nach dem bekannten Vorschlage anderer Liturgen, die Predigten durch Gesang unterbrechen zu lassen. — So viel Gutes, Vortreffliches und selbst Musterhaftes nun auch des Vfs. Plan zur Verbesserung der Liturgie enthält: so kann Rec. schliesslich doch den Wunsch nicht unterdrücken, dass er nicht etwa als unabänderliches Ritual für die Geistlichkeit in Dänemark und Norwegen möge eingeführt werden; sondern er glaubt vielmehr, dass es der Würde und Bestimmung der protestantischen Religionslehrer angemessener wäre, sie zwar von dem Gebrauche des bisherigen Rituales gänzlich zu entbinden, ihnen aber auch die Freyheit zu lassen, sich theils eignen Arbeiten, theils der besten Arbeiten anderer Vff., wie z. B. der *Boisenschen*, abwechselnd zu bedienen. Lobenswerth ist es auf jeden Fall und ein Mittel, ärgerlichen Auftritten, wie z. B. bey Einführung der neuen Holsteiner Agende, vorzubeugen, dass dieser Plan, ehe er die obrigkeitliche Sanction erhielt, erst gedruckt und der öffentlichen Beurtheilung überlassen wurde.

MAGDEBURG, b. Keil: *Theorie der Popularität*, von *Joh. Christoph Greiling*, Prediger zu Neu-Gatersleben und designirtem Oberprediger zu Aschersleben. 1805. XII u. 164 S. 8. (14 gr.)

So oft auch über Popularität geschrieben worden ist, so ist es doch nie mit der Gründlichkeit geschehen, mit welcher der Vf. seinen Gegenstand nicht bloss für Religionslehrer, aber doch mit vorzüglicher Rücksicht auf sie behandelt; und er hat sich durch dasselbe ein nicht geringes Verdienst zu einer Zeit erworben, in welcher man, theils eine finstere speculative, theils eine phantasiereiche mystische Behandlung der Religion einzuführen strebt, und bald zu viel, bald zu wenig Vernunft in der Religionstheorie finden will. Ausserdem bestreitet die Theorie des Vfs. ein zweyfaches gangbares Vorurtheil. *Einmal*, dass zur Popularität weder wissenschaftlicher Geist im Denken und Ordnen, noch schöne Kunst in der Darstellung erfoderlich sey, vielmehr beides den Vortrag unpopulär mache. Dagegen sucht der Vf. zu erweisen, dass nur allein der wissenschaftliche Kopf, vermittelst der schönen Kunst, echt populär, die Popularität nur ein Werk der Kunst seyn könne, und nennt den Vortrag, der keine höhern Ideen und keine Wissenschaft zur Grundlage, und keine schöne Kunst in der Ausführung hat, geist- und geschmackloses, gemeines, plebejes Werk. Gegen ein *anderes* Vorurtheil, welches Popularität in blosse Negation setzt, oder sie nur in der Sprache sucht und in einer Vermeidung aller wissenschaftlichen und poetischen Ausdrücke bestehen lässt, zeigt der Vf. in polemischer Rücksicht auf *Garvens* Abhandlung in dessen *vermischten Schriften*, dass Popularität zwar allerdings zwischen dem wissenschaftlichen und dichterischen Vortrage inne liege, aber nicht als ein Neutralisirtes und Neutralisirendes, sondern als ein Product von beiden.

Dieser Angabe der Tendenz des Buches mag eine kurze Darstellung des Planes dieser Abhandlung folgen. Zuerst

Zuerst giebt der Vf. die Nominalerklärung von Popularität, nach welcher sie die allgemeine Verständlichkeit eines Vortrags ist, die auch für das Volk hinreicht, nennt diess aber selbst mehr Uebersetzung als Erklärung, und unfruchtbar, weil es eine Erörterung des Begriffs „Volk" voraussetze. Er geht daher zur etymologischen Erklärung über, nach welcher sie eine Herablassung der obern, vornehmern Stände zu den Niedern und Geringern, und, angewandt auf Gegenstände der Erkenntniss, eine Herablassung der gelehrt-wissenschaftlich Denkenden zu der Denkweise und zu den Begriffen des Volks ist. Diese führt nun zwar schon zur nähern Bestimmung dessen was populärer Vortrag ist, fodert aber doch noch die Erklärung des Begriffs: Volk, der hier im Gegensatz der Gelehrten, welche die Wahrheit theoretisch und speculativ behandeln, der Inbegriff der sinnlich und concret denkenden, und einer anschaulichen, lebhaften Erkenntniss des Wahren bedürfenden Menschenklasse ist. Da aber der Begriff von Popolarität eine Entgegensetzung des gelehrten und des gemeinen Verstandes in sich fasst: so wird noch die Erklärung von beiden mit praktischer Tendenz gegeben, und dann werden der richtige, gesunde Verstand, welchen der Vf. vorzüglich bey den untersten Volksklassen zu finden glaubt, und die entgegengesetzten Krankheiten desselben beleuchtet. Hierauf bestimmt der Vf. das Verhältniss des natürlichen Verstandes zu dem Gelehrten, und bahnt sich hierdurch den Weg zu der ausführlichen, in aller Rücksicht lesenswerthen Abhandlung, über gemeine und gelehrte Sprache, in welcher *Garve*, doch mit aller Achtung, zurecht gewiesen wird. Problem und Wesen der Popularität ist dem Vf. die Vereinigung des logischen Volkssinnes mit der höhern Erkenntnissart des Gelehrten; daher giebt er nun die Erklärung der Popularität im strengsten Sinne. Diese ist ihm, diejenige Erkenntnissart, durch welche das abstracte Denken mit dem Concreten vereinigt wird, und von welcher eine allgemeine Verständlichkeit die Folge ist; oder: die versinnlichende, anschauliche Denk- und Darstellungsart höherer Vernunftwahrheiten für den gesunden Menschenverstand; daher ein populärer Vortrag ein Vortrag an Ungelehrte, über praktische Gegenstände des Lebens ist, gedacht in der concreten Vorstellungsart des gemeinen Verstandes, und dargestellt in der edeln Sprache des Lebens. Diese Popularität, welche den Standpunkt des concreten Denkens berücksichtigt, ist die formelle; die materielle Popularität, besteht in der Vermeidung derjenigen Begriffe und Bilder, für welche das Volk keinen Verstand und keine Phantasie hat. Hierauf setzt der Vf. die Bedingungen der Popularität sowohl die Innern, und zwar formalen und materiellen, als Hülfsbedingungen fest, und kommt nun auf die Theorie von der Versinnlichung. Er unterscheidet sie von der Verständlichung, die er, als zur Logik gehörig, hier als bekannt voraussetzt, so, dass diese das Verfahren ist, Anschauungen auf Begriffe zu bringen; jene aber die Thätigkeit der Urtheilskraft, durch welche einem Begriffe die ihm correspondirende Anschauung zur Seite gestellt wird; oder auch: die Reduction höherer Begriffe auf Anschauungen, und der Gegenstände des innern Sinnes auf äussere Anschauungen. Er theilt sie in die *logische* und *ästhetische* Versinnlichung, von welchen die *Erstere* den Begriff bloss klar und anschaulich, die *Andere* ihn anschaulich und schön darzustellen sucht; bestimmt die Gegenstände der Versinnlichung; redet besonders von der Versinnlichung der Verstandes-, dann der Vernunftbegriffe, der Grundsätze, vorzüglich praktischer; ferner von den verschiedenen Arten, den Mitteln, den Hülfsmitteln, den Quellen und dem Horizonte der Versinnlichung, d. i. der Angemessenheit der zu versinnlichenden Gegenstände zu den Fähigkeiten und Zwecken eines Subjects. Diess bahnt ganz natürlich den Weg zu der Abhandlung: *über den Umfang der Gegenstände der populären Behandlung.* Da aber die Popularität auf Anschaulichkeit beruhet, und Verstand und Darstellungsvermögen bey derselben in Gemeinschaft wirken: so redet der Vf. nun von Verwandtschaft des Populären und des Schönen. Die Cultur aber, sowohl der Phantasie, als des Verstandes ist verschieden, und so wie es Anschauungen giebt, welche über die gemeine Phantasie gehen, so giebt es auch Begriffe die über den gemeinen Verstand gehen; der Vf. unterscheidet also mit Recht, *höhere* und *niedere* Popularität, von welchen die Erstere, Resultate der Wissenschaften, z. B. Moral und Religionsphilosophie, mithin höhere Begriffe und Grundsätze zu ihren Gegenständen hat und den gemeinen Verstand weiter bringen will; die Andere aber sich von wissenschaftlichen Eingebungen entfernt, bloss an die Aussprüche des gesunden Verstandes hält. Nur die *Erstere* ist ihm die eigentliche condescendirende Popularität der Kunst, die Letztere kunstlos und gemein, wobey denn mancher, der sich über seine Popularität Komplimente zu machen anfängt, an seine Seichtigkeit zu denken genöthigt wird. In dem natürlichsten Bande hängt nun mit diesem das folgende Kapitel: *über die im populären Unterrichte mögliche Gründlichkeit und Gewissheit*, zusammen, in welchem der Vf. am mehresten seine Schule verrathen hat, und mit diesem wieder das nächst folgende: Arten der zur Popularität dienlichen Beweise. Nach diesem allen konnte nun der Vf. eine vollständige Uebersicht der Eigenschaften der Popularität geben, und ferner beweisen, dass Popularität eine Vollkommenheit des Vortrags sey. Desswegen musste er aber auch in dem folgenden Abschnitte die Talente zur Popularität nennen, und die recht im praktischen Geist und zu vielem Nutzen geschriebene Abhandlung hinzufügen: *Wie man sich in eine der Popularität günstige Stimmung des Gemüths versetzen könne?* Zum Schlusse redet der Vf. über körperliche Unterstützung der Popularität, aber zu kurz; weswegen er auch zu mehrerer Belehrung, auf Schriften dieser Art hinweist; von den Schwierigkeiten der Popularität; dem Zwecke und Nutzen der Popularität, welches aber füglich hätte erspart werden können, da es von dem Vf. selbst hie und da schon angegebene Resultate der vorhergehenden Abhandlungen sind; von den Fehlern der

der Popularität; von der populären Methode, und von der Methodenlehre, um die Aufmerksamkeit zu erregen und festzuhalten. — Diess sey hinreichend, die Religionslehrer einzuladen, die wohlgerathene und die Sache erschöpfende Schrift selbst zu lesen, der man mit Unrecht einen Vorwurf daraus machen würde, dass sie selbst nicht den Vorzug der Popularität habe, da der Vf. für die Klasse von Lesern, für die er schrieb, der Popularität nicht zu bedürfen schien.

Hamburg, b. Bohn: *Das weise Verhalten eines rechtschaffenen Predigers.* Einige Gedanken von *Joh. Heinrich Vincent Nölting*, des Hamburgischen Gymnasiums Prof. d. Weltweisheit und der Beredtsamkeit. 1803. 160 S. 8. (14 gr.)

Eine gut gemeinte, und auch viel Gutes empfehlende Schrift! Auf neue Ideen, eine geistvolle und glänzende Darstellung darf man nicht rechnen, eben so wenig wird man in allen einzelnen Punkten mit dem Vf. übereinstimmen; grösstentheils aber fühlt man sich doch bewogen, den aus einer langen Erfahrung geschöpften Resultaten des verdienten Vfs. beyzutreten. In vierzehn kurzen Abschnitten handelt Hr. *N.* von der würdigen Vorbereitung zu dem Amte eines Predigers, von dem wahren Prediger-Charakter, der Ausbildung seiner Stimme und Rede, von dem Wesentlichen seiner Amtsverwaltung, von seiner Kleidung, seinen häuslichen, bürgerlichen, gesellschaftlichen Verhältnissen, u. s. w. Nach S. 4. soll, beym ersten vorbereitenden Unterrichte, die Religion als ein Werk des blossen Nachdenkens betrachtet werden. Warum nicht vorzüglich als eine Sache des Herzens? Die Forderungen, die der Vf. an die auf die Akademie vorbereitenden Gymnasien thut, sind streng, aber gerecht. Wenige dürften jedoch diesen Forderungen Genüge leisten. Nach unserm Vf. leistet das *Hamburgische* Gymnasium, dem er vorsteht, alles, was man von einer solchen Anstalt verlangen kann. Der Abschnitt über das Studium der Welt- und Menschenkenntniss ist gar zu oberflächlich ausgefallen, S. 30 fg., wo von der richtigen Aussprache der Buchstaben die Rede ist, kommt eine wunderliche Reihe von Proben falscher Aussprache vor, wozu man jedoch ohne Mühe Belege genug im wirklichen Leben findet. Dieser Abschnitt enthält übrigens manches Beherzigungswerthe. Mit Recht wird es S. 39. getadelt, dass manche Prediger beym Antritt an die Kanzelbrüstung eine förmliche Verbeugung an Gott richten, und beym Zurückgehn von der Kanzelbrüstung diese Verbeugung wiederholen. Mit Recht verwirft Hr. *N.* S. 41. das Mienenspiel auf der Kanzel, das sich besser für den Schauspieler schickt. Ueber die Haltung des Körpers, Gesticulation u. s. w. kommt viel Gutes vor. Auch über das Verhalten des Predigers im gesellschaftlichen Umgange findet man hier manche recht brauchbare Vorschrift. Die Kartenspielsucht des Predigers erhält die verdiente Abfertigung. — Von S. 98. an folgt nun ein *biblischer Anhang*, zur Bestätigung einiger der wichtigsten Stücke des Vortrags des Vfs., d. h. gewisse Aufschriften — 31 an der Zahl — z. B. sorgfältige Vermeidung des bösen Scheins, erlaubte Gefälligkeit, Andenken an gute Prediger, Irrlehrer, u. s. w. und unter diesen Aufschriften stehen bald mehr, bald weniger passende Bibelstellen. So steht unter andern unter der Aufschrift: *gründliche Kenntniß der Religion, als ein Haupterforderniß zu dem Predigtamte*, auch Luk. 1, 1. Joh. 15, 16.; unter der Aufschrift: gründlicher Vortrag der *christlichen* Religion, auch Malach. 2, 7.!! Die meisten Stellen sind dagegen passend gewählt. — An dem *Vortrage* des Vfs ist manches auszusetzen; — einzelner sonderbaren Ausdrücke und harter Wortstellungen, wie: *Blähungen der Ichheit* (ein Ausdruck, den allenfalls nur eine der neuesten philosophischen Schulen passend finden würde), *außerhäusige Gesellschaft*, *unter denen derselben Art*, *welche* u. s. w., *eine mir entstandene Bekanntschaft*, nicht zu erwähnen; so ist auch der Periodenbau oft zu schwerfällig und schleppend. Unter mehrern Stellen mag hier nur eine stehen: „Aber ich geniesse in gewisser Rücksicht so sehr, als es geschehen kann, der Milderung, welche entstehet aus der schon vor einer langen Zeit angefangenen und seitdem fortgesetzten genauen Kenntniss solcher, welche, als der Gottesgelehrsamkeit gewidmete, meine Einleitung in einige Vorkenntnisse derselben nicht verschmäht haben, und als Prediger denen, welche sie kennen und richtig beurtheilen, und so auch mir, in vorzüglicher Würde erscheinen." Wer glaubt hier nicht eine steife Uebersetzung aus einer fremden Sprache zu lesen? Dass der Vf. *wigtig*, *Wigtigkeit*, statt *wichtig*, *Wichtigkeit* schreibt, kommt vielleicht daher, dass er sich zu ängstlich an die Ableitung des Worts von wägen hält.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Novellen und Reflexionen.* Aus den älteren Papieren des *Herausgebers der Geschichte des Grafen Donamar.* 1805. 360 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Erzählungen, wie diese, welche das Feinere und Bedeutendere der Wirklichkeit auffassen, und durch geschickte Zusammenstellung der Begebenheiten erhöhen, haben ihren eigenthümlichen Werth, der um so grösser wird, je mehr Kenntniss des menschlichen Herzens man bey dem Vf. derselben voraussetzen darf. Die hier mitgetheilten Novellen entsprechen fast ganz den Foderungen, die man mit Recht an sie machen kann, wenn auch hie und da, z. B. in der *Kantianerin*, die vorgesetzte Aufgabe einigermassen auf Kosten der Wahrscheinlichkeit gelöst werden sollte. Die angehängten Reflexionen sind zum Theil recht gut, doch sagen sie nichts Neues, und mit unter sogar wohl etwas Verkehrtes.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 13. May 1806.*

## *RECHTSGELAHRTHEIT.*

Paris, b. Patris: *Procès instruit par la cour de justice criminelle et spéciale du departement de la Seine, séante à Paris* contre *Georges, Pichegru et autres, prevenus de conspiration contre la personne du premier Consul;* recueilli par des Stenographes. *Tome I.* 1804. IV u. 448 S. *T. II.* 495 S. *T. III.* 390 u. 28 S. *T. IV.* 478 S. *T. V.* 429 S. *T. VI.* 478 S. gr. 8. avec portraits. (22 Rthlr.)

Diese Sammlung von Actenstücken eines der merkwürdigsten Criminalfälle unserer Zeiten, wovon die gegenwärtige Ausgabe die einzige echte ist, hat in mehr als einer Rücksicht ein mannichfaltiges Interesse. Man mag in Absicht auf die politischen Verhältnisse und die innere Verfassung Frankreichs zu dem einen oder dem andern System sich bekennen, zu dem Bourbonschen oder dem Bonaparteschen (denn das republikanische scheint völlig ausgestorben, und hat, nach einer nur ganz kurzen Anstrengung der Girondisten, nie eine besondere Kraft gezeigt): so fühlt man sich gleichsam unwillkürlich angezogen durch so manche Züge der Einsicht, der Festigkeit und des Muths, welche es sehr bedauern lassen, dass die Häupter der Verschwörung ihre Talente nicht zu etwas besserm anwandten. In psychologischer Rücksicht bieten diese Verhandlungen ebenfalls manche treffende Bemerkungen dar, unter welchen wir die Einmischung religiöser Empfindungen, zumal bey den weiblichen Mitschuldigen, nicht übersehen dürfen; und dem Staatsmann und dem Richter, die sich mit Entdeckung, Abwehrung und Bestrafung solcher politischer Verbrechen beschäftigen, werden sie vorzüglich lehrreich durch die mancherley aufgedeckten listigen Verkettungen, und durch die Geschicklichkeit, womit mehrere der Angeschuldigten ihre oder ihrer Mitgenossen Schuld zu verschleiern wussten. Ob das ganze Verfahren auch als Muster der peinlichen Rechtspflege zu empfehlen sey, darüber möchten die Stimmen verschieden seyn, und wir unsrerseits glauben eines Urtheils um so eher uns überheben zu können, da die Entscheidung des Processes ohne Zweifel vorher bestimmt war, und nur in Ansehung des Generals *Moreau* durch die, auch dem grössten Despotismus nicht immer bezwingbare Macht der öffentlichen Meinung eine Abänderung erlitt.

Der *erste* Theil hebt an mit dem kurzen Bericht des Grofsrichters und Justizministers Regnier vom 27. Pluviose im J. 12., und der darauf und auf die entdeckten Documente und abgehaltenen Verhöre gegründeten Anklage-Acte gegen Georges Cadoudal, Bouvet de Lozier, Rouffillion, Rochelle, Armand Franz Polignac, Jul. Armand Aug. Polignac, d'Hozier, Deriviere, Ducorps, Leridant, Picot, Coucherry, Rolland, Lajolais, Moreau, David, Roger, Hervé, le Noble, Coster, N. Victor, Rubin-Lagrimaudiere, Deville, Guillard, Noël Ducorps, Joyau, Datry, Burban, Lemercier, Peter Joh. Cadoudal, Lelan, Even, Merille und Troche, als Staatsverschwornen nach dem Art. 612. des Gesetzes vom 3. Brümaire im J. 4.; ferner gegen Michel Jos. Peter Troche, Mamier und dessen Frau, Danand und dessen Frau, Verdet und dessen Frau, Spin und Marie-Michaele Hizay, als Mitwisser um die Verschwörung nach dem angeführten Art. und Criminalgesetz Th. II. Tit. 3. Art. 1.; endlich gegen Debuisson und seine Frau, Marie Antoinette Caron, Challais und seine Frau, als Mitwisser und Hehler der Verbrecher nach den beiden angeführten Artikeln, und dem 1. 2. und 3. Art. des Gesetzes vom 9. Ventose im J. 12. gegen die Hehler von Georges und andern Verbrechern. Dieser Anklage sind die sehr gut ausgeführten und unstreitig ähnlichen Bildnisse fast aller Angeklagten beygefügt, unter denen die meisten eine sehr ausgezeichnete Gesichtsbildung haben, wenn man gleich nur wenige für einnehmend halten wird. Darauf folgen als *Pièces justificatives* Auszüge aus der bekannten Correspondenz Pichegrü's im J. 1796., welche Moreau, der damals die Rheinarmee anführte, bey der Einnahme von Offenburg erbeutete, und viel später erst, um die Zeit des 18. Fructidors 1797., dem Directorium zusandte, die aber in Paris erst nach diesem Tage ankam. Diese That, die damals allerdings ein zweydeutiges Licht auf Moreau warf, ist jetzt in diesem Process mit vieler Kunst benutzt, um theils den Vorwurf auf Moreau zu laden, dass er bey Pichegrü leicht verrätherische Absichten vermuthen können, theils durch die Vergleichung der jetzt unterlassenen Anzeige von Pichegrü's Vorhaben mit jener Aufdeckung einer ähnlichen Correspondenz, die ihm so sehr günstige öffentliche Meinung irre zu machen, und eine Vermuthung grösserer Schuld gegen ihn zu erwecken, als die wirklich aufgefundenen Beweise begründeten.

In dem *zweyten* und *dritten* Theile folgen die weitern *pièces justificatives*, nämlich die Drakische Correspondenz, und die Verhöre und Confrontationen der Angeklagten, sowohl die vorläufigen, als die, welche nachher der instruirende Richter leitete. Besonders zeichnen sich hier die von *Georges* und *Moreau* aus. Jener redete stets so offen und wahr, dass er den Richtern wenigstens keine Mühe machte; er betrug

trug sich stets consequent, wie er es nach seinem System auch konnte, da er Bonaparte für einen Usurpator hielt, und sich, als einem treuen Anhänger der Prinzen, alles gegen jenen erlaubt glaubte, nachdem einmal die Regierung den mit ihm und seinen Gefährten geschlossenen Frieden wieder gebrochen, und ihn also, nach seiner Ansicht, zu neuen Feindseligkeiten berechtigt hatte. Moreau hingegen zeigte bey seinen Verhören, nachdem sein auch mit abgedruckter Brief an den damaligen ersten Consul ohne Erfolg geblieben war, und er also sich einlassen musste, stets die Gleichmüthigkeit eines Mannes, der sich über die ihm gemachten Beschuldigungen gänzlich erhaben weiss, und das Spiel durchsieht, das man mit ihm treibt, ob er gleich seine Gesinnungen nur leise andeuten durfte. So sagte er einst, als man einen Ausdruck in seinem Briefe gegen ihn gebrauchen wollte: er glaube nicht, dass man über Worte streiten wolle, sondern halte sich vielmehr überzeugt, der erste Consul habe seinen Brief als Rechtfertigungsmittel dem Gericht mitgetheilt, und würde ihn zurückbehalten haben, wenn er geglaubt hätte, dass sich irgend ein Ausdruck darin finde, wegen dessen man ihn verurtheilen werde. Zugleich berief er sich auf seine dem Staate geleisteten Dienste, zwar mit Würde, aber doch nie auf eine übermüthige Weise; und dieser überzeugende Grund war so wirksam, dass, als er in seinem zweyten Verhör eine unsinnige Beschuldigung bloss dadurch ablehnte, dass er bemerkte, er habe in zehn Jahren an der Spitze der Armee immer gescheut gehandelt, die Beyfallsbezeugungen der Zuhörer so lärmend wurden, dass der Richter den folgenden Tag die urtheilenden Zuhörer unter Androhung des gesetzmässigen Arrestes zur Ruhe weisen musste. Am Ende des *dritten* Bandes finden sich noch die merkwürdigen officiellen Actenstücke über den sonderbaren und höchst zweydeutigen Selbstmord, wodurch Pichegru allem Process entzogen ward.

Die drey folgenden Theile enthalten dann die Verhandlungen in den acht Sitzungen des Criminalgerichts vom 8. bis zum 15. Praireal, nachdem es den von einigen Angeklagten angebrachten Einwand der Incompetenz abgewiesen hatte, nämlich die Zeugenverhöre, der 139 Zeugen gegen, und der 16 für die Angeklagten, so wie die dadurch veranlassten weitern Verhöre und Confrontationen der Angeklagten; sodann die eigenen Schutzreden derselben (da die Schutzschriften ihrer Sachwalter eine besondere Sammlung ausmachen sollen), und die abgesprochenen Urtheile des Criminalgerichts und des Cassationsgerichts auf die von einigen der Angeklagten erhobene Nullitätsklage; endlich die Begnadigungsacte, wodurch der Kaiser Napoleon unter den durch das Urtel vom 21. Praireal im J. 12. zum Tode verurtheilten dem Bouvet de Lozier, Rousfillion, Rochelle, A. F. Polignac, d'Hozier, Derivière, Lajolais und Gaillard das Leben schenkte, da sie nach einer vierjährigen Gefangenschaft an einen ihnen anzuweisenden Ort deportirt werden sollten, welcher Beschluss ihnen am 6. Messidor, mittelst einer erbaulichen Rede des Präsidenten des Gerichts, Hemart, angekündigt ward. Die übrigen Verurtheilten, nämlich Georges, Ducorps, Picot, Coster, St. Victor, Deville, Jogant, Barban, Mercier, Lelan, Cadoudal, Merille und Roger wurden an demselben Tage hingerichtet, und ihr Vermögen confiscirt. Dagegen wurden J. A. A. Polignac, Léridant, Moreau (gegen den, ungeachtet er während des ganzen Laufs des Processes immer für eines der Häupter der Verschwörung gegolten hatte, und von einem schweren Ungewitter bedrohet schien, wohl schwerlich ein gültiger Beweis angebracht war), Rolland (der als Zeuge gegen Moreau sehr nützlich gewesen war, obgleich Moreau sehr freymüthig, sowohl ihre höchst verschiedene Behandlung, während des Processes, da Moreau immer von zwey Gensd'armes sehr genau im Tempel bewacht ward, jener aber in der Abtei der grössten Freyheit genoss, als seine unzusammenhängenden und veränderlichen Aussagen, als einen Beweis anführte, dass er entweder erschreckt oder gewonnen wäre), und die Hizay zu zweyjähriger Gefangenschaft und Erstattung der sämmtlichen Kosten *in solidum* verurtheilt. Die übrigen Angeklagten wurden, als nicht überwiesen, gänzlich losgesprochen; nur dass einige von ihnen, weil sie Fremde bey sich logirt hatten, ohne sie vorschriftsmässig anzugeben, sich nach dem Erkenntniss des Tribunals der ersten Instanz des Departements der Seine, als welchem die correctionelle Polizey zusteht, unterwerfen mussten.

Lemgo, in d. Meyerschen Buchh.: *Kurze Darstellung der Meierrechtlichen Verfassung in der Grafschaft Lippe;* nach dem Geiste der Gesetze, nach gültigen Observanzen, und sowohl nach gerichtlichen als aussergerichtlichen Entscheidungen bearbeitet von *Georg Ferdinand Führer*, Fürstl. Lipp. Kammerrath. 1804. 382 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese Darstellung des Meierrechts ist, ungeachtet es ihr an strenger systematischer Anordnung fehlt, ein sehr schätzbarer Beytrag zum deutschen Provinzialrechte. Der Vf. lässt im *ersten* Abschnitte einige *allgemeine Ideen über das Leib- und Gutseigenthum, und die daraus fließenden Rechte und Pflichten* vorangehen, handelt darauf II. *von den Meierrechtlichen Verhältnissen in der Grafschaft Lippe und der besondern Verfassung der Leibeigenen;* III. *von den übrigen Gattungen der Meiergüter.* Es werden überhaupt vier Hauptgattungen von Meiergütern angegeben: 1) diejenigen, deren Besitzer in einem *leibeigenen* und *Gutsverhältnisse* zugleich stehen. 2) *Persönlich freye* Meier, die aber doch in Fällen der Besitzveränderung den Weinkauf, und an die Landesherrschaft, wenn sie diesen nicht selbst erhält, den Weinkaufsurkund berichtigen müssen. 3) Güter, welche erbeigen, steuerbar, den gemeinen Lasten unterworfen, auch der Landesherrschaft, den adlichen Landsassen und andern Privatpersonen mit gewissen Prästationen verpflichtet sind. Hieher gehören alle hagen- und sattelfreyen Meierhöfe im Lande. 4) Meiergüter, die erbeigen, und ent-

entweder ganz steuerfrey, oder doch keinen andern als Nachbarlasten unterworfen sind. Von allen diesen ist die erste Klasse, wovon die vorigen Abschnitte das Wesentliche enthalten, die stärkste im Lande, und die Landesherrschaft hat entweder die leib- und gutsherrlichen Rechte allein, oder sie sind getheilt; in *jenem* Falle ist das Colonat herrschaftlich eigenbehörig und meierstättisch zugleich, in *diesem* aber ist der Meier gewöhnlich dem einen leibeigen, und dem andern meierstättisch, oder umgekehrt. Die Meier dieser Art haben nach des Vfs. Ansicht kein wahres nutzbares Eigenthum, sondern nur ein Erbmeierrecht — *jus coloniae perpetuae* — oder nach *Pufendorf Observat.* IV, 177, 7. ein erbliches Niesbrauchsrecht — *jus usufructus hereditarii* — d. i. „alle Nutzung, welche die Verwaltung der Höfe hervorbringt, zu beziehen, und darüber, jedoch *ohne Nachtheil* der Substanz des Guts, und der schuldigen Prästationen an den Leib- und Gutsherrn, zu disponiren, auch das Gut selbst auf ihre successionsfähigen Kinder und Erben, auch Seitenverwandten, jedoch auf diese nur im ersten Grade, zu vererben." IV. *Von den vermischten Rechten und Pflichten, die auf den Meiergütern der ersten drey Klassen haften.* Dann folgen noch V. *verschiedene in das allgemeine Meierrecht einschlagende Nachrichten und Praejudicia, wie auch Erörterungen einiger Fragen, welche jenes betreffen.* Ein Anhang enthält *Notizen von den hagenfreyen Gütern im Lande* — den Abdruck einer *landesherrlichen Verordnung wegen der Gütergemeinschaft unter Eheleuten* vom 27. März 1786. — einer andern Verordnung vom 2. September 1802., die *Hudetermine* betreffend; — und etwas über den *Brautwagen*, was nämlich auf denselben an Sachen der weiblichen Aussteuer, nach langjähriger Observanz, gehört. — Der Vf. hat solchergestalt das ganze Meierrechtliche Verhältnifs, und alles, was damit in einiger nähern Verbindung steht, zu erschöpfen, auch das Vorgetragene überall mit Gesetzen und allgemeinen Rechtsgründen, besonders aber auch mit Entscheidungen vorgekommener Rechtsfälle zu unterstützen gesucht. Diese *praejudicia juris*, welche mit den Entscheidungsgründen vollständig abgedruckt sind, nehmen einen beträchtlichen Theil des Ganzen ein. Aber ihre Sammlung ist gerade in dieser Materie, wo es so häufig an bestimmten Gesetzen fehlt, desto schätzbarer, da es ohne dergleichen öffentliche Bekanntmachung in den mehresten Fällen sehr schwer hält, ja oft unthunlich ist, sich den Gebrauch dessen, was die Gerichtsarchive über ähnliche Gegenstände enthalten, zu verschaffen. Dafs übrigens diese Praxis, sie mag von hohen oder niedern Gerichten, von einheimischen oder auswärtigen Urtheilsverfassern herrühren, immer gehörig zu würdigen, und nicht sowohl auf die Entscheidung an sich, als auf die *Gründe* derselben zu achten sey, versteht sich von selbst. — Im Anhange ist besonders die Verordnung wegen der ehelichen Gütergemeinschaft merkwürdig, da sie diesen Gegenstand nach allen seinen Wirkungen völlig umfasst, mithin eine so wichtige Rechtsmaterie zur Gewifsheit bringt, deren sie in mehrern Provinzen Deutschlands, wo man jene Gemeinschaft im Ganzen zwar anerkennt, aber fortdauernd über die Folgen derselben streitet, noch entbehren muss. — Ein gutes Sachregister würde den Gebrauch des Werks noch erleichtert haben.

STRAUBING, b. Schmid: *Aufschlüsse über äußere Territorialverhältnisse der churpfalzbayerischen Staaten beym Abzug des Privatvermögens an Nachsteuer.* Ein Beytrag zum äussern Staatsrecht von *Joseph von Wisinger*, churpfalzb. Justizactuar des Landgerichts Burghausen. 1804. XXXII u. 118 S. 8. (16 gr.)

Da die kurpfalzbayersche Generalverordnung vom 6. Jul. 1804. über *Auswanderung* und *Nachsteuer* (Regierungsbl. von München v. J. 1804. S. 633 u. f., welcher Abdruck aber von dem im Reg. Bl. von Ulm S. 505 u. f. in einigen wesentlichen Punkten abweicht), so wie mehrere Freyzügigkeitsverträge erst nach der Erscheinung dieses Buches erfolgt sind: so musste es dadurch schon beynahe ganz seinen praktischen Werth verlieren. Dieser konnte ihm aber, auch ohne diesen zufälligen Umstand, kaum vom nachsichtigsten Beurtheiler beygelegt werden. Statt sich um das einfache und bescheidene Verdienst zu bewerben, die für den ganzen Kurstaat und dessen einzelne Provinzen bestehenden Verordnungen und Normen zusammenzustellen, und auf allgemeine und besondere Grundsätze zurückzuführen, hat der Vf. den übelgeleiteten Ehrgeiz, mit politischen Räsonnements zu glänzen. Dafs er aber zu dem einen so wenig, als zu dem andern, Beruf hat, davon liegen wohl die unläugbarsten Beweise hier vor. Die Widerrechtlichkeit der Nachsteuer darzuthun, ist das Thema der Einleitung, aus der wir nur folgende Betrachtungen zur Probe ausheben: „Die Auswanderung der Staatsbürger und die Transportation ihres Eigenthums würde als Bedingung gesetzt, und durch diess ein Gegensatz in den Staat gebracht, der, da er kein mittleres zuläst, ihm (ihn) selbst aufhebe. Der Staat würde auf dem Verlust der Staatsbürger und dessen (deren) Güter seine Existenz sichern. Der Staatszweck würde also für niemand erreichbar seyn, da der Staat die Subjecte hiezu verlustig giebt, die allein die Staatszwecke setzen, d. i. Zwecke ohne zwecksetzende Subjecte sind unerreichbar. Ein Contract ist aber schon cassirt, wenn ein Theil der Contrahirenden aus desselben Bedingungen austritt. Der auswandernde Bürger stellt mit der einen Hand dem Staate das Bürgerrecht unverworgen (?) zurück, und nimmt mit der andern dem Staate das Befugniss zu fordern ab, u. s. w." In der Abhandlung selbst sieht es nicht besser aus; nicht der verworrenen Begriffe, der noch verworrnern Sprache, und der äusserst vernachläfsigten Rechtschreibung (*medotisch*, *modiviren*, *taritorium*, *erhollen*, *verzüchten*, *verhütten* u. dgl. m.) ausführlich zu erwähnen, fehlt es der Arbeit ganz an dem, was ihr Zweck erfordert. Grundsätze über Auswanderung sind mit Principien der Nachsteuer, allgemeine Bestimmungen mit besondern,

gene-

generelle mit provinziellen, von denen der Vf. überdiefs nur wenige zu kennen fcheint, unter einander geworfen, und nirgends leuchtet ein Funke doctrineller Erläuterung über Gefetze oder Verträge. Dafür wird man durch die ftatiftifchen Zugaben in Beziehung auf die hier vorkommenden Länder nicht mehr, als durch die philofophifch-politifchen Meditationen fchadlos gehalten: denn auch hier zeigt fich Unkunde, oder Flüchtigkeit im Ausfchreiben: *Grumsfeld* ftatt *Grünsfeld*, *Lauta* ftatt *Lauda*, *Hamburg* ftatt *Homburg*, *Tellenburg* ft. *Tecklenburg* u. dgl. mögen als Schreib- oder Druckfehler Entfchuldigung finden; aber was foll man für ein Urtheil über einen ftatiftifchen Schriftfteller ausfprechen, der (S. 66.) die Graffchaft *Markt*, *Ravensberg*, *Lingen*, das Fürftenthum *Münden* zu den kön. preufs. Landen in *Franken*, und *Salzburg* (S. 69.) jetzt noch zum *bayerfchen* Kreife rechnet; der (S. 48.) behauptet, der Kurerzkanzler habe vom Erzftifte Mainz *nur allein* das Amt *Afchaffenburg* erhalten; der (S. 21.) nicht einmal zu wiffen fcheint, dafs feinem Landesherrn in Franken auch die Reichsftädte *Rothenburg*, *Schweinfurt* und *Windsheim* durch den R. D. Schlufs zugefallen find; der endlich durch folche Fehler beynahe jede Seite befleckt?

## TECHNOLOGIE.

München, in d. Strobel. Buchh., gedr. a. K. d. Vfs.: *Joh. Bapt. Herrmann gemeinnützige Beyträge zur Oekonomie des Brauwefens. — Erfter* Heft: *Befchreibung einer neuen, durch die Erfahrung fchon bewährten, ganz einfachen Kühlmafchine, und ihrer Vortheile gegen die bisher bey uns übliche Art, das Bier abzukühlen.* 1804. XIV u. 52 S. 8. Mit 2 Kpfrn. Geheftet in blauem Umfchlage mit Inhaltsanzeige u. der Jahrz. 1803.

Des Vfs. Erfindung gründet fich auf das Verfahren feiner Gegend, das Bier im Kühlbottiche durch Krükken abzukühlen, wozu mehrere Menfchen erforderlich find, die gleichwohl, und ungeachtet ihrer lange anhaltenden fauern Arbeit, den gefuchten Endzweck nicht vollkommen erreichen, weil der durch das Krücken entftehende ftarke Schaum der Ausdünftung, und alfo der Abkühlung hinderlich ift. Das ift nun freylich eben kein zweckmäfsiges Verfahren, und man würde diefer mühfamen Arbeit überhoben feyn können, wenn man das Bier in flachen Kühlbottichen oder in zweyen Kühlbottichen zugleich abkühlte, in welchen es höchftens nur 6 Zoll hoch zu ftehen käme: denn eben durch die gröfstmögliche Oberfläche, die man dem Biere geben kann, mufs die Ausdünftung des Bieres und deffen Abkühlung befördert werden. Der Vf., der blofs für feine Gegend fchreibt, erfand daher, zu Abhelfung jener Befchwerde, eine Mafchine, die aus einer langen, nicht gar breiten Latte befteht, die mitten im Kühlbottiche eine kreisförmige Bewegung macht, und die das Bier, ohne einen Schaum zu erregen, ftets umrührt. Dafs der gefuchte Endzweck dadurch erreicht wird, und die Abkühlung früher erfolgen mufs, ift kein Zweifel; aber eben fo gewifs ift es auch, dafs durch die beftändige Bewegung der Flüffigkeit unmöglich eine Scheidung der gröbern Theile vor fich gehen kann, das Bier alfo nie fo klar vom Kühlbottich kommt, als gefchehen würde, wenn man es ruhig ftehen liefse. Aus eben dem Grunde ift nicht zu begreifen, wie der Vf. behaupten kann, dafs das mit feiner Mafchine abgekühlte Bier *nicht fo viel* Bodenfatz gebe, als wenn es mit der Krücke abgekühlt würde; und dafs das fich felbft überlaffene und mit keinem Inftrumente abgekühlte Bier *noch weniger* Bodenfatz gebe, als mit der Mafchine. Aber wo kann denn Bodenfatz in einer Flüffigkeit entftehen, die in einer beftändigen Bewegung ift? Er gefteht felbft, dafs das Bier mit feiner Mafchine nicht fchön und helle vom Kühlbottich laufe, aber er verläfst fich auf die Macht der darauf folgenden Gährung, in welcher alle im Biere noch befindlichen erdichtfchleimigen Theile zu Boden fielen, oder ausgeworfen würden. Das gefchieht denn nun allerdings; aber würde denn die Gährung nicht vielleicht noch beffer, fo wie auch das Bier vollkommner feyn, wenn es klar vom Kühlbottich käme, dafs heifst: wenn man es der Natur überlaffen, und es ganz ohne Bewegung geblieben wäre? Dazu gehört denn freylich, dafs die Flüffigkeit fo flach als möglich ftehe, und eben durch die erlangte grofse Oberfläche fich fchnell abkühlen könne. Da das nun nicht der Fall bey unferm Vf. ift: fo verdient er immer den Dank feiner Landsleute, denen er durch feine Mafchinen ihr Braugefchäft erleichtert. Sie werden theils durch Gewicht, theils durch Menfchen in Bewegung gefetzt, koften einzeln nicht über 50 Gulden; find fie aber ganz von Holz, fo koften fie noch weniger. In Branntweinbrennereyen, wo fo viel auf ein fchnelles Abkühlen der Möfchen ankommt, müfste nach Rec. Meinung eine folche Mafchine gute Dienfte leiften. In der Vorrede verfpricht der Vf. in noch zwey oder drey bald nachfolgenden Heften: die Befchreibung der Einrichtung einer fehr einfachen und vortheilhaften Pferdemühle zum Malzbrechen; Vorftellungen zur Anrichtung der Holz erfparenden Brauöfen; Mancherley Urfachen, warum die kupfernen Braupfannen zuweilen einen Rifs bekommen, oder, wie man oft glaubt, verbrennen können; Ueber einige Eigenfchaften des zum Brauen vortheilhafteften Waffers, und die Unterfuchung deffelben; Ueber den befondern vortheilhaften Gebrauch des Thermometers beym Brauwefen; Ueber den Gang des Brauwefens in der Anwendung felbft, und endlich: Kurze Bemerkungen über das Branntweinbrennen zu liefern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 14. May 1806.

## *ARZNEYGELAHRTHEIT.*

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Abhandlung vom Scharlachausschlage*, von *Ludw. Christoph Wilh. Cappel*, Prof. der Med. in Göttingen. 1803. VIII u. 380 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Frequenz des Scharlachausschlages in den letzten Jahren hat den nunmehr verstorbenen Vf. zum genauern Studium dessen, was von andern über diese Krankheit gesagt war, zur Vergleichung desselben mit seinen eigenen, seiner Angabe nach, häufigen Erfahrungen veranlasst. Das vorliegende Werk enthält die Resultate dieser Beschäftigung. In der Einleitung giebt der Vf. einen Abriss von der Geschichte des Scharlachausschlags. Die ältesten Schriftsteller erwähnen dieser Krankheit nicht. *Avicenna* führt unter dem Namen *Alhumera* eine Ausschlagskrankheit an, die einige für den Scharlach halten, aber ohne hinreichenden Grund. Mit mehrerem Rechte läst sich die von *Ingrassias* im 16ten Jahrhundert beschriebene *Rossania* dafür annehmen. Die *Purpura* des *Forestus* war nach des Vf. Meinung Masern oder Friesel. Die erste charakteristische Beschreibung glaubt er bey *Smetius* vom J. 1589. gefunden zu haben. *Sennert* kannte und beschrieb den Scharlachausschlag ziemlich genau. *Simon Schulz* beschrieb unter dem Namen *purpura maligna* eine Scharlachepidemie, die im Jahr 1665. in Polen herrschte. Zu *Sydenhams* und *Mortons* Zeiten war der Scharlachausschlag in England keine Seltenheit mehr; der letztere hielt ihn für eine Modification der Masern. Zu Anfang des 18ten Jahrhunderts wurde die Krankheit an einigen Orten in Deutschland beobachtet, bis 1720. soll sie jedoch, nach *Pelargus* Behauptung, selten gewesen seyn, in der Folge wurde sie allmälig allgemeiner. Die Zeit und der Ort der ersten Entstehung dieser Krankheit sind gänzlich unbekannt. Nach der Versicherung eines jungen Arztes kam sie erst vor fünf Jahren nach Ungern.

*Erstes* Kapitel. *Von der Erkennung des Scharlachausschlages und der Unterscheidung ähnlicher Krankheiten.* Als diagnostische Zeichen des Scharlachausschlages hebt der Vf. das Fieber, den Ausschlag, die Halsentzündung und die besondere Abschuppung der Haut aus. Das Fieber hat nichts charakteristisches; der Ausschlag verbreitet sich 1) als eine glatte Röthe über den ganzen Körper, 2) ist nur an einzelnen Stellen, 3) er erscheint als eine rauh anzufühlende, mit kleinen Pünktchen versehene, unterbrochene Röthe. 4) Es befinden sich Bläschen auf der Röthe des Scharlachausschlages. Ein Scharlachfieber ohne Ausschlag nimmt der Vf. nicht an. — Die Diagnose in einzelnen Fällen wird bestätigt durch folgende Umstände: Der Scharlachausschlag herrscht gerade jetzt epidemisch; das Subject hat sich der Ansteckung bey einem Scharlachkranken ausgesetzt und den Scharlachausschlag zuvor noch nicht gehabt. Hierauf giebt der Vf. die Unterscheidungsmerkmale der Masern, Rötheln, des Friesels, der Petechien und der bösartigen Bräune vor dem Scharlachausschlage an. Bey der letztern führt er die Meinung *Huxhams*, *Cullens*, *Witherings* an, und stimmt am Ende denjenigen bey, die sie in Rücksicht auf ihren Ursprung für identisch mit dem Scharlachausschlage halten. *Zweytes* Kapitel. *Von dem Verlaufe des Scharlachausschlages nebst einer Beschreibung der verschiedenen Zufälle bey demselben.* Der Verlauf des einfachen Scharlachausschlages wird in drey Perioden, nämlich die der Vorläufer, des Ausbruches und Standes des Ausschlages, und der Abschuppung abgetheilt, und die eine jede einzelne Periode bezeichnenden Symptome genannt. Angehängt ist eine sehr oberflächliche Beschreibung der wassersüchtigen Zufälle, welche zuweilen in der Reconvalescenz vor dem gelinden Scharlachausschlage eintreten. Unter der Aufschrift: Verlauf und Symptome des complicirten Scharlachausschlages werden unter eben so vielen Abtheilungen wie bey dem einfachen, die Erscheinungen, welche die gefährlichen Fälle charakterisiren, ohne Ordnung, ohne Hinweisung auf ihre Causalität und ihren Zusammenhang unter sich aufgezählt und als Nachkrankheiten, das hitzige und schleichende Nervenfieber, Wassersucht, Geschwulst der Drüsen, Ausschläge, mancherley Nervenbeschwerden, Entzündungen und Vereiterungen, trockner und feuchter Husten, nach den Beobachtungen anderer Schriftsteller angeführt. Die ganze Darstellung enthält durchaus nichts bemerkenswerthes; und deswegen unterläst es Rec. einen Auszug davon zu geben. — *Drittes* Kapitel. *Von den Ursachen des Scharlachausschlages.* Der Vf. führt die Meinungen der verschiedenen Schriftsteller an, zeigt ihre Unzulänglichkeit, bringt Einwürfe gegen *Röschlaubs* und *Franks* Theorie der Ansteckung vor, und giebt alsdann folgendes Räsonnement: der Scharlach entsteht von einem besondern Miasma; wenn, wo und wie sich dieses zuerst entwickelt habe, darüber läst sich nicht einmal etwas muthmassen; gegenwärtig wird es nur in *dem* Körper wieder erzeugt, in welchen es von aussenher gelangte. Die Gründe für diese Behauptungen sind folgende: 1) man findet den Scharlachausschlag bey dem verschiedensten Zustande organischer Kör-

Körper und der äufsern Natur; 2) fast bey jedem Scharlachkranken läfst fich die Ansteckung nachweifen. 3) Der Scharlachausfchlag wird verhütet, wenn man die Subjecte vor der Ansteckung fchützt. 4) Der Scharlachausfchlag hat viele Aehnlichkeit mit andern Krankheiten, deren Stoffe auch nicht mehr primär entftehen. Ueber die Eigenfchaften des Scharlachftoffes fetzt der Vf. folgendes feft: 1) er pflanzt fich zu allen Jahreszeiten fort; doch fcheint Feuchtigkeit der Luft die Verbreitung deffelben befonders zu begünftigen. 2) Er theilt fich dem Organismus durch unmittelbare Berührung durch die Luft, durch Kleidungsftücke, Betten u. f. w. mit; 3) er ergreift befonders Kinder; 4) er erzeugt den Scharlachausfchlag nur einmal; 5) er veranlafst allezeit eine Entzündung des Halfes; 6) er wirkt auf zweyfache Weife auf den Organismus. *a*) Auf die Erregung. *b*) Auf die Maffe der Säfte. Der Vf. hält den Scharlachftoff für einen phlogiftifchen Stoff, durch deffen Zurückbleiben im Organismus und nachmalige Ausfcheidung die Erregung erhöht wird; und diefe Behauptung begründet er folgendermafsen: 1) Wenn der Scharlachftoff auf junge mäfsig gefunde Perfonen wirkt, fo wird eine mäfsige Erhöhung der Erregung bemerkt. 2) Beym gelinden Scharlachausfchlage findet kurz vor der Ausfcheidung des Scharlachftoffes Zunahme aller Symptome ftatt, die fich nach erfolgter Ausfcheidung verliert. 3) Die Ausfcheidung des Scharlachftoffes erfolgt durch die Haut; und diefe ift das Ausfcheidungsorgan phlogiftifcher und reizender Stoffe. 4) Gegen den gelinden Scharlachausfchlag leiftet eine antiphlogiftifche Diät und Curmethode die beften Dienfte. 5) Der gelinde Scharlachausfchlag verliert fich in vielen Fällen von felbft ohne Hülfe der Kunft. 6) Der Blattern-, Mafern- und Typhusftoff fcheinen reizend zu wirken. — Der Scharlachftoff wird von den lymphatifchen Gefäfsen reforbirt, erzeugt in demfelben einen veränderten Affimilationsprocefs, wodurch manche in ihnen befindliche Stoffe ihm felbft homogen gemacht werden. — Beweife diefer Annahme find: 1) die jüngften Subjecte werden am leichteften von dem Anfteckungsftoffe ergriffen und bey ihnen reforbiren die lymphatifchen Gefäfse am leichteften. 2) Was die Reforption der Lymphgefäfse befördert, macht zur Scharlachanfteckung geneigt. 3) Was die Reforption hindert, erfchwert die Scharlachanfteckung. 4) Jeder Scharlachkranke theilt mehrere Tage hindurch andern die nämliche Krankheit mit. Die Säfteveränderung kann nicht fecundär, von einer beftimmten Veränderung der Erregung abhängig, fondern fie mufs primär feyn, weil fie bey dem verfchiedenften Zuftande der Erregung ftatt findet. 5) Nach dem Scharlachausfchlage entftehen leichter und häufiger als nach andern Krankheiten, fowohl fthenifche als afthenifche Nachkrankheiten im lymphatifchen Syfteme. Ueber die Bedingungen für die verfchiedene Menge des erfcheinenden Scharlachausfchlages läfst fich nichts beftimmtes angeben; der Vf. nennt (gleichfam fragweife) als Momente: die verfchiedene Menge des aufgenommenen Anfteckungsftoffes, feine Befchaffenheit (?) Witterung und Jahreszeit, Befchaffenheit der Säfte des Lymphfyftems, das Alter und Gefchlecht des Subjects und den Zuftand der Erregung. Mit dem Scharlachftoff können noch andere Schädlichkeiten einwirken, unter deren Einflufs der Scharlachausfchlag complicirt wird. Als *reizmindernde* Schädlichkeiten führt der Vf. auf: feuchte und neblichte Befchaffenheit der Luft, fchlecht nährende wäfferichte Speifen und Getränke, Erkältung, Anftrengung des Geiftes, traurige Leidenfchaften, übermäfsige, willkürliche Bewegung, Mangel des Schlafes, das Eintreten der Entwicklungsperioden; zu den *erregenden* Schädlichkeiten zählt er: reine, heitere, mit vielem Sauerftoffgas gefchwängerte Luft, Genufs fehr nahrhafter, erhitzender Speifen und Getränke, mäfsig verftärkte willkürliche Bewegung, zu anhaltenden Schlaf, freudige Leidenfchaften und Zorn; eine kurze Zeit wirkende trockene, mäfsige Kälte, äufsere Wärme, den Typhusftoff und den übermäfsig ftarken Gebrauch reizender Arzneyen. — Oertlich wirkende Schädlichkeiten find gaftrifche Unreinigkeiten und Würmer. Unter der Auffchrift: *die Säfte primär verändernde Schädlichkeiten*, die zugleich mit dem Scharlachftoff einwirken, nennt der Vf. den Blattern- Mafernftoff u. f. w. — *Viertes* Kapitel. *Von den Verfchiedenheiten und Eintheilungen des Scharlachausfchlages.* Der Vf. führt die bisher gewöhnlichen Eintheilungen des Scharlachausfchlags in fporadifchen und epidemifchen, in gutartigen und bösartigen u. f. w. an und verwirft fie; er giebt als dann zwey neue Eintheilungsarten an, die eine für Diagnofe (!) nach der am Eingange erwähnten Verfchiedenheit des Ausfchlages, und eine andere für die Cur. Nach diefer ift der Scharlachausfchlag *A*) *einfach*, die ganz befondere primäre Säfteveränderung macht das Wefen diefer Krankheit aus; mit diefer ift ein ganz gelinder Grad einer erhöhten Erregung gegenwärtig, oder *B*) *complicirt;* nach dem Verhältnifs der gleichzeitig einwirkenden Schädlichkeiten findet 1) eine beträchtliche Veränderung der Erregung ftatt, und diefe äufsert fich *a*) durch eine mit dem Scharlachausfchlage verbundene *Synocha*; fie entfteht wenn der Anfteckungsftoff auf folche Subjecte wirkt, die fich in einer Anlage zur Sthenie befinden. *b*) Durch *Typhus*, und zwar *aa*) mit geminderter allgemeiner Receptivität (*debilitas indirecta*), bey einer übermäfsig reizenden Wirkung des Anfteckungsftoffes oder anderer äufserft ftarker Reize. *bb*) Mit erhöhter allgemeiner Receptivität (*debilitas directa*) bey vorher vorhandener directen Afthenie. *cc*) Durch verfchiedene Receptivität der einzelnen Organe (*debilitas mixta*), ein folcher Zuftand verwandelt fich gewöhnlich bald in einen gleichmäfsigen mit erhöhter Receptivität. 2) Der Scharlach ift mit örtlichen Fehlern, oder 3) mit andern primären Säfteveränderungen nach den oben angeführten Beftimmungen complicirt. — *Fünftes* Kapitel. *Von der Vorherfagung des Ausganges beym Scharlachausfchlage.* Der Vf. giebt kein durch Erfahrung geprüftes und auf den eigenthümlichen Charakter der Krankheit fich gründendes Merkmal an,

nach

nach welchem sich der wahrscheinliche Ausgang des Scharlachausschlages voraussagen liess. Seine Aeusserungen sind theils Wiederholungen dessen was er unter den concurrirenden Schädlichkeiten und bey der Schilderung des Verlaufs des complicirten Scharlachausschlages anführte, theils einzelne Bemerkungen anderer Schriftsteller, deren Aushebung hier dem Rec. weder nöthig noch nützlich zu seyn scheint. Der Scharlachausschlag tödtet: 1) durch Schlagfluss; diese Todesart ist bey beträchtlicher Entzündung des Halses und hervorstechendem Leiden des Kopfes zu erwarten. 2) Durch Erstickung, wenn die Entzündung sich nach innen erstreckt, oder sich Eitersammlungen bilden, welche die Luftwege comprimiren. 3) Durch Erschöpfung nach starken Blutungen, Erbrechen, Durchfällen, einer zu weit getriebenen reizmindernden Behandlung. 4) Durch den Brand eines wichtigen Organs und 5) durch wassersüchtige Beschwerden, die eine Folge der Krankheit sind. *Sechstes* Kapitel. *Von den Verhütungsmitteln des Scharlachausschlages.* Unter dieser Aufschrift werden genannt und beurtheilt: Der eingedickte Saft der *Belladonna* nach *Hahnemann*, von welchem, als einem stark erregenden Mittel, der Vf. Nachtheile befürchtet. Brechmittel werden die Ansteckung nicht aufheben, aber den Verlauf der Krankheit erleichtern. Die Laxirmittel können die Thätigkeit der Haut leicht zu sehr schwächen. Die Säuren empfiehlt der Vf. nach *Neumanns* Aufforderung zu versuchen. An der Wirksamkeit der Quecksilbermittel zweifelt er nach vorhandenen Beobachtungen. Von den Niesemitteln und dem Auswaschen des Mundes mit Seifensiederlauge nach *Withering* verspricht er sich nichts. *Siebentes* Kapitel. *Von der Heilmethode des Scharlachausschlages.* Unter den im *vierten* Kapitel angeführten Rubriken werden die allgemeinen therapeutischen Ansichten im Geiste der Erregungstheorie kurz berührt, alsdann die von einzelnen Aerzten vorgeschlagenen und gebrauchten Mittel genannt, bey jedem über die Bedingungen seiner Anwendung etwas gesagt, und endlich die einzelnen Symptome z. B. Hals-Entzündung, Durchfall u. s. w. angeführt, die zu einem besondern Heilverfahren auffordern. Das Materiale bietet durchaus nichts neues und erhebliches dar, und desswegen liefert Rec. keinen Auszug. Die von dem Vf. gewählte Form der Darstellung machte eine zusammenhängende kritische Untersuchung unmöglich, aus der ein für die Ausübung fruchtbares Resultat hervorgehen könnte. Das *achte* Kapitel, *von der Heilmethode der Nachkrankheiten*, ist nach dem nämlichen Zuschnitte abgefasst wie das vorhergehende, und enthält eben so wenig Bemerkenswerthes.

Das Streben des Vfs. etwas vollständiges zu liefern, ist unverkennbar, und in so ferne sein Werk eine Sammlung der bisher über den Scharlachausschlag bekannt gewordenen Erfahrungen enthält, kann ihm ein bedeutender Werth wenigstens für einzelne nicht abgesprochen werden. Wenn man aber nach dem Nutzen fragt, der für die Wissenschaft überhaupt aus der Arbeit des Vfs. hervorgeht, so wird die Kritik kein so günstiges Urtheil fällen können. Einmal scheinen dem Hn. *C.* nicht genug eigene Erfahrungen zu Gebote gestanden zu haben, um die Widersprüche, die man bey den Schriftstellern antrifft, lösen zu können, und dann hat er nach des Rec. Meinung einen Weg der Untersuchung eingeschlagen, der unmöglich zum Zwecke führen konnte. Die Natur einer einzelnen Krankheit kann nur durch sorgfältige Vergleichung der Thatsachen, durch Abstractionen allgemeiner Sätze aus derselben ergründet werden. Der Vf. reiht an die Annahme eines eigenthümlichen Ansteckungsstoffes ein synthetisches Räsonnement, nach welchem die vorhandenen Thatsachen commentirt werden. Das *erste* und *zweyte* Kapitel, in welchen eigentlich die Naturbeschreibung der Krankheit, die Facta im Zusammenhang geliefert werden sollen, enthalten eine zerstückelte Aufzählung der Symptome, sie geben kein vollständiges Bild der Krankheit, und können dem übrigen Werke nicht, wie es hätte seyn sollen, zur Grundlage dienen. Es fehlt daher dem Ganzen an einem Bindungsmittel, durch welches die isolirten Theile vereinigt werden könnten, und hieraus wird es erklärlich, warum besonders die Abhandlung über die Heilart eine rhapsodische Form bekommen musste.

Prag, b. Widtmann: *Bau des Menschenkörpers nebst medizinisch-chirurgischen Bemerkungen und der Bereitungsart der Muskeln.* Von *Joseph Oechy*, D. und Prosektor zu Prag. *Erster* Theil, *Knochen-Bänder-Muskellehre.* 1805. 483 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Dieses neue anatomische Handbuch zeichnet sich von den bereits vorhandenen Anweisungen zur Zergliederungskunde, zwar nicht durch neue merkwürdige Entdeckungen aus, hat aber doch etwas Eigenthümliches wodurch es empfehlenswerth wird. Am Schlusse der Knochen-, Bänder- und Muskeln-Lehre befindet sich nämlich für jede dieser Lehren ein Anhang von Bemerkungen, theils über die beschriebenen Theile im Allgemeinen, theils über die einzelnen insbesondere. Diese Bemerkungen beziehen sich, entweder auf die grössere oder geringere Gefahr einer Verletzung, welcher irgend ein Theil vor andern leicht ausgesetzt seyn kann, auf die Wichtigkeit desselben bey chirurgischen Operationen, und andere Dinge, wodurch der Anfänger mit jedem Schritt auf die Ueberzeugung von dem nothwendigen Einfluss der Zergliederungskunst auf die Chirurgie, Arzneywissenschaft, gerichtliche Heilkunde u. s. w. geführt wird, und manche Winke erhält welche ihm nicht nur dereinst in der Ausübung der Kunst sehr nützlich seyn können, sondern auch gewiss dazu beytragen, dass er die Gegenstände fester im Gedächtnisse behält, weil er den Grund einsieht, warum er sie kennen lernen muss. — Die Beschreibungen der einzelnen Theile sind übrigens gedrängt, aber deutlich. Den bisherigen Benennungen der Bänder und Muskeln sind neue beygefügt worden, wodurch jedesmal ihre

Anlage an die Knochen bezeichnet wird, z. B. *ligamentum condylo-ulnare* (*laterale internum* des Ellbogengelenkes); *lig. condylo-radiale* (*laterale externum*) u. s. w. Bey den Muskeln find die neuen Benennungen blofs in deutfcher Sprache nach denen gebildet, welche *Chauffier* vorgefchlagen hat, z. B. Schulter-Schnabel-Speichenmuskel (*biceps brachii*); Schulter-Arm-Hakenmuskel (*triceps brachii*); Arm-Griffel-Speichenmuskel (*fupinator longus*) u. f. w. Der Vf. fieht die Schwierigkeiten, welche fich der wirklichen Einführung diefer neuen Namen entgegenftellen, wohl ein, aber der Grund welcher ihn dazu bewog, fie dennoch anzuführen, läfst fich wohl hören; er fagt nämlich, dafs fie doch zu einem fchnellen Ueberblick der vorzüglichften Befeftigungsftellen der Muskeln oder Bänder dienen könnten. Die Befchreibungen der Muskeln find nicht nach den Verrichtungen der letzteren, fondern nach ihrer Lage geordnet, fo wie fie bey der Zubereitung auf einander folgen. Daher werden zuerft die Bauchmuskeln, dann die Muskeln der Bruft, des Halfes, des Rückens, der Lenden, des Nackens, des Kopfes, des Gefichtes und zuletzt die Muskeln der Extremitäten befchrieben. Den eigentlichen Befchreibungen geht allemal die Anweifung zur Zergliederung voraus. Dadurch wird nicht nur überhaupt die Lage deutlich bezeichnet, fondern auch dem Anfänger die Handanlegung fehr erleichtert, und der Gebrauch eines befonderen Buches zu diefem Zwecke erfpart. Mit den Bauchmuskeln hat der Vf. den Anfang wegen der längeren Benutzung der Leichname gemacht, welche durch die baldige Entfernung der Eingeweide bewirkt werden kann. Rec. hätte es für zweckmäfsiger gehalten, mit der oberflächlichften Lage der Rückenmuskeln den Anfang zu machen; denn die Infertionen der Bauchmuskeln laffen fich weit leichter und beftimmter fichtbar machen, wenn zuerft der breite Rückenmuskel zubereitet und auf die Seite genommen worden ift. Auf den beiden letzten Seiten des Buches find 87 Verbefferungen und Druckfehler angezeigt; es ift aber fehr zu wünfchen, dafs bey der Fortfetzung eines fo gemeinnützigen Werkes kein fo langes Sündenregifter nöthig werde.

## CHEMIE.

München, b. Lentner: *Anfangsgründe der Chemie* zum Gebrauche für öffentliche Vorlefungen an der Kurfürftl. Akademie der Wiffenfchaften, von *Maximus Imhof*, öffentl. Lehrer der Phyfik und Chemie am Kurfürftl. Schulhaufe in München. 1803. 247 S. 8. (20 gr.)

Die grofsen Fortfchritte der Chemie und der Vortheil, beym Vortrage feinen Schülern einen eigenen Leitfaden in die Hände zu geben, wozu er fich vorher *Baaders* Hefte bediente, forderten den Vf. zur Bearbeitung diefes Buchs auf. Sein Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, feine Schüler mit den allgemeinen Grundbegriffen der Chemie bekannt zu machen, und die chemifchen Zerlegungen und Zufammenfetzungen durch gemeinnützige Beyfpiele und lauter eigens angeftellte (höchftens hätte gefagt werden können, eigens wiederholte) Verfuche praktifch darzuftellen und feine Schüler in feinem Laboratorium felbft manipuliren zu laffen. — Wirklich find die chemifchen Thatfachen der Abficht diefes Handbuchs gemäfs gut gefammlet; doch fcheint uns die fchon früher verfuchte und auch vom Vf. gewählte Aufführung derfelben nach den chemifchen Verrichtungen nicht ganz zweckmäfsig. Die Rubriken, unter welche der Vf. die Gegenftände der Chemie gebracht hat, find Auflöfung, Niederfchlagung, Schmelzung, Verflüchtigung (Dampfbildung, Abtröpflung und Gasbereitung), Kryftallifation, Verkalkung, Glaserzeugung und Gährung. Dem Ganzen find *Bergmanns* Verwandfchaftstafeln, *Girtanners* Nomenclaturtafel, auch *Lavoifier's* und *Kirwans* Tafeln über die eigenthümliche Schwere und über die Mengen der alkalifchen, erdigten und metallifchen Dinge, welche von den Säuren aufgenommen werden, hinzugefügt. In der Einleitung find einige Stellen aus der Einleitung zu *Göttling's* Verfuch einer phyfifchen Chemie faft wörtlich abgedruckt.

Basel u. Arau, b. Flick: *Grundzüge der Chemie* auf Befehl der franzöfifchen Regierung entworfen von *A. Adet*. Aus d. Franzöfifchen überf. von D. *Huber*. 1805. 421 S. 8. (2 Rthlr.)

Diefes Handbuch zeichnet fich von den gewöhnlichen durch eine etwas veränderte Ordnung aus. Sonft pflegt man auf die Stoffe felbft befonders Rückficht zu nehmen und fie nach ihren Eigenfchaften und Verbindungen mit andern Stoffen zu betrachten. *Adet* hingegen fucht befonders die verfchiedenen Arten der Verbindungen auf, und beftimmt nach diefen die Abfchnitte der Chemie. Hiedurch ift manche Bemerkung in das Buch gekommen, welche man in andern Lehrbüchern von gleicher Gröfse vergebens fucht. Uebrigens hat der Vf. die Schriftfteller feiner Nation gut benutzt, und nichts von Bedeutung ausgelaffen. Die Ueberfetzung ift getreu und gut; auch find hin und wieder von dem Ueberfetzer Zufätze eingefchaltet, doch fehlt hier manches zur Ergänzung und Berichtigung des Originals gehörige. So konnte der Ueberfetzer fchon die Yttererde kennen, fchon wiffen dafs Schleimfäure, Fettfäure u. f. w. unreine Effigfäure find u. dgl. m. Der Mangel an literarifchen Nachweifungen ift ein gewöhnlicher Fehler der franzöfifchen Handbücher und auch hier fehr auffallend.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 15. May 1806.*

## PÄDAGOGIK.

Salzburg, in d. Mayr. Buchh., u. Landshut, b. Krüll: *Beobachtungen und Vorschläge über Erziehung und Schulen*, in Briefen an einen Beamten auf dem Lande. Von *J. B. Graser*. — *Erstes* Bändchen. 1804. 244 S. *Zweytes* Bändchen. 1805. 390 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Diese Briefe betreffen die literarische Erziehung, insbesondre die Bildung der Erziehungsbeamten, und werden als Vorläufer einer vollständigen Erziehungstheorie angekündigt. Der Vf. geht von dem richtigen Grundsatze aus, dass erst dann wahre Volksbildung möglich werde, wenn die Volkslehrer vorher wohl gebildet worden seyen. Ob er aber darin Recht habe, dass bisher für die literarische Erziehung gerade am wenigsten geschehen sey, bezweifeln wir; uns scheint gerade dieser Theil unsrer National-Erziehung noch am besten, wo nicht beynahe ausschliesslich, bedacht worden zu seyn. Aber dass man mehr auf Kenntnisse, Einsichten und Fertigkeiten, als auf Sittlichkeit hingearbeitet habe, dürfte wohl zugestanden werden müssen. Im *ersten* Bande dieser Briefe bemüht sich der Vf., die Schädlichkeit der auf das Princip der Zucht gebaueten Erziehungsmethode zu zeigen. Er versteht unter diesem Princip dasjenige, nach welchem man die Jugend durch *Zwang*, *Anhalten* und *Angewöhnen zu dem zu machen suche, was sie werden solle*; das entgegenstehende nennt er das Princip der *Erziehung*, nach welchem man die Jugend *alles durch sich selbst werden lasse, und nur solche Veranstaltungen treffe, durch die ein Knabe und Jüngling zur Entwickelung und Uebung seiner Kräfte in dem Gewebe von Umständen, in welchen er sich befinde, unaufhörlich neue Veranlassung, Aufforderung und Beyhülfe dazu erhalte*. So wie hier der Vf. das Princip der Zucht beschreibt, dürfte es wohl den harten Tadel nicht verdienen: denn bey der besten Erziehung muss *Anhalten*, *Angewöhnen*, und, nach Beschaffenheit des Zöglings, auch *Zwang* so lange Statt finden, bis der Zögling die Stärke gewonnen hat, sich selbst zu *zwingen*, d. h. eigenwillig der Gewalt innerer und äusserer Reizungen zum Bösen Widerstand zu leisten. Allein der Vf. eifert auch eigentlich nur gegen die Erziehung, welche *alles* durch Zwang, Einsperren und Zurückhalten erreichen will, kurz! gegen jene klösterliche Erziehung, die in frühern Zeiten auch im protestantischen Deutschlande auf vielen Schulen Statt fand. Alles, was gegen diesen Mönchsgeist der Erziehung gesagt wird, finden wir sehr wahr und gegründet; auch mag diess, in Beziehung auf Baiern gesagt, ein Wort zu seiner Zeit gesprochen seyn; allein wo der Vf. über diese Auswüchse der Erziehung hinausgeht, und gleichsam das System, aus welchem jene Auswüchse hervortrieben, angreift, da scheint er, hin und wieder, das Böse mehr in die Sache hineinzulegen, als es in derselben zu finden. So wird z. B. an dem Systeni der *Zucht* getadelt, dass die Correction und Strafe der Willkür und Einsicht des Erziehers überlassen sey, folglich von der *individuellen* Ansicht des vorkommenden Falles abhange. Hiergegen läst sich mit Grund einwenden, dass es zuvörderst nicht dem Systeme der Zucht zur Last falle, wenn Correction und Strafe weder durch Herkommen, noch durch bestimmte Gesetze vorgeschrieben sind; diese Unterlassung liegt keineswegs als nothwendig in der Natur jenes Erziehsystems; sodann können wir gar nicht absehen, warum es so nachtheilig seyn soll, wenn der Erzieher nach seiner Einsicht und nach Ansicht der vorkommenden Fälle die Correctionsart bestimmt; es kann ja wohl bey keinem Erziehungssysteme anders seyn, weil es unmöglich ist, dem Erzieher die für jeden einzelnen Fall passende Verfahrungsart nach allen ihren Modificationen vorzuschreiben. Wenn der Vf. meynt, dass bey der Zucht ein fernes Ziel (Weisheit und Selbstständigkeit) nie geahndet werde, so liegt diess abermals nicht als nothwendig in dem Princip der Zucht; beide Erziehungsweisen können sich dieses ferne Ziel vorstecken, obgleich die Wege sehr verschieden seyn mögen, auf welchen sie zum Ziele hinsteuern. Besser wäre es gewesen, wenn der Vf. sich auf die Fehler und Nachtheile, welche aus dem Princip der Zucht als solchem hervorgehen, beschränkt, und alles Zufällige, was sich bey jeder andern Erziehungsweise ebenfalls finden kann, als zufällig mit Stillschweigen übergangen hätte. Durch diese Beschränkung und durch ein mäsiges Beschneiden der üppigen Eingänge und Ankündigungen, die jede Materie einleiten, würde das Buch bedeutend kürzer, weniger ermüdend und im Ganzen seinem Zwecke entsprechender geworden seyn; auch die Popularität, um welche es dem Vf. vorzüglich zu thun war, würde durch diese Verkürzung nicht gelitten haben: denn alle Dehnungen und Seitenbetrachtungen erschweren die Uebersicht und stören folglich die Popularität. — Der *zweyte* Band dieser Briefe zerfällt in zwey Abtheilungen, in die *Erziehungslehre* und in die *Unterrichtslehre*. Wenn man schon im *ersten* Bande den Denker nicht verkennen kann: so hat man in diesem *zweyten* noch mehr Veranlassung, den Scharfsinn des Vfs. zu bewundern; muss aber auch hier die zum Theil

durch die Briefform herbeygeführte Weitschweifigkeit bedauern. Im ersten Brief, der das Princip der Erziehung aufstellt, wird gezeigt, dafs der Begriff vom Menschen, aus der Erfahrung geschöpft, keine allgemeine Gültigkeit haben könne, weil er nur das Werk der Reflexion sey, und daraus gefolgert, dafs alle pädagogische Vorschriften zur Behandlung des Menschen, aus jenem Erfahrungsbegriffe abgeleitet, trüglich seyn. Der Vf. geht daher von einem höhern Standpunkte aus, und dieser höhere, oder höchste Standpunkt ist — die *Idee der Natur*. Das Wesen der Natur besteht in Streben und Leben; diefs aber ist undenkbar, wenn nicht ein Kampf der Kräfte Statt hat. Dieser Kampf setzt ein *Streben* nach dem Gleichgewichte der Kräfte voraus, und zugleich eine beständige *Störung* des Gleichgewichts, damit der Kampf immer unterhalten werde. Hieraus wird gefolgert: 1) dafs die Urbestimmung der Natur sey, nach Einheit in sich zu streben; 2) dafs nur durch Unterhaltung des Kampfes der Urkräfte der Natur das Streben nach Einheit befördert werde; 3) dafs nur durch Reiz, der auf die weniger strebsame Kraft wirkt, der verhältnifsmäfsige Wechselkampf unterhalten werde. Diesem gemäfs wird nun in jedem Theile der Natur eine Duplicität, nämlich Streben zweyer Kräfte nach Gleichgewicht, und immerwährende Entzweyung, angenommen. Diese Duplicität findet sich also auch in dem Menschen, sowohl in seinem Körper, als in seinem Geiste. Der Zweck der Erziehung ist nun, die menschliche Natur bey ihrem Werden in so weit zu unterstützen, dafs die Hindernisse dieses Werdens beseitiget, und das Werden selbst noch eigends befördert werde. Rec. findet hier zweyerley zu erinnern: Erstlich, dafs er das Neue und Weiterführende nur in der Sprache des Vfs., nicht in der Sache hat entdecken können; was ist denn die Erziehung guter Schulen bisher anders gewesen, als ein Wegräumen der Hindernisse, welche den Zögling von seinem Ziele entfernen konnten, und ein Befördern der Gelangung zum Ziele? Sodann sieht Rec. nicht ab, wie beides besser geschehen könne, als wenn der Pädagog den Menschen mit Fleifs in der Erfahrung studirt, und gerade aus der Erfahrung die Regeln für die zweckmäfsige Behandlung des jungen Menschen hernimmt. Der Vf. theilt nun die Erziehung in die *moralische*, *physische* und *bürgerliche* ein, und tadelt (im zweyten Briefe) diejenigen, welche das *Intellectuelle* und das *Moralische* in den zwey Haupttheilen der Erziehung machen, weil die Bildung des Kopfes und Herzens schlechterdings nie getrennt werden sollte, *auch immer vereinigt sey*. Wir geben dem Vf. zu, dafs von einer guten Erziehung das *Intellectuelle* und das *Moralische* nie getrennt werden darf; allein daraus folgt nichts gegen die Eintheilung der Erziehung in die *intellectuelle* und die *moralische*; man kann den Vf. mit seinen eigenen Waffen angreifen: denn darf wohl die *moralische* und die *physische* Erziehung getrennt werden? darf ein guter Erzieher das Herz seines Zöglings veredeln, und den Körper dabey vernachlässigen? oder den Körper ausbilden, und das Herz preisgeben? Dennoch hat der Vf. mit Recht beides in der Eintheilung getrennt. Wenn der Vf. behauptet, dafs der *intellectuell-gebildete* Mensch durchaus auch *moralisch-veredelt* seyn müsse: so widerspricht dieses der Erfahrung, auch wird die Behauptung durch den Beweis selbst wieder aufgehoben. Der Vf. sagt nämlich, dafs da, wo das Gegentheil einzutreten scheine, bey dem Menschen die Vorstellung seiner Natur in der Totalität zu wenig *Leben* habe, folglich die Vorstellung eines sinnlichen Guts, wonach sich in ihm ein Trieb rege, die Oberhand auf seine Bestimmung gewinne. Was heifst diefs anders, als dafs zum Gutwerden etwas mehr, als die *Einsicht* gehöre? Leben mufs noch hinzukommen, und diese Zuthat wird wohl immer das Herz steuern müssen. Noch liefse sich wohl gegen des Vfs. Eintheilung erinnern, dafs die beiden ersten Glieder von der Natur des Menschen, das dritte, von einem Verhältnisse desselben hergenommen, folglich von einem doppelten Eintheilungsgrunde ausgegangen sey. Warum theilte der Vf. nicht mit *Stephani* und andern die Erziehung ein in die *a*) des Menschen, *b*) des Weltbürgers, *c*) des Staatsbürgers? Den Plan für die drey Erziehungsarten finden wir im Ganzen recht gut, nur sollte die moralische *vor*, nicht *hinter* der bürgerlichen aufgeführt seyn: denn der Mensch mufs eher zu einem moralischen, als zu einem bürgerlichen Wesen erzogen werden. Durch diese Versetzung ist manches an die unrechte Stelle gekommen; so steht *Angewöhnung zur Ordnung* unter der moralischen, *Angewöhnung zur Arbeitsamkeit* unter der bürgerlichen Erziehung; soll denn der moralische Mensch von Arbeitsamkeit, und der Bürger von Ordnung entbunden werden? Geschichte und Geographie läfst der Vf. den Bürger der *Klugheit* wegen lernen. Was weiter über die einzelnen Theile der drey Erziehungsarten in den folgenden Briefen gesagt wird, müssen wir übergeben, aber dem Pädagogen zum Studiren vorzüglich empfehlen. Die Vorschläge des Vfs, die Organisation der Schulen betreffend, scheinen dem Baierischen Schulplan zum Grunde gelegt zu seyn, und können mit diesem als anderweitig beurtheilt angesehen werden. Ungeachtet wir übrigens der Zerstückelung und Vertheilung der Lehrgegenstände in Triennien und Klassen nicht hold seyn können, weil uns die Erfahrung sagt, dafs es mehr frommt, wenn der Lehrling wenigere Gegenstände auf einmal, und diese wenigern erschöpfend treibt, als wenn ihm so viele Theile und Theilchen aus allerley Wissenschaften und Sprachen vorgelegt werden: so müssen wir doch die Anordnung und Vertheilung selbst für sehr gelungen erklären; kein Pädagoge wird, wie das ganze Buch, so vorzüglich den gewichtvollen neunzehnten Brief ohne viele Belehrung aus der Hand legen. Was Rec. nicht gefallen hat, ist, dafs Geschichte, Philologie und Mathematik unter der abgesonderten Rubrik *Hülfswissenschaften* aufgeführt worden sind. Hätte der Vf. die drey Gegenstände des menschlichen Wissens — Welt, Mensch, Gott — nicht in zu beschränktem Sinne genommen: so möchte sich schon in den andern Rubriken eine Stelle für diese angehängten Wissenschaf-

schaften gefunden haben. Warum wird der Begriff *Welt* nur auf den Punkt der *Gegenwart* beschränkt? Liegt nicht die Gegenwart, zumal wenn die Rede von der Natur und Beschaffenheit unsers Erdkörpers ist, als Wirkung in der Vergangenheit als ihrer Ursache? Und ist der *Mensch* nur ein Wesen von heute, das bloss zu anatomiren ist, um es kennen zu lernen? Ist er nicht auch ein Wesen der *Vergangenheit*, zu dessen richtiger Kenntniss sein Thun und Treiben von Anbeginn der Welt studirt werden muss? Liess sich also die Geschichte nicht füglich als ein integrirender Theil des Unterrichts über *Welt* und *Mensch* aufführen? Eben so wenig sehen wir ein, warum *Mathematik, Logik* aber nicht, unter die Hülfswissenschaften gesetzt worden ist. Wenn der Vf. am Schlusse dieses Briefes die Meinung äussert, dass jedes nach seiner Anordnung anzufertigende Schulbuch, wenn es auch einen *besondern* Gegenstand behandle, doch immer so eingerichtet werden müsse, dass das *Allgemeine* zugleich vorkomme, und nur das *Besondere* hervorgehoben und ausführlicher dargestellt werde: so müssen wir sowohl aus ökonomischen, als pädagogischen Gründen vor einer solchen Büchermacherey warnen; leider! ist diese Manier bey Anfertigung der Schulbücher schon zu üblich, als dass man dazu noch aufmuntern sollte. — Was der Vf. in den letzten Briefen noch über Methode sagt, ist dem Rec. aus der Seele geschrieben. Die beliebte breite Erklärungsmethode, welche dem Schüler alles so klar und deutlich macht, dass er es mit Händen greifen kann, ist das Verderben unserer Schulen; der Schüler kann vor dem ewigen Erklären und Verdeutlichen des Lehrers nicht zum Denken kommen, sondern wird gezwungen, alles papageyenmässig aufzunehmen. Möge des Vfs. Wort diese schädliche Demonstrirmethode verdrängen helfen! Fragen, Widersprüche und Einwürfe — das sind und bleiben die Hauptmittel des Unterrichts; sie zwingen den Schüler, sein eigner Erklärer zu werden, und diese Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit, nicht das Viel des Gelernten, ist unstreitig die beste Frucht jedes Unterrichts. Wenn übrigens der Vf., der jeden Unterricht auf die Hauptidee — Religion — bezogen wissen will, meynt, dass diess dermalen noch so ganz verabsäumt werde: so hat er offenbar übersehen, dass ein Unterricht auch *mittelbar* auf Religion bezogen werden könne. — In einem Anhange äussert der Vf. auch noch seine Meinung über das Laster der Selbstbefleckung unter andern dahin, dass erst beym Uebergange des Knabenalters in die Pubertät die Belehrung eintreten müsse. Wir betrachten diesen Zeitpunkt als den gefährlichsten für die Belehrung, und wählen in unsrer Praxis die ersten Jahre der Kindheit, um alles der strengsten Wahrheit gemäss mitzutheilen, was späterhin die Neugierde reizen und auf eine nachtheilige Weise beschäftigen kann. Früh mitgetheilt, geht diese Kenntniss, wie jede andere, ins Gedächtniss über, und wird daselbst eine friedliche Bewohnerin; später stürmt sie auf die Phantasie ein, und wird eben dadurch für Sittlichkeit und Gesundheit oft gefährlich. Endlich bemerken wir, dass der Sprache des, sonst sehr achtungswerthen, Vfs. mehr Correctheit, und seinem Selbstlobe mehr Begränztheit zu wünschen wäre.

Leipzig, b. Köhler: *Stipendien-Lexikon von und für Sachsen*, oder *Versuch eines vollständigen Verzeichnisses* und *Beschreibung der in den Churfürstl. und Herzogl. Sächsischen Landen für Studirende*, auf Schulen und Universitäten, für Prediger, Schullehrer, auch andre Gelehrte, und für Witwen und Waisen derselben, *vorhandenen Stiftungen.* Aus handschriftlichen und gedruckten Nachrichten. *Erster* Theil. Von *Joh. Dan. Schulze*, M. P. C. und Rector des Lyceums zu Luckau. 1805. XX u. 296 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Stipendien, oder Unterstützungsmittel für dürftige und doch talentreiche oder lernbegierige junge Studirende, Lehrer an Kirchen und Schulen, und deren Nachkommen, sind eigentlich erst in neuern Zeiten entstanden, als fremde Universitäten, z. B. Bologna, Paris u. dgl., und nachher deutsche niedre und höhere Schulen zu besuchen waren. Dieser wirklich liebenswürdige Geist, auch noch nach dem Tode, in unübersehliche Zeiten hinaus, am Wohle der Menschheit zu arbeiten, verbreitete sich nachher in unserm Vaterlande auf die rühmlichste Art unter Hohen und Niedern so sehr, dass nicht leicht eine Stadt sich findet, welche ohne dergleichen Aeusserungen des löblichsten Gemeinsinnes geblieben wäre. Recht schätzbar ist daher diese Arbeit des Vfs., welche sich zwar dem Titel nach nur über Sachsen im engern Sinne erstrecken soll, aber wirklich mehr leistet, indem sie auch manche Städte, die nicht dahin gehören, aufgeführt hat, als Berlin, Halle, Hildesheim u. a. Da sie der erste Versuch in ihrer Art ist: so kann auf durchgängige Vollständigkeit gar kein Anspruch gemacht werden. Doch scheinen dem Vf. manche Artikel ungemein gelungen zu seyn, als Leipzig und die dem Vf. nahen Städte. Was der jetzige König von Preussen für Halle gethan hat, fehlt noch. Zwar könnte Rec., nach dem in der Vorrede vom Vf. geäusserten Verlangen, verschiedne Beyträge zu dem Werkchen liefern; er findet es aber überflüssig, da der Vf. viel leichter zu seinem Zwecke gelangen wird, wenn er sich an die Consistorien geradezu wendet, welche, bey dem Geiste der Liberalität und Publicität unsrer Zeit, kein Bedenken tragen werden, seinem in der geziemenden Form gemachten Antrage Genüge zu leisten. Wir schliessen die Anzeige dieses empfehlungswürdigen Werks mit dem Wunsche, dass über die Stipendien, besonders für junge Studirende, überall mehr Aufsicht von Seiten der Regierungen angewandt werde, und dass mehr Publicität darin Statt finde, als bisher leider der Fall ist.

## OEKONOMIE.

Leipzig, b. Hartknoch: *Radikale Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht, insonderheit für* Thü-

*Thüringen und die angränzenden Länder, in welchen Dienstboten und Tagelöhner zu fehlen scheinen, um ein vollkommenes Fruchtwechselsystem einzuführen*, von *August Hoffmann*, Conrector und ehemaligem Privaterzieher auf dem Domainenamte Chorin in der Ukermark. Mit zwey Tabellen und einigen Anmerkungen von *Johann Riem*, Churfürstl. Sächs. und Fürstl. Anhalt-Plessischem Commissionsrathe, beständ. Secretair der ökon. Societät u. s. w. 1803. 165 S. 8. (16 gr.)

Vorzüglich zur Verbesserung der Landwirthschaft in Thüringen sind diese Bogen geschrieben. Um der Einführung eines bessern Fruchtwechselsystems den Weg zu bahnen, macht der Vf. zuvörderst Vorschläge, wie dem vermeintlichen Mangel an Menschen durch allgemeine Einführung der Sense statt der Sichel beym Abmähen des Wintergetreides, durch Abschaffung des Grasholens zur Sommerfütterung, durch eine vortheilhaftere Anwendung der Menschenkräfte beym Dreschen und Reinmachen des Getreides, und durch eine andre Einrichtung der Ochsenpflüge abgeholfen werden könnte. Hierauf werden die Unvollkommenheiten der Dreyfelderwirthschaft geschildert, und ihnen die Vortheile entgegengestellt, die mit einer Fruchtbestellung verbunden sind, in welcher Halmtragende Gewächse mit Hülsenfrüchten und Futterkräutern gehörig abwechseln. Zur Erläuterung der letztern Wirthschaftsart sind Tabellen und vergleichende Berechnungen beygefügt. Wir wollen der aufgestellten Theorie, die aus den Werken *Thaers* und mehrerer ökonomischen Schriftsteller bekannt ist, keine Zweifel entgegensetzen. Auch verkennen wir die lobenswürdige Absicht des Vfs. gar nicht, durch seine Schrift die Landwirthe Thüringens zur Einführung eines vollkommnern Fruchtwechselsystems, zum Vortheil der Landwirthschaft, zu ermuntern. Es wird indessen immer schwer halten, den Landmann aus dem gewohnten Geleise herauszubringen; auch entsteht noch die Frage, ob, wenn auch der Landmann zu solcher Reform geneigt wäre, seine Unternehmungen überall einen glücklichen Erfolg haben würden? Soll die gute Sache gewinnen: so müssten von Landwirthen, die in öffentlichem Zutrauen stehen, auf Landstücken von mehreren Hufen, wenigstens zwölf Jahre hindurch, Versuche mit dem neuen Fruchtwechselsystem auf das sorgfältigste angestellt, der Erfolg derselben mit dem Gewinn bey der alten Bewirthschaftung der nämlichen Hufen, nach Ausweisung der Wirthschaftsrechnungen, verglichen, und diese Resultate in einem Volksblatte populär vorgetragen, und, mit allen Beweisen unterstützt, dem Landmann zur Beherzigung vorgelegt werden. Nur durch solche praktische Erfahrungen und durch wirkliche Beyspiele von vorher durch die Dreyfelder-Eintheilung verfallenen, durch das neue Fruchtwechselsystem aber emporgebrachten Wirthschaften, kann der Trieb zur Nachahmung belebt werden.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Erfurt*, b. Knick: *Der Passagier zu Pferde.* Ein Noth- und Hülfsbüchlein für Reisende, um ihre Pferde gesund zu erhalten, sich vor Schaden zu hüten, und jeder Gefahr auszubeugen. Von *Gottlob Meyer*, Königl. Preuss. Stallmeister und praktischem Thierarzt zu Erfurt. 1805. VI u. 58 S. 8. (6 gr.) — Obgleich Rec. diesem Büchlein, das 1) allgemeine Vorsichtsregeln vor der Abreise, und zweckmässige Reisevorbereitung, 2) Verhaltungsregeln auf dem Wege, 3) schnelle Hülfsmittel bey eintretenden Krankheitszufällen angiebt, nicht allen Nutzen abspricht, welchen es für reisende Layen haben kann, um diese auf so manche Dinge, welche eine weite Reise erfordern, einigermassen aufmerksam zu machen: so würde es doch mehr Werth und eine allgemeinere Nützlichkeit gewonnen haben, wenn der Vf. die vorgetragenen Gegenstände besser geordnet, deutlicher dargestellt, und gründlicher abgehandelt hätte. S. 2. giebt er die Regel, man solle beym Beschlagen genau darauf sehen, dass weder von der *Tracht*, Sohle, noch auch vom Strahle etwas weggenommen werde u. s. w. Diese Vorschrift könnte leicht zu grossen Irrthümern verleiten, und ist, was die Trachten betrifft, nicht allgemein anwendbar: bey vielen Pferden wächst der Huf an den Trachten so stark und hoch, dass, wenn man dieselben nicht verhältnissmässig niedriger schneiden lässt, die Fesseln und Kothengelenke an ihrer freyen Bewegung gehindert werden, wodurch das Pferd zu viel auf den Zehen zu gehen veranlasst wird; Unsicherheit und frühzeitige Abnutzung der Vorderschenkel sind die Folgen davon. S. 3. drückt sich der Vf. über die Art, wie der Sattel auf das Pferd gelegt werden muss, nicht deutlich genug aus, wenn er sagt: „Nimmt er den Sattel vor, sey es ein deutscher oder englischer, so lege er ihn aufs Pferd, und zwar so, dass *er vorne dicht am Widerross aufliegt* u. s. w." Da die richtige Lage des Sattels besonders für Reisende etwas sehr Wesentliches ist, so hätte er sie etwa auf folgende Art darüber belehren müssen: Der Sattel muss mit seinen vordern Kissen gegen die Schultern des Pferdes, welche hier eine sehr fühlbare Vertiefung bilden, gelegt werden: er muss bey dieser Lage so gestopft seyn, dass er weder den Wiederross, noch die Rückwirbelbeine des Pferdes im geringsten berührt, so dass man sowohl vorne unter dem Sattelknopf, wie auch in der Mitte des hinteren Baums, bequem einige Finger dazwischen stecken kann, die Kissen hingegen müssen an allen übrigen Stellen ganz gleich aufliegen. — S. 7. hat der Vf. einen groben Druckfehler übersehen. Es heisst nämlich, die richtige Lage ist, dass das Mundstück bey Hengsten und Wallachen einen Daumen breit über den *Bucken* u. s. w. Statt *Backen* sollte es *oberen Haaken* heissen. — Die angegebenen Hülfsmittel bey eintretenden Krankheitszufällen sind als bewährt zu empfehlen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Freytags, den 16. May 1806.*

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

NEUSTRELITZ, b. Albanus: *Ueber Meklenburgs Creditverhältnisse nebst einigen Reflexionen über Getreidepreise und Güterhandel*, vom Kammerrath Dr. *Zimmermann*. 1804. XV u. 280 S. 8. (20 gr.)

Der Vf., welcher sich, laut eigner Aussage in der Vorrede, ehemals viel mit Geldgeschäften und Güterhandel im Meklenburgischen abgegeben, hatte schon längst den Gedanken, das Meklenburgische Creditwesen einmal einer öffentlichen Prüfung zu unterwerfen, und wurde durch die im J. 1799. von der Meklenburg. ökonom. Gesellschaft über die Abhelfung des Geldmangels aufgegebene Preisfrage von neuem zur Ausführung jener Idee gereizt, die er jedoch erst, wegen mancher Hindernisse, später, als er sich vorgesetzt hatte, in dem gegenwärtigen Versuche zu Stande gebracht hat. Die genaue Bekanntschaft, welche sich der Vf. von Meklenburgs Zustande seit mehrern Jahren durch seine Amts- und Geschäftsverhältnisse erworben hat, und die gute Bekanntschaft mit den staatswirthschaftlichen Theorieen, machen ihn allerdings vorzüglich zu der Untersuchung eines so wichtigen Gegenstandes geschickt; und da mehrere Länder sich mit Meklenburg in gleicher Lage befinden: so hat die Abhandlung einen viel weitern Umfang, als der Titel andeutet. *Mutato nomine fabula de te narratur.* In dieser Hinsicht wird es für unsere Leser interessant seyn, den Gang der Untersuchung des Vfs. kurz verzeichnet zu finden; insbesondere aber ist es wichtig, die Heilmittel zu beleuchten, welche der Vf. für sein Vaterland vorschlägt. Denn bey keiner Krankheit ist eine so grosse Behutsamkeit nöthig, als bey den Creditfiebern.

Die Schrift beginnt mit einer historischen Skizze der Creditverhältnisse Meklenburgs seit dem siebenjährigen Kriege. Im siebenjährigen Kriege litt Meklenburg unendlich, doch fehlte es während desselben eben nicht an baarem Gelde; es war aber schlechtes, gehaltloses Geld, und da der Handel stockte, kein Güterverkauf vorfiel, und alle Circulation sich blofs auf die Unterhaltung der in und bey Meklenburg stehenden Armeen beschränkte: so war das Phänomen, dass bey aller Noth kein Geldmangel war, leicht zu erklären. Nach dem Kriege wurde das durch denselben verursachte Uebel erst recht empfunden. Die Reduction des schlechten Geldes machte den allgemeinen Mangel desto fühlbarer. Insbesondere traf die Noth den Landmann und den Gutsbesitzer, der zu seiner Subsistenz und zur Verbesserung seiner Güter des Geldes bedurfte. Aber selbst die sichersten Gutsbesitzer konnten oft nicht die kleinsten Summen auftreiben. Ein allgemeiner Misscredit, eine Menge von Concursen, ein bedeutendes Fallen der Güterpreise war die Folge davon. In den Jahren 1775. und 1776. stand mehr als der achte Theil der Güter im Concurse, und das baare Geld und der Credit war gänzlich verschwunden. Von dieser Zeit an aber bis zur französischen Revolution wuchs Meklenburgs Reichthum und Credit ununterbrochen. Die Ursachen dieser Veränderung findet der Vf. S. 22. ganz richtig theils in dem seit 1776. sicher gestellten Verkauf der in Concurs gerathenen Landgüter, theils in dem steigenden Preise der Producte, den guten Aernten, dem ansehnlichen Verkauf der Landeserzeugnisse, besonders des Getreides und der Pferde. Hierdurch wurden zugleich reiche Ausländer in's Land gezogen, welche nebst den im Auslande gemachten öffentlichen Anleihen den Geldstock so vermehren halfen, dass man in den letzten Jahren vor der französischen Revolution überall keinen Geldmangel mehr bemerkte, und es keinem Gewerbe an dem zum gehörigen Betriebe erforderlichen Geldvorrathe und Credit gebrach. Geld war vollauf zu fünf, ja am Ende dieser Periode zu vier p. C. zu haben, und die Landgüter standen zuletzt um 100 bis 150 p. C. höher als zu Anfange dieser Periode, und stiegen mit jedem Jahr um 10 p. C. Während der französischen Revolutionszeit blieb dieses alles im Steigen, und Geld und Güterpreise nahmen in erstaunlicher Proportion zu. Die Höhe der Getreidepreise und aller übrigen Landesproducte stieg; die Kauf- und Pachtlustigen vermehrten sich unglaublich, und der Güterpreis hob sich diese Periode hindurch noch um beynahe 100 bis 120 p. C. Indessen lag der Grund der grossen Geldeinnahme und des Steigens der Güterpreise in dieser Periode nicht so sehr in der verbesserten Cultur und in ihrer vermehrten Production, als vielmehr allein in dem hohen Preise der Producte. Hr. *Z.* behauptet aus guten Gründen, dass seit 1789. die Aernten bey weitem nicht so ergiebig gewesen seyn, als vorher, und dass eben deswegen eine viel geringere Quantität Getreide während dieses Zeitraums ausgeführt worden. Den Grund dieser mindern Production findet er (S. 49 f.) theils in den ungünstigen Naturereignissen während dieser Zeit, theils in den künstlichen Veränderungen der bisherigen Bewirthschaftungsart, und belegt die Richtigkeit des Facti selbst durch die Ausfuhrlisten der Stadt Rostock und andere Erfahrungen. Dieses erklärt zum Theil schon den Geldmangel, welcher sich nach dem letzten Frieden eingefunden hat, und der jetzt immer drückender zu werden anfängt. Der Credit dauert zwar auch nach dem Frieden noch fort, aber seit dem J. 1803. wird ein-

ein sehr grosser Mangel an Capitalen bemerkt, und es hält schwer, bedeutende Capitale auch gegen unerschütterliche Sicherheit zu erhalten. Das Geld scheint rein verschwunden zu seyn, obgleich die Getreidepreise immer noch einen hohen Stand behaupten. Der Zinsfuss ist allgemein auf 5 p. C. in die Höhe gestiegen, und selbst der Schwindel im Güterhandel scheint abzunehmen. Die Ursachen dieser neuen Abnahme des baaren Geldes findet der Vf. S. 58. theils in den gewesenen schlechten Aernten, theils in den hohen Preisen der ausländischen Bedürfnisse. Wie sehr der verschiedene Ertrag der Aernten auf Meklenburgs Geldeinnahme wirke, da sie allein von dem Verkaufe seiner rohen Producte abhängt, wird S. 60. f. sehr gut gezeigt, und eben so, was das Steigen und Fallen des Luxus, der vermehrte Gebrauch der Luxusartikel, und der verschiedene Stand der Getreidepreise für einen Unterschied in der Geldsumme mache, die sich in Meklenburg ansammeln kann.

Da nun die Güter in den letzten Zeiten zu den übertriebensten Preisen gekauft, und nicht zur Hälfte bezahlt sind; da die Pachtungen den höchsten Gipfel erreicht haben: so hält der Vf. die Lage Meklenburgs für äusserst bedenklich, und prophezeihet im *zweyten* Abschn. seinem Credit kein grosses Glück. Das künftige Schicksal desselben wird vorzüglich 1) nach der Beschaffenheit der künftigen Aernte, und 2) nach den Preisen seiner Producte, vornehmlich des Getreides, bestimmt werden. Die erstern hängen hauptsächlich von der Natur ab, und es läfst sich in Ansehung ihrer nichts Gewisses voraussagen. Ob das Getreide bey den hohen Preisen auf die Dauer bleiben werde, darüber wird S. 73 f. eine sehr interessante Untersuchung eröffnet.

Mit Recht werden die Gemeinsprüche von der Steigerung des Werths aller Dinge durch Vermehrung der edeln Metalle, Vermehrung der Bevölkerung als Gründe, die jetzige plötzliche Theurung zu erklären, verworfen, und der Vf. verfolgt die wahren Ursachen, welche die Preise der Dinge seit 1789. erhöht haben, weit gründlicher, als man dieses in den gewöhnlichen Flugschriften findet. Er giebt davon neun Hauptursachen an, die sich leicht auf folgende reduciren lassen: nämlich erstlich solche, welche auf Verminderung der Production, und Vermehrung der Consumtion wirkten. Dahin gehörte die Revolution in Frankreich, Polen, Holland, Irland, der Schweitz und Italien. Unter denselben litt der Ackerbau unglaublich, und die damit verbundenen Kriege vermehrten die unnütze Consumtion. Beides musste auf Erhöhung der Kornpreise sehr stark wirken. Die Production wurde aber auch in dieser Periode durch die Natur sehr zurückgehalten. Denn es ist fast kein Staat in ganz Europa, dessen Aernten nicht während der letzten zwölf Jahre weit schlechter ausgefallen sind, als sie nach dem gewöhnlichen Gange der Natur hätten seyn sollen. Dieses wird S. 89 f. durch Facta bewiesen. Dabey nahm dennoch die Bevölkerung in allen Theilen Europa's zu, und die vergrösserte Consumtion forderte also bey den schlechten Aernten theils die Cultur neuer Surrogate, theils fremde Zufuhr, wodurch nothwendig die Preise steigen mussten. Zweytens solche, welche die Zahlmittel vermehrt und wohlfeil gemacht haben. Dahin rechnet er die Vermehrung des Papiergeldes in den europäischen Staaten in den neuesten Zeiten, und den sowohl dadurch als durch die hohen Preise des Getreides vermehrten Geldumlauf, bey welchem letztern der Landmann seine Producte mehr an sich halten, und auf höhere Preise dringen konnte. Endlich drittens wirkten die politischen und künstlichen Verhältnisse sehr auf Erhöhung, vorzüglich die Störungen des Handels, und die aller Orten verfügten Getreidesperren, wobey die grossen Speculationen auf Getreide den Preis nothwendig noch höher treiben mussten, als er an sich gestiegen seyn würde.

Von allen diesen Ursachen, sagt der Vf., ist keine, der Wahrscheinlichkeit nach, dauernd, als der wachsende Metall-Reichthum und die zunehmende Bevölkerung. Die Wirkung der erstern könne nicht sehr bedeutend seyn, da sich früher die edeln Metalle noch nicht um 2 p. C. jährlich vermehrten, und in den neuern Zeiten dieses Verhältniss noch viel zu gross sey, da es vielleicht kaum 1 p. C. betrage; der andern Ursache aber werde eine erweiterte Cultur wüster Ländereyen, und ein verbesserter Ackerbau, der bisjetzt noch keine sonderlichen Fortschritte gemacht habe, ebenfalls stark entgegenwirken. Der Vf. zeigt, dass nach einer allgemeinen Berechnung (S. 103 f.) Europa schon jetzt mehr Getreide baue, als es bedarf, und dass besonders in Frankreich durch die neue Gestalt der Dinge eine Menge Hindernisse, die sonst der grössern Production im Wege standen, gehoben sind. Wenn also jene übrigen Ursachen wegfallen: so glaubt er, werden diese beiden die Getreidepreise nicht bey dieser Höhe erhalten können; er hält vielmehr dafür, dass die Regel, welche für die vergangenen Jahrhunderte gilt, auch für die künftigen gelten werde, nach welchen sich die Getreidepreise von einem Jahrhundert zum andern etwa nur um 10 p. C. gehoben haben, und ist der Meinung, dass ein Fallen der Preise um so leichter bewirkt werden könne, je mehr die Theurung der Producte die Vervollkommnung und Vergrösserung der Production allenthalben aufgemuntert habe.

Aus diesen Betrachtungen folgert der Vf. einen schlimmen Zustand für Meklenburg. Denn auf den hohen Getreidepreisen allein ruhen 1) die hohen und übertriebenen Pachtungen; 2) der Geldvorrath und der Reichthum des Landmannes und 3) der hohe Kaufwerth der Güter. Fallen also jene, so müssen die Pächter entweder ein grosses Vermögen zusetzen, oder den Bettelstab ergreifen, der Geldvorrath schwindet, und der Preis der Güter, da dessen Steigerung allein auf der Theurung der Producte, nicht auf Meliorationen der Grundstücke beruhet, sinkt, die darauf haftenden Capitale werden aufgekündigt, und da viele, ja die mehresten Güter mit weit grössern Schulden behaftet sind, als ihr ehemaliger ganzer Kaufwerth betrug: so werden Concurse ohne Zahl entstehen, in welchen die Besitzer als Bettler davon gehen, und die Gläubiger einen grossen Theil ihres Capitals einbüssen

wer.

werden. Eine erbauliche Betrachtung über die Meklenburgische Güter-Jobberey macht den Beschluss dieses Abschnitts.

Der *dritte* Abschn. hat die Kritik der Mittel zum Gegenstande, wie diesem Uebel zuvor zu kommen, oder das Unglück zu vermindern seyn möchte. Er verwirft 1) *das Papiergeld*, insbesondere für Meklenburg *a*) weil der Geldumlauf in demselben viel zu schwach sey, als dass sich ein Papier darin in vollem Credit erhalten könnte, und die grössern Geldzahlungen nur stossweis kommen; *b*) weil der Geldstock daselbst zu veränderlich und schwankend, und *c*) weil das Volk nicht daran gewöhnt sey. 2) Die Errichtung einer *Zettel*- oder *Leihbank*, wogegen ein ganzes Dutzend Gründe von ungleicher Stärke angeführt wird. Der erheblichste, oder vielmehr der Grund, welcher der Einführung die mehresten Schwierigkeiten entgegensetzen würde, ist wohl der, dass eine solche Bank, wenn sie nach solidem Fuss verfahren wollte, die Unsicherheit der bisherigen Güterhypotheken ans Licht bringen, und dadurch den Ruin der verschuldeten Gutsbesitzer desto eher befördern würde; dass mit einer solchen Bank in Meklenburg keine merkantilischen Operationen verbunden werden können, da es an einem lebhaften Handel fehlt, zeigt der *fünfte* Abschnitt, der eigentlich zu dem *dritten* gehört. 3) *Anleihen im Auslande*, weil diese nur dem vorübergehenden Mangel abhelfen, und der jährliche Zinsverlust das National-Capital schwächt. 4) Die Errichtung eines *Creditsystems*, wogegen die allgemeinen Gründe §. 51. 52. schwach und unbedeutend sind; dass es aber Meklenburgs Grundherrn nicht von ihrem Unglück auf den Fall, dass die Güterpreise sinken, befreyen könne, ist durch den unter Nr. 1. S. 187. aufgestellten Grund hinreichend bewiesen. Er besteht darin, dass ein Creditsystem den Privatcredit der Gutsbesitzer, welche hohe hypothekarische Schulden haben, über den Haufen werfen würde.

Endlich thut der Vf. im *vierten* Abschn. seine Vorschläge, wie dem Geldmangel in Meklenburg abzuhelfen seyn möchte. Er baut sie auf die beiden Grundsätze: *Gewinnung der Ueberbalanz in dem Verkehr mit dem Auslande*, und *Vermehrung des Geldumlaufs*. Die Ueberbalanz im Handel denkt er dadurch zu gewinnen, dass er (S. 199.) die Manufacturen in Wolle, Flachs, Baumwolle und Leder durch *Prämien* von 15 — 20 p. C. aufgemuntert wissen will, wodurch wohl 700000 Rthlr. jährlich mehr im Lande bleiben würden, und wozu eine Aufopferung von etwa 100000 Rthlrn. auf 20 nach einander folgende Jahre nöthig seyn dürfte, welche Gutsbesitzer und Städte wegen des daraus für sie entspringenden Vortheils leicht machen könnten. Zur Vermehrung des Geldumlaufs aber räth der Vf. 1) den Credit zu verbessern, und setzt dabey die Mängel und Gebrechen der Meklenburgischen Creditverhältnisse (S. 209 — 234.) sehr gründlich und wahr aus einander, so wie er auch beherzigungswerthe Vorschläge zu deren gesetzlicher Verbesserung hier und auf den folgenden Seiten thut; 2) die Anzahl der kleinen eigenthümlichen Besitzungen auf dem Lande zu vermehren, welches theils durch die Erlaubniss, dass kleine Leute sich auf dem Lande anbauen dürften, und kleine Gartentheile von etwa 100 Q. Ruthen erhielten; theils durch die Vererbpachtung der Bauerhöfe geschehen könnte, wovon die Möglichkeit und das Vortheilhafte der Ausführung sehr richtig gezeigt wird.

Jeder Kenner wird die weitere Ausführung dieser Materie in der angezeigten Schrift mit Interesse lesen. Eine innige Bekanntschaft mit den Verhältnissen des Landes, worüber der Vf. schreibt, und helle Blicke in die Natur der zu heilenden Krankheit, sind überall wahrzunehmen. Wenn übrigens der Vf. mehrere Mittel, welche in andern Staaten für nützlich befunden sind, nicht bloss für sein Vaterland, sondern selbst im Allgemeinen verwirft: so hat er dabey einen Gesichtspunkt aus der Acht gelassen, der vielleicht dem ganzen Räsonnement darüber eine andere Richtung und eine weit grössere Deutlichkeit gegeben haben würde. Er ist folgender: Weder Papiergeld noch Banken, weder Anleihen noch Credit-Systeme können einem Lande helfen, das mehr schuldig ist, als es *reellen* Werth besitzt. Tritt also in Meklenburg jemals der Fall ein, oder wird der Glaube allgemein, dass er leicht eintreten könne, dass Meklenburgs Gutsbesitzer mehr Schulden auf ihren Gütern haben, als sie ihrer beständigen und regelmässigen Nutzung nach werth sind: so ist der Bankerott dieser Gutsbesitzer durch keines dieser Mittel zu verhindern, und jedes Institut, das sich mit ihrer Rettung befasst, muss unvermeidlich früh oder spät mit in das Verderben hineingezogen werden. Diese Mittel können nie dem aus der Noth helfen, der nichts hat; sie sind bloss *Spar*- und *Erleichterungsmittel* für den, welcher *viel* hat, der sich auf alle Fälle helfen könnte, der aber, eben weil er reich und dabey ein guter Wirth ist, die Kosten ersparen, zu geringern Zinsen sich Gelder verschaffen will u. s. w. Nur die Papiere des soliden und zahlfähigen Kaufmanns sind ihm und dem Ganzen vortheilhaft. Wer Wechsel aus Noth ausstellt, wird sich damit selten retten und der Gesellschaft fast immer schaden. Nach dieser Betrachtung allein muss des Vfs. Kritik über die Credit-Institute gewürdiget und ermässiget werden. Ein solider Gutsbesitzer wird sich immer eine nöthige Anleihe zu verschaffen wissen; und wenn sie ihm auch 5 — 6 p. C. kostet: so wird er doch dabey nicht zu Grunde gehen. Aber er wird natürlich wünschen, lieber zu den möglich niedrigsten Zinsen zu borgen, und dazu wird er allerdings viel leichter gelangen, wenn er sich mit andern zu einem Credit-Systeme vereinigt, als wenn er isolirt bleibt; und wenn eine solide Leihbank die Capitale an sich zieht und nur sichere Gläubiger aufsucht: so wird der, welcher gehörige Sicherheit stellen kann, von ihr immer gegen leichte Bedingungen mit Gelde versehen werden. Die Schwindler aber und die tief Verschuldeten werden freylich bey solchen Instituten keine Stütze finden. Aber was schadet es dem Lande, dass diese zu Grunde gehen? Je eher die Güter solchen Händen entrissen werden, desto besser für das Land. Denn ein stark verschuldeter Besitzer kann nie ein Landgut gehörig benutzen. Es ist also gar kein Nachtheil, den Credit eines Landes so einzurichten,

dass

dass alle stark verschuldete Gutsbesitzer gezwungen werden, ihre Güter so schnell als möglich zu verkaufen, damit vermögendere und bessere Wirthe ihre Stelle einnehmen. An soliden Käufern aber wird es in einem Lande, wie Meklenburg, nie fehlen, so bald die Güter zu billigen Preisen zu haben sind. Für Windmacher und Schwindelkäufer *soll* die Gesellschaft kein Rettungsmittel schaffen. Ueberhaupt aber hat der Vf. keine ganz richtigen Vorstellungen von der Nothwendigkeit und den Wirkungen des baaren Geldes in einem Lande. Er quält sich S. 30 f. sehr viel mit dem Problem, wie viel wohl der Geldstock von Meklenburg in seiner glücklichsten Periode betragen haben möge, und bringt bald 20, bald 14 Millionen, und bald wieder weniger heraus, und hält es für ein grosses Unglück, dass das schöne Geld wieder verschwunden ist. Allein so bald man erwägt, dass nie mehr baares Geld in einem Lande, wo Freyheit herrscht, bleiben wird, als nöthig ist, um die nothwendige Circulation zu bestreiten; und dass diese in Meklenburg, da der Reichthum daselbst in so wenig Händen ist, nie beträchtlich seyn kann: so werden sich immer nur wenige Millionen in Meklenburg halten lassen, es mag so viel hineinströmen, als da will, und diese werden um so mehr zureichen, auch die grossen Summen zu bezahlen, da diese bestimmte Zahltage haben, wo mit einer kleinen Summe, die aus einer Hand in die andre geht, sehr viele Zahlungen bestritten, also grosse Summen abgethan werden. Dieser letztere Umstand ist bey der Schätzung des Geldstocks von Meklenburg in dieser Schrift nicht gehörig beachtet worden; wenn man ihn aber gehörig berücksichtigt: so kann man schwerlich glauben, dass sich je vier volle Millionen Thaler in Meklenburg lange Zeit befunden haben, da das viel reichere und grössere Sachsen kaum sechs Millionen ertragen kann. Die hohen Güterpreise allein machen es begreiflich, dass, des erwähnten Reichthums ungeachtet, die gesammelten Capitale nicht hinreichen, die vorfallenden Zahlungen mit Leichtigkeit zu leisten, besonders wenn es richtig ist, was der Vf., wie Rec. glaubt, gründlich erwiesen hat, dass die eingegangenen Summen theils wegen der schlechten Aernten, theils wegen des vermehrten Luxus, bey weitem nicht so gross sind, als man gewöhnlich denkt. Da nun die grossen auf den Gütern haftenden Schulden natürlicher Weise eine stete vermehrte Nachfrage nach Capitalien verursachen, die um so mehr wächst, je mehr die Gläubiger wegen der übertriebenen Kaufpreise an der Sicherheit zu zweifeln anfangen: so ist es begreiflich, dass bald Noth um Capitale entstehen muss. Diese ist während der Schwindel-Epoche immer geringer. In derselben eilt ein jeder Verkäufer, den hohen Preis mitzunehmen, und macht daher dem Käufer leichte Bedingungen, indem er grosse Summen auf dem Gute stehen lässt, und in Partialzahlungen willigt. Sollen nun letztere realisirt werden, und erfolgen Aufkündigungen, welches unter solchen Umständen sehr bald geschieht: so wird das Geld emsig gesucht, und es zeigt sich allenthalben Geldnoth. Der unglücklichste Gedanke wäre allerdings, dieser Noth durch Erschaffung eines Papiergeldes abhelfen zu wollen. Denn angenommen, dass dasselbe nach den solidesten Principien eingerichtet würde: so könnte es doch nur einen *geringen* Theil der *innern* Circulation ersetzen, und würde bey dem trägen und langsamern Geldumlauf in Meklenburg vielleicht kaum über einige hunderttausend Thaler ausgelehnt werden können, da bey dem lebhaften Umlauf in dem viel grössern und manufacturreichen Sachsen anderthalb Millionen Papiergeld schon in den mehresten Zahlungen vorkommen. Dieses würde also wenig helfen, und selbst die geringe Hülfe würde bald aufhören, da hierdurch der Credit der Gutsbesitzer doch nicht vermehrt werden könnte. Nach des Rec. Meinung ist für ein Land, wie Meklenburg, so wie der Vf. seine Lage schildert, zur Abhelfung der eingetretenen Geldnoth kein anderer Rath, als ein solides Credit-System, von welchem alle ausgeschlossen werden, welche bis auf die Hälfte eines reellen Taxwerthes, dessen Bestimmung von allem Schwindelwerthe der neuern Zeit gänzlich abstrahirt werden muss, verschuldet sind, und die gänzlich ihrem Schicksale überlassen werden müssen. Ein solches System wird nicht bloss die innern Capitale, welche volle Sicherheit suchen, sondern auch die Gelder der Nachbarschaft weit und breit anlocken, und dennoch werden nicht mehr fremde Capitale ins Land gezogen werden, als dasselbe nothwendig bedarf, und es ist immer ein Glück, wenn diese zu den möglich niedrigsten Zinsen erhalten werden können. Was der Vf. von einem solchen System für den *Privat-Credit* fürchtet, trifft nur die schlechten Schuldner. Denn solide Leute werden immer Credit finden, wenn sie nur ½ p. C. mehr geben. Was Hr. *Wildegans* und andere über die preussischen Credit-Systeme sagen, ist eben so grundlos. Freylich verhindern diese Systeme, dass der Schwindelkauf der Güter nicht zu weit getrieben werden kann, und vermehren die Verlegenheit der leichtsinnigen Käufer, die mit zu geringem Capital kaufen. Aber ist es ein Uebel, wenn diese zurückgeschreckt werden? — Der allgemeine Schwindel, die Güter zu enormen Preisen zu kaufen, hat auch in Schlesien und Pommern viele mit fortgerissen. Anfangs schien das Credit-System den Ankauf zu begünstigen; aber die schlimmen Wirkungen zeigen sich bald; nun klagt man über das Credit-System. Aber dieses steht unerschütterlich fest. Denn nirgends sind die nur 4 p. C. tragenden Pfandbriefe ohne Agio zu haben, obgleich in Schlesien 6 p. C. und in der Mark 5 p. C. auf Privat-Credit gegeben wird. Einen so hohen Credit würden diese Papiere freylich nicht behaupten können, wenn das Credit-Institut dem Ansinnen der Schwindelköpfe, die Taxen nach den modernen Principien einzurichten, hätte nachgeben wollen. Dass viele Meklenburgische Gutsbesitzer durch ein solches System desto früher zum Verkauf ihrer Güter genöthigt werden würden, ist richtig. Aber dieses wäre für das Land kein Uebel.

*(Der Beschluss folgt.)*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Sonnabends, den 17. May 1806.*

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

Neustrelitz, b. Albanus: *Ueber Meklenburgs Creditverhältnisse* — — vom Kammerrath Dr. *Zimmermann* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 117. abgebrochenen Recension.*)

Neben einem solchen Credit-Institut könnten nun alle die Mittel bestehen, welche der Vf. zur Vermehrung des innern Reichthums vorschlägt, um durch Ansammlung eigner Capitale die fremden zu ersetzen und so dem Lande den ganzen Vortheil zuzuwenden. Aber unter diesen Mitteln kann Rec. unmöglich dasjenige empfehlungswerth finden, welches S. 197 f. vorgeschlagen wird, und wodurch eine sogenannte Ueberbalance erlangt werden soll, nämlich *die Aufmunterung der Manufacturen durch Prämien*, um das Geld für Tuch, Leinwand u. s. w. im Lande zu erhalten. Es frägt sich hierbey: Trifft man in Meklenburg so viel müssige Hände an, denen auf keine andere Art Beschäftigung gegeben werden kann, als dass man ihre Arbeit über ihren Werth bezahlt? — Der Vf. sagt nichts davon, und nirgends wird hierüber Klage geführt. Wenn aber jetzt in Meklenburg jedermann sein Brot ohne Prämie verdient, warum will der Vf. sie von ihrer Arbeit abziehen, um ihnen durchaus eine Prämie geben zu können? Das Capital, welches der Vf. auf die neuen Manufacturen anlegen will, ist ja jetzt auch beschäftigt, und bringt seinen Werth, seine Zinsen und seinen Gewinn alle Jahre hervor. Von dieser vortheilhaften Anwendung müsste es abgezogen werden, und eine Prämie von 15—20 p. C. erhalten, damit es nun eben so viel hervorbrächte, und daneben würde die vortheilhaftere Anwendung unterbleiben. Der Vf. erwägt nicht, dass, wenn Meklenburg seine Manufacturwaaren kauft, es solche mit seinen Landesproducten bezahlt, und dass es um so viel rohe Producte weniger erzeugen würde, als das Capital und die Hände hervorbringen, welche er der Bearbeitung des Bodens entziehen will, um sie der Manufacturarbeit zu widmen. Denn entzogen würde es der Landarbeit auf alle Fälle, da des Vfs. ganze Klage darin besteht, dass es den Landeigenthümern noch an Capital fehlt; und wenn daher vom Auslande Capital entnommen werden sollte: so wäre es doch immer besser, diese auf Vermehrung der Producte des Bodens, die sich ohne Prämie belohnen, als auf Manufacturen zu wenden, die ohne Prämien nicht aufkommen können. So bald aber die Landbauer die in Meklenburg angebotene Arbeit und Capitale nicht mehr aufnehmen können, werden sie sich von selbst auf preuss. Manufacturarbeit wenden, ohne der Prämien zu bedürfen.

Weit mehr als diese durch Kunst und Preise hervorzulockenden Manufacturen, die, so glänzend ihr Anfang seyn möchte, bald ein namenloses Elend über das Land verbreiten müssten, wie sie es in allen Ländern, wo dergleichen existiren, thun, würden Gesetze und Massregeln nutzen, wodurch der Ertrag und die Cultur des trefflichen Bodens verbessert würde. Der Vf. hat hierzu S. 253. das richtige Mittel angegeben: Vermehrung des Privat-Eigenthums und Vervielfältigung der kleinen Besitzungen. Würde den Landleuten in Meklenburg Gelegenheit eröffnet, ihre in den guten Zeiten gesammelten und grösstentheils todtliegenden Capitale auf Ankaufung kleinerer oder grösserer Grundstücke zu wenden, und würde dem eignen Fleiss dieser Familien dadurch die Aussicht eröffnet, für sich und ihre Kinder Besitzungen und Reichthümer zu erwerben: wie würden die Capitale wuchern! Aber so hält die traurige Leibeigenschaft über ein Drittel der Einwohner in ewiger Gefangenschaft, und lähmt ihren Fleiss und ihre Erwerbslust; die Lehnsverfassung hindert die Theilbarkeit grosser Güter und die Veräusserung kleiner Stücke, und die Herzogliche Kammer versteht hierin so wenig ihren Vortheil, dass sie vielmehr (S. 260 f.) die kleinen Besitzungen noch immer mehr zusammenzieht und die Domänenstücke vergrössert. Dennoch beträgt der höchste Kammerpacht für den Scheffel Aussaat nirgends über 2 Rthlr. — Die Bau- und Kauflustigen, versichert der Vf. S. 257., würden gern einen und drey Mal so hohen Canon erlegen, und diesen Werth mit grossem Profit gewinnen. Kann noch ein Zweifel seyn, dass auf diese Weise die Ländereyen drey- und vierfach besser benutzt werden? Und wäre es nicht das sicherste und einzige Mittel, selbst den hochverschuldeten Gutsbesitzern zu helfen, wenn man ihnen die Erlaubniss ertheilte, ihre Güter zu zerschlagen und sie an wohlhabende Bauern oder andere, die sie bezahlen können, in Stücken zu 10, 20, 100 und mehrere Morgen zu veräussern? — Hat die Realisirung dieses Vorschlages so unüberwindliche Schwierigkeiten, dass der einsichtsvolle Vf. seiner gar nicht einmal gedenkt? Giebt es kein Mittel, den Lehnsherrn und die Lehnsvettern durch einen Canon (im Getreidewerth nach einem Durchschnittspreise der letzten 10 Jahre für die 10 folgenden bestimmt) zu entschädigen? Diess würde das wahre Mittel seyn, Meklenburg zu bereichern, seine Production um mehr als das dreyfache zu erhöhen, und einen wohlhabenden durch das ganze Land verbreiteten Mittelstand zu schaf-

schaffen. Dieser würde dann den Manufacturfleiss wecken und in die Höhe bringen, ohne dass es irgend einer künstlichen Schraube dazu bedürfte.

DORTMUND, b. Mallinkrodt: *Die Verbesserung der Schulen in moralisch-politischer, pädagogischer und polizeylicher Hinsicht.* Oder Versuch eines umfassenden Werkes über die öffentlichen Anstalten zur Bildung der Jugend und zur Aufklärung des Volkes. Von *Joseph Schram*, öffentl. ord. Lehrer des Natur- u. Staatsr. und der Encycl. sämmtl. ökonom. und polit. Wissenschaften. (wo?) 1803. XVIII u. 403 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Dieses gehaltvolle und in einer sehr reinen Sprache abgefasste Werk handelt in *vier* Abschnitten von der Nothwendigkeit der Schulenverbesserung und von den Erfordernissen zu einer solchen Reform. Es gehört ein hoher Grad des Enthusiasmus für das Erziehungswesen dazu, um immer von neuem die starken Gebrechen desselben zu schildern, und dadurch die Nothwendigkeit einer Abhülfe zu begründen, da bisher, bey allem Geschrey über die Dinge, die da kommen sollten, noch so gar wenig für diesen Gegenstand geschehen ist, dass die Nachwelt staunen wird, wenn sie liest: ein Zeitalter, in welchem der Taglöhner sogar besser belohnt wurde, als der Jugenderzieher, in welchem der Mann, der das Ross kunstgerecht *gehen* lehrte, mehr galt, als ein anderer, welcher des Staates junge Bürger richtig *denken* lehrte, habe sich das *aufgeklärte* genannt. Dieser hohe Grad des Enthusiasmus beseelt nun wirklich Hn. *S.*, der seinen Gegenstand so lebendig und so wahr dargestellt hat, dass jeder Leser überzeugt, und durch das tiefe Elend, in welchem die Menschheit noch seufzt, gerührt werden muss. Der Vf. hat die Farben seines Gemäldes vorzüglich von dem katholischen Deutschlande entlehnt; indessen darf das protestantische nicht stolz werden: denn schon die kleine Mischung, welche seine Farben durch des Predigers *Busch* Schilderung des Schulwesens in der preussischen Grafschaft Mark u. a. erhalten haben, zeigt zur Genüge, dass des Schuttes bey den Protestanten leicht eben so viel wegzuräumen seyn möchte, als bey den Katholiken. Die ganze Tendenz dieser Schrift geht nicht sowohl auf eine wissenschaftliche, als vielmehr auf eine sittliche Verbesserung des Menschengeschlechts. Obgleich nun diese mit Recht von einer bessern Jugenderziehung erwartet wird: so liegt es doch eben so sehr am Tage, dass man zu viel fordert, wenn man alles den Schulen und deren Lehrern aufbürdet. Unsittliche Aeltern, unsittliche Obrigkeiten, unsittliche Bürger und Staatsbeamten aller Art reissen durch Lehre und Wandel alles geschwind wieder ein, was mühsam in den Schulen aufgebauet worden ist. Soll daher dem Menschengeschlechte von Grund aus geholfen werden: so darf die Staatspolizey durchaus das obere Stockwerk nicht übersehen, die Unsittlichkeit der Leiter und Führer des Volks nicht ferner dulden. Wer Gelegenheit gehabt hat — und wem sollte es daran fehlen? — den schädlichen Einfluss so mancher untern Machthaber auf das Volk zu bemerken, wird gewiss dem Vf. beystimmen, wenn derselbe seinen Stachel vorzüglich gegen diese Menschenverderber richtet. Der ganze *erste* Abschnitt (S. 1—88.) beschäftigt sich mit Betrachtungen über die Nothwendigkeit, die Menschenerziehung von Grund aus zu verbessern, und ist keines Auszugs fähig; das Ganze ist aus der Fülle des Herzens gekommen, und muss überall, wo die Herzen nicht versteinert sind, wieder zu Herzen gehen. Der *zweyte* Abschn. enthält die Erfordernisse zur innern Einrichtung der Elementar- oder allgemeinen Land- und Stadtschulen; so wie der *dritte* die Erfordernisse der Unterrichts-Anstalten zur Jugendbildung des mittleren Bürgerstandes im weitern Sinne, und zur ersten Vorbereitung staatsdienlicher Gelehrten. Diese beiden Abschnitte haben uns nicht unbedingt genügt. Zuvörderst scheint es uns, als hätten aus diesen zwey Abschnitten drey gemacht werden sollen, um diejenigen Gegenstände, welche beiden Arten der aufgeführten Unterrichts-Anstalten gemeinschaftlich, und in gleichem Masse angehören, in einem eigenen Abschnitte abzuhandeln. Jetzt kann man es sich nicht verhehlen, dass manche Materien mehr durch ein Ungefähr, als durch eine in der Natur der Sache liegende Ordnung in den *zweyten*, oder in den *dritten* Abschnitt gekommen sind. So stehen z. B. in dem *zweyten* Abschnitte: *Gedanken und Winke über die Heilsamkeit und Auswahl bewährter Lehrmittel; Andeutung der wichtigsten Grundsätze der Sittenzucht und Gerechtigkeitspflege in den Schulen; Nothwendigkeit, Einrichtungsart — der Classenabtheilung;* und in dem *dritten: Ueber Ferien; Nothwendigkeit anständiger Schulgebäude* u. s. w. Sodann möchte es gut gewesen seyn, wenn sich der Vf. auf die genaue *Gränzbestimmung* der genannten Lehranstalten beschränkt, und in Hinsicht der *Lehrmethode* auf ein brauchbares Buch, z. B. auf *Niemeyer*, verwiesen hätte. Hierdurch wäre es ihm möglich geworden, die Linien zwischen allen Lehrgegenständen feiner zu ziehen, und eine ganz bestimmte Stufenleiter zu zeichnen; und auf ein genaues Detail kam es gerade bey diesem Gegenstande an, um nicht den schwierigsten Theil, die Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere, den Schullehrern zu überlassen. Auch glauben wir, dass der Versuch einer gemeinfasslichen Uebersicht der Hauptaufgaben und Resultate der kritischen Philosophie, so sehr er auch, an und für sich betrachtet, unsern Beyfall hat, schwerlich hier an seiner rechten Stelle sey, so wie denn auch wohl die Gedanken über die Einrichtung einer juristischen und kameralistischen Akademie — nebst den Wünschen für die Beförderung der Justiz durch Revision der Gesetze und der Civil- und Criminal-Processordnungen für überflüssig zu erklären sind. Dieser Bemerkungen ungeachtet, die sich, wie man sieht, mehr auf das Aeussere beziehen, müssen wir bekennen, dass der innere Gehalt des Ganzen aus gesunden pädagogischen Grundsätzen geflossen ist, und allgemeinen Beyfall verdient. Wenn *Niemeyer* dem Vf. hier vorzüglich vorgeleuchtet hat: so gereicht die-

ses

fes demfelben keineswegs zur Unehre, da der felbftdenkende Kopf in der eigenthümlichen Bearbeitung des gegebenen Stoffes auf keiner Seite zu verkennen ift. Der wichtigste Abschnitt, der *vierte*, enthält *Betrachtungen über die zur Einleitung, Ausführung und Aufrechthaltung des öffentlichen Schulwefens, und zur Beförderung der Volksfittlichkeit und Aufklärung nöthigften Anftalten.* Es wird eine Oberfchuldirection vorgefchlagen, und die Bayerifche Regierung hier als Mufter aufgeftellt. Es war wohl nöthig, dafs der Vf. hier von feinem Plane, auf keine Schule und keine Regierung insbefondre Rückficht zu nehmen, abwich, und feinen Vorfchlag mit einem praktifchen Mufter belegte, weil das Publicum gegen folche Oberfchuldirectionen ziemlich mifstrauifch geworden ift, feitdem es wahrgenommen hat, dafs die Schulen bisher bey allen Schul- und Oberfchulcollegien doch faft überall unter dem Drucke verkehrter Magiftråte, herrfchfüchtiger Curatoren (oft gemeiner Handwerker) und ftolzer Geiftlichen geblieben find, eine Einrichtung, von welcher mit Recht, wie S. 295., gefagt werden mufs: es wäre in der That beffer, wenn diefe Angelegenheit (des Schulwefens) lediglich feiner eigenen Sorge, oder vielmehr dem Einfluffe der Natur überlaffen bliebe. Die durch die Säcularifation gewonnenen Güter weift der Vf. dem Schulfonds an, und läfst denjenigen Schande, Fluch und peinigende Gewiffensvorwürfe treffen, der den Rath geben möchte, diefelben unter irgend einem Vorwande zu weltlichen Zwecken zu verwenden. Woher aufserdem Geld zu Schulverbefferungen zu nehmen fey, darüber mögen fich die Leifetreter bey unferm Vf. belehren. „Was werden aber, fagt diefer, einftweilen für Mittel zu ergreifen feyn, im Falle der Schulfond, ungeachtet aller angewandten Sorgfalt, ihn zu vermehren, für das Bedürfnifs dennoch nicht hinreichen follte? So wie, im Falle die Dominial- und Regalien-Einkünfte zur Deckung der gewöhnlichen Staatsaufwandsfumme nicht zureichen, zu unmittelbaren Abgaben der Staatsbürger Zuflucht genommen werden mufs: fo wird auch in jenem Falle das Deficit durch gefetzliche Beyträge ergänzt werden müffen." Auf diefe Weife ift alfo die Hauptfchwierigkeit, die den beften Vorfchlägen bisher immer in den Weg trat, mit einem Male gehoben. Wir begnügen uns, nur noch den Inhalt einiger Paragraphen anzugeben. Lefezirkel und monatliche Zufammenkünfte der Lehrer, Auffeher und Schulfreunde. Normalfchulen zur Bildung des Lehrerstandes. Abftellung der Winkelfchulen (diefe find allerdings ein grofses Schulübel). Prüfung der Privatlehrer (unverantwortlich, dafs diefe ihr Wefen bisher im Dunkeln treiben durften). Gedanken über die Erziehung der Vornehmen und Fürftenföhne (vortrefflich!). Cenfur und Prefsfreyheit (erftere foll abgefchafft werden, letztere unbefchränkt feyn). Leih- und Lefebibliotheken (jetzt eine Peft für die Nationalbildung). Sorge für die Verhütung öffentlicher Verletzungen des Wohlftandes (ein äufserft wichtiger Gegenftand, der, leider! bisher nur zu fehr überfehen worden ift). Schaufpiele. Ueber die Rügung öffentlicher Gebrechen (mit Recht, und aus triftigen Gründen gebilligt). Sorge für die Verminderung der Leiden aus Dürftigkeit. Zufammenhang der Volks-Erziehungsanftalten mit der peinlichen Gefetzgebung. (Mit Gründlichkeit und Wärme zeigt hier der würdige Vf., dafs die Strafen der Criminaljuftiz in dem Mafse abnehmen werden, in welchem die allgemeine Volkserziehung zunehme, fo dafs fich denn auch in diefer Hinficht der alte Spruch des noch immer uns belehrenden *Luthers*, welchen der Vf. S. 82. anführt, völlig bewährt: Burgemeifter, Jäger und Edelleute können wir entrathen. Aber der Schulen kann man nicht entrathen: denn fie müffen die Welt regieren.)

STUTTGARDT, b. Erhard: *Natürliche allgemeine Kameral-Wiffenfchaft*, enthält die Staatswirthfchaft und Finanzen, praktifch beurtheilt von *J. F. Enderlin*, Kurf. Badifchem Geh. Hofrath. 1804. XXIV, 224 u. 248 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. fcheint zwar in der wiffenfchaftlichen Bearbeitung feines Gegenftandes nicht eben vorzügliche Stärke zu haben, welches fchon daraus erhellt, dafs er die Statiftik in einem ganz ungewöhnlichen Sinn nimmt, als gleichbedeutend mit innerer Staatsklugheit oder Regierungskunft; aber feine Anfichten an fich find richtig und beftimmt, und man merkt bald, dafs er fich durch grofse Aufmerkfamkeit im Dienft praktifch gebildet habe. Haben wir daher gleich eben keine neue und befonders ausgezeichnete Idee gefunden: fo können wir dennoch diefs Werk immer als nützlich empfehlen, vorzüglich wegen mancher treffenden praktifchen Bemerkungen, unter denen fich mehrere finden, welche die Syftematiker unferer Tage wohl zu beherzigen Urfache haben, z. B. was der Vf. fehr richtig über die zu detaillirten Ertrags-Berechnungen fagt, welche ihres Zwecks verfehlen, und der darauf gewandten Mühe und Koften ficherlich nicht werth find.

## KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

ZERBST, b. Füchfel in Comm.: *Briefwechfel zweyer Churfürftl. Sächfifcher Officiers über verfchiedene militärifche Gegenftände, befonders über einzuführende Verbefferung des Militärs.* Herausgeg. von *H. L. Lehmann*, Lehrer am Neuen Handlungs-Inftitut zu Magdeburg. 1804. 316 S. 8. (1 Rthlr.)

Diefe Brieffammlung, die der Herausg. in einem Gafthofe gefunden haben will, enthält Klagen über die geringe Befoldung der Subalternen in Sächfifchen Dienften, Vorfchläge zu Vermehrung des Gehaltes, zu einer beffern Bildung der Officiers und Gemeinen, zu Verfchönerung der Uniform (?) — wozu der Vf. auch (S. 142.) eine Zopffchleife für die Reuterey verlangt — zu Abfchaffung verfchiedener Mifsbräuche im Sächf. Militär, zu Verbefferung des Gewehrs und der

der Waffenübungen, und endlich zu zweckmäſsigen Evolutionen, sowohl mit kleinen Abtheilungen als im Ganzen. Das, was die Vff. über den zu verbessernden Zustand der Officiere sagen, ist allerdings gegründet; nur werden alle ihre Vorschläge gröſstentheils fromme Wünsche bleiben. Jedoch ist in der Preuſsischen und Hessischen Armee schon Etwas in dieser Hinsicht geschehen; der Sächsische Officier hat ebenfalls seitdem Eine volle Brotportion von täglich 2 Pfd. bekommen, und die Premierlieutenants erhalten monatlich eine Zulage von 3—8 Rthlr. von ihren Capitains. — Im Ganzen enthält dieses Werkchen nur bekannte Dinge, die noch dazu sehr durch einander geworfen sind. Von den Gewehrpyramiden vor der Fronte des Lagers springt der Vf. auf die Wirksamkeit des Infanteriefeuers über, erzählt eine Anekdote aus dem Treffen bey Belgrad; spricht von dem Unterricht des Rekruten auf dem hölzernen Pferde, von der Stellung der Cavallerie u. s. w., und alles dies von S. 266—269. Historisch unrichtig ist: daſs *Gustav Adolf* seine Reuterey in sechs Glieder stellte, und daſs die Alliirten bey Fontenoy eine Colonne formirten; die letztere war bekanntlich nichts anders, als ein hinten offnes Quarré.

## KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Leipzig*, b. Gräff: *Rumfordsche Suppenanstalt für Hülfsbedürftige in Glogau.* Bey dieser Gelegenheit auch ein Wort über eine zu verbessernde Kochkunst, von *J. Ch. Fritzsch.* Nebst einer Vorr. vom Hn. Dr. *Vogel*, kön. preuſs. Medicinal- und Sanitätsrathe etc. 1804. 8. 56 S. (3 gr.) Fast an allen Orten, wo man nur einigermaſsen auf Verbesserung des Armenwesens bedacht ist, richtet man Kochanstalten für die Dürftigen ein. So auch in Glogau. Und weil man gewöhnlich die Rumfordsche Suppe oder Speise für die sättigendste Kost hält, so hat man auch diese dort, nur mit einigen zweckmäſsigen Abänderungen, die ihr der dasige Koch, Hr. *Fritzsch*, zu geben wuſste, eingeführt, und sich dadurch um die Glogauischen Armen wahrhaft verdient gemacht. Das vorliegende Büchelchen, welches eben diesen Hn. *Fritzsch* zum Vf. hat, beschreibt nun diese ganze Anstalt nach ihrer Einrichtung näher auf den ersten 16 Seiten, wo Rec. nur dieses auffiel, daſs Hr. *F.* verzinnte, also wahrscheinlich kupferne, Kessel für die Zubereitung der Speise wählte. Warum nicht eiserne? Etwa, weil manche Speisen grau werden, und kein gutes Ansehn bekommen? Nun so wähle man emaillirte, wie sie in den gräfl. Einsiedelschen Gieſsereyen um sehr billige Preise zu haben sind. — In der zweyten Hälfte des Büchelchens nimmt Hr. *F.* von der Rumfordschen Speise Gelegenheit her, etwas über die edle Kochkunst, als eine der wichtigsten, aber auch oft nur gar zu sehr vernachläſsigten Künste zu sagen, und dringt darauf, daſs man sie immer mehr, sowohl für die Armen, als für die Reichen, nützlich und heilsam mache. Zu Erreichung dieses Zwecks will er Kochschulen errichtet, und für jede Provinz ein Volkskochbuch entworfen wissen. Bey jenen Schulen müſsten die medicinischen Facultäten mit ihren Chemikern zu Rathe gezogen, und diesen die Aufsicht und Leitung derselben anvertrauet werden. Aus ihnen müſsten denn auch die Köche für öffentliche Küchen genommen werden. Das Volkskochbuch müſste auf die jeder Provinz eigenen Speisarten und Nahrungsmittel Rücksicht nehmen, und auch den übrigen Forderungen Genüge thun, die der Vf. mit mehrern angiebt. Aber freylich — er bescheidet sich selbst, daſs wohl noch einige Zeit darüber hingehen wird, ehe diese Vorschläge realisirt werden möchten. Um desto mehr muſs man darauf denken, die wohlthätigen Rumfordschen Suppenanstalten immermehr zu verbreiten, aber auch, welches Rec. nicht zu übersehen bittet, zu *vervollkommnen*, wohin unter andern auch das gehört, daſs man dieser Suppe, um dem Ueberdrusse, der so leicht entsteht — man denke an das bekannte: alle Tage Rebhühner! — und den gar nicht ungegründeten Klagen über das ewige Einerley derselben vorzubeugen, mehrere zweckmäſsige Abänderungen giebt. In Glogau hat man zehn solcher Abänderungen gemacht, die hier zugleich mit den Quantitäten der Ingredienzien für die bestimmte Anzahl von 81 Personen, und nach dem ganzen dabey zu beobachtenden Verfahren näher beschrieben werden. Nur sechs hatte man damals wirklich versucht, da das Büchelchen gedruckt wurde, und der Versuch fiel, wie der Vf. versichert, zu allgemeiner Zufriedenheit aus. Eine Portion dieser Suppen kostete damals zwischen 5 und 6 Pfennige, wobey aber das Holz nicht gerechnet ist, welches freylich die Portion (der Vf. hat nicht bestimmt das Maſs derselben angegeben) leicht um 1 Pfennig theurer machen könnte, wenn auch in Glogau das Holz nicht so theuer seyn sollte, wie in andern Gegenden. Bey der Rumfordschen Suppe ist das lange und langsame Kochen die Hauptsache, und Rec. möchte die Zeit nicht, wie Hr. *F.*, auf 6 oder 7 Stunden eingeschränkt, sondern wohl auf 16 Stunden berechnet wissen, so daſs die Suppe, die Mittags um 12 Uhr gegessen werden soll, Abends vorher um 8 Uhr zu Feuer gebracht wird, welches denn freylich, wenn die Speise ins Kochen gebracht ist, nur gelinde unterhalten werden darf. — Noch thut Hr. Medicinalrath *Vogel*, der dem Büchelchen eine Vorrede vorgesetzt hat, in dieser einen Vorschlag, wie die schamhaften Armen und arme Familien, wo Kranke sind, für welche jene Suppen nicht immer passen, mit Nahrungsmitteln leicht unterstützt werden könnten. Er denkt sich nämlich eine Gesellschaft von Wohlthätern, die mit einem zusammengeschossenen Capital die unentbehrlichsten und dauerhaftesten Victualien, als Erbsen, Graupen, Gries, Butter u. a. zu rechter Zeit und in gröſsern Quantitäten, also zu den wohlfeilsten Preisen einkauft, und sie dann zu der Zeit, wenn sie nur um höhere Preise zu haben sind, aus seinem Bureau von Victualien in kleinen Portionen nach den Einkaufspreisen den Armen reichen läſst, wodurch zwar die Interessen verloren gehen, aber, wie Yorik sagt, anderwärts zu Buche gebracht werden. Ein Vorschlag, der von den Korn-Magazinen entlehnt ist, und allerdings von allen gut eingerichteten Armenanstalten — denn von einigen ist's schon geschehen — mit Weisheit befolgt zu werden verdient. Denn Vorsicht ist allerdings nöthig, da die Armen, wie Rec. aus Erfahrung weiſs, oft ein betrügerisches Völklein sind, das auch wohl mit Wohlthaten einen Handel zu treiben sucht, wodurch denn andere Ortsbewohner, z. B. die Krämer, leiden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 19. May 1806.*

## MATHEMATIK.

BERLIN, b. d. Vf. u. in Comm. b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr* 1808., nebst einer *Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten;* mit Genehmhaltung der K. Akad. d. Wiss. berechnet und herausgegeben von *J. E. Bode*, Astronom und Mitglied der Akademie. 1805. 276 S. 8. m. 2 Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

Im J. 1808. fällt Ostern auf den 17. April. Von vier Finsternissen an der Sonne und zweyen am Monde ist in Europa keine sichtbar. In der Berechnung des Himmelslaufes ist nichts abgeändert: möchte es wohl dem würdigen Herausgeber des Jahrbuchs gefällig seyn, künftig den Ort der Sonne nach der *neuesten* Ausgabe der *Zachschen* Sonnentafeln von 1804. anzusetzen? diess würde vorzüglich wegen der Abweichung der Sonne den praktischen Astronomen sehr erwünscht seyn. — Die beygefügten Abhandlungen enthalten: 1) Astronomische Beobachtungen auf der Königlichen Sternwarte in Berlin im J. 1804., angestellt von *Bode*. In diesem Jahre wurde Ceres 12, Juno 14, Pallas nur einmal am Mittagsfernrohr und Mauerquadranten beobachtet; von 10 Sternbedeckungen war auch nicht eine sichtbar, ein Beweis von der unbeständigen Witterung in Berlin. Bey der grossen Sonnenfinsterniss am 11. Februar nahm die Luft eine aschgraue Farbe an; sonst wurde es nicht so sehr dunkel, als man erwartet hatte. 2) Nachricht von einer arabischen Himmelskugel mit Kufischer Schrift, im mathematischen Salon zu Dresden, vom Legat. Rath *Beigel* in Dresden. Ein Gegenstück zu *Assemanni's* oft sehr mangelhafter, zum Theil von *Lach* (in der *Eichhornschen* Bibliothek) verbesserten Beschreibung eines Kufischen Globus im *Borgianischen* Museum. Der Dresdner Globus ist von Messing, im Durchmesser über fünf französische Zolle gross, die Schrift sehr deutlich und gut erhalten, und ein Muster Kufischer Kalligraphie. Die Hauptkreise und die vornehmsten Sterne sind mit Gold und Silber eingelegt. Das Alter des Globus ist, nach der Länge der aufgetragenen Sterne zu schliessen, ungefähr vom Jahr 1289. Der Künstler nennt sich *Muhammed*, Sohn des *Muwajed-el-Ardhi;* letzterer war ein Zeitgenosse von *Nasireddin*. Ausser der genaueren Beschreibung des Globus liefert der Leg. R. *Beigel* noch, als schätzbare Zugabe, eine sorgfältige, mit Anmerkungen begleitete, Uebersetzung eines Stücks aus *Wahl's* Arabischer Anthologie, das aus *Kazwini's* Merkwürdigkeiten des Naturreichs entlehnt ist, und von den nördlichen Sternbildern handelt; den *Wahlschen* arabischen Text hat der Uebersetzer an mehreren Stellen berichtiget. Die meisten Sternnamen auf dem Dresdner Globus stimmen mit *Kazwini* genau überein. Der Nordpol heisst bey *Kazwini: Fås-el-Rahha*, das Mühlzapfenloch, oder, mit einiger Abänderung der diakritischen Punkte: *Kås-el-Radscha*, Mass der Weltgegend; die erste Leseart zieht *B.* vor. Die vier Sterne im Quadrate des grossen und kleinen Bären heissen auch bey *Kazwini*, so wie an andern Orten, *Nasch* (Wagen, oder Tragbahre) und die drey Sterne im Schwanze der beiden Bären, *Benåt-el-Nasch*, Töchter der Bahre, (woraus sich Hiob. 38, 32. erklärt). Ueber die für *Hyde* und *Lach* dunkel gebliebene Origination des bekannten Namens *Alcor* (das *Reuterlein*, ein kleiner Stern über Mizar im grossen Bären) giebt *B.* folgende, wenn nicht streng erweisliche, doch in Ermangelung einer bessern annehmliche Erklärung. Der Stern $\varepsilon$ im Schwanze des grossen Bären heisst auf dem Dresdner Globus (eben so, nach *Lach*, auf dem Borgianischen) *El-Dschaun, das schwarze Pferd;* man setze für *Dschim* ein *Hha*, oder *Cha*, für *Nun* ein *Re*, Buchstaben die leicht zu verwechseln sind, so wird *El-Dschaun* in *El-hor*, wie in der That *Firuzabad* liest, oder auch *Al-chor* und endlich *Alcor* umgewandelt; nur müsste man annehmen, dass der Name *Alcor* oder vielmehr *El-Dschaun*, welcher ursprünglich den Stern $\varepsilon$ bezeichnete, in der Folge durch ein Versehen dem kleinen Sterne über *Mizar* oder über $\zeta$ beygelegt worden. 3) Lauf der Pallas vom 1. December 1805. bis zum 30. April 1806. nach D. *Gauß* Berechnungen. Pallas ist wegen grosser südlicher Abweichung im J. 1806. schwer aufzufinden. 4) Berechnung der Bahn des Kometen von 1618. von *Bessel* in Bremen. Dieser, der Handlung sich widmende, talentvolle junge Mann hat bereits in der Monatlichen Correspondenz 1804. Nov. neue Elemente des Kometen von 1607. mit Zuziehung der *Harriotschen* und *Torpoeleyschen* Beobachtungen geliefert. Mit ausserordentlichem Fleisse und seltener Fertigkeit in den schwersten astronomischen Rechnungen, sucht er hier die Bahn des durch seine Grösse merkwürdigen Kometen von 1618. genauer, als es von *Halley* geschehen war, zu bestimmen; er hat dazu, ausser den Beobachtungen von *Cysat* und *Snellius* hauptsächlich die erst durch Hn. *von Zach* aufgefundenen *Harriotschen* Beobachtungen benutzt. Durch die neuen Elemente werden die Beobachtungen so genau, als sich nur immer erwarten liess, dargestellt. 5) Astronomische Beobachtungen zu Wien, im J. 1804. an-

angestellt von dem K. K. Astronomen, D. *Triesnecker* und von *Seeber* aus Carlsruhe; darunter sind auch einige von letzterem auf der Privatsternwarte der Frau Baronesse *von Matt* beobachteten Oerter der Pallas und Juno. 6) Astronomische Beobachtungen in Prag, vom Canonicus *David* und Adjunct *Bittner*, im J. 1804.: sie enthalten ebenfalls mehrere Beobachtungen der drey neuen Planeten, auch die Gegenscheine Saturnus und Jupiters, letztern nach gedoppelten von einander unabhängigen Beobachtungen (was im Jahrbuch nicht deutlich angezeigt ist) von *David* sowohl als von *Bittner*. 7) Ueber die beste Gestalt der Objectivspiegel katoptrischer Fernröhre, von Prof. *Fischer* in Berlin; Auszug aus einer der Akademie vorgelesenen Abhandlung. Seit *Descartes* war man der Meinung, dass es besser sey, die Flächen optischer Gläser und Spiegel anders als sphärisch zu krümmen; man hat diese Idee insbesondere auch auf Teleskope angewandt, und bekanntlich sucht D. *Herschel* seinen grossen Spiegeln eine, soviel möglich, parabolische Krümmung zu geben. Nun zeigt der Vf. dieses Aufsatzes durch ausführliche analytische Rechnungen, dass, *nach der Theorie*, die Abweichungen ausser der Axe (denn nur von diesen kann eigentlich die Frage seyn, da jede Art von Krümmung wenigstens Einen strahlenden Punkt, der parabolische Spiegel z. B. die mit der Axe parallelen, der sphärische die aus dem Mittelpunkte seiner Krümmung kommenden Strahlen scharf abbildet) bey der sphärischen Gestalt merklich geringer seyn müssen, als bey der parabolischen, und dass letztere Gestalt hauptsächlich eine grössere Breitenabweichung giebt. *Herschel's* Erfahrungen enthalten vielleicht einen bloss scheinbaren Widerspruch, und zeigen eher an, dass ihm die Annäherung zur sphärischen Gestalt wohl besser, als er selbst glaubte und wünschte, gelungen sey. Der Theorie zufolge müssten demnach von absichtlichem Hinarbeiten auf eine sphärische Krümmung neue Verbesserungen der Reflectoren zu erwarten seyn. 8) Geographische Länge und Breite von Riga aus Sonnenhöhen, mit einem zehn und achtzölligen Sextanten genommen, und aus der beobachteten Sonnenfinsterniss vom 17. Aug. 1803. hergeleitet von Collegienrath *Brückner*. Durch Vergleichung mit Lilienthal, Regensburg und Paris folgt die Länge von Riga, aus dem Ende der Finsterniss 1 St. 27′, 11″, 35 östlich in Zeit von Paris; die Breite von Riga ergab sich im Mittel 56°, 57′, 0″, 4; die einzelnen Breitenbestimmungen harmoniren sehr genau, und genauer, als sonst bey Sextantenbeobachtungen gewöhnlich ist. 9) und 22) Ueber die seit 25 Jahren an Doppelsternen bemerkten Veränderungen des Stellungswinkels und scheinbaren Abstandes, von D. *Herschel*. Ein Auszug aus der merkwürdigen, schon im vorigen Bande des Jahrbuchs angekündigten, Abhandlung. In den neuen Bemerkungen über den Bau des Himmels (Jahrbuch 1807.) hatte *H.* im Allgemeinen die Möglichkeit erwiesen, dass zwey (oder auch mehrere) sehr nahe beysammen stehende Sterne, die ein permanentes System ausmachen, in einem Kreis oder Ellipse sich um einen gemeinschaftlichen, aber leeren, Mittelpunkt bewegen, und dadurch die bekannte Erscheinung der Doppel- und vielfachen Sterne hervorbringen könnten. Diese Theorie, deren Gesetze *H.* vorläufig untersucht hatte, wendet er nun auf wirkliche von ihm in grosser Menge angestellte Beobachtungen an den Doppelsternen an. Schon bey mehr als 50 derselben hat er seit dem J. 1779. entweder merkliche Veränderungen ihres Stellungswinkels (d. h. der relativen östlichen oder westlichen, südlichen oder nördlichen u. s. w. Lage des kleineren Sterns gegen den grösseren, oder des Winkels, den z. B. zwey Linien, die eine vom Nord- oder Ostpunkt zum grösseren, die andere vom grösseren zum kleineren Stern gezogen, mit einander bilden) oder auch des gegenseitigen Abstandes der beiden Sterne, oder auch Veränderungen im Stellungswinkel und Abstande zugleich wahrgenommen. So war bey α Zwillinge im November 1779. der Stellungswinkel 32°, 47′ Nordwestlich, und im März 1803. nur 10°, 53′, die Abstände hatten keine Veränderungen erlitten; bey γ Löwe hingegen hatte der Abstand der beiden Sterne von einander, oder der Zwischenraum ihrer äussersten Ränder von $\frac{1}{4}$ bis zu $\frac{3}{4}$ Durchmesser des kleinen Sterns zugenommen, und der Stellungswinkel von 7°, 37′ N. O. bis zu 6°, 21′ S. O. sich verändert; bey ξ des grossen Bären war in 23 Jahren eine Veränderung des Stellungswinkels von 51°, bey *p* des Schlangenträgers sogar von 132° in 25 Jahren vorgegangen; ζ des Hercules erschien im September 1802. und April 1803. länglicht und verzogen, weil ein kleiner Stern, der mit ihm einen Doppelstern *ausmacht*, und den *H.* noch im J. 1795. und schon vorher im J. 1782. abgesondert vom grössern erblickt hatte, den letztern jetzt deckte, oder vom letztern bedeckt wurde (welcher der nähere sey, ist noch nicht entschieden), so dass noch $\frac{3}{8}$ vom Durchmesser des einen Sterns über den andern hervorragte. Zwar lassen sich obige Erscheinungen noch auf andere Art, durch zusammengesetzte Bewegungen der Sonne und der beiden Sterne erklären; die einfachste Hypothese aber, die nicht so vielen Schwierigkeiten wie die vorige, ausgesetzt ist, bleibt immer diejenige, dass man annimmt, die beiden Sterne eines Doppelsterns stehen ungefähr gleich weit von uns ab, und der eine laufe scheinbar um den andern herum, oder vielmehr beide drehen sich in gleichen periodischen Zeiten um einen gemeinschaftlichen leeren Mittelpunkt; den bisher beobachteten Erscheinungen gemäss wäre, nach *Herschel*, jene Umlaufszeit des kleinern Sterns um den grössern bey Castor oder α Zwillinge ungefähr 342 Jahre 2 Monate, die Bahn fast circulär, und ihre Ebene unter rechtem Winkel gegen unser Auge geneigt; bey γ Löwe 1200 Jahre, und die Ebene der Bahn, da die Entfernung beider Sterne von einander veränderlich ist, gegen unsere Gesichtslinie stark geneigt; bey ε des Bootes 168, bey δ Schlange 375, und γ Jungfrau 708 Jahre. — Wie genau sich übrigens *Herschel* seiner uns mit so vielem Neuen bekannt machenden Beobachtungen zu versichern pflegt, erhellt unter anderem daraus, dass er an Einem Abend mit

Zehn

zehn verschiedenen Spiegeln von 7 Fuss Focallänge und 6, 3 Zollen Oeffnung den Doppelstern Castor beobachtete, und mit allen zehn die beiden Sterne genau im nämlichen Abstande von einander fand, zum klaren Beweise, dass bey einzelnen Beobachtungen keine optische Täuschung mit im Spiele seyn konnte. Auch das *Sehen* ist freylich eine *Kunst*, die nicht Sache eines jeden ist, die aber gewiss niemand so sehr cultivirt, und durch langwierige Uebung an Objecten der feinsten Art in eine Fertigkeit zu verwandeln weiss, als der Astronom. *H.* selbst bemerkt ausdrücklich, dass nicht weniger als zwey bis drey Monate Zeit erforderlich seyen, nur das Auge *zu gewöhnen*, bis es durch lichtstarke Teleskope die feineren Doppelsterne deutlich genug sieht, um ihren Abstand von einander mit einiger Sicherheit schätzen zu können. — 10) Astronomische Beobachtungen und Bemerkungen von D. *Olbers*, in Bremen. Zahlreiche Beobachtungen der Juno und Pallas, auch eine Sternbedeckung vom 6. May 1805. Wie *O.* bemerkt, so müssen sich die Bahnen der drey Asteroiden, Ceres, Pallas und Juno zu gewissen Zeiten wirklich schneiden, und haben sich auch ehmals schon geschnitten; so werden z. B. nach 282 Jahren sich die Ceres- und Pallasbahn schneiden, und in 8500 Jahren finden für diese beiden Bahnen drey solcher Durchschnitte statt. Eine Lexellsche Formel, um die scheinbare Mondsbreite aus der wahren zu finden, wird von *Olbers* gegen einen Vorwurf von *Bohnenberger* (Anleitung zur geographischen Ortsbestimmung) und eine Vertheidigung von *Wurm* (Praktische Anleitung zur Parallaxenrechnung) in verdienten Schutz genommen. 11) Ueber die Entdeckung der Juno, und Beobachtungen derselben von *Harding*, in Lilienthal, jetzt Prof. in Göttingen. Die länglichte Pallasbahn, bemerkt hier *H.*, steckt in der runderen Ceresbahn, und in beiden liegt die Junobahn, wie zwey Ringe einer Kette. 12) Beobachtungen der Juno, und zum drittenmal berechnete Elemente ihrer Bahn, von D. *Gauss*, in Braunschweig. Am Ende des Jahrbuchs theilt der Herausg. noch die neuesten Elemente der drey jüngst entdeckten Planeten nach *Gauss* Berechnung mit. Es sind folgende: *Ceres.* Mittl. Länge 1804. im Berlin. Meridian: 312°, 1′, 28″, Sonnenferne 326°, 26′, 3″, Knoten 80°, 59′, 12″, Neigung der Bahn 10°, 37′, 45″, Excentricität 0,0784757 Mittl. Entfernung von der Sonne (wenn die der Erde = 1 gesetzt wird) 2,766944. *Pallas.* Mittl. Länge 1804. 299°, 58′, 33″, Sonnenferne 301°, 2′, 34″, Knoten 172°, 29′, 57″, Neigung 34°, 37′, 45″, Excentric. 0,246101. Mittl. Entfernung 2,765443. *Juno.* Mittl. Länge 1804. 319°, 48′, 46″, Sonnenferne 233°, 10′, 49″, Knoten 171°, 3′, 25″, Neigung 13°, 3′, 38″, Excentric. 0,254236. Mittl. Entfernung 2,664452. Diese Elemente sind bey Ceres zum 10ten, bey Pallas zum 8ten, bey Juno zum 5ten mal verbessert. Aus denselben hat Rec. ferner berechnet: Tropischer Umlauf der Ceres 1680 Tage 19 St. 41′, der Pallas 1679 T. 10 St. 51′, der Juno 1588 T. 7 St. 32′, so dass demnach Pallas zu ihrem Umlaufe an 1½ Tage weniger, aber Juno 92½ Tage weniger braucht, als Ceres. Nach obigen Elementen beträgt die Excentricität der Pallas- und Junobahn den vierten Theil ihrer mittlern Entfernung von der Sonne: so oval ist keine Bahn der ältern Planeten; auch fallen die Knotenlinien dieser beiden Bahnen fast zusammen, während dass sie mit der Knotenlinie der Ceresbahn beynahe einen rechten Winkel machen. 13) Astronomische Beobachtungen und Nachrichten vom Staatsrathe und Ritter *Schubert*, in St. Petersburg. Unter anderem drey Plejadenbedeckungen 1804. und 1805. Auch an der Newa wurde schon *Harding's* neues Gestirn beobachtet. 14) Beobachtungen von Prof. *Sandt*, in Riga. Berechnung der Länge von Riga aus Sonnenfinsternissen 1802. und 1803., auch aus Mondsabständen: letztere gaben 1 St. 27′, 8″, 8. Die Breite von Riga fand *Goldbach* 56°, 57′, 7″, 9. (Vergl. oben Nr. 8.) Die Breite von Kokenhusen an der Düna bestimmte *Sandt* mit einem Spiegelsextanten zu 56°, 38′, 32″. 15) Parallaxenrechnung, ohne vorhergehende Berechnung des Nonagesimus, von D. *Olbers.* Statt des Nonagesimus erfordern diese Formeln nur einen leicht zu berechnenden Hülfswinkel; sie geben nicht die Längenparallaxe, sondern unmittelbar die scheinbare Länge des Monds, mithin einen grössern Winkel, der sich öfters nicht so scharf finden lässt; indess, wenn nur die Zeichen der gesuchten Winkel genau in Acht genommen werden, ist diese Methode allerdings sehr bequem. *Olbers* hat nach derselben einige in *Wurm's* und *Bohnenberger's* Schriften vorkommende Beyspiele berechnet. 16) Ueber einige seltenere Fälle der Parallaxenrechnung, besonders für südliche Polhöhen, von Prof. *Wurm*, in Blaubeuren. Untersuchung, was in den hieher gehörigen Formeln sich ändert, wenn bey südlicher Polhöhe, zuweilen auch bey nördlicher, die Zenitbreite negativ oder südlich wird; auch, unter welchen Umständen der Unterschied der wahren Mondslänge und der Zenitlänge grösser als ein Quadrant werden kann. 17) Breslauer Beobachtungen in den Jahren 1802 — 1804., von Prof. *Jungnitz*. 18) Die drey neuen Planeten 1803. und 1804. mit einem 5½ füssigen Mittagsfernrohr und 8 füssigen Mauerquadranten, beobachtet von Abt *Poczobut* (einem 77 jährigen Greis), und Prof. *Reschka*, auf der kaiserlichen Sternwarte in Wilna. 19) Gegenschein des Jupiters und Saturns 1804. von Canonicus *Derflinger*, Astronom in Kremsmünster, beobachtet. 20) Beobachtungen der Juno auf der königlichen Sternwarte in Berlin, und Bemerkungen über ihren wahren und scheinbaren Lauf von *Bode*. Aus den Gaussischen vierten Elementen hat *B.* vorläufige Junotafeln berechnet, und, wie im vorigen Bande des Jahrbuchs die gegenseitigen in einander sich schlingenden Bahnen der Ceres und Pallas, so im gegenwärtigen die relative Lage der Junobahn gegen die beiden übrigen untersucht, und durch Zeichnungen dargestellt. Juno scheint, von der Ceres aus betrachtet, sich um diese in keiner wiederkehrenden Bahn, sondern in einer sich verschiedentlich krümmenden, zwischen 1803. und 1807. immer nordwärts von der Ceres liegenden Linie zu bewegen. — Ohne Zweifel bil-

bildeten sich die drey neuen Planeten auf ähnliche Art durch Centralkräfte, wie die Systeme der andern Planeten, nur dass von diesen mehrere so viel Masse behielten, dass sie Monden um sich her treiben konnten, da im Gegentheil keiner der drey neuen durch das Uebergewicht seiner Masse sich stark genug fand, die zwey übrigen als Trabanten sich zuzugesellen.

*(Der Beschluss folgt.)*

## KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Hannover*, b. den Gebr. Hahn: *Nachricht von der Abschaffung des Beicht- und Leichengeldes* und von dem den Kirchen- und Schullehrern dafür ausgemittelten Aequivalente, wie auch von einigen andern Veränderungen des Kirchen- und Schulwesens in der Stadt *Hameln*. Nebst einigen Ideen zur Beurtheilung der Umwandelung der sogenannten geistlichen Accidenzien in feststehenden Besoldungen im Allgemeinen; von *H. R. Matthäi*, zweytem Prediger in Hameln. 1804. 104 S. 8. (10 gr.) — Der weitläuftige Titel dieser kleinen Schrift giebt ihren Inhalt kenntlich genug an. Unter den Prediger-Accidenzien waren dem Rec. die Beicht- und Leichengelder immer die anstössigsten. *Beichtgeld* ist jedoch seit mehr als hundert Jahren nicht mehr in der Vaterstadt des Rec. bezahlt worden, auf dem Lande wird es hie und da noch erlegt. Für Privat- und Kranken-Kommunionen wurde noch vor 20 Jahren dem Prediger ein Honorar bezahlt, noch immer wird es dem Prediger angeboten, indessen hat es Rec. und seine Amtskollegen jedesmal abgelehnt, und hie und da fängt man auch mehr und mehr an, ihnen keins mehr anzubieten. Leichengeld wird noch bezahlt, wiewohl keinem Armen etwas abgefordert wird. An die Ausmittelung eines Aequivalents für beide hat man nicht gedacht. Die armen Schullehrer und Küster können nicht viel verschenken; pflegen daher auch das ihnen angebotene Geld für Kranken-Kommunionen und Leichen nicht leicht abzulehnen. Um so erfreulicher war es uns daher, hier die Nachricht zu lesen, dass in *Hameln* das Beicht- und Leichengeld, das den feinfühlenden Prediger nothwendig in Verlegenheit setzen muss, nicht nur abgeschafft, sondern den Predigern, Schullehrern und Küstern auch ein Fixum zum Aequivalente dafür ausgemittelt und zugesichert worden sey. Der Vf. dieser Nachricht schickt eine kurze Beschreibung von dem vormaligen Zustande des dortigen Kirchen- und Schulwesens voraus, ehe er von den vorgenommenen Veränderungen redet, die er sodann unter sieben Rubriken bringt. Er handelt nämlich von der Ansezzung der Prediger, von ihren Verhältnissen gegen einander, von ihren Geschäften, von ihren Einkünften, von dem Aequivalente fürs Beicht- und Leichengeld; von der Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes, und von der Versorgung der Predigerwittwen. Die Stellen werden nach wie vor, durch Wahl, jedoch mit einigen Abänderungen (worüber sich der Stadtmagistrat und das Stift St. Blasii verglichen haben), besetzt. Aus vier Predigerstellen sind drey gemacht worden. Der erste Prediger, der den Titel eines Primarius führt, soll — was unser Vf. als wichtig ansieht — keinen Vorrang vor den andern Predigern haben. Ein Prediger hat jetzt so viel zu thun, als der andere, und alle wechseln in den kirchlichen Geschäften mit einander ab. Alle Fixa, wozu nun auch die Aequivalentsgelder fürs abgeschaffte Beicht- und Leichengeld gehören, kommen in eine besondere Kasse, die einen eigenen Rechnungsführer hat, der sie sodann an die Prediger auszahlt. Kein Prediger behält mehr einen Dienstgarten für sich. Die erste Predigerstelle trägt jetzt 700, die zweyte 600, und die dritte etwa 500 Rthlr. ein, die freye Wohnung nicht mit einbegriffen. S. 33 fg. werden nun die Steuern namhaft gemacht, die zum Aequivalente für das abgeschaffte Beicht- und Leichengeld angeordnet sind. Diese Summe, die von Kauf- und Verkauf-Kontrakten, von liegenden Gütern, Häusern u. s. w. gezogen wird, beträgt jährlich etwa 716 Rthlr. 24 Mgr. S. 39 fg. lieset man, wie diese Summe zweckmässig vertheilt wird. Sehr rühmlich wird auch für die Predigerwittwen gesorgt. S. 46—54. handelt Hr. *M.* von einigen im Schulwesen vorgenommenen Veränderungen. Sodann folgen Ideen zur Beurtheilung der Umwandelung der sogenannten geistlichen Accidenzien in feststehende Besoldungen. Zuerst einige Gründe, welche die Abschaffung aller Arten von Accidenzien anzurathen scheinen; ferner: besondere Gründe für die Abschaffung des Beicht- und Leichengeldes; sodann deutet der Vf. auf einige Umstände hin, weshalb man auch die unmittelbare Bezahlung des Religionslehrers bey Taufen und Copulationen aufzuheben, und ihm dafür ein Fixum zum Aequivalente anzuweisen wünschenswerth finden möchte. Zuletzt prüft und würdigt er die vornehmsten und gewöhnlichsten Einwürfe gegen die Umwandlung der Prediger-Accidenzien in Fixa. Er empfiehlt sehr nachdrücklich die Schrift des Hn. *Trinius* über Accidenzien, die wir bereits in dieser A. L. Z. 1804. Nr. 137. angezeigt haben; nur darin stimmt er Hn. *Tr.* nicht bey, dass dieser die Privatbeichte der öffentlichen gemeinschaftlichen Vorbereitung aufs Abendmahl vorziehen will. — Die Schattenseite des Accidenzien-Wesens hat unser Vf. sehr gut aufgefasst; dass aber auch einzelne Züge des Gemäldes an's Uebertriebene gränzen, ist wohl nicht zu leugnen. Viele der hier aufgestellten Missbräuche sind nur dem schlechten Prediger, der schon schlechter Mensch war, möglich. Manche Bemerkungen sind dagegen sehr wahr; wie z. B., dass die Accidenzien nicht selten das gute Vernehmen unter mehrern Predigern stören, die an *einer* Kirche stehen, dass sie, als eine ungewisse und unsichere Einnahme, den Lehrer in Gefahr setzen, mit den Seinigen darben und Hunger leiden zu müssen: denn es ist eine ausgemachte Sache, dass die Accidenzien jetzt nicht mehr halb so beträchtlich sind, als ehedem. Was über das Beschimpfende des *Beichtgeldes* gesagt wird, ist uns aus der Seele geschrieben; der Schein der Verwandtschaft mit dem Ablasskram lässt sich nicht ganz davon entfernen. Eben so hat auch das *Leichengeld* manche widrige Seite. Was der Vf. S. 96. bey der Widerlegung eines Einwurfs bemerkt, „dass derselbe sich auf eine Beschaffenheit und Denkart des Menschen stütze, die höchst verwerflich und ganz das Gegentheil von dem sey, was ein Lehrer seyn, und wie er denken und handeln solle," das lässt sich eben sowohl auf manche seiner Bemerkungen über den Missbrauch der Stolgebühren von Seiten des Predigers anwenden. — Wenn nun gleich nach der neuen Einrichtung keinesweges alle Schwierigkeiten beseitigt sind, und es manchem Unverheiratheten, manchem, der in geringer oder gar keiner Beziehung mit dem äussern Kultus steht, unangenehm seyn muss, Männer mit zu bezahlen, deren Bemühungen für ihn nichts sind, u. s. w.: so ist doch die Veränderung, die der Vf. hier beschreibt, im Ganzen sehr erwünscht, und der Eifer, womit er für die Würde des Religionslehrers spricht, rühmlich.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Dienstags, den 20. May 1806.*

## *MATHEMATIK.*

Berlin, b. d. Vf. u. in Comm. b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1808.* — — von *J. E. Bode,* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 119. abgebrochenen Recension.*)

21) Geocentrischer Lauf der Juno vom 1. Nov. 1805. bis zum 1. Jun. 1806., voraus berechnet von *Bode.* 22) Beobachtungen und Nachrichten von *Piazzi,* in Palermo. Beobachtungen der Ceres und Juno im J. 1804. Die vermuthete Parallaxe bey Wega hat sich nicht bestätigt; dagegen findet *Piazzi* beständig bey Sirius eine Parallaxe von vier und bey Procyon von drey Secunden. Auch will er aus vieljährigen Beobachtungen des Antares und der Sonne im December den Schluss ziehen, dass die Refraction bey der Sonne grösser, als bey Fixsternen sey; der Unterschied bey 28° Höhe betrage etwa sechs Secunden, hieraus lassen sich vielleicht, wie *P.* meynt, die Unterschiede in der Schiefe der Ecliptik im Sommer- und Wintersolstitium erklären. (Refractionsbeobachtungen erfordern so viele Umsicht, dass man, um über jene Vermuthung zu entscheiden, wohl auch noch Beobachtungen von andern Orten wird abwarten müssen.) 23) Astronomische Nachrichten von *de la Lande,* aus Paris. Elemente und Beobachtungen des Planeten Harding, von *Burckhardt.* An neuen Sonnentafeln von *de Lambre* werde gedruckt; nachher soll die Reihe an die Gaussischen kommen. *Henry* soll des verstorbnen *Méchain* Triangel bis an die Balearischen Inseln fortsetzen, General *Sanson* einen Grad der Länge von Strassburg bis Brest messen, wozu *Henry* bereits eine 9780 Toisen lange Grundlinie gemessen hat; auch das Gebiet der Batavischen Republik wird unter Leitung des Obrist *Krayenhof* trigonometrisch aufgenommen, und eine Standlinie vermessen. *Vidal* in Mirepoix hat vom 5—8 September 1804. alle (älteren) Planeten *bey hellem Tage* mit grosser Genauigkeit beobachtet, und sie mit 20 der vornehmsten ihm gleichfalls bey Tage sichtbaren Fixsternen verglichen. 24) Prof. *Regnér's* in Upsala Einwürfe gegen die bekannte Hypothese, dass die drey neuen Planeten Bruchstücke eines einigen, durch innere Explosion oder durch den Stoss eines Kometen von aussen zertrümmert seyn könnten. Solche revolutionäre Stösse seyen ohnehin im Weltbau unwahrscheinlich; auch stimmen die nun bekannten Elemente der Bahn dieser drey Planeten gar nicht genau mit dem, was unmittelbare Folge solcher Stösse nach der Theorie seyn müsste. — Nach Nr. 20. (s. oben) läst sich allerdings das Daseyn dieser affilirten drey Weltkörper aus den allgemeinen Gesetzen der Schwerkraft, auch ohne jene Gewaltstösse erklären; letztere ist auch *Schröter* in seinen Lilienthalischen Beobachtungen (vergl. Nr. 29.) nicht geneigt anzunehmen. So entschieden aber eine nahe Verwandtschaft unter den drey in mehr als einem Betracht zusammengehörigen Planeten seyn mag (und diess ist eigentlich das Wesentliche der glücklichen Idee, auf die *Olbers* zuerst leitete): so muss natürlich jede Art, ihre Formation im Weltall zu erklären, immer Hypothese bleiben. Ein Gedanke von *Regnér,* der auch künftig Beherzigung verdient, ist übrigens dieser, dass, wenn wirklich die drey Gestirne nur Fragmente eines einigen zertrümmerten sind, ihre Massen im Verhältniss zu ihrer Grösse stehen müssen; diess wird sich prüfen lassen, wenn etwa wechselseitige Störungen des Laufes des einen durch die zwey andern uns einst mit ihren Massen näher bekannt machen. 25) Astronomische Beobachtungen und Nachrichten von Prof. *Huth,* in Frankfurt an der Oder. Juno hat, durch Teleskope betrachtet, ein mattes schneeweisses, Ceres ein bläulicht weisses, Pallas ein gelblicht weisses Licht. Den scheinbaren Diameter der Juno gab ein Projectionsmikrometer am 3. October 1804. 5″, 66, am 21. Oct. 6″, 1. Mars zeigte in einem kleinen Bogen um seinen Nord- und Südpol herum viel weisseres Licht, als auf der übrigen Scheibe; auch unterschied *H.* mehrere graue und fast schwarze Flecke, woraus er die Rotation des Mars zu 24 St. 43′ folgerte. 26) Beyträge zu den Formeln, aus dem scheinbaren Abstande zweyer Gestirne den wahren zu finden, von Prof. *Klügel,* in Halle. Eine abgeänderte Darstellung der bekannten Formeln von *Borda* und *Fuß,* welche in einer englischen Schrift, in *Kelly's* Anleitung zur sphärischen und nautischen Astronomie, London 1796., enthalten ist, hier von *Klügel* bewiesen und erläutert, und auf einen noch bequemeren Ausdruck reducirt wird. Es sey $a$ der scheinbare Zenitabstand des Monds und $b$ des Sterns, $C\alpha$ und $C\beta$ seyen die verbesserten Zenitabstände, $c$ der scheinbare und $\gamma$ der wahre Abstand zwischen Mond und Stern; man nehme ferner

$$Q^2 = \text{dem Produkte } Sin. \tfrac{1}{2}(c+a-b) . Sin. \tfrac{1}{2}(c+a+b) . Sin. C\alpha . Sin. C\beta,$$

dividirt durch

$$(Sin.\, a\; Sin.\, b) \text{ und } Q = Sin. \tfrac{1}{2}\zeta,$$

so ist, nach *Klügel,*

$$cos. \tfrac{1}{2}\gamma^2 = cos. \tfrac{1}{2}(\zeta + C\alpha - C\beta) . Cos. \tfrac{1}{2}(\zeta - C\alpha + C\beta).$$

27) Bemerkung über den Zusammenhang der drey Weltordnungen von Ebendemselben. Die Erscheinungen am Himmel können zwar in allen dreyen Syste-

Systemen ganz richtig dargestellt oder erklärt werden; vor der Tychonischen und Ptolemäischen Hypothese hat aber die Copernicanische das voraus, dass jene beide die Bahnen als Kreise, und die Bewegungen als gleichförmig annehmen, was doch nicht seyn kann. 28) Gerade Aufsteigung und Abweichung der 36 Maskelyneschen Fundamentalsterne für den Anfang des J. 1802., nach den neuesten Beobachtungen von *Maskelyne.* 29) Kurze Inhaltsanzeige von *Schröter's* „Lilienthalischen Beobachtungen der Ceres, Pallas und Juno. Göttingen, 1805. 8." 30) *Edw. Troughton's* Beschreibung des von ihm erfundenen röhrenförmigen Pendels. Diess neue Pendel ist ganz von Messing, und eine Gattung von rostförmigem Pendel; nur ist es von diesem in der äussern Form verschieden, weniger der Biegung ausgesetzt, und bequemer an der Uhr anzubringen. 31) *Von Wisniewsky's*, Adjuncten der Kais. Ak. d. Wiss., Beobachtungen der Venus, des Saturnus, des Uranus, auch der drey neuen Planeten in St. Petersburg. 32) Astronomische Nachrichten von Hofr. *Goldbach*, in Moskau. Grosse Anstalten zum Besten der dortigen Universität, auch in Rücksicht auf Sternkunde. 33) Prof. *Benzenberg's*, in Düsseldorf, Nachrichten von der trigonometrischen Aufnahme des Herzogthums Berg. *B.* hat bereits etliche und 50 astronomische geographische Ortsbestimmungen am Niederrhein gemacht; die Aufnahme des Herzogthums Berg erfordert 50 Dreyecke des ersten, 500 des zweyten, und 5000 des dritten Rangs; die 50 des ersten Ranges sollten noch im Jahr 1805. vollendet werden, so wie auch die Messung zweyer Standlinien bey Siegburg und Kaiserswerth. 34) Juno, Saturn, Jupiter und Uranus, von D. *Koch*, Astronom in Danzig, beobachtet. 35) Geographische Länge von Regensburg und Günthersberg, aus der Sonnenfinsterniss am 17. August 1803. berechnet, von *Jabbo Oltmanns*, aus Aurich in Ostfriesland. Ein Mittel aus correspondirenden Beobachtungen an andern Orten gab die Länge von Regensburg 38′, 52″, 67 und von Günthersberg (an der böhmischen Gränze) 44′, 29″, 5 östlich in Zeit von Paris. 36) Vermischte astronomische Nachrichten. Astronomische Preisaufgabe eines Ungenannten in Berlin, mit Erhöhung des Preises aufs neue vorgelegt. Verbesserungen zum *Piazzischen* Sternverzeichnisse. Anzeige vom Tode des jüngsten unter den Brüdern *Dolland*, mit dem Vornamen *John.* Neueste astronomische Literatur.

## GESCHICHTE.

St. Petersburg: *Zur Münzkunde Rußlands.* Herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1805. 200 S. 8.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, welcher dieser Aufsatz im Februar 1804. vorgelegt wurde, hat ihn drucken lassen, weil der Vf. (der Collegien-Assessor *Krug*) wünschte, die etwa darüber erscheinenden Bemerkungen bey seinen fernern Arbeiten in diesem Fache benutzen zu können. Die Bereitwilligkeit der Akademie, dem Vf. zu Erfüllung seines Wunsches behülflich seyn zu wollen, und der Wunsch des Vfs. selbst, beides ist lobenswerth, und verdient berücksichtigt zu werden, besonders da wir in diesem Fache noch nichts Ganzes haben. Freylich wird dieses im Lande selbst, und vorzüglich in Petersburg, am besten geschehen können, da unstreitig Hülfsmittel vorhanden sind, die man ausserhalb Russland wenig oder gar nicht kennt; indessen will Rec. doch sein Scherflein dadurch beytragen, dass er das ihm bekannt gewordene, was hier und da über russische Münzen gesagt, und von dem Vf. noch nicht als ihm bekannt bemerkt worden ist, hier aufführt. Doch vor allen Dingen erst eine Uebersicht von diesem numismatischen Werkchen, und dann erst jene kleinen Beyträge.

Schon *Keder* versprach im J. 1700. eine grosse Anzahl russischer Münzen seiner Sammlung zu erläutern, aber dieses Versprechen wurde nicht erfüllt. Wie viel den Freunden dieser Wissenschaft dadurch entgangen ist, sieht man aus der gründlichen und richtigen Erklärung der wenigen Münzen, die er hier und da in den *Novis literariis maris balthici*, und in der kleinen Abhandlung: *Runae in numis vetustis diu quaesitae* etc. gegeben hat. Nach ihm versprach *Schlözer* eine *alte* russische Münzgeschichte zu liefern, aber noch bis jetzt ist diese Erwartung nicht befriedigt worden. Ausserhalb Russland wird auch, aus Mangel an hinlänglichen Hülfsmitteln, die man bis jetzt theils noch nicht hat, theils nicht kennt, hier nicht wohl einer die Bahn brechen können. Aber da, nach dem eigenen Geständnisse des Vfs., sich nirgends so viele Hülfsmittel aller Art beysammen finden, als in Petersburg, und der Vf. daselbst lebt, er sich auch durch vorliegendes Bändchen schon als denjenigen bekannt gemacht hat, der Neigung und Kenntnisse zu einem solchen Unternehmen in sich vereinigt: so kann diese Arbeit der Grund seyn, durch welchen er selbst einst ein vollkommneres Werk zu liefern in Stand gesetzt wird. Dieses scheint auch seine Absicht zu seyn. Er stellt nämlich in diesem *ersten* Bändchen mehrere unter sich nicht zusammenhängende Sätze auf, über welche er das Urtheil der Kenner wünscht, da er mit sich selbst noch nicht ganz einig darüber ist; und diesem Bändchen sollen noch zwey oder drey ähnliche folgen. — Nicht alles, was hier gesagt worden ist, kann in einer Münzgeschichte seinen Platz finden; aber der Vf. wollte diesem Aufsatze auch einiges Interesse für diejenigen Leser geben, welche nicht sowohl Liebhaber der Münzkunde, als ihrer vaterländischen Geschichte sind, und an deren Urtheile ihm doch auch gelegen ist. Manche seiner Erklärungen hält er selbst für gewagt; allein er wollte versuchen, ob nicht einige Stellen in den Annalen zu retten seyn sollten, die man für untergeschoben hält. Bey der Expedition unter Leo dem Weisen gegen Kreta erhielten die 700 Normänner oder Russen an Sold einen *Centenarius*, oder 100 *Libras* Gold. Eine *Libra*, oder, nach der verdorbenen Aussprache der Griechen, ein *Litra* Gold enthielt damals, und schon seit Valenti-

nian

nian I, 72 *nomismata*, oder, wie sie gewöhnlich seit diesen Zeiten heissen, *solidos*, *solidos aureos*. Sie waren von feinem Golde, und ihr Gehalt blieb sich, wenigstens bis ins eilfte Jahrhundert, immer gleich. Ihrer müssen eine unzählige Menge geprägt worden seyn, und wegen des Einflusses, den sie in die russische Münzgeschichte haben, betrachtet sie der Vf. mit Recht etwas genauer. Der gewöhnliche Name, unter dem sie bekannt waren, ist: *Byzantii* oder *Byzantini*, oder auch, nach den Namen der Kaiser, unter welchen sie geprägt waren, *Romanati*, *Constantinati*, *Michaelati*, *Manuelati* u. s. w. Sie müssen in ganz Europa im Umlaufe gewesen seyn: denn sie werden in sehr vielen Büchern und Documenten des Mittelalters erwähnt, und man schlug sogar in verschiedenen Ländern Münzen unter dem Namen *Byzantiner*, oder ahmte dieses Gepräge nach; und nach ihnen wurde der Werth anderer Münzen bestimmt. Einige in der russisch-kaiserlichen Sammlung befindliche griechische *Solidi* von feinem Golde bringen, wegen der darauf befindlichen Charaktere, auf die Vermuthung, dass sie in Russland geprägt sind, wenigstens scheint so viel gewiss zu seyn, dass benachbarte Völker schon längst die griechischen Münzen nachgeprägt haben. Als Oleg von Konstantinopel zurück kam, brachte er viel Gold und *Pavoloki* mit sich nach Kiew. Diese Pavoloki werden häufig in Verbindung mit Gold und Silber erwähnt, und sind kostbare Stoffe, deren man sich oft als Geld bediente. Dieses kann man schon daraus sehen, dass der *Protospatharius Epiphanius*, als er dem Könige Hugo nach Italien zu Hülfe geschickt wurde, unter andern auch verschiedene Arten von Stoffen *zu Bestreitung der Kriegskosten* erhielt. Ferner sagt ein Artikel im Friedenstractate vom Jahr 945.: „Wenn den Russen ein Sklave entläuft u. s. w., so erhalten sie von uns den schon festgesetzten Preis desselben, nämlich zwey Pavoloki für einen Sklaven." — Als der König Harald vier Schiffe mit Mehl beladen nach Island sandte, befahl er, dass ein Schiffspfund Mehl nicht theurer, als für hundert Stück Zeug, verkauft werden sollte. Dass diese Pavoloki die *Babylonica* der Alten ausdrücken könnten, erhält durch die gründliche Auseinandersetzung unsers Vfs. (S. 106.) einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit. Die Griechen brauchten seidne Stoffe statt des Geldes, den Russen leisteten sehr oft Thierfelle diesen Dienst, welches hier mit vieler Belesenheit und Genauigkeit dargethan wird.

Eine andere Benennung einer russischen Münze ist: *Zolota*, *Zlata*, *Zlatnik* oder *Zolotnik*. Da *Zolotoj* dem Worte *Aureus* entspricht, und da ein *Zolotnik* den griechischen Kaisermünzen seit Valentinian I. am Gewichte gleich kommt (70 Gran), so ist die Vermuthung des Vfs. wohl sehr gegründet, wenn er dieses russische Geld für Goldmünzen erklärt, die den *Aureis* der griechischen Kaiser gleich waren. Lässt man nun diese Erklärung gelten, so würde sie, ausser den Vortheilen, welche sie uns in der russischen Münzkunde gewährt, auch noch dazu dienen, das Gewicht der griechischen *Litra* oder *Libra* genauer bestimmen zu können. Nämlich ein *Solidus aureus* der Griechen wog im neunten und zehnten Jahrhunderte so viel als ein damaliges russisches Zolotnik; auch jetzt noch wiegt er so viel, folglich hat sich das Gewicht des Zolotniks nicht verändert. 72 *Solidi* machten eine griechische *Libra auri* aus; diese wog also 72 Zolotnik, oder drey Viertheile des heutigen russischen Pfunds. — Hieraus folgt nun auch, dass diejenigen, welche den Werth eines Solidus auf einen ungarischen, venetianischen oder holländischen Ducaten bestimmen, beynahe um ⅕ zu wenig annehmen, da jene Ducaten nur etwa 57, die *aurei* hingegen 70 Gran wiegen; beide sind von gleich gutem Golde. — Dass von Valentinian I., bis wenigstens auf Nicephorus Phocas, aus der *libra* 72 *solidi* geschlagen worden sind, beweisen, ausser den aus jenen Zeiten auf uns gekommenen *solidis aureis*, auch die Gesetze, und die Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller, welche vom Vf. angeführt werden.

Nach dieser Belehrung über griechische Goldmünzen, in Vergleichung mit den russischen, kommt der Vf. auch auf die Silbermünzen Griechenlands. Ein Gesetz der Kaiser Arkadius und Honorius sagt: „Wenn jemand Gold statt des Silbers zahlen will, so ist dieses erlaubt, doch in dem Verhältnisse, dass für jedes Pfund Silber fünf Goldstücke in den Schatz geliefert werden." — Fünf Zolotniks Gold wurden also einer *libra* oder 72 Zolotniks Silbers gleich geschätzt, und dieses giebt, wenn man aus einem Gesetze Folgerungen ziehen darf, und beide Metalle gleich fein annimmt, das Verhältniss des Goldes zum Silber wie 14⅖ zu 1. Ein *Aureus* aber hatte seit Valentinian I. den Werth von zwölf Silbermünzen, die man μιλιαρησια nannte. War nun die *Libra auri* eben so schwer, als die *Libra argenti*, so musste ein solches *Miliaresium* den sechzigsten Theil von 72 Zolotniks, das ist 1⅕ Solidus, oder 84 Gran wiegen. — Woher der Name *Miliaresium* komme, darüber sind die Meinungen sehr verschieden. Der Vf. nimmt mit *Montfaucon* (*Palaeograph. gr.* S. 360.) an, dass diese Münze daher ihren Namen erhalten habe, weil sie vormals der tausendste Theil einer *Libra auri* gewesen wäre. Ausser diesen gangbaren Miliaresien gab es noch eine andre Art Münzen dieses Namens, die bloss zu Geschenken bestimmt waren und vielleicht auch ein anderes Gepräge hatten. Solche kleine Geschenke, besonders in *fremden* Münzsorten, waren auch in Russland nicht ungewöhnlich. So bekam z. B. die Braut des Grossfürsten Ivan Vasiljewicz im Jahr 1472. bey ihrer Durchreise durch Pleskov ein Geschenk von 50 Rubeln in ausländischem Gelde. Sechs Jahre nachher verehrten die Novogoroder dem Grossfürsten zweyhundert, und kurz darauf wieder hundert *Korablenniki*. Unter diesem Worte versteht der Vf. Rosenobels oder Schiffnobels, bekannte Goldmünzen, die zuerst von Eduard III. um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in England geprägt wurden. Möglich ist es, weil diese Münzen damals in Dänemark, Preussen und Livland sehr häufig waren, und auch

die Hansestädte dergleichen an den Zaar Boris zum Geschenke sandten.

Nun zum Schluss noch die Schriften, worin, mit unter nur in einzelnen Stellen, von russischen Münzen, und was dahin gehört, gehandelt wird; vielleicht findet der Vf. doch eins und das andere darunter, das, wenn es ihm auch nicht unbekannt war, doch vielleicht bey den bisherigen Untersuchungen, seiner Aufmerksamkeit entgangen ist. Um die Uebersicht davon einigermaßen zu erleichtern, wird Rec. diese Schriften in folgende Klassen eintheilen:

1) *Von Münzen und dem Münzen in Rußland überhaupt.* *Auctores rerum Moscov.* Francof. 1600. fol. — *Böttichers* statistische Tabellen aller europäischen Staaten (worunter fünf Tabellen in sechs Blatt über den russischen Staat, welche das Wissenswürdigste aus der Münzkunde u. s. w. enthalten. — *Bottoni* moscowitische Reisebeschreibung S. 243. — *Brand Iter in Moscoviam* S. 417. — *Chantreau Voyage en Russie.* T. I. S. 367 sqq. — *Clerc Histoire de Russie* zu Ende des *zweyten* Theils. — *Desing Auxilia historiae.* P. *IV.* — *Eon de Beaumont Loisirs.* T. *V.* S. 98. — *Georgi* Beschreibung von Petersburg. S. 214 ff. — *Gordon* Geschichte Peters des Grossen. Th. *II.* S. 334. — *Hanway* Reisen durch Russland. Th. *I.* S. 385 sq. — *Hermann's* statistische Schilderung von Russland. S. 458. — *P. A. Lehmanni observationes historicae* S. 233. — *Malbault Essai sur le commerce de Russie.* S. 247. — *Haigold* neuverändertes Russland. Th. *II.* S. 231—236. — *Lengnich's* neue Nachrichten zur Bücher- und Münzkunde. B. *I.* Th. *II.* S. 226. — Politisches Journal. 1786. *XI.* S. 1116—1119. — *Scherers* Geschichte und gegenwärtiger Zustand des russischen Handels. S. 173. — *Schlözers* Briefwechsel. Heft *LXIII.* Werth des jetzigen Silber u. s. w. Geldes. — Beyträge zur Kenntniss der Staatsverfassung von Russland, von *Schmidt* genannt *Phiseldeck.* S. 50 ff. — Summe des von 1762—1783. in Russland geprägten Geldes, in der Gothaischen Handlungs-Zeitung von 1786. S. 408. — *Archaeologia, or* etc. Vol. *V.* S. 10. *Russian Coins.* — Zuverlässige Geschichte der englischen Handlung durch Russland u. s. w. (Leipzig 1769. 4.) S. 385. — *Hupels* Versuch, die Staatsverfassung des russischen Staats darzustellen. Th. *I.* S. 580. — Politischer Merkur. Stück *I.* (Mainz 1791. 8.) Nr. 3. — *Schlatters* arithmetische Tabellen von allen Gold- und Silberproben nach russischem Gewicht berechnet u. s. w. zum Gebrauch der Münzwardeins, Münzmeisters u. s. w. St. Petersburg 1739.

2) *Von Münzen einzelner Provinzen.* Pallas in seinen Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs, handelt unter andern auch von Sibirischen Münzen.

3) *Von Münzen einzelner Regenten.* *Salmons* heutige Historie führt Münzen an vom Pseudo-Demetrius, Iwan u. s. w.

4) *Von einzelnen Arten russischer Münzen, Rubeln, Papiermünzen, ledernen* u. s. w. *Schlözers* Briefwechsel. Heft *XLIV.* S. 109 ff. *LXIII.* S. 180. *LXVII.* S. 392. — *Albr. Wittenbergs* hist. polit. Magazin. B. *X.* S. 350 ff. — *Friebe* über Russlands Handel. B. *II.* S. 120 ff. — *Lengnichs* Nachrichten zur Bücher- und Münzkunde. Th. *II.* S. 380—385. — *Voyage de Rubriquis* S. 91. (in den *Voyages de Bergeron*).

Wie sehr Rec. die Fortsetzung, und nach und nach die Vervollkommnung dieses Unternehmens wünsche, davon ist diese etwas weitläufige Anzeige ein Beweis, und jeder Numismatiker, wenn er auch gleich nicht ein geborner Russe ist, wird gewiss gleiche Wünsche hegen.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Göttingen.* Das Programm des Hn. Geh. Just. Rath *Heyne* zum Prorectorats-Wechsel am 1. März enthält: *Censura ingenii et doctrinae Salviani Massiliensis librique de gubernatione dei, post similes Augustini Orosiique conatus, scripti.* X S. Fol. — Den würdigen Vf. führte sein Streifzug durch die römischen Schriftsteller der spätern Jahrhunderte diessmal zu einem christlichen Scribenten, der, an sich von keinem sonderlichen Belang, doch durch die Umstände und für die Zeitgeschichte merkwürdig wird. Um die Veranlassung zu Salvianus-Werk zu erklären, geht der Vf. auf die frühere Zeit zurück, wo der Verfall der R. Macht und die Einfälle der Barbaren, welche mit der Einführung des Christenthums zusammentrafen, den Anhängern der Religion der Väter scheinbare Argumente gegen das Christenthum eingaben. So hielt zu Ende des vierten Jahrh. Symmachus eine Schutzrede für den alten Glauben, gegen welche aber Ambrosius und Prudentius schrieben. Als weiterhin die Siege des Alarichs und die Plünderung Roms im J. 410. neue Apologien des Christenthums nothwendig zu machen schienen, da traten Augustin mit seinem Werk über die Stadt Gottes und Orosius mit seinen nach der verstümmelten Ueberschrift der Handschriften sogenannten *Ormesta mundi* (welches *H.* erklärt: *Orosii moesta mundi*) auf. Endlich war es so weit gekommen, dass die römischen Christen selbst unter dem Druck der öffentlichen Bedrängnisse, an ihrer eignen Religion irre wurden und klagten, dass die Menschen von der Gottheit vernachlässigt würden und dass die Bösen und Guten einerley Loos hätten. Wider diese schrieb Salvianus, Bischof von Massilien, gegen das J. 440. ein Werk von der göttlichen Haushaltung in acht Büchern, voller Declamation, Gemeinsprüche und Stellen aus der Bibel. Er sucht darin zu zeigen, dass die Christen ihre Drangsale theils als Prüfungen auferlegt wären, theils als gerechte, noch sehr milde Strafe ihrer Laster und Schandthaten, welche eine solche Höhe erreicht hätten, dass die Barbaren weit weniger verdorben wären, und bey ihrem Eintritt in die römischen Provinzen selbst von Erstaunen und Abscheu gegen das schändliche Leben der Christen ergriffen würden. Die Schrift des Salvianus ist von den neuern Geschichtschreibern fleissig benutzt worden, um den Sittenverfall der Christen jener Zeit zu schildern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 21. May 1806.

## NATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Dieterich: *Naturhistorische Reise durch einen Theil Schwedens*, von Dr. *Fr. Weber* und Dr. *M. H. Mohr*. 1804. 207 S. 8. Mit 3 (illum.) Kpfrt. (1 Rthlr.)

Allerdings verdient Schweden so gut den Besuch der Naturforscher, wie irgend ein Land; es ist selbst an Naturproducten nicht arm, hat in seinen Cabinetten die reichsten Schätze des Auslandes zusammengebracht; und diese Cabinette stehen jedem offen: denn die schwedischen Naturforscher selbst sind eben so kenntnissvoll als mittheilend. Mit Recht sagen die Vff. in der Vorrede, dass die Grösse mehrerer schwedischen Naturforscher um so mehr Bewunderung verdient, da ihr Land so gut wie gar keinen Buchhandel hat; da jeder Schritt, den sie thun, mit Aufopferungen verknüpft ist, und fast alle äussere Aufmunterungen, die deutsche Schriftsteller geniessen, in Schweden wegfallen. Mit Vergnügen muss daher jeder Naturforscher diese Reisebeschreibung lesen, da er in ihr viele gute Nachrichten über den Zustand der Naturkunde in Schweden, über die dortigen Naturaliensammlungen und ihre Besitzer findet, so wie auch diess Werk für die Naturgeschichte im Fach der Entomologie und Botanik manche Bereicherungen liefert; und noch einige andere Gegenstände berührt. Die Vff. fuhren von Kopenhagen nach Schweden, und ihre ersten Nachrichten betreffen Lund, wo die Anzahl der Studirenden 260 bis 300 beträgt. Das Naturaliencabinett, von *Stobäus* gestiftet, ist ansehnlich; die Bibliothek enthält ungefähr 20,000 Bände. Der botanische Garten, dessen Director *Retzius* ist, existirt erst seit 1754., und soll manche Seltenheiten enthalten; was die Vff. zum Lobe dieses würdigen, nur mit zu vielen Amtsgeschäften überhäuften Greises sagen, ist sehr gegründet: es ist nicht möglich, dass er in jedem seiner Fächer viel leisten konnte; doch hat er im Ganzen nicht wenig Nutzen geschafft, besonders für die systematische Naturbeschreibung. Gegenwärtig arbeitete er an einer ökonomischen Flora Schwedens; seine Sammlungen sind sehr bedeutend. Prof. *Lidbeck* besitzt ein Herbarium schwedischer Pflanzen; *Fallén*, (Demonstrator der Botanik) eine vorzügliche Sammlung von schwedischen Insecten; der Pastor *Hünemöcker* eine Sammlung von schwedischen Vögeln; *Flormann*, Prof. der Anatomie, ein Cabinett für vergleichende Anatomie. Die Vff. führen an, dass *Flormann* die Fontanellen an jungen Thierschedeln läugnet; als Beweis dagegen ward ihm ein junger Hundsschedel zugesandt; allein die hier befindlichen Fontanellen erklärt er aus einem stattgehabten innern Wasserkopf; die Knochen sind daher auch sehr dünn, und der Schedel gross. Rec. besitzt einen ähnlichen Hundsschedel, bey dem auch die daran befindlichen Wormschen Knochen noch mehr für den Wasserkopf sprechen. *Munck von Rosenskiöld* (nicht Rosenschöld, wie hier steht), Adjunct der medicinischen Facultät, hat die Vaccination in Schweden eingeführt, und schon mehrere Tausende eingeimpft. Im *zweyten* Abschnitt sprechen die Vff. von der schnellen und wohlfeilen Art, wie man in Schweden reist, und den mancherley Bequemlichkeiten, die der Reisende in diesem Lande geniesst; man kann mit einiger Kenntniss des Dänischen schon durchkommen, einige Wirthe sprechen auch selbst deutsch. Sie fanden überhaupt, dass man das Deutsche in Schweden mit einer Geläufigkeit und Reinheit spricht, wie fremde Sprachen selten irgendwo geredet werden: Rec. hingegen, der von Kindheit auf mit Schweden umgegangen ist, hat noch nie einen Schweden kennen gelernt, dem man es nicht an der Aussprache hätte anmerken können, dass er ein Schwede sey, und die Schweden lernen selten die deutschen Constructionen fassen, gebrauchen auch mehrentheils den Artikel unrichtig. *Dritter* Abschn. Jönköping, eine zwar von Holz gebaute, aber hübsche und lebhafte Stadt, *Thunbergs* Geburtsort. Der Apotheker daselbst hat eine nicht unbedeutende Plantage von officinellen Gewächsen angelegt, und bekommt als Aufmunterung jährlich 50 Rthlr. vom Könige. Am Wettersee fanden die Vff. einen neuen Mitbürger der schwedischen Flora, *Conferva muscicola Schrad.*, eine kleine braune Erdconferve, die auf Taf. 1. abgebildet ist, und genau beschrieben wird. *Vierter* Abschn. Von Jönköping gingen sie nach dem nahe gelegnen Landsitz Skiärsjö des bekannten Naturforschers *Ljungh*, der eine grosse Insectensammlung, von 5—6000 Arten, besitzt, und gegenwärtig eine Monographie der Gattung *Stenus* ausarbeitet, von der er mehrere neue Arten entdeckt hat; aus seiner Sammlung beschreiben sie zwey neue von *L.* auf seinem Landsitz gefundene Insecten, *Elophorus minutissimus* und *Tettigonia exilis*, bilden diese auch ab. Sonderbar ist es, dass *Apalus bimaculatus*, der, wie *Fabricius* in Upsala studirte, sehr häufig daselbst war, seitdem nicht in Schweden gefunden ist. Mit *Ljungh* machten sie eine kleine Streiferey in die Gegend, und fanden noch im See von Skiärsjö die echte *Conferva aegagropila*, die beschrieben und abgebildet zu werden verdiente, und die *Gouan* auch am mittelländischen Meer gefunden haben wollte, indem er die Ballen

len aus den Fasern der *Zastera*, welche Rec. dort selbst äusserst häufig und von vielerley Grösse fand, für *Linné's* Conferve nahm. *Fünfter* Abschn. Von hier ging die Reise zu dem berühmten *Acharius* in Wadstena, der nach des Vfs. Urtheil, wenn auch nicht die grösste (da *Hoffmann's* und *Vahl's* Sammlungen vielleicht eben so gross sind) doch die am besten geordnete Sammlung von Lichenen besitzt. Unter den von *Linné* an *A.* geschenkten *Fucis* fanden sie auch den *F. pinnatus L. suppl.*, der von dem *F. taxifolius Vahl.* nicht verschieden ist. Ueber *A. Methodus Lichenum* theilen die Vff. eine Reihe Bemerkungen mit, worauf *A.* in der Vff. Archiv geantwortet hat, so dass Rec. sie übergeht; mehreres darin, besonders was gegen die neue Terminologie gesagt ist, verdiente wohl Beherzigung. Bey einigen Excursionen um Wadstena fanden sie eine wahrscheinlich neue *Conf. zonata*, eine neue *Grimmia rupicola* (beide beschrieben und abgebildet), und entdeckten, dass die *Parmelia velutina Ach.* eine *Conferva (Acharii)* sey, so wie sie seine *P. pannosa* ebenfalls für eine *Conferva (pannosa)* erkannten. In dem für Venerische eingerichteten schönen Hospital zu Wadstena waren ungefähr 30 Kranke. *Sechster* Abschn. *Westring* in Norköping, dessen Untersuchungen über die Färbestoffe der Flechten eben so verdienstlich als bekannt sind. *Siebenter* Abschn. Stockholm. *Olof Swartz*, den die Vff., die darüber gewiss eine Stimme haben, den ersten Kryptogamenkenner nennen, und der, welches bey dem Umfang der Wissenschaft allerdings Bewunderung verdient, in der Kenntniss der einheimischen und exotischen Phänogamen eben so weit vorgerückt ist. Sehr angenehm ist die Aussicht, bald von *Swartz* eine neue Ausgabe der *Dispositio muscorum Sueciae* erwarten zu dürfen, die sich auch über die Lebermoose erstrecken und viele neue Moose enthalten wird. Seine Sammlung von Moosen soll an 600 Arten und darunter 100 unbeschriebene in sich fassen! Mit diesem liebenswürdigen Botaniker machten sie ein paar botanische Gänge, welche ihnen zu mehrern botanischen Bemerkungen und zu einer Beschreibung und Abbildung des zwar bekannten, aber vorher nicht beschriebnen, *Sphagnum squarrosum* und der neuen *Grimmia ovata* Gelegenheit gaben. Das Museum der Akademie der Wissenschaften, welches unter *Quensel's* Aufsicht steht, ist an Schlangen, Eidechsen und Fischen sehr reich, und gehört nach den Vffn. zu den besten in Europa. *Quensel*, der selbst in Lappland gewesen ist, um die Entomologie zu bereichern, besitzt eine grosse Insectensammlung. Die Bibliotheken in Stockholm sind im Fach der Naturgeschichte nicht stark besetzt; doch fanden die Vff. in *Bergius* Museum eine grosse Sammlung für die ältere botanische Literatur und von Reisebeschreibungen, so wie Prof. *Swartz* fast alle neuere botanische Werke selbst besitzt. Leibmedicus *Gröndahl*, der in früheren Jahren wiederholte Reisen nach China und dem Cap machte, besitzt eine grosse Naturaliensammlung; einige andere entomologische und Mineralien - Cabinette werden nur genannt. *Achter* Abschn. Hierauf wenden sich die Vff. nach Upsala, wo sie zuerst einiges über die Universität mittheilen. Es sollen 900 bis 1000 Studenten inscribirt seyn, doch besuchen nur etwa 600 die Vorlesungen; andere sind abwesend, um sich als Hofmeister oder auf andere Art ihren Unterhalt zu erwerben; zur Zeit der Promotionen aber pflegen sich alle zu versammeln. Die Bibliothek (auf welcher auch *Ol. Celsius* Herbarium verwahrt wird) schätzen die Vff. nur auf 50000 Bände. In einem Zimmer stehen zwey vom Prof. *Lidén* der Bibliothek unter der Bedingung vermachte Kisten, dass sie erst 1830. geöffnet werden sollen. Das Gebäude für die Sammlungen im naturhistorischen Fach und für den Garten ist sehr prächtig und beynahe vollendet. Die Anzahl der im Garten cultivirten Gewächse ward auf 3000 geschätzt. *Linné's* alter Garten trägt jetzt Küchengewächse, seine ehemalige Wohnung ist aber noch die seines Nachfolgers, bis die neue fertig seyn wird. Der Garten wird von Studierenden wenig benutzt, und kann es auch nicht werden, da die Monate Junius, Julius, August und September hindurch Ferien sind! *Thunberg's* Verdienste um die Naturgeschichte und um die Universität werden von den Vffn. mit Wärme geschildert, und es ist wahrlich abschreckend, wenn man liest, wie wenig jetzt daran gearbeitet wird, die grossen, von ihm der Universität geschenkten, Schätze der Nachwelt zu sichern. Das Herbarium wird auf 20,000, das Insecten - Cabinett auf 12000 Arten geschätzt, und welche Seltenheiten aus Japan u. s. w. sind darin! Für alles dieses hat jetzt *Thunberg* wenig Aufmunterung. *Adam Afzelius*, der durch seine Reise nach Sierra Leona bekannt ist, steht bey dem Garten als *Demonstrator Botanices;* seine mitgebrachten Sammlungen sind noch nicht geordnet. *Georg Wahlenberg* ist Amanuensis bey dem Garten, und hat ausser andern Reisen in Schweden, zweymal der Botanik zu Liebe Lappland besucht, und ausserordentlich viel neues, besonders Gräser und Kryptogamen entdeckt; er arbeitet auch an einer *Flora Lapponica, Gothlandica* und *Upsaliensis;* der Anfang seiner Monographie der Riedgräser in den schwedischen Abhandlungen ist bekannt, und er setzt sie eifrig fort. *Liljeblad's* Sammlung ist nicht gross. Einige andere Cabinette. Auf den Excursionen um Upsala entdeckten sie eine neue Moosart, *Hypnum trifarium*, hier gut beschrieben und abgebildet. — *Paykull* zu Wallokfäby unweit Upsala beschäftigt sich gegenwärtig fast ausschliesslich mit der Ornithologie, und hat eine Sammlung von ungefähr 1200 Vögel - Arten. Er hat auch seinen Kammerdiener zwey Jahre in Algier gehalten, um seine ornithologischen und entomologischen Sammlungen zu vermehren, und wir dürfen von ihm ein grösseres Werk erwarten. Bedeutend ist auch das Naturaliencabinett der Madame Grill zu Söderfors. *Neunter* Abschn. Von Upsala gingen die Vff. über Westerås und Oerebro nach Skara; anderthalb Meilen davon liegt Höberg, der Wohnsitz des Majors *Gyllenhall*, den sie selbst nicht trafen, dessen reiche gut geordnete Insectensammlung sie aber doch besahen: *Paykull* selbst wünscht, dass *G.* seine *Fauna*

*sue-*

*suecica* fortsetzen möge. Zehnter Abschn. Bey Warberg, einem nahe am Seeufer liegenden Städtchen, fanden sie ein paar neue, von ihnen beschriebne und abgebildete Algen, *Rivularia multifida*, *Conferva Melagonium* und *scopulorum*. In Hasslöf besuchten sie den 82jährigen *Osbeck*, der lange für eine Flora von Halland gesammelt hat, und durch seine Reise nach China bekannt ist. Hier schliesst sich das interessante Tagebuch unserer Vff., dem sie ein eigentlich von *Thunberg* herstammendes Verzeichniss der schwedischen Naturforscher, welche die Vff. nicht sahen, angehängt haben, mit Bemerkung ihres Aufenthalts, Charakters und des speciellen Fachs, worin sie Sammlungen besitzen, und das dem Werk noch einen höhern Grad von Vollständigkeit giebt.

Weimar, b. d. Gebr. Gädicke: *Physiologische Beobachtungen über den Umlauf des Safts in den Pflanzen und Bäumen, und der* (sic) *Entstehung der Erdschwämme.* Zum Nutzen der Botaniker, Forstmänner, Oekonomen und Gartenfreunde. Eine von der kaiserlichen Akademie der Naturforscher in Erlangen gekrönte Preisschrift von *Franz. Justus Frenzel*, Prediger zu Osmanstedt bey Weimar. Aus d. Lat. übersetzt. 1804. 438 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Man braucht nur wenige Seiten dieses Buchs gelesen zu haben, um sich zu überzeugen, dass der Vf. nicht klar gedacht hat, also auch nicht klar zu schreiben fähig ist. Eine Menge Versuche sind ohne Ordnung, ohne besondern Zusammenhang und Zweck erzählt; die Schlüsse des Vfs. hängen noch weniger zusammen, und das Ganze ist so ermüdend weitschweifig und langweilig, dass Niemand es ohne Verdruss auch nur Seitenweise lesen kann. Die akademische Preisfrage ist hiedurch gar nicht entschieden: neuere Untersuchungen über den gleichen Gegenstand kennt der Vf. nicht, und *Du Hamels* Meinungen hat er nicht einmal richtig gefasst, viel weniger gründlich und lichtvoll widerlegt. Er fängt nämlich damit an, das Aufsteigen gefärbter Flüssigkeiten in den Zweigen der Bäume näher zu untersuchen. Hier wird nun als Hauptmeinung *Du Hamels* aufgestellt, dass die gefärbten Flüssigkeiten zwar in den Gefässen zwischen Mark und Rinde in die Höhe steigen, dann in die Blätter übergehn, und von da wieder durch die Rinde zurückkehren. Es wird sogar *Du Hamels* Werk selbst, nach der (schlechten) deutschen Uebersetzung, angeführt. Rec., der seinen *Du Hamel* seit vielen Jahren, aber nur nach der Original-Ausgabe, Paris 1758. 4., sehr genau kennt, versichert, dass so, wie Hr. *Fr.* diese Behauptung ausdruckt, dieselbe keineswegs im *Du Hamel* vorkommt. Der französische Naturforscher war allerdings überzeugt, dass der eigenthümliche Saft der Bäume in der Rinde abwärts steige; aber er schloss diess keineswegs aus den Versuchen mit gefärbten Flüssigkeiten. Diese lehrten ihn vielmehr, dass Rinde und Mark ungefärbt bleiben. Wir wollen nur eine Stelle (livr. V. ch. 2. p. 292.) hier anführen: „*Mais M. de la Baisse qui prétend encore avoir vu au haut des plantes, dans l'écorce et la moëlle, des impressions du suc coloré, en conclut que le retour du suc nourricier se fait vers les racines. Cette conséquence qui est peut-être un peu hazardée, fait au moins sentir, combien il serait important de vérifier ces observations.*" Man bemerke hier den Schluss, so wird man weit entfernt seyn, jene Meinung als *Du Hamels* anzusehn. Dazu kommt, dass *de la Baisse* selbst mit dem Safte der *Phytolacca* nur in den obern Knoten der Zweige eine Färbung hervorbringen konnte, die sich auch auf die Rinde zu erstrecken schien, und dass er die Färbung zwar bis in die Blattstiele, aber nie bis in das Parenchyma der Blätter getrieben zu haben versichert. Man wird also zugeben, dass nicht einmal *de la Baisse* jene Meinung so vorgetragen, wie Hr. *Fr.* sie ihm in den Mund legt. Noch viel weniger war *Bonnet* dieser Meinung zugethan: alle Versuche mit gefärbten Flüssigkeiten lehrten ihn, dass Rinde und Mark ungefärbt bleiben, wenn in den Holzfasern die stärkste Färbung vorkommt. Was nun der Vf. dagegen anführt, sind eben so viele Bestätigungen der Versuche, die *Du Hamel* und die von diesem benutzten Schriftsteller angeführt haben. Hr. *Fr.* machte diese Versuche mit Dinte: Rec. schlägt dazu eine blaue Flüssigkeit vor, die man aus einer Drachme Indigo in einer Unze Schwefelsäure macht, und nachher mit Kreide niederschlägt. Diese Flüssigkeit steigt an den Holzfasern in die Höhe, färbt die Schraubengänge und die gestreckten Zellen, geht in die Wülste und Knospen über, wo sie ins Zellgewebe austritt, und färbt selbst die Blattstiele und die Hauptrippen des Blatts, ohne ins Parenchyma überzugehn. Erscheint die Rinde etwas gefärbt: so ist es entweder in den Wülsten, woraus die Blattstiele hervor kommen, oder es geschieht unterwärts, dicht über der Oberfläche der färbenden Flüssigkeit, wo ganz mechanisch die Rindenzellen, wie ein Schwamm, wohl etwas aufnehmen müssen. Nimmt man aber Sandelholz-Tinctur: so dringt die färbende Flüssigkeit viel stärker in die Rinde ein, ohne dass etwas mehr daraus folgte, als dass diese geistige Flüssigkeit eine flüchtiger durchdringende Kraft hat, also durch die Zwischenräume der Schraubengänge leichter durchschwitzen kann. Diess und nichts weiter sucht der Vf. auch, aber mit unendlicher Weitschweifigkeit, darzuthun. Eben so wenig treffend ist das, was Hr. *Fr.* gegen *Du Hamel's*, *Gren's* und *Malpighi's* Versuche, die Rinde in Holz zu verwandeln, sagt. Dass die Rinde holzartig hart wird, wer möchte es läugnen? Aber wahres Holz, aus Schrauben- und Treppengängen zusammengesetzt, wird die Rinde deswegen doch nicht. Weder *Du Hamel* noch unser Vf. haben mikroskopisch in dieser Rücksicht die verhärtete Rinde untersucht. Aber richtig ist des Vfs. Bemerkung, dass *Du Hamel's* Versuche über diesen Gegenstand mit zu vielen gewaltsamen Umständen verbunden waren, als dass sich etwas daraus folgern liesse. Aber am allerwenigsten befriedigend ist des Vfs. vorgebliche Widerlegung des Rückflusses der Säfte durch die Rinde. Die allereinleuchtendsten Beweise

weise für dieses Factum umgeht er, oder verwirrt sich in einem so dunkeln Wortgeniste, dass man nicht weiss, was man von ihm denken soll. Beyläufig bemerkt er mehreres über den Bau der Schraubengänge, und behauptet besonders, dass diese nicht aus einer zusammenhangenden Haut bestehn, um welche sich die Fasern winden, sondern dass die Säfte nach allen Seiten durchschwitzen können. In dem Anhange sucht der Vf. die Entstehung der Schwämme durch chemischen Process oder eine Art der Krystallisation zu erklären.

## ERDBESCHREIBUNG.

Kopenhagen, b. Proft: *Veiviseren*, eller *Anviisning til de Flestes Boepaele i Kiöbenhavn og Forstaederne.* (*Der Wegweiser*, oder Anweisung zu den Wohnungen der Meisten in Kopenhagen und den Vorstädten.) Samlet og forlagt af *C. G. Proft.* For Aaret 1804. 453 S. Aar. 1805. 500 S. Aar. 1806. 510 S. 12. nebst 4 S. Zusätzen u. Verbesserungen für jeden Jahrg. (Jeder Jahrg. kostet 20 gr.)

Für eine Stadt, wie Kopenhagen, wo die Geneigtheit, seine Wohnung zu verändern (eben so, wie die Geneigtheit, mit den Dienstboten zu wechseln) vorzüglich stark zu seyn scheint, kann ein solcher *jährlich* herauskommender *Wegweiser*, oder, wie ihn der Herausg. richtiger nennen könnte, *Wohnungsanzeiger*, nicht anders, als willkommen seyn. Die Einrichtung ist kürzlich folgende: in alphabetischer Ordnung findet man hier, wo nicht von den *meisten*, doch von den *bekanntesten*, Einwohnern von Kopenhagen die Namen, Titel, Gewerbe u. s. w. derselben, nebst dem Namen der Strasse und der Numer oder dem Buchstaben des Hauses, worin sie wohnen; wobey durch das Zeichen * zu erkennen gegeben ist, ob sie ihr Wohnhaus als Eigenthümer, oder nur Miethsweise bewohnen. — An Vollständigkeit ist bey einer solchen Anweisung freylich nicht zu denken, da man die Gleichgültigkeit kennt, womit die Aufforderung zur Einsendung der Namen u. s. w. von vielen übersehen wird, und da es in grossen Städten immer auch viele giebt, denen daran gelegen ist, ihre Wohnung nicht allzu bekannt werden zu lassen; und doch wäre Vollständigkeit zur Brauchbarkeit derselben so nothwendig. Indessen hat es der Sammler, wie man wohl sieht, an nichts fehlen lassen, seinen Wegweiser so vollständig als möglich zu machen; auch beweiset die mit jedem Jahrgange beträchtlich sich vermehrende Seitenzahl, so wie die jedem Bande hinzugefügte Berichtigungsliste, dass die Brauchbarkeit der Schrift jährlich zunimmt. Einheimischen und besonders Fremden, die sich eine Zeit lang in Kopenhagen aufhalten wollen, empfiehlt Rec. diesen gedruckten Wegweiser: überzeugt, dass sie mittelst seiner immer noch wohlfeiler dazu kommen werden, sich leicht und schnell durch die Stadt zu finden, als wenn sie zu dem Ende einen lebenden Wegweiser, oder einen unzuverlässigen Lohnbedienten annehmen. Doch muss ein Fremder, der sich der *Proft*schen Führung bedienen will, schon so gut dänisch verstehen, dass er die Namen der Strassen lesen kann; auch sind ihm gute Augen zu wünschen, weil manche Numern der Häuser, sonderbar genug, so hoch angeschrieben sind, dass es schwer wird, sie zu erkennen. — Bey Bemerkungen über den Vermögenszustand der Kopenhagener und über ihren Hang, oft mit der Wohnung zu wechseln, will Rec. nicht verweilen; sonst liesse sich allerdings manches darüber sagen, dass z. B. unter dem Buchstaben Q (natürlich einem der seltensten in dem ganzen Wegweiser) für das J. 1804. überhaupt 16 Namen, und unter diesen nur 2 als Hausbesitzer, für's J. 1805. 17 Hausbewohner, unter ihnen nur 1 Hausbesitzer, für's J. 1806. 19 Hausbewohner, unter ihnen nur 3 Hausbesitzer — angegeben sind. Beynahe die Hälfte derer, die zur Miethe wohnen, veränderten zwischen den Jahren 1804. und 1806. ihre Wohnung. — Sowohl für das Publicum als für den Verleger wäre es ohne Zweifel zuträglich, wenn Hr. *Proft* künftig nicht, wie bisher, *jährlich*, sondern etwa alle zehn oder doch alle fünf Jahre *einmal*, seinen Wegweiser ganz neu abdrucken liess, und dagegen die ihm bekannt gewordenen Veränderungen in den Wohnungen für die Zwischenjahre durch einen Nachtrag, der dann doch höchstens nur einige Bogen füllen könnte, bekannt machte. Im Ganzen aber verdient sein Unternehmen Beyfall.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Zwickau u. Leipzig*, b. Schumann: *Der ökonomische Künstler, welcher Brantwein aus Getraide, aus Weinhefen, Obst und Kräutern, ingleichen Malz, Liqueurs, Aquavite u. dgl. m. sehr vortheilhaft zu bereiten lehrt.* Von einem praktischen Oekonomen. 1805. 72 S. 8. (6 gr.) — Wenn auch im Allgemeinen die Vortheile beym Branntweinbrennen, die der unbekannte Vf. auf sechs Hauptregeln deducirt, ihre Richtigkeit haben: so ist er doch noch weit zurück in dieser Kunst. So ist er z. B. kein Freund vom Schlangenrohre, er verlangt zwey gerade Röhre. Um das Anbrennen in der Blase zu verhüten, setzt er ein Drahtsieb hinein; als ob dieses die schleimichten Theile der Mösche zurückhalten könne: denn allein diese brennen ja nur an! Der flachen Blase giebt er um deswillen den Vorzug, weil die aufsteigenden Dünste viel geschwinder an den Helm stossen: Nicht doch! weil die Flüssigkeit in einer flachen Blase mehr Oberfläche gewinnt, also schneller ausdünstet, das ist der Grund des Vorzugs der flachen Blasen. Er will auch, dass der Blasenhelm, eben so wie die Röhre im Kühlfasse, Abkühlung erhalten sollen; damit meynt er den Mohrenkopf. Zur Destillation einer Lutter, wozu man in fabrikmäsigen Brennereyen nur 3 Stunden braucht, bestimmt er 5 St. Zuletzt giebt er 5 oder 6 Aquavit-Recepte, auch Recepte zu Bischoff, Chocolate und Essig.

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 22. May 1806.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Perthes: *Vorschule der Aesthetik*, nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteyen der Zeit, von *Jean Paul*. *Erste*, *zweyte* und *dritte* Abtheil. 1804. 785 S. 8. (4 Rthlr. 12 gr.)

Unter den möglichen literarischen Gegenständen, denen sich *Richter* (warum sollte ihn Rec. nicht bey seinem wahren Namen nennen?) unterziehen mögen, hätte man vielleicht am wenigsten darauf gerathen, dass Er als philosophisch-ästhetischer Kunstrichter auftreten würde. Mit ihm lag die Kritik, und zwar nicht durch ihre Schuld, stets im Streit. Sie erkannte seine grossen Eigenschaften des Geistes mit einer, bey neuen Erscheinungen am literarischen Horizont nicht immer gewöhnlichen Bereitwilligkeit an, ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und ward sogar die vorläufige Verkünderin seines, durch keine vertraute Bekanntschaft des Publicums mit dessen Geiste und Werken noch gegründeten, Ruhms; aber sie sah sich in ihren Hoffnungen, die sie bey den unverkennbaren Spuren von Genie, welche sich schon in den ersten Richterschen Schriften, namentlich der *Unsichtbaren Loge*, zeigten, dereinst gereifte und vollendete *Kunstwerke* von ihm hoffen liessen, in der Folge meist getäuscht. Noch immer verdient die unsichtbare Loge, in Absicht auf unverkünstelte Natur und nicht zu diffuse Aufschichtung roher Materialien (wir sagen nicht, in Absicht auf Genialität; in dieser Hinsicht steht der *Hesperus* vielleicht obenan), wenn man das *Companerthal* — ohne den Anhang — ausnimmt, unstreitig den Vorzug. *Richter* verschmähte bisher in seinen Werken alle Kunst, und liess nur seine Natur und Gelehrsamkeit frey walten, wie beide es fügten. Als Kunstwerke wären daher seine Schriften mit den Werken eines *Lessing*, *Wieland*, *Göthe*, *Schiller* gar nicht zu vergleichen, und alle Leser klagen, dass es ihnen unmöglich sey, in einem Werke von *Jean Paul* Alles, und eben so wenig Alles in steter Reihe als ein Ganzes zu lesen; aus dem einfachen Grunde, weil dessen Werke, nicht aus dem Geiste einer von innen heraus mit Absicht bildenden Kunst und Einheit geboren, aus keinem Ganzen bestehn. Im Allgemeinen fehlte es den Richterschen Werken an Kunst, im Einzelnen an Geschmack.

Ein solcher praktischer Schriftsteller im Gebiete der Kunst schreibt jetzt über Geschmack und Kunst, und über die Werke der Kunst und des Geschmacks. So sehr man im Allgemeinen Ursache hat, von einem ausübenden Künstler sich in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht zu wünschen, wenn alles Uebrige gleich ist: so dürfte doch im gegenwärtigen Falle *Richters* Praxis kein durchaus günstiges Vorurtheil für sein Kunstrichteramt erweckt haben; und diess thäte Rec. leid. In vorliegendem Werke übertrifft *Jean Paul* die Erwartung von dem, was man sich, nach seinem bisherigen literarischen Charakter, von ihm versprach; wiewohl dieser ihn auch hier nicht ganz verlässt. Ueber seine eigenen, öfters angeführten, Schriften urtheilt er in dieser Vorschule an mehrern Stellen mit vieler Unbefangenheit. Wie in allen seinen Schriften, zeigt der Vf. auch in der Vorschule d. Aesth. eine ungemeine Belesenheit, vorzüglich in den Geschmackswerken der Neuern (die Alten scheint er, aus manchen Citationen zu schliessen, nur aus abgeleiteten Quellen zu kennen): und er findet nicht bloss, mit den Urhebern der neuesten Aesthetik, die Erzeugnisse aus der neuesten Periode der deutschen Literatur schön. Mit grosser Einsicht würdigt er das Verdienst eines *Sterne* und *Swift*. Unser *Musäus* hat auch ihm Werth. Aber auch hier ist er, mit der neuesten ästhetischen Schule, nicht von Einseitigkeit des Geschmacks frey, sowohl in dem, was er schätzt, als was er verwirft. Er, der doch gewiss nicht bloss für ein Decennium zu schreiben glaubt, nennt eine *Karoline Pichler* neben einem *Shakespeare*, neben *Göthe* einen *Tieck*. Einen *Engel* und *Huber* nennt die Vorschule d. Aesth. dagegen nicht; und sie findet keinen Geschmack an *Klopstock* und *Sturz*. — Seine Gabe, in abstracte Vorstellungen einzugehen, die *Jean Paul* schon in der *Clavis Fichtiana* erprobt hatte, entfaltet sich hier in einem andern, erweiterten Kreise; aber ungeachtet des unläugbaren philosophischen Scharfsinns fehlt es auch in der Vorsch. d. Aesth. nicht an Stellen, wie in der Theorie des Erhabenen in Absicht *Kants*, wo man sieht, dass *Richtern* die Stärke des eigentlich philosophischen Kopfs gebricht, eine abstracte philosophische Theorie in ihrer reinen Gestalt aufzufassen, festzuhalten und nach allen Richtungen zu verfolgen. Aus allem, was diese Vorsch. d. Aesth. liefert, erhellet: *Jean Paul* hat viel über ästhetische Gegenstände gedacht. Nur fällt der Anfang der Meditationen zu dieser Vorsch. d. Aesth. schwerlich über 20 Jahre zurück, wie es der Vf. in der Vorrede zu verstehen giebt, wenn er, in seiner Manier, sagt, er habe über 10000 Schöpfungstage dazu gebraucht. Schon sein Geständniss in derselben, womit die durchgängig auf neuere Begriffe fussenden Untersuchungen des Werkes selbst völlig übereinstimmen: die neuere ästhetische Schule habe im Ganzen und Grossen Recht, widerspräche dem, und es führt alles im Werke auf ein

ein weit jüngeres Datum hin. Man darf in dieser Hinsicht nur die Ideen der Vorschule mit denen in den Briefen des Eberhard'schen Handbuchs der Aesthetik vergleichen. Oder möchte *Jean Paul* das Publicum wohl glauben machen wollen, Er habe sich, wie durch Eingebung, schon vor mehrern zwanzig Jahren, in die neuern Vorstellungen, in Absicht des ganzen geistigen Gesichtskreises, hinüber gezaubert? Dann müssten in seinen praktischen, romantischen Schriften Spuren eines grössern Einflusses davon zu entdekken seyn. Genug: *Jean Paul* fasste die Gegenstände der Aesthetik auf dem Standpunkte, auf den sie im Ganzen durch die neueste Aesthetik (nicht der Schellingschen Philosophie, sondern der Schlegelschen Schule) kam, und geht von diesem Standpunkte aus seinen eigenen Gang. So sehr sich in dieser Hinsicht die Vorsch. d. Aesth. von *Eberhards* Handbuch durch ihre neuern Begriffe, tiefern und eigenern Untersuchungen unterscheidet: so hat sie doch die Methode mit ihm gemein, die einzelnen Merkmale eines Gegenstandes zu sehr abgesondert von dem ganzen Gegenstande, zersplitternd zu behandeln. Von der Art sind, um nur ein Beyspiel anzuführen, die besondern Kapitel (die Programmen des Vfs. sind nur ein anderer Ausdruck dafür) über jede einzelne charakteristische Eigenschaft der griechischen Poesie, Ruhe, Heiterkeit u. s. f., so wie über jedes einzelne Merkmal des Humors im *ersten*, des Witzes im *zweyten* Theile. Alles hätte sich hier durch eine grössere schriftstellerische Kunst, die mehr synthetisch als analytisch verfahren wäre, weit kürzer behandeln, und der Blick auf dem ganzen Gegenstande mehr gesammelt erhalten lassen. Hierzu kommen die öftern dunkeln Vorstellungen und krummen Windungen des Raisonnements, das nicht immer in gehaltener Bahn gleichmäsig fortschreitet, und die gewonnene Ausbeute jedes Kapitels nicht klar überschauen läfst. Man muss bey manchen Kapiteln im Fortgange des Raisonnements oft zurücklesen, um den Faden der Vorstellungen fest zu halten, und nicht immer reflectiren sich auch hier im Gemüthe *Jean Pauls* Ideen, namentlich in der Behandlung des Lächerlichen in der *ersten*, und des Witzes in der *zweyten* Abtheilung, mit Leichtigkeit in einer hellen und freundlichen Gestalt. Seine trunkene Bildersprache, die auch hier oft lästig fällt, da sie sich in immer andern, oft nicht harmonirenden Bildern ausspricht, trägt für Leser von Geschmack dazu vieles bey.

Um nun das Eigenthümliche der *Richterschen* Vorschule der Aesthetik anzugeben, mögen folgende vorläufige Erörterungen hier stehn. Eine eigentliche, wissenschaftliche Aesthetik, welche die Begriffe des Schönen in der Natur und Kunst aus ihren ersten Gründen herleitete und in ihrer systematischen Gestalt aufstellte, ist sie nicht; sie geht weder auf die letzten Gründe alles Schönen ein, noch entwickelt sie die ästhetischen Begriffe auch nur der schönen Künste, ja selbst der Poesie in ihrer Vollständigkeit und ihrem innern Zusammenhang. Was den ersten Punkt betrifft: so tadelt der Vf., ohne eine bessere Definition zu geben, bloss einmal beyläufig auf eine wegwerfende Art *Kants* Definition des Schönen überhaupt, der sie in ein Spiel der Geisteskräfte setzt. Allein der Vf. hat die *Kantsche* Definition mit seinem Tadel ganz verkannt. Er nimmt hier Spiel nicht, wie *Kant*, in wissenschaftlicher Bedeutung, sondern im Sinne des gemeinen Lebens; und dann wäre die Bestimmung des Schönen nach dieser Definition freylich sehr gemein. Auch *Schiller* und selbst der Vf. stimmt, ohne dass er es ahndet, mit *Kants* Definition des Schönen überein. *Schiller* setzt die Stimmung für das Schöne in eine innere Freyheit des Gemüths, und giebt allem Schönen (der Natur und Kunst) die schöne Bestimmung, das Gemüth frey zu machen. Hierin liegt nur eine selbstgedachte Erklärung des *Kantschen* Begriffs der Schönheit. Nach *Kant* bestimmt den Begriff und Eindruck des Schönen weder ein blosses Sinneninteresse, noch ein Interesse des Verstandes oder der moralischen Vernunft. In allen diesen Hinsichten erscheint das Gemüth gebunden, und zwar gebunden durch Trieb oder Gesetz, nicht frey. Da nun diese Geisteskräfte den Kreis der menschlichen Gemüthsvermögen erschöpfen und sich für das Schöne keine neue unbekannte Gemüthskraft (*qualitas occulta*) willkürlich schaffen liess: so suchte *Kant* den Ursprung des Schönen in ihrem harmonischen Zusammenspiel, und zwar in einem Spiel der Einbildungskraft und des Verstandes, der Vermittlerinnen des sinnlichen und intellectuellen Reichs. Daraus folgt: das Schöne ist immer nur Etwas in der Anschauung, und doch nicht blosses Sinnengefühl. *Kants* Definition des *Schönen*, wofür Er gerade, mit seiner Kenntniss des ganzen Menschen, das eigenthümliche Gebiet im menschlichen Geiste auszumitteln wusste, passt auf das Schöne der Natur und Kunst, so wie auch auf das Schöne und Erhabene im engern Sinn, und alle Zweige des Aesthetischen gleich gut. „Das Aesthetische," sagt der Vf. (*Erste* Abtheil. S. 164.) ganz in *Kants* Geiste, „treibt sein poetisches Spiel und macht heiter und frey;" und wenn Er (S. 165.) dem Scherz mit Recht „kein anderes Ziel, als sein eigenes Daseyn" anweist: so kommt seine ganze Ansicht dieser Unterarten des Schönen auf *Kants* Definition des Schönen überhaupt zurück, nach welcher das Schöne seiner selbst wegen gefällt. Für die Cultur durch das Schöne ist *Kants* Theorie des Schönen von grossem Einfluss. Sie setzt das Schöne nicht, mit den vorkantischen Theorieen, ausser uns, sondern in uns, und die Cultur durch das Schöne muss nach *Kant*, als innere Stimmung zu schöner Harmonie der Kräfte und des Lebens, von innen heraus wirken, kann keine bloss äusserlich aufgetragene Schminke seyn, die mit völliger Rohheit des Innern besteht. Endlich bewährt sie sich auch durch ihren Gegensatz. Alle Thätigkeit ist entweder Arbeit oder Spiel. In der Natur ist der Genuss des Schönen keine Arbeit und soll es auch in der Kunst nicht seyn; eine Wahrheit, die mithin auch dem praktischen Künstler zur Richtschnur dient. Bey *Jean Paul* (nicht bey den Griechen, deren Kunst kein gefesseltes Bestreben verräth, wie

wie der Vf. Theil I. S. 96. sehr richtig bemerkt) ist der Genuss des Schönen oft eine sehr saure Arbeit. — Was den andern Punkt anlangt, nämlich die Ableitung der ästhetischen Begriffe von der Quelle alles Schönen (welche die Definition oder Exposition des Begriffs vom Schönen nachweist) in ihrer nähern oder entferntern Verwandtschaft damit: so arbeitet *Jean Paul's* Vorschule der Aesthetik auch nicht für diesen wissenschaftlichen Zweck. Ihr Hauptaugenmerk geht auf die Dichtkunst (nur bisweilen nimmt sie auf andere schöne Künste Rücksicht, wie im 30. Paragraph S. 189. auf die Musik); und selbst in dem Kreise der Dichtkunst gründet sie kein organisirtes System. Sie handelt von der epischen und dramatischen Poesie; aber sie zeigt weder ihre allgemeine und verhältnissmässige Abkunft von der Poesie überhaupt, noch ihr Verhältniss zur lyrischen und didaktischen Poesie, welche beiden Dichtarten sie ganz übergeht. Bisweilen läst sie sich auf feine Unterschiede zwischen nahe verwandten ästhetischen Gegenständen ein. So handelt sie im 27. Paragraph von dem Unterschied zwischen der Satire und dem Komischen; aber die ganze Begränzung läuft auf die ganz einseitige Annahme einer bloss strafenden Satire hinaus, von der sich das Komische, als heiterer Scherz, dann freylich von selbst ablöst. Hätte der Vf. hier die Alten im Auge gehabt, welche in Horaz und Juvenal Muster sowohl der lachenden als der strafenden Satire aufstellen, so würde er sich überzeugen, dass man auch eine lachende Satire gelten lassen muss, und erst der Unterschied zwischen dieser und dem Komischen (der Unterschied der strafenden Satire von dem Komischen versteht sich von selbst) fordert, wegen seiner Feinheit, zur Untersuchung auf. Dann dürfte aber die Abmarkung des Gebiets der lachenden Satyre von dem des Komischen nicht so auf der Oberfläche liegen. Jetzt läst der Vf. durch seine Beantwortung die Frage wegen des ganzen Unterschieds, mit Horaz, der sich eine ähnliche (*Sermon.* I, 4, 45; 63.) aufwarf, aber als Dichter sie eben so scherzhaft wieder fallen lassen konnte, eigentlich auf sich beruhn. Doch die Vorschule der Aesthetik ist nicht nur keine Aesthetik: sie ist auch keine Propädeutik dazu. Von der Art würden die psychologischen Untersuchungen über die äussern Sinne seyn, welche als Vehikel zu Vorstellungen des Schönen dienen, namentlich Gesicht und Gehör; Untersuchungen, die *Eberhard* mit Unrecht in das Gebiet der eigentlichen Aesthetik zieht, da sie nur in einer Propädeutik der Aesthetik eine Stelle finden könnten. Eine solche Propädeutik der Aesthetik kann die *Richter*sche Vorschule der Aesthetik nun nicht seyn, so wenig als eine eigentliche Aesthetik selbst, wie wir sahen: weil sie keine vorläufigen Begriffe einer Aesthetik befasst. Ihre Gegenstände gehören, mit Ausnahme mehrerer empirischen Untersuchungen — z. B. über Sprache und Stil in der *zweyten;* über deutsche Entäusserung eigener Persönlichkeit und Titelsucht in der *ersten* Abtheilung im Paragraph über humoristische Subjectivität — meist in die Aesthetik selbst.

Wenn die Vorschule der Aesthetik weder für eine Propädeutik der Aesthetik noch für eine eigentliche Aesthetik selbst gelten kann: welches ist dann sonst die rechte Ansicht für sie? Man betrachte sie als ein *untersuchendes* Werk — nicht über Aesthetik überhaupt, sondern meist über Poesie, und zwar die prägnantesten Partieen derselben — *in ästhetischer Form.* Ihr Charakter ergiebt sich aus dieser doppelten Ansicht. Als untersuchendes Werk hat sie die Absicht, die ästhetischen Theile der Theorie, womit sie sich beschäftigt, weiter zu bringen, und macht Anspruch auf Neuheit. Wir werden die Vorschule der Aesthetik nach diesem von dem Vf. in der Vorrede ausdrücklich dafür in Anspruch genommenen Gesichtspunkt in der Folge beurtheilen, aber freylich dabey in Absicht mancher von ihm dafür nachgewiesenen Materien seines Werks anderer Meinung seyn. Ihre ästhetische Form oder dichterische Darstellung, auf welche die Vorrede (S. XIX.) einen gleich starken Accent legt, macht ihr zur Pflicht, alles geistreich zu sagen, nicht in blossen Schulformeln zu sprechen. Wirklich enthält sie sich in dieser Hinsicht des leeren Formalismus, womit die *Schelling*'sche Philosophie in Identitäten, Differenzen, Polen die Aesthetik nichtssagend beladet, und gewährt in ihrem, mit wahrhaft ästhetischem Geiste gedachten und ausgesprochenen, Ideenstand gegen die entgeisternde Dürre und Kälte dieser neuesten ästhetischen Formularlehre, wovon auch die Vorrede (S. XVI.) spricht, einen sehr wohlthätigen Eindruck. Viele Aussprüche des Vfs. unserer Vorschule lassen sich als treffende Symbole eines ästhetischen Ausdrucks ästhetischer Ideen brauchen und im Gedächtniss bewahren. In Beziehung auf diesen ästhetischen Charakter der Vorschule unsers Vfs. ist es wahrscheinlich gesagt, was S. XIX. der Vorrede steht: die rechte Aesthetik werde nur von einem, der Dichter und Philosoph zugleich zu seyn vermag, geschrieben werden. Nur kann sich Rec. von dem nicht überzeugen, was der Vf. hinzusetzt: „Er (der philosophische Dichter) wird eine angewandte für den Philosophen geben." Eine wissenschaftliche Behandlung der Aesthetik, welche die Grundlagen der Aesthetik mit Genauigkeit zu legen und die verschiedenen Gebiete und Wirkungen des Schönen nach seiner relativen Beschaffenheit (z. B. des Gebiets der Poesie und Musik) scharf zu begränzen hat, wird es immer geben müssen, wenn auch ästhetische Geister noch so geistreich über Aesthetik philosophirten und sprächen. Strenge und Bestimmtheit der Begriffe bleibt dabey ein Haupterforderniss, dem die ästhetischen Köpfe im engern Sinne selten genügen; und noch jetzt befriedigen die kurzen und bestimmten Definitionen des kalten, aber für das Schöne nicht unempfänglichen Aristoteles oft mehr, als ein bloss geistreiches Räsonnement. So ist z. B. dasjenige, was die Vorschule der Aesthetik (I. Abth. S. 238. 239.) über den möglichen lyrischen Antheil des Drama's sagt, bey weitem nicht bestimmt genug. Nur bey den Neuern (bey den Alten nur bey Aeschylus in der Wiege der dramatischen Kunst) war es, wo sich, wie im Shakespeare, in Schiller's und Klinger's frühern Sturm-

Sturm- und Drangstücken, das Drama in die hohe Lyrik verlor. In den neuesten Kunstdramen der Deutschen kehrt auch die dramatische Dichtkunst zum Charakter griechischer Stetigkeit und Ruhe zurück. — Wozu bedürfte es auch, ohne Bestimmtheit und Richtigkeit der Begriffe, überhaupt einer Aesthetik? Wäre es genug, in der Kunst freye musikalische Phantasieen zu haben: so wäre freylich die einzige Forderung, die sich in ästhetischer Hinsicht an den Künstler machen liesse, die, nur mit Geist zu phantasiren. Aber in einem Kunstwerk, zumal in einem poetischen, arbeitet der Künstler eben so gut für den Verstand, als für das ästhetische Gefühl. Es ist das Product einer mit Bewusstseyn und Absicht wirkenden genialischen Kraft, keines blinden Instincts. Der Vf. selbst rechnet ja, und mit Recht, in der Lehre vom Genie Besonnenheit zu den Requisiten des Genie's. Nun kann die Aesthetik, und soll Niemanden Genie und Besonnenheit geben (diess ist Sache der Natur), aber die Zwecke und Absichten, welche der Charakter der verschiedenen Gattungen und Arten von Geistesproducten im Gebiet der schönen Literatur mit sich bringt, stellt die Aesthetik auf, mit unbedingter Schuldigkeit, so dass nach ihren Regeln auch das Product des Genie's beurtheilt werden muss, das sie verletzt. Das wahre Kunstgenie giebt sie sich und befolgt sie selbst, und trägt die Probe aller Regeln, sein gebildetes und geübtes ästhetisches Gefühl, oder das, was man Geschmack nennt, in sich. Es ist, wie *Lessing* sagt, ein geborner Kunstrichter; aber darum, dass einer oder der andere Künstler auch Theoretiker der Kunst ist, und sich in einer und derselben Operation als Kunstrichter und Genie zugleich beweist, ist die Aesthetik in ihrer eigenen reinen Gestalt und Verstandesform nicht unnütz. Für das Kunstschöne ist die Aesthetik; aber das Kunstschöne ist nicht für die Aesthetik der Prüfstein; es ist für sie nur Beyspiel und individueller Fall. Man kann daher dem Vf. nicht beystimmen, wenn er (S. XIX. der Vorrede) sagt: alles Schöne könne *nur* wieder durch etwas Schönes auch nur bezeichnet werden; eine Behauptung, die mit derjenigen gleichbedeutend seyn würde, Verstand und Absicht haben als solche auf das Schöne in der Kunst keinen Anspruch. Zu dieser allgemeinen Behauptung verleitete den Vf. der ästhetische Charakter seiner Vorschule der Aesthetik, und diess führt uns von der *ästhetischen Form* derselben auf ihren Charakter als *untersuchendes Werk* zurück. Beide Eigenschaften werden in der Vorschule der Aesthetik durch einander bedingt, und, wir müssen hinzusetzen, auch — durch einander beschränkt. In der ästhetischen Einkleidung scheint auf den ersten Anblick vieles neu und ist nur neu gesagt. Von der Art sind die ersten Kapitel über Poesie überhaupt, manches im Kapitel über die Stufenfolge poetischer Künste, und der gröfste Theil der nur meist neu eingekleideten Gedanken über den Charakter der griechischen Poesie. Oft kämpft der Vf. in seinem Bestreben zu untersuchen, den Gegenständen neue Seiten abzugewinnen, und zugleich geistreich darzustellen, sichtbar mit der Schwere des Stoffs. Wie eigene und fremde Ideen von ihm schön vergeistigt wurden: so hüllte er auch deren bisweilen nur in ein schimmerndes Gewand. Gäbe er bloss geistreiche Resultate schon bekannter ästhetischer Ansichten: so liesse sich sein Werk bloss nach den Gesetzen einer schönen Form richten. So wenig er sich nun darauf beschränkt: so erhält doch auch der untersuchende Charakter seiner Vorschule der Aesthetik durch das Bestreben, das Product seiner Meditationen in gediegenen Resultaten auszusprechen, und dadurch eine, in Stoff und Form eigene, *ästhetische* Aesthetik in den von ihm behandelten Gegenständen zu leisten, eine ganz eigene Modification. Daraus erklärt sich die Bearbeitung vorzüglich solcher Gegenstände, die durch Annahme einer dichterischen Behandlung anlockend wurden. Auch erklärt sich daraus die Erscheinung, dass in dieser Vorschule der Aesthetik mehr eine Vorschule der Poesie enthalten ist, als eine Vorschule der ganzen Aesthetik, weil Poesie zugleich das eigenthümliche Feld des Vfs. ausmacht.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

## KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Ulm*, in d. Stettin. Buchh.: *Der geschwinde Interesse- und Rabatt-Berechner, oder Interesse-Berechnungen in Gulden und Kreuzern und in Reichsthalern und G. Groschen von 1 Woche bis 1 Jahr, zu 3 bis 8 pro Cent, nebst Rabatt-Berechnungen zu 9 bis $33\frac{1}{3}$ pro Cent in Gulden und Kreuzern und in Reichsthalern und G. Groschen. Nebst andern nützlichen Berechnungen.* 1805. 54 S. 8. (8 gr.) — Dieser aus lauter Tabellen, ohne eine Zeile Text, bestehende Rechenknecht, mag immerhin für faule Rechner, oder des Rechnens ganz unkundige Menschen als Nothbehelf gelten; der Kaufmann macht schwerlich keinen Gebrauch davon. Bey den Interesse-Tabellen hat der Vf. das Jahr zu 43 Wochen angenommen. Das ist nun gleichgültig, so lange man die Summe der Zinsen auf ganze Jahre, oder auch Monate, zu wissen verlangt; aber wo in gewissen Fällen haarscharfe Rechnung, auf Wochen, verlangt wird, da ist die Differenz merklich. — Uebrigens sind sowohl die Interesse-, als auch die Rabatt-Berechnungen, in Gulden und Kreuzern, und in Thalern, Groschen und Pfennigen berechnet, also für mehrere Länder brauchbar gemacht. Angehängt sind diesen noch: Berechnung der G. Groschen zu Reichsthalern; Tarif über bayersche oder Conventionsthaler à 2 fl. 24 Krzr., wieviel so und so viel Stück, Gulden und Kreuzer machen; und Tarif über Laub- oder Federthaler à 2 fl. 45 Krzr. Von Rechnungs- und Druckfehlern sind diese Tabellen, so viel Rec. bemerkt hat, frey.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 23. May 1806.*

## SCHÖNE KÜNSTE.

**Hamburg**, b. Perthes: *Vorschule der Aesthetik*, — von *Jean Paul* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 122. abgebrochenen Recension.*)

Nachdem wir der *Jean Paul*schen Vorschule ihren Charakter im Allgemeinen abzugewinnen gesucht haben, sey es uns noch erlaubt, auf's Besondere einzugehn. Wir wollen zuvörderst den untersuchenden Materien eine nähere Aufmerksamkeit widmen, welche Anspruch auf Neuheit machen. Solcher Materien, die selbst die Gegenstände der Untersuchung weiter zu bringen versprechen, finden sich nun natürlich bloss in den beiden ersten Theilen; und auch hier sind, nach dem ganzen Charakter des Werks, solche Gegenstände nur der kleinere Theil. Die *erste* Abtheilung enthält deren nur in der zweyten Hälfte; — wir rechnen dahin die versuchte neue Theorie des Lächerlichen und Erhabenen, nebst der Charakteristik des Humors, — so wie die *zweyte*, vorzüglich reich an interessanten Ansichten über Epos und Drama (die aber keine neue Theorie dieser Dichtarten begründen, so sehr sie über das Wesen und Verhältniss beider belehrende Aufschlüsse geben) mit Untersuchungen, namentlich der Theorie des Witzes, beginnt. So wie wir diese werden näher betrachtet haben, wollen wir über das nähere oder entferntere Verhältniss aller Materien des Werks zur Aesthetik noch einige Betrachtungen anstellen, und mit einigen Bemerkungen über Darstellung und Stil den Schluss machen.

Wir beginnen mit *Jean Pauls* Theorie über das Lächerliche und Erhabene. Er setzt das Lächerliche dem Erhabenen entgegen, und schickt der Theorie des Lächerlichen, um sie zu fördern, die Theorie des Erhabenen voraus! So neu nun diese Ansicht ist, so wenig hat sie Grund. Zuvörderst sollte in der Aesthetik, die es nicht mit einem gemeinen Lachen zu thun hat, nicht vom Lächerlichen die Rede seyn. Schon längst unterschied man zwischen diesem und dem *Komischen;* und nur letzteres gehört vor das Forum der Aesthetik und Kunst. Was nun aber den Gegensatz zwischen dem Lächerlichen (Komischen) und Erhabenen betrifft: so ist dieses für die reine Theorie beyder in der Aesthetik durchaus ohne allen Gebrauch. Es müsste denn unser Vf. für den eigentlichen Geist der Untersuchung, wie sich auch aus seinen übrigen ästhetischen Theorieen des Erhabenen und des Witzes ergeben wird, keineswegs durch sein Genie gestimmt, hierbey nur von seinem executiven romantischen Talent beschlichen worden seyn: und da gewinnt er, durch Zusammenstellung des Komischen und Erhabenen, allerdings einen nicht gemeinen — Contrast. In der Aesthetik oder der Natur des menschlichen Geistes ist dem Erhabenen das Schöne eben so ewig und nothwendig, als das Naive dem Sentimentalen, entgegengesetzt. Eben so entspricht schon nach dem gemeinen Sprachgebrauch, bey dem es Hr. *Jean Paul*, zur Förderung der gesunden Vernunft, doch ja bewenden lassen wolle, dem Lächerlichen — der Ernst. *Als eine Abart des Schönen* hat das Komische nur durch das Witzige und Beziehungsreiche seines Gebrauchs, durch Nachahmung in der Kunst, ästhetischen Werth.

*Jean Paul* nimmt die Kantsche Definition des Lächerlichen in Anspruch. Auch den Rec. hat sie nie zu befriedigen vermocht. Wenn *Kant* das Lächerliche in die Auflösung einer gespannten Erwartung in Nichts setzt: so ist zuvörderst dagegen zu bemerken, dass nicht jede Auflösung einer gespannten Erwartung in Nichts — auch nur Lachen bewirkt. Die Definition liesse sich also nicht gegen ihren Gegenstand, das Definitum, austauschen. *Jean Paul* bemerkt dabey (Th. I. S. 141.), es werde dadurch „mehr das (römische, nicht griechische) Epigramm und eine gewisse Art Witz beschrieben, welche Grosses mit Kleinem paart. Endlich ist die Erklärung so unbestimmt, und dadurch so wahr, als wenn ich sagte: das Lächerliche besteht in der plötzlichen Auflösung der Erwartung von Etwas Ernstem in ein lächerliches Nichts." Wie entziffert sich nun *Jean Paul* das Lächerliche oder vielmehr das Komische selbst? Wir müssen bey der Darstellung der *Jean Paul*schen Theorie, wie oft der Fall ist, die Lücken in dem Ideengange des Vfs. ausfüllen, um den Leser in den Zusammenhang derselben zu setzen. Ob er es nämlich gleich nur errathen lässt, so hatte er bey der Richtung, von der sein Ideengang ausgeht, die Natur des Relativschönen, welches das Lächerliche enthält, und, wie Rec. hinzusetzt, mit Recht, im Sinne. Als solches bildet es mit dem Erhabenen, wie gesagt, einen Contrast. Allein von diesem Gesichtspunkte aus nahm die Theorie unausbleiblich einen falschen Weg. Diesem Gegensatz mit dem Erhabenen gemäss erklärt *Jean Paul* das Lächerliche als ein unendlich Kleines, ein Minimum, so wie das Erhabene als ein Maximum erscheint. Nach der doppelten Sphäre des theoretischen und praktischen (erkennenden und handelnden) Menschen konnte diess Minimum entweder ein Minimum der Moralität oder der Einsicht seyn. Nun giebt es aber im moralischen Reiche nichts Kleines: denn die nach innen gerichtete Mora-

Moralität erzeugt eigene und fremde Achtung, und ihr Mangel Verachtung, und die nach aussen gerichtete erweckt Liebe, und ihr Mangel Hass; zur Verachtung ist das Lächerliche zu unwichtig, und zum Hasse zu gut." (I., 153.) Es bleibt also für dasselbe nur das Reich des Verstandes übrig, und demnach wäre das Lächerliche ein Minimum von Verstand. — Noch abgesehn von dem Minimum, das nur wegen des Contrasts mit dem Erhabenen dasteht, bleibt die Angabe der Sphäre des Verstandes für das Lächerliche höchst unbestimmt. Man muss nun von dieser Sphäre wieder erst die Unwissenheit, den Irrthum, und zweytens, was der Vf. vergass, die Verrücktheit, die das eigentliche Minimum des Verstandes wäre, ausschliessen. Zu dieser Ausschliessung von der Theorie des Lächerlichen liegt aber kein Grund in *Jean Pauls* Definition; vielmehr begünstigt sie eine ganz anders tolle Welt, als die in Figaro's Hochzeit. Wenn also der Vf. das eigentlich Lächerliche in eine *unendliche* Ungereimtheit ausdrücklich setzt (S. 155.): so ist diess nur eine müssige Hyperbel, zu der freylich seine Theorie, aber nicht die Natur des Komischen führt, und die ihm nur aus der Schule der neuesten Aesthetik anklebt. Da die *unendliche* Ungereimtheit nicht in dem lächerlichen Wesen liegen könnte (weil dieses seinen Verstand verloren haben müsste, damit aber auch aufhörte, ein Gegenstand des Lächerlichen zu seyn): so soll sie nach dem Vf. darin liegen, dass wir, als Zuschauer, über diese unendliche Ungereimtheit, wovon die lächerliche Person nur keine Kenntniss hätte, im Klaren, sie ihr liehen. Allein weder das Beyspiel aus dem Donquixote, noch aus Foote beweist diess. Auch hier erzeugt das Lächerliche der blosse Widerspruch der lächerlichen Handlung mit dem dadurch beabsichtigten Zweck, ohne alles unser Hinzuthun. Es entspringt also aus sinnlich erscheinender, anschaulicher Ungereimtheit; das Unendliche that bloss *Jean Pauls* Phantasie zu Gunsten seiner Theorie hinzu.

So schwach nun auch diese *Jean Paul*sche Theorie des Komischen in ihren letzten Gründen ist, so wenig sie das Komische befriedigend bestimmt, und so wenig sie sich durch bündigen Ideengang empfiehlt. (sie bestimmt nicht einmal die Sphäre und das Object des Komischen genau, welches nach *Heydenreichs* richtiger Bestimmung in seiner Theorie des Komischen die eigentliche Welt der *Thoren* ist): so ist sie doch an guten subsidiarischen Bemerkungen nicht arm; z. B. dass das Lächerliche, eigentlich in der Menschenwelt zu Hause, nur durch Personification in der Thierwelt statt finde, und dass sich hier nur über die klügern Thiere, die eine solche Personification zulassen (ein solcher *objectiver* Grund hätte auch beym Leihen unserer Einsicht für Subjecte eines angeblich unendlich Lächerlichen statt finden müssen!), nicht aber z. B. über einen Wurm lachen lasse. Zu diesen richtigen Ansichten rechnen wir die Annahme eines Lächerlichen *der Lage* und *Handlung*, und dass das Ungereimte darin immer (?) sinnlich sich darstellen müsse. u. s. w.

Richtig unterscheidet der Vf. zwischen der Satire und dem Komischen. Erstere macht Er zu einer (doch poetischen?) Dienerin der Moral; das Letztere gefällt nach ihm wegen seiner selbst. „Dort findet man sich sittlich angefesselt, hier poetisch frey gelassen. Der Scherz kennt kein anderes Ziel, als sein eignes Daseyn" (I. Abtheil. S. 165.). Nur lässt sich diese Freyheit auch der Satire nicht ganz absprechen, und sie behauptet in der Horazischen Satire, welcher der Vf. ihre Stelle ausser der strafenden Juvenalschen anzuweisen vergisst (Abtheil. I. S. 236. rechnet Er den Satiriker *Horaz*, und noch mehr *Lucian*, zu den Persiffleurs), einen ausgezeichneten Rang. Wahr ist der vom Vf. namhaft gemachte satirische Anstrich lyrischer Geister, wie *Tacitus's*, *Rousseau's*, *Herder's*, *Schiller's*. Wenn Er aber die Satire (die strafende Juvenalsche, die Er allein berücksichtigt) bloss gegen *Lieblosigkeit* und *Ehrlosigkeit* gerichtet seyn lässt: so beschränkt er ihre Sphäre zu sehr. Alle moralische Verwilderung und Lasterhaftigkeit ist ihr Ziel. *Stollberg's*, unter uns nicht genug geschätzten, Satiren behaupten ganz der strafenden Satire ernst-moralischen Ton, ohne bloss gegen Lieblosigkeit und Ehrlosigkeit, deren stete Geisselung zu einförmig seyn würde, gerichtet zu seyn. Treffend bemerkt der Vf. (S. 167.): „Je unpoetischer eine Nation ist, desto leichter sieht sie Scherz für Satire an, so wie sie umgekehrt die Satire mehr in Scherz verwandelt, je unsittlicher sie wird."

Verwandt mit der Satire ist die Ironie; aber sie wird in dem bestimmten Unterschied von jener *hier* keineswegs aufgefasst. So manchen praktischen Kunstgriff des Ironischen der Vf. grosen Ironikern, namentlich *Swift*, abzugewinnen weiss; so unbefriedigt lässt er über die Theorie der Ironie. Schon der Umstand, dass er *Swift* für das einzige Muster der Ironie aufstellt, lässt von dem Vf. zu viel Einseitigkeit erwarten; und so verhält es sich in der That. *Milde im Ton* und *Angemessenheit des Stoffs* erkennt man sofort, ohne der Sache noch näher gekommen zu seyn, für das Wesen der Ironie. Und so würde wohl die Sokratische Ironie, wie sie Xenophon und Plato darstellen, das Wesen derselben weit entsprechender, als *Swifts* verstimmte Schärfe, bezeichnen. Welcher *Stoff* eignet sich nun aber für die Ironie? Diese Frage beantwortet der Vf., ungeachtet er ein ganzes Kapitel §. 35. *der ironische Stoff* überschrieb, mit keinem Wort; alles, was er darin vorträgt, handelt von der, die Ironie darstellenden, Manier. — So geht es überhaupt bey dem Vf. oft, dass ganze Paragraphen wenig von dem enthalten, was die Ueberschrift besagt (*leviter curare videtur, quo promissa cadant*). Die Ironie scheint in Absicht auf ihren Stoff, den unser Vf. unausgemittelt lässt, nicht, wie die Moral, bloss Sachwalterin der Moral seyn zu können. Auch in dem Gebiet des Wissens, der Philosophie und Aesthetik behauptet sie ihren Platz: da nämlich, wo dieses Wissen in einem Publicum der Verkehrtheit einer moralischen Gesellschaft gleicht. Hier erscheint sie in wesentlichem Zusammenhang mit dem skeptischen Geist;

Geist; und so wäre auch in dieser Hinsicht Plato, zumal wo er gegen die Sophisten sich ihrer bedient, das eigentliche Muster dafür. Im Dienst der Moral bestimmt ihr Gegenstand und Zweck ihren Ton. Ist sie gegen moralische Verwilderung und Verdorbenheit gerichtet, so ziemt ihr ein Swiftscher Ton; gegen Leichtsinn, Inconsequenz, Geckenhaftigkeit, Verkehrtheit würde der sokratische Ton der Ironie der rechte seyn. Die Swiftsche Ironie liesse sich mit der Juvenalschen; die Sokratische Ironie mit der Horazischen Satire vergleichen. Von der Satire überhaupt unterscheidet sich die Ironie durch ihren entgegengesetzten Weg nach demselben Ziel, und durch ihre prosaische Natur. So wie die (Juvenalsche) Satire moralische Verwilderung und Verdorbenheit strafend rügt oder (gleich der Horazischen) moralische Thorheit in ihren lebendigen Zügen sprechend darstellt, um die aus dem moralischen Gleichgewicht getretenen Individuen und Menschenklassen aufzuregen und zum Bewusstseyn ihres Zustandes zu bringen: so bedient sich die Ironie, entfernt von der Miene einer Sittenrichterin, zur Erreichung des gleichen Zwecks, des scheinbaren Lobes, womit sie diese Fehler hervorzieht und darstellt. — Befremdend ist, dass der Vf. (Abtheil. I. S. 229.) der *lateinischen* Sprache den besten ironischen Periodenbau zuschreibt: bey genauerer Kenntniss der Griechen und Römer dürfte Er wohl anderer Meinung seyn.

Glücklicher Weise verstattete unser Vf. seiner Theorie des Erhabenen, die er in so nahe Berührung mit dem Lächerlichen bringt, von diesem keinen weitern Einfluss. Auch hier befindet er sich mit der *Kant*schen (von *Schiller* adoptirten und geistreich durchgeführten) Theorie des Erhabenen im Streit. Allein hier hat der Vf. gegen *Kant*, dessen Definition des Lächerlichen leicht in Anspruch zu nehmen war, kein so leichtes Spiel. Er wagt sich hier an das Meisterstück des *Kant*schen Genies. Für ein Solches muss die, aus der Natur des menschlichen Geistes zuerst abgeleitete Analyse des Erhabenen jedem gelten, der die eigentliche Sphäre des Aesthetischen vom Logischen und Moralischen sich gehörig schied; denn vor *Kant* blieb den Aesthetikern das Erhabene, das doch den Geist erhebt, indem es ihn zugleich niederschlägt, wie *Burke*, und Andere nach ihm, es deducirt. *Jean Paul's* Widerspruch dagegen beruht auf einem Mangel an speculativen Geist dazu. „Das Erhabene," sagt der Vf. (Abtheil. I. S. 144.), „besteht nach *Kant* und *Schiller* in einem Unendlichen, das Sinne und Phantasie zu geben und zu fassen verzagen, indess die Vernunft es erschafft und festhält. Aber," fährt Er fort, „das Erhabene, z. B. das Meer, ein hohes Gebirge kann ja darum nicht unfassbar für die Sinne seyn, weil sie das umspannen, *worin* jenes Erhabene erst wohnt; dasselbe gilt für die nachfliegende Phantasie, welche in ihrer unendlichen Wüste und Aetherhöhe erst den unendlichen Raum für die erhabene Pyramide aufbauet?" Sonderbar, bey einem Manne wie *Jean Paul*, dass diese Stelle auch einen Mangel an biegsamer Phantasie zu verrathen scheint. Es wird darin so dürr mathematisch philosophirt, als müsste das Erhabene sich — nach Elle und Klafter ausmessen lassen. Was heisst, die Sache streng speculativ angesehn: Sinne und Phantasie *umspannen* das, *worin* jenes Erhabene erst wohnt? Das Erhabene, z. B. eines Bergs, ist ja nicht in den unendlichen Raum mechanisch eingefügt, wie ein Spiegel in seiner Kiste oder wie ein Edelstein in seiner Einfassung. Einer solchen scharfen Bestimmtheit bedürfte der, das Erhabene eines Bergs oder des Meers umspannende Sinn nach *Jean Paul*. Diess würde aber das Aesthetisch-Erhabene in etwas Logisches (Erkennbares) verwandeln und es so vernichten! Was *Jean Paul* von der (den Sinnen hierin ungleichen) Phantasie hinzusetzt, ist ja gerade das, was *Kant* als Bedingung des Erhabenen festsetzt. Die Phantasie, in ihrer Ungebundenheit, ist bestrebt, den Gegenstand der Sinne zu überfliegen und der Mensch (als Sinnenwesen) wird sich, in der Unmöglichkeit davon, seiner Schranken bewusst. Oder ermisst *Jean Paul* in seinen Vorstellungen des Erhabenen wirklich die erhabenen Gebirgsmassen, umspannt er wirklich, wie mit seinen Händen einen Baum, das unendliche Meer? — Das Erhabene erfolgt, bey einem für die Sinne zu grossem Gegenstande, vermittelst der Einbildungskraft durch Vernunft. Ein blind und taub Geborner ist der Eindrücke des Erhabenen eben so wenig fähig, als das vernunftlose, blos an die Bedingungen des Sinnlichen gebundene Thier; aber die sinnlichen Bedingungen müssen dem Erhabenen auch angemessen seyn. Ein schwirrender Maykäfer hat nichts Erhabenes an sich. Wenn der Vf. das Erhabene der orientalischen Dichtung dagegen aufführt, wo die Gottheit nicht komme hinter dem Feuer, nicht hinter dem Donner, nicht hinter dem Sturmwinde, sondern mit einem linden, leisen Wehen: so hat er gleichwohl Unrecht; hier ist das sanfte Wehen nicht erhaben an sich (man lasse nur die vorhergehenden Bedingungen, Feuer, Donner, Sturmwind weg und vorzüglich die damit verknüpfte Idee der Gottheit, und frage sich, ob das Wehen noch den Eindruck des Erhabenen bewirkt), sondern durch den Contrast mit den starken Eindrükken des Feuers, Donners, Sturmwinds, durch die sich das Daseyn der *Gottheit* hätte ankündigen *können*, statt deren sie aber ein sanfteres Verkündigen ihrer selbst vorzog. Dasselbe ist mit dem vom Vf. angeführten Beyspiel von dem Winken Jupiters mit seinen Augbraunen der Fall. Es giebt doch unstreitig ein ungleich stärkeres Bild von Jupiters Macht, wenn er den Olymp schon mit einem Wink seiner Augbraunen, als wenn er ihn mit dem Arm bewegt. — Noch macht der Vf. Einwürfe, nicht sowohl gegen *Kants* Eintheilung des mathematisch- und dynamisch-Erhabenen, die Er selbst (nur mit dem Unterschied, dass er das mathematisch-Erhabene das optisch-Erhabene nennt) befolgt, als gegen eine mögliche Subsumtion von Beyspielen unter die eine oder die andere Art des Erhabenen, wobey Er, nebst manchem Guten, das er sagt, auch mancher Berichtigung bedarf.

Sol-

Sprachkürze, gehört der bloſsen Rhetorik an. Ueberhaupt findet unter den verschiedenen Materien des Werks gar kein gehöriges Verhältniſs Statt. Der Abschnitt: *Witz*, deſsen hier verabsäumte Würdigung in ästhetischer Hinsicht ein ganz anderes Resultat gegeben haben dürfte, ist für eine Vorschule der Aesthetik viel zu sehr ausgesponnen; ja er ist, der Natur seines Gegenstandes selbst zuwider, oft ziemlich unfruchtbar, steif, pretiös und dürr. Das Ganze selbst, dem es an dem wichtigsten Gegenstande dazu, einer Analyse des Schönen, fehlt, hätte auch nicht Vorschule der Aesthetik — da es das Schöne der Natur von seinen Untersuchungen ganz ausschlieſst, (Theil I. S. 5. enthält nur beyläufig eine schöne Apologie der Natur) und nur vom Kunstschönen der Poesie handelt, sondern — *Vorschule der Poetik und Poesie*. überschrieben werden müssen.

Die *dritte* Abtheilung, oder der Anhang, schildert die verschiednen ästhetischen Parteyen, die über Aesthetik urtheilen, im Ganzen ziemlich richtig, nur bisweilen selbst etwas parteyisch, und überhaupt etwas zu pretiös und mit zu gesuchtem Witz. Eine schöne Lobrede auf den verewigten *Herder* macht den Beschluſs.

Rec. giebt *Jean Pauls Vorschule* der Aesthetik, in Absicht auf Stil, das gerechte Lob, daſs *im Ganzen* nicht die bizarre bunte Mischung von Hohem und Niedrigem, Pretiösem, Schwülstigem und Plattem, und vorzüglich, nicht die groteske ewige Bildersucht herrsche, die man an ihm sonst gewohnt ist. Besonders aber verdienen die zwey ersten Abtheilungen, obwohl auch an ihnen — z. B. S. 21. des ersten Theils in einer an sich schönen Stelle — sich noch Ausstellungen machen laſsen, auch in Absicht der Darstellung, den Vorzug.

St. Petersburg, Penig u. Leipzig, b. Dienemann u. C.: *Oſsians Gedichte in Umriſsen*, erfunden und radirt von *J. C. Ruhl*, Bildhauer in Caſsel. 1805. 14 Kpfr. Querfol. 4 S. Erklärung. (3 Rthlr.)

Der auch schon durch einen Beytrag zu *Luther's* Denkmal verdiente junge Künstler betritt rühmlich die Bahn eines *Flaxmann*, und hat den Gegenstand so würdig ausgewählt, daſs ihm schon deswegen reichlich belohnender Beyfall wohl nicht entstehen wird. Nach den neuesten Untersuchungen der Hochländischen Alterthumsgesellschaft ist nunmehr endlich mit aller Sorgfalt historischer Kritik durch Prüfung der in solchen Fällen eigentlich allein triftigen äuſsern Gründe zur Befriedigung eines jeden Unbefangenen und Parteylosen vollkommen genug entschieden, daſs die beiden groſsen epischen Kunstwerke von Fingal und Temora in der jetzigen Gestalt und besonders geistigen und sittlichen Haltung nicht von alten celtischen Barden gedichtet sind, sondern ein untergeschobenes Machwerk des Hn. *James Mac Pherson* sind. Er benutzte dazu nur einzelne ältere Volkslieder und einen ganz andern sehr gemeinen Geist athmende Mährchen; ja er gab dieses auch selbst in etwas, nur ganz unbestimmt, zu verstehen. Aber gleichwohl täuschte er glücklich mit seiner unstreitig vortrefflichen dichterischen Erfindungskraft, sonderbaren Verläugnung des eigenen Verdienstes und einer gewiſsen verächtlichen Sprödigkeit im Stillschweigen gegen die Angriffe seiner Widersacher ein ganzes Menschenalter hindurch Landsleute und Ausländer, ja den bey weitem gröſsten Theil des gebildeten Europa. Allein auch nach der Entdeckung des Betrugs wird gewiſs ein Haufen Liebhaber übrig bleiben, der entweder für jene kunstrichterlichen Untersuchungen gar keinen Sinn hat, oder der einmal die helldunkeln Gemälde der Hochländischen Heiden und Seen, Felsen und Nebel und die Empfindsamkeiten der rohen wilden Helden und Fräulein für sein Gefühl und Einbildungskraft so ansprechend, gleichartig und behaglich findet, und davon so bezaubert ist, daſs er sie sich um keinen Preis nehmen laſsen oder mit der freylich einfachern und schlechtern Wahrheit der Geschichte vertauschen will.

In so fern auch das Ganze bloſs als Kunstgebilde angesehen wird, behält es sogar immer seine dichterische Wahrheit, und der Geschmack befindet sich unstreitig beſser in der so kunstreich verfeinerten Bardenwelt des Hn. *James Mac-Pherson*, welche gleich dem vernünftigen Thierreich des alten Phrygiers oder dem Olymp und Hades der Griechen oder der Zauber-, Feen- und Geisterwelt der Morgenländer als für sich bestehend angesehen werden und eben so echtes Vergnügen für Geist und Herz gewähren kann. Zu dieser Absicht nun werden dann auch immer Hn. *R's* Kunstblätter das Ihrige mit beytragen, da er mit lebhafter Erfindungskraft, Darstellungsgabe, Geschmack und Fleiſs gearbeitet hat. Seine Vorstellungen sind mit guter Beurtheilung ausgewählt, in jeder die Gegenstände nach Schicklichkeit mit einander verbunden, und die Zeichnungen als Umriſse im Ganzen wohl ausgeführt. Besonders haben die Personen meistens natürliche gute Stellungen und nach den Beziehungen der Fabel richtige sprechende Geberden und Bewegungen. Ja auch selbst die für Darstellung der bildenden Künste so schweren Traumgesichte und Geistererscheinungen sind reich an Einbildungskraft, und doch gemäſsigt ohne Uebertreibung. Kleine Fehler im Einzelnen der Verhältniſse oder genauen Wahrheit verdienen billige Nachsicht, und die Ausstellungen derselben werden den Künstler nicht herabwürdigen, sondern nur künftig desto vorsichtiger machen. So ist z. B. die Stellung der Füſse an der auf dem Titel schwebenden Gestalt der Dichtkunst etwas zu gezwungen unterwärts gestreckt, wie man sie von oben sehen würde, und an Oſsian auf der zehnten Tafel für den ruhigen Tritt zu sehr gekreuzt, an dem hintersten seines Gefolgs aber der vordere Fuſs zu lang und zu dick. Die Schenkel der sitzenden Personen auf der dritten und zwölften Tafel haben zu starkes Fleisch. Das Kinn des Mädchens auf der dritten und des schlafenden Helden auf der neunten Tafel ist zu groſs für das Gesicht.

Die

Die Stellung des Mädchens im Hervortreten aus der Höhle auf der zweyten Tafel ist so heftig, als wollte sie sich herabstürzen, die todte Komala auf der vierten Tafel liegt wie in heftigen Zuckungen und die Sängerinn zum Saitenspiel auf der achten Tafel kann mit dem wüthenden Sprung gegen die Helden und dem Haarraufen wohl schwerlich zur sanften Liebe reizen. Fingals Rücktritt vor dem Geist Loda's auf der fünften Tafel ist zu stark, als wenn er von einem Stofs fiele, und es fehlt ihm das Schwert, womit er den Geist zerhieb. Das Feuer an der noch stehenden und grünenden Eiche auf der dritten Tafel ist ganz unkenntlich und gleicht vielmehr Haaren. Die Personen haben überhaupt zu viel Griechisches in den senkrechten Stirnen und Nasen, da den Celten vielmehr eine rund hervortretende Gesichtsbildung eigen zu seyn pflegt. Bey den öfter vorkommenden ist die Aehnlichkeit ziemlich gehalten, nur scheint Fingal als Jüngling auf der vierten Tafel dem Manne auf der zweyten, fünften, sechsten und dem Titel nicht kenntlich genug zu gleichen. Noch unschicklicher ist auf der siebenten und zehnten Tafel Ossian noch beym Leben seines Vaters Fingal als bärtiger Mann; hingegen auf der achten jung, aber wie ein indischer Götze und auf der dreyzehnten wieder ganz anders als Jüngling und sein Sohn Oskar neben ihm alt und bärtig vorgestellt. Die Gesichtsbildungen der Barden auf der sechsten, achten und zehnten Tafel sind zu morgenländisch und gleichen Rabbinen.

Die grosse Schwierigkeit des zu wenig bekannten Costume endlich mufste den besten Künstler in eine gewisse Verlegenheit setzen, und Hr. *R.* konnte dabey wohl nicht ohne Verstofs durchkommen. Die Bekleidung hat er sehr verschieden dargestellt. Zum Theil erscheinen die Helden und Fräulein beynahe nackend und barfufs, und das möchte bey der Rohheit des Volks der Wahrheit am gemäfsesten seyn, da sie nichts als den einfachen Plaide oder Breacan hatten, welchen die Römer *braccas* nannten, und der zu Mantel, Beinkleidern und Bettlager diente. Es ist daher wohl zu wenig, dafs Fingal auf der vierten Tafel ganz nackend erscheint, aber noch fehlerhafter zu viel, dafs er auf der zweyten und fünften, so wie Ossian und seine Krieger auf der zehnten, Mantel und Leibrock, zum Theil gar Panzerhemden mit blechernen Schuppen tragen. Eben so übertrieben sind die grofsen Kutten der Barden und einiger Alten, und das beynahe Griechische gegürtete Gewand der Fräulein auf der ersten, siebenten, achten und zwölften Tafel. Die Bewaffnung der alten Celten war Schild, Spiefs, Schwert und Bogen. Daher sind die Helme mit Flügeln und die griechischen Fufsbekleidungen viel zu künstlich. Denn von Dion werden ihnen ausdrücklich die Schuhe und von Herodian die Helme und Panzerhemden abgesprochen. Die Spiefse sollten die schon von Dion bemerkten hohlen Metallknöpfe mit Nägeln haben, welche zum Schrecken der Feinde ein klapperndes Geräusch machten. Die griechischen Leyern und Lorbeerkränze der Barden sind gleich unschicklich, sie spielten Harfen, wie sie *Ledwich* und *W. Beauford* umständlich beschrieben haben, und schmückten sich mit Eichenlaub, wie ja auch Ossians Kopf auf dem Titelkupfer schicklicher vorgestellt ist. Die Skandinavier, mit welchen die Celten kriegten, waren schon viel gebildeter, und deshalb erscheint auf der siebenten Tafel Thormod ganz richtig mehr bekleidet als Ossian; nur aber ist es dann eben deswegen auch desto unschicklicher, dafs auf der dritten Tafel Korman, der auch ein skandinavischer Held ist, ganz nackend bey seiner Schöne sitzt. Uebertrieben ist es auch endlich, dafs auf der siebenten Tafel die Burg Thormods wie ein runder griechischer Tempel dargestellt wird, und die ähnliche celtische Burg auf der sechsten Tafel sollte der Wahrheit nach mehr nur einem rohen Steinhaufen und Schuppen gleichen, wie die Stonehenge bey Salisbury und ähnliche Ueberreste der alten Baukunst beweisen.

Leipzig, b. Richter (in Comm.): *Launige Erzählungen und Mährchen.* Von *Gustaf* (?). (1804.) 284 S. 8. (1 Rthlr.)

Diese Auffätze sind weder launig, noch Erzählungen überhaupt; man müfste denn einem Gemisch von Einfällen, die tausendmal wieder durch Einschiebsel und Reflexionen unterbrochen werden, den Namen Erzählungen, und possenhaften, oft ganz abgeschmackten Zusätzen, den Beynamen launig geben. Das erste Stück, *die Bewohner des wilden See's*, läfst sich noch lesen, schwerlich aber das zweyte, das ein Muster von Seichtigkeit ist. Man dürfte zu einigem Beweise dieses Urtheils nur die erste beste Stelle anführen; aber der Vf. wird uns hoffentlich den Beweis erlassen, wenn er, wie wir nicht zweifeln, seit der Fertigung dieses Buchs (das er selbst für eine Jugendsünde ausgiebt) zu bessern Einsichten gekommen ist.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Stuttgardt, b. Löflund: *Schönheiten der Natur,* gezeichnet auf einer Reise durch Italien in den Jahren 1802 u. 1803. von *Karl Urban Keller.* Mit 20 radirten Blättern. 1805. VIII u. 150 S. 8. (2 Rthlr.)

Der Titel dieses Werkchens bestimmt zugleich sein relatives Interesse. Es ist als das Taschenbuch eines Künstlers oder eines zeichnenden Kunstliebhabers anzusehen, worin er auf seinen Wanderungen, bey malerischen Ansichten verweilend, den Umrifs einer schönen Gegend zu skizziren pflegt. Die 26 hie und da etwas hart, sonst aber nicht uneben radirten Blätter, stellen solche an Ort und Stelle aufgenommene Ansichten aus Tyrol und Italien dar, und sind der Natur so getreu wiedergegeben, dafs Rec., der dieselbe Reise vor mehr als zwanzig Jahren auf eben diesem Wege machte, sich auch solche Gegenden dabey wieder zu vergegenwärtigen vermochte, die, weniger bekannt und auffallend als andre, seinem Gedächtnifs auch minder lebhaft eingeprägt geblieben waren. — Diefs ist aber auch alles, was sich gutes von dieser Reisebeschreibung sagen läfst. Der Text ist eine sehr unbedeu-

deutende Zugabe. Mit so wenig Kenntnissen der hohen Merkwürdigkeiten Italiens und mit so wenig Geschmack im Urtheil und Vortrag möchte es wohl wenigen einfallen, wenn auch zu reisen, doch nicht ihre höchst alltäglichen und ungesäuberten Bemerkungen dem Publicum aufzutischen. In den meisten dieser eben so oberflächlichen als epitomarischen Reisebemerkungen glaubt man die Erzählungen eines nicht ganz ungebildeten Professionisten zu lesen, der die ihm aufgestoſsenen Merkwürdigkeiten seiner Wanderungen vorträgt, und hie und da seine Empfindungen auf seine Manier treuherzig zur Sprache kommen läſst. Ohne gerade die Stellen sorgsam zu wählen, mögen hier ein paar Perioden, so wie sie Rec. beym Durchblättern in die Hand fallen, als Belege dieses Urtheils stehen: „Unser Gastwirth (auf der Insel Ischia) speiste uns völlig nach Landessitte, mit Geis-, Lamm- und anderm Fleisch, das *die Erinnerung der heute gesehenen herrlichen Scenen* noch genieſsbarer machte." — Von den Ruinen zu Tivoli heiſst es: „Malerisch *sitzen* diese *Ueberreste ehemaliger Götterverehrung* auf ihrem Hügel mit Moos, Weinreben und andern Gewächsen umgeben, *von welchen* man in den schäumenden Anio hinabsieht. Gegenüber erblickt man das Franziskaner Kloster St. Antonio, *umarmt* von Oliven." — Beym Abschiede von Rom und seinen Freunden (gröſstentheils Landsleute, die der Vf. allenthalben sorgfältig aufsucht) ruft er aus: „Welches Wonnegefühl, im Zirkel wahrer und edeldenkender Freunde zu seyn! Ohne gute Freunde ist kein froher Augenblick; wenn sie *besonders wirklich bis auf den Kern hinein* gut sind: so ist es *einschneidend*, aus ihrem Zirkel treten zu müssen." — Der Gesang des Miserere in der Peterskirche wird so beschrieben: „Ein Chor von 60 Castraten, vereint in *harmonischen Stufen*, erhoben ihre Stimme zu diesem göttlichen Liede, *das sie die schönste Leiter* von Tönen durchwirbelten, die sich bald in die Ferne zu verlieren, bald in die Nähe *zu rollen schienen.*"

## KLEINE SCHRIFTEN.

ORIENTALISCHE LITERATUR. *Parma*, in d. kaiserl. Buchdr.: *De Corano Arabico Venetiis Paganini typis impresso sub init. Saec. XVI.* dissertatio *Joh. Bernhardi De-Rossi*, Prof. linguarum oriental. 1805. 16 S. 8. — Diese kleine Schrift ist an Hn. Prof. *Schnurrer* in Tübingen gerichtet. Ob sie ihn, ob sie die Literatoren befriedigen werde, läſst sich bezweifeln. — Die Kenntniſs eines zu Venedig gedruckten arabischen Korans gründet sich beynahe allein auf das Zeugniſs eines seltnen Buchs: *Introductio in Chaldaicam linguam, Syriacam atque Armenicam et decem alias linguas.* — *Theseo Ambrosio auctore. Papiae* 1539. 4. Hier sind Briefe von Wilh. Postel an den Vf. abgedruckt; einer derselben hat eine Nachschrift fol. 200. b., in welcher jener diesen ersucht, noch ferner zu unterhandeln, ob derjenige, welcher dort den arab. Koran gedruckt habe, ihm nicht seine Punzen oder doch Matrizen gegen Bezahlung überlassen wolle, da er sie nöthig habe zum Druck seiner arab. Grammatik und anderer Bücher. Diesem hat *Theseus Ambrosius* die Anmerkung beygesetzt: Er habe nicht ermangelt, den Alexander, des Paganini von Brescia Sohn, zu bewegen, *ut typos formasque punicarum literarum, quibus olim pater ejus Alcoranum impresserat, justo vellet Postello vendere pretio*; da er nun eben im Begriff gewesen, seinem Freunde die Bewilligung zu berichten, habe er die Ausgabe von dessen *Libellus duodecim linguarum* zu Gesicht bekommen. (*Linguarum duodecim characteribus differentium Alphabetum — Guil. Postelli Barentonii diligentia.* Paris. 1538. 4.) Hr. *De-R.* hat noch eine Stelle desselben Buchs entdeckt. Fol. 83. b und 84. a wird ein Stück aus dem Koran (Sur. 5. vers. 119. *Marracc.* vers. 109. *Hinckelm.*) angeführt, mit dem Beysatz: *et cetera, quae in quinto quinternione Alcorani typis impressi folio antepenultimo sequuntur.* — Er legt einen nicht geringen Werth auf diesen Fund. „*Binis hisce testimoniis tertium jam addimus hucusque doctis ignotum et a nobis — detectum.*" p. 12. Hier liegt freylich das Zeugniſs von einem gedruckten Koran am Tage. Aber unbekannt war diese Stelle nicht, gewiſs nicht in Deutschland. *Joh. Andr. Bose*, Prof. in Jena. der ein Exemplar von *Thes. Ambros. Introductio* besaſs, welches noch in der dortigen Bibliothek vorhanden seyn wird, hat mit klaren Worten auf die Citation, und zwar mit Angabe von fol. 84. hingewiesen. Man sehe *Bosii Introductio generalis in notitiam rerum publicarum orbis universi; accedunt ejusdem dissertat. de Statu Europae. Jenae* 1676. 4. *Dissertat. III. de religionis et rei litterariae statu in Europa.* §. XL. p. 338.: — „*qui et ejusdem introductionis fol.* 84. *quaedam ex quarto* (sic) *ejus operis quinternione adducit.*" Oder man s. *Tenzel's* monatl. Unterredungen, November 1692. S. 918., oder *Jo. Mich. Langii Diss. de Alcorani prima inter Europaeos editione arabica.* Altdorf. 1703. 8. Diese beiden werden auch von Hn. *De-R.* genannt, p. 5. Wie es aber zugegangen seyn mag, daſs von diesem arabischen Druck nicht Ein Exemplar, nicht Ein Blatt, Nichts, durchaus Nichts, so viel man jetzt wissen kann, sich erhalten hat, diese Frage ist noch nicht beantwortet. „*Exemplaria omnia cremata sunt*," sagte *Erpenius*, in *Catalogo librorum arabicorum*, bey seinen *Rudimentis ling. arab.* Leiden 1620. 8. *Erpenius* war in Venedig, gewiſs erkundigte er sich nach arabischen Schriften, aber freylich erst im J. 1612. *Lang* meynte, verbrannt sey die ganze Auflage worden durch den päpstlichen Feuer-Eifer; diesen habe Luthers Abfall angefacht. Dabey wird die Angabe des *Erpenius* angenommen, daſs die Ausgabe um das J. 1530 fertig geworden sey. *De-R.* findet die angebliche Ursache des Verbrennens wahrscheinlich. Er bemerkt aber, Paganinus, der Vater des Alexander de Paganinis, habe früher aufgehört zu drucken. Sehr richtig. Aber nicht richtig ist, was *De R.* meynt, daſs das letzte, von Jenem gelieferte, Buch im J. 1518. zu Venedig erschienen, daſs folglich seine Ausgabe des arabischen Korans kurz vor oder kurz nach demselben Jahr (1518.) ausgefertigt worden sey. *Panzer* setzt *Annal. typograph.* Vol. XI. p. 268. in *Index Typographorum* (und eben so p. 229. in *Index Urbium*) „*Paganinus de Paganinis. Venetiis*, 1501. 1509. 1518." Er setzt aber 1518. ohne Grund: denn *Itinerario di Lod. Bartema. Venezia pel Paganini* 1518. 8. (*Annal.* VIII. p. 444.) wird dem Sohn Alexander angehören. Der Vater tritt ab mit dem J. 1509. Annal. VIII. p. 395. 96.; wenigstens *Panzer* hat nach diesem Jahr von ihm nichts mehr anzuführen. Und das erste Jahrzehend des 16. Jahrh. hat Nichts, das den Papst anfeuern konnte, den Koran, und zwar den arabischen Koran, verbrennen zu lassen. — Sollte der Drucker selbst das Werk seiner Hände verbrannt haben, vielleicht unvollendet verbrannt haben, aus Unzufriedenheit über den schlecht gelungenen Versuch? *Erpenius loc. cit.* setzt unmittelbar nach jenen Worten *sed exemplaria omnia cremata sunt* hinzu: „*Libelli duo Astronomici, charactere inelegante, in* 8. *sed hi quoque rarissimi sunt et haberi non possunt.*" Diese *Astronomici libelli*, wohl auch aus der Presse des Paganini, werden doch nicht als ketzerisch vernichtet worden seyn? und doch sind auch diese ganz unsichtbar. — Ist ja noch die Lösung dieses literarischen Räthsels zu hoffen: so vermag sie etwa Einer zu geben, der berühmte Bibliothekar, Hr. *Abbate Morelli*, zu Venedig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 26. May 1806.*

## *BIBLISCHE LITERATUR.*

Leipzig, b. Crusius: *Magazin für biblische Interpretation*, angelegt von *Joh. Carl Heinr. von Zobel*, d. Philos. M., d. Theol. Baccalaur. u. Prediger in Wiederau b. Herzberg im sächs. Churkreise. *Ersten* Bandes *erstes* Stück. 1805. XII u. 188 S. 8. (20 gr.)

Wir wünschen diesem Magazin viele Auffätze, wie der erste vom Herausg. selbst: über das *Schattenreich der früheren Juden* und über eine doppelte, sich scheinbar widersprechende, Vorstellung von demselben. Es ist mit Kenntniss und Gewandtheit bearbeitet, wenn gleich Rec. das Eigenthümliche darin nicht für richtig anerkennen kann. Zu stark ist die erste Thesis ausgedrückt: Vor der Wegführung nach Babel herrschte unter den Juden noch kein Glaube an .. Unsterblichkeit u. s. w. (S. 3.) Der Vf. zeigt in der Folge selbst, dass man sich eine schattenartige Fortdauer (vgl. auch *Cic. Tuscul. Quaest.* L. I. c. 16.) vorzustellen pflegte, die einem David u. dgl. Männern nicht thätig genug und also nicht wünschenswerth schien (so wenig als dem Schatten des Achilles, nach der Odyssee). Auf alle Fälle aber blieb doch in dieser hebräischen Volksmeinung etwas vom Menschen als nichtgestorben und als fortdauernd ohne Körperauferstehung. Angenehm ist im weitern des Auffatzes die Vergleichung von Parallelen aus Griechen und Römern, obgleich nur ein Anfang. Es lassen sich oft noch treffendere angeben. Bey schwerern Stellen des A. T. kann Rec. meistens die Exegese des Vfs. nicht anders, als sehr willkürlich nennen. Deut. 30, 13. ist nicht an den Scheol zu denken, wie S. 43. will. Wäre es, so müsste der Scheol nicht, wie der Vf. meynt, unter dem Meere, sondern *jenseits* desselben gesetzt worden seyn. Gedankenlosigkeit als Charakterzug der Schatten im hebr. Scheol folgt nicht aus den S. 56 ff. angeführten Stellen. Pf. 6, 6. sagt nur, dass der Scheol nichts dankwerthes sey. Eben dahin zielt Jes. 38, 18. — Pf. 88, 13. ist ארץ נשיה nicht *Land der Vergessenheit*, im activen Verstande, sondern Land, *welches vergessen wird*, d. h. dessen Bewohner man hier oben bald zu vergessen pflegt. Vgl. Iliad. ψ. v. 72. Odyss. λ. v. 217 ff. 472 ff. Eben so wenig zeigen Pf. 31, 18. 115, 17. Sprachlosigkeit als ein angenommenes Attribut jener Schatten. Sie wollen nur, über ihren thatenlosen Zustand, den Jehovah nicht preisen. Eigenthümlich aber ists allerdings bey dem hebr. Scheol, dass seine Bewohner weder gestraft noch belohnt werden, sondern alle sorgenlos und einander gleich sind, s. Hiob 3, 11—19. ohne Elysium, ohne Tartarus, ohne Todtenrichter. So wenig ist die Idee einer Vergeltung *nach* dem Tode dem Menschen überhaupt nothwendig! — Hält man den Gedanken fest, dass im Scheol die Schatten *antiquae imitamina vitae* (wie es *Ovid. Metamorph.* 4, 443—46. gut ausdrückt) treiben sollten, und dass sie übrigens weder als gedankenlos noch als sprachlos vorgestellt waren, so wird auch Jes. 14, 9. u. s. w. mit dem übrigen alttestamentlichen Volksglauben über den Scheol harmonisch. Diese Stelle sagt nichts anders, als dass der Dichter sich denken konnte, wie die Schatten alter Könige u. s. w. dem nun endlich auch hinabgestossenen Despoten von Babylon schadenfroh entgegen eilen.

Die zweyte Vorstellung, welche der Vf. als *altjüdisch* erweisen will, soll diese seyn: dass man sich die *Kinderseelen vor* der Vereinigung mit dem Körper als *im Scheol* präexistirend gedacht habe. Der Goph der Rabbanisten zwar ist bekannt. Aber Pf. 139, 13. ist כליותי gewiss nicht *Seele*, sondern die organische Textur des Embryo, und בטן אמי nicht der *Erde Schooß*, sondern der *Mutterleib*. Eben so sind מעי אמי Pf. 71, 6. nicht der innern Erde Tiefen. Uebrigens hat der Vf. gut erinnert, dass גזה im Syrischen *trajicere* bedeute. — Auch in Hiob 3, 16. liegt nicht, dass eine Präexistenz der Kinder anderswo als im Mutterleibe gedacht worden wäre. *Todtgeborne* sind es, welche dort „das Licht nicht erblicken." Sonderbar genug übersetzt der Vf. עוללים *zarte Kinderseelen.* — Pf. 9, 14. ist kein Grund, um מרוממי als Präteritum zu verstehen. Sieh Jehovah, ruft der Psalmist, wie ich von Meinen Feinden gedrängt werde, *du, der du mich hier oben erhältst fern von* den Todespforten! Die scheinbarste Stelle für des Vfs. Meinung wäre Pf. 139, 15. wegen der Bestimmung בתחתיות ארץ! Allein das רקמתי passt doch gewiss nicht auf Präformirung der *Seele* unter der Erde. Es muss also hier ohne Zweifel das *infera terrae* so, wie von den bessern Auslegern bey Ephes. 4, 9. und Jes. 44, 23. erklärt werden. „Zwar, sagt der Dichter, wurde ich wie ein Kunstgewebe gebildet *hier unten auf der Erde* (nicht oben in deinem Himmel). Aber dennoch siehest du (vom Himmel herab) mich in dem noch fast unsichtbaren Embryonenzustande." So erhellt klar, warum der Dichter gerade auf das *Niedere* der Erde gegen die *Höhe* des Himmels einen Nachdruck legen wollte. — Auch aus Hiob 1, 21. ist nicht zu schliessen, dass בטן אמי *der Schooß der Mutter-Erde* sey. Zwischen der griechischen und der hebräischen mythischen Bildnerey ist der Unterschied sehr gross.

Eine *alma mater Tellus* ist dem Hebräer, der die Erde nicht deificirt, nicht eine seiner Phantasie correspondirende Personification. Der noch zu viel gräcisirende Geschmack von *Michaelis*, *Döderlein* u. s. w. kann dagegen hierin nicht als Auctorität gelten. Weil der Vordersatz bey Hiob sagt: Nackt ging ich hervor aus Meiner Mutter Leib, und der Nachsatz von einem ערום אשוב שמה spricht, so müsse, meynt der Vf., der Mutterleib ein Ort seyn, *wohin* der Sterbende *wieder* komme, also wo er vorher gewesen sey. So subtil aber darf der Parallelismus nicht gegriffen werden. Der Dichter sagt: „Nackt werde ich umkehren — *dorthin!*" nämlich an den dunkeln, ungenannten Ort; nach einer *locutio ad sensum*. Im Worte שוב liegt nicht das *wieder*, *zurück* u. dgl. Jon. 3, 8. 10. Es bedeutet *sich umwenden*, επιστρεφεσθαι. Genes. 3, 19. Das übrige hängt von der aus dem Zusammenhang folgenden Beziehung ab. Nach eben dieser Bedeutung sagt Hiob 30, 23. Ich weiss, *umwenden wirst du*, *Gott*, *mich* zum Tode, d. h. Nicht im Leben lässest du mich weiter fortschreiten; du änderst meine Richtung dem Tode zu. Das Nämliche ist zu Erklärung des ישובו im Ps. 9, 18. anwendbar. „Dass sich umwenden, rückwärts weichen müssten die Bösen zum Scheol," um die Besseren von ihrem Einfluss zu befreyen. An das, was sie zuvor waren, denkt dabey der Dichter nicht. Will man Hiob 21, 13. רגע nach dem Vf. mit رجع: so würde alsdann auch *ein Umwenden* zu denken seyn. „Indem sie sich, vom Guten weg (בטוב geht vorher), umwenden müssen, steigen sie in den Scheol hinab. Für die entscheidendste Stelle, vom Aufenthalte der Seelen noch ungeborner Kinder im Scheol, scheint der Vf. §. 13. die aus dem Liede I Sam. 2, 6. zu halten, nach welcher Jehovah ist todt und lebendig machend, מוריד שאול ויעל. Schon die Wortfolge aber ist deutlich gegen des Vfs. Hypothese. Nach dieser würde in umgekehrter Ordnung gesagt seyn müssen: *ascendere faciens e Scheole ac descendere*. Wäre also auch der eigentliche Sinn nicht auszufinden, so bliebe doch gewiss der Sinn, welchen der Vf. hinein legt, ausgeschlossen. Allerdings aber findet sich durch Deut. 32, 39. Hiob 5, 18. als Parallelen die Auflösung. Auch das Kommen in Todesgefahr ist dem religiösen Hebräer ein vom Jehovah bewirktes Abwärtssteigen gegen den Scheol (*versus*, εις, nicht *in*, εν.), daher im Gegentheil die Rettung ein Aufwärtsgeführtwerden. Nach dieser Bedeutung folgt ויעל *erst nach* dem מוריד, und ohne ein beygefügtes: *wieder*. Wir müssen gegen den Vf. nach allem diesem das Resultat ziehen, dass in den alttestamentlichen Schriften *nicht Eine* Stelle die Meinung, dass die Seelen der Kinder und dann der Abgeschiedenen einerley unterirrdischen Aufenthaltsort haben, als althebräisch uns überliefert. Die Ableitung dieser Meinung aus Aegypten fällt daher ohnehin weg; wie überhaupt alle Beyspiele, wodurch *Michaelis ad Lowth. Praelect.* IX. p. 187. seine Ableitung hebräischer Mythologie aus der ägyptischen darthun wollte (z. B. vom Uebersetzen auf die Todteninsel u. s. w.) bey näherer Prüfung als bloss schimmernde Fictionen verschwinden. Den Aegyptiern war die Seele *vor* dem Geborenwerden nur deswegen im Scheol oder Amenthes (vgl. *Herodot.* L. II.), weil sie die Seelenwanderung voraussetzten. Der Amenthes war ihnen, s. *Plutarch. de Iside* p. 362., λαβων και διδων, nicht aber *zuerst* gebend und *dann* nehmend. Dass die Seelen uranfänglich schon im Aufenthaltsort der Abscheidenden präexistirt haben sollten, ist eine Behauptung, an welche weder die Aegyptier, noch Sokrates in Plato's Phädon gedacht haben. Man fragte sich bloss, wo waren die jetzt zur Empfängniss und Geburt kommenden Seelen nächstzuvor, und antwortete dann freylich mit letzterm: εισιν αρα αι ψυχαι ημων εν αδου. Auf Präexistenz überhaupt, auf ein που ειναι, πριν u. s. w., nicht aber auf das ursprüngliche Präexistirthaben im αδης führte jene Behauptung gewisser (scheinbarer) Reminiscenzen, wegen welcher *Cebes* (*Phaedo* p. 165.) sagt: τουτο δε αδυνατον, ει μη ἠν που ἡμων ἡ ψυχη, πριν εν τῳδε τῳ ανθρωπινῳ ειδει γενεσθαι.

Ein zweyter Aufsatz, vom Hn. Pred. *Löser* zu Rehfeld erklärt kurz den Zusammenhang von *Hebr.* 13, 7—13. v. 7. ist εκβασις (vgl. B. Weish. 2, 17.) της αναστροφης *glücklicher Ausgang ihres Betragens*. s. αναστρεφεσθαι Hebr. 10, 33. θυσιαστηριον hingegen ist niemals *Opfer*, folglich auch v. 10. nicht. Der Ausdruck *vom Altare leben* ist bekannt. Der Sinn des Briefstellers scheint zu seyn: der Christ hat einen Opferaltar (Jesu Kreuz), von welchem her die diessseitigen Priester (alle Christen, vgl. v. 15. I Petr. 2, 5.) keine Nahrung erhalten. Erhielten doch (v. 11.) schon die levitischen Priester von Opferthieren, welche wegen des Sündigens (*mulctae loco*) geschlachtet wurden, keinen essbaren Antheil; da vielmehr ein solches Thier ganz dem Feuer übergeben wurde (d. h. Mose die Klugheit gehabt hatte, aus Sündopfern, welche die Stelle unserer Strafgelder vertraten, keinen Gewinn für irgend einen Fiscus entstehen zu lassen, damit nicht etwa den Verschuldungen desto weniger vorgebeugt würde, wenn sie einträglich gemacht werden könnten). αγιαζειν v. 12. heisst nie: *versöhnen*, sondern der Gottheit *weihen*, *heilig machen*. Einem *Sündopfer* machte der Ort der Kreuzigung ausser der Stadt den Gekreuzigten ähnlich, nicht aber einem Versöhnungsopfer.

Zuletzt erklärt der Herausg. *Jes.* 1, 2—8. Die Verdoppelung in גדלתי ורוממתי möge das *Mühsame* des Grossziehens jener Kinder ausdrücken. Vielmehr das *Gelungene!* v. 3. sey אבוס *Tenne*, nicht *Krippe*, und so immer, auch Hiob 39, 9. nach בוס *treten*, *dreschen*. Mit der Tenne, als Platz zum Dreschen, aber steht der Esel des Orientalen wenigstens gewöhnlich nicht in Relation. Bey der Tenne scheint auch der Aufbewahrungsort für Menschen und Vieh gewesen zu seyn. Vgl. מאבסיה Jerem. 50, 26. und أبس *collegit*. Liest man v. 8. כנצור, wie Hr. *Arnoldi* und der Vf.: so muss doch die Uebersetzung seyn: *wie diese Stadt*.

So

So fällt wohl der Grund, mit dem Vf. עֶרְיָה *nudata, orbata es* zu conjecturiren, und dadurch נצורה zu emendiren, ganz weg!

Berlin, b. Schöne: *Ueber die Offenbarung St. Johannis.* Ein Entwurf derselben, mit zwey Abhandlungen von *Karl Wilhelm Brumbey.* 1804. VIII u. 120 S. 8. (12 gr.)

Wer alt wird, erlebt manches, wobey er anfangs seinen Augen nicht traut. So ging es dem Rec. dieser Schrift. Mit Erstaunen hat er darin gelesen, dass Hr. *Hermann Daniel Hermes*, der Vf. des *Versuchs zweckmäßiger Betrachtungen über die biblischen Weissagungen, insbesondere über die Offenbarung Johannis*, der neuerlich wieder, zumal im Holsteinschen, so viel Redens von sich gemacht hat, ein *dreister Weltverbesserer*, ein *Aufklärer* (!) sey, der sich über den Mann Gottes, D. Martin Luther, den unübertrefflichen Uebersetzer der ganzen Bibel, vermessen erheben wolle. Und das behauptet Hr. *Karl Wilh. Brumbey.* Er weiss noch wohl den Tag — es war der 8. Julius 1801. — als er sich hinsetzte, um die Ehre des grossen Reformators an dem Manne zu rächen, der, recht wie diesem grossen Manne zum Trotz, 2. Thess. 2., 7 u. 8. so übersetzte: „Die Bosheit regt sich bereits heimlich; nur ist einer, der es aufhält, *bis es aus der Mitte entstehe* (ἑως ἐκ μεσου γενηται). Nun mag Hr. *Hermes* sich schämen, dass er so verkehrt übersetzt hat. Nein! Gottes Wort und Luthers Lehr' (auch seine Uebersetzung der Bibel) vergehen nun und nimmermehr. So, wie wir es in seiner Bibel lesen, hat er übersetzt, und dabey muss es bleiben. Warum vermisst sich ein *Hermes*, es besser wissen zu wollen, als der, welcher sang: Das Wort sie sollen lassen stahn, und kein'n Dank dazu haben. Natürlich wagt es Rec. nicht, sich in einen Streit zwischen den Hnn. *Hermes* und *Brumbey* zu mischen; *non nostrum est, tantas componere lites.* Er referirt also nur noch, dass der Vf. dieser Bogen von dieser, der gelehrten Welt leider sehr gleichgültigen Sache ausgeht, um auf 40 Seiten, dem Drittel der ganzen Schrift, einen *Auszug* aus der Offenbarung Johannis mitzutheilen, wie jeder Schüler ihn machen, und den man lesen kann, ohne dass sich dadurch der Sinn der Offenbarung im geringsten offenbaret; dass er sodann dieser biblischen Schrift ihren göttlichen Ursprung durch Argumente folgender Art: Nur Gott könne so ausserordentliche Dinge wissen, kein Mensch könne aus eigenem Antrieb so eine Schrift dichten, kein Mensch aus eigener Kraft so eine Apokalypse verfertigen, vindicirt, dass er ferner die Lutherische Uebersetzung des schon gedachten Verses gegen den erwähnten Sophisten rechtfertigt, auch dabey ὡς ἐν παρόδῳ den apokalyptischen Thieren als ein Kenner die Nativität stellt, und endlich *in nomine Jesu* gelegentliche Gedanken über *Schwärmerey* mittheilt, wobey er als ein zweyter *Cicero pro domo sua* den Verdacht, dass er selbst ein Schwärmer sey, bestmöglichst von sich ablehnt, und gründlich darthut, dass keiner darum mit diesem Namen zu benennen sey, weil ihm (so wie Hn. *Br.* selbst) *Weisheit von oben her* gegeben sey, die er erfleht und erweint habe, weil sie ihm reichlicher mitgetheilt sey, als seinen Brüdern, und weil er Wahrheiten erkenne, die vor der Hand den übrigen unerkennbar bleiben. Die letztere Wahrheit, dass nämlich Hr. *Br.* reichlicher als seine Brüder Weisheit von oben empfangen habe, wäre nun freylich dem Rec. auch noch unerkennbar; aber das erkennt er wohl, dass der Vf. gute natürliche Anlagen von Gott empfangen hat; er bedauert nur, dass er sie nicht genug entwickelte, er seufzet über die Richtung, die er seinen wirklich gar nicht verachtungswerthen Talenten gab, wodurch er der Kirche Jesu die erspriesslichsten Dienste leisten könnte. Hr. *Br.* wolle jedoch diess über ihn gefällte Urtheil nicht so auslegen, als ob Rec. ein Verächter der Offenbarung St. Johannis sey, worüber er doch in vorliegender Schrift so schöne Sachen habe lesen können.

Zerbst, b. Füchsel: *Geschichte der Israeliten vor Jesus*, nach ihren heiligen Büchern für die Bedürfnisse unserer Zeit bearbeitet von *Joh. Ludw. Wilh. Scherer.* — *Erster* Theil, enthaltend die hebräische Urgeschichte und die Gesch. d. Israel. unter Mose. 1803. 414 S. 8. *Zweyter* Th., enthaltend die Gesch. d. Israel. unter Josua und den Helden. 1804. 268 S. 8. (à 20 gr.)

Diese im Ganzen gut geschriebene Geschichte des durch mehrere Werke hinlänglich bekannten Vfs., die für unsere Zeit das werden soll, was *Hess's* Werk für die seinige war, ist in einer gefälligen, aber nicht immer genauen und sorgfältigen Sprache abgefasst; auch liefert sie gute Erklärungen und sinnreiche Conjecturen; diese sind aber nicht immer befriedigend; überdiess ist Manches unrichtig dargestellt, und hier und da der Sinn verfehlt. Um diese Bemerkungen zum Theil zu rechtfertigen, diene die Uebersetzung des ersten Kapitels des Buchs Josua S. 51:

Mose, mein Diener, ist gestorben!
So steig nun auf, (*statt stehe auf, der Hebraismus konnte auch wegbleiben*) geh über diesen Jordan,
Du und das ganze Volk in das Land,
Das ich euch gegeben, (*bestimmt*) den Söhnen Israels.
Ein jeder Ort, den euer Fuss betritt,
Ist euch von mir gegeben
So wie ich es zu Mose sprach:
Von der Wüste an und diesem Libanon
Bis zu dem grossen Fluss, dem Fluss Phrat,
Das ganze Land der Hethiter
Bis an das grosse Meer, wo sich die Sonne neigt,
Zieh (*sich*) eure Grenze hin.
Lass diess Gesetzbuch von deinem Munde nicht *schwinden.*
Auf deinem Wege wird dirs dann gelingen. (*auf welchem?*)

Der Vf. sagt zwar in der Vorrede, dass er die Geschichte der Israeliten seinen Zeitgenossen so geben wollte, wie sie in ihren heiligen Büchern dargestellt sey; er habe daher die einzurückenden Stellen treu nach dem Original gedollmetschet, und wenn es möglich gewesen sey, habe er das deutsche Wort an die Stelle des hebräischen gesetzt; auch hebräische Constru-

structionen nachzubilden gesucht; seine Uebersetzung sollte antik seyn; allein die Uebersetzung muss auch wirklich deutsch, und für unser Zeitalter lesbar und verständlich seyn. Z. B. geben und bestimmen sind in unsrer gegenwärtigen Sprache keine gleichbedeutenden Wörter, und die Redensart: auf deinen Wegen, giebt nicht immer einen bestimmten Begriff, so wie hier. Uebrigens scheint uns die Uebersetzung des Vfs. gröſstentheils lesbar zu seyn. Bey dem Bemühen aber, alles natürlich zu erklären, kömmt uns doch die Erklärung oft nicht natürlich genug vor, und verlangt beynahe noch mehr Glauben, als das erzählte intendirte Wunderbare des Geschichtschreibers selbst, das eben deshalb nicht füglich natürlich zu erklären ist. Solche Bemühungen sind undankbar, und lohnen weder Zeit noch Mühe. — Uebrigens hätten wir unter andern gern gesehen, wenn der Vf. etwas über den Punkt, warum Lamech siebenzig, und Kain nur sieben Mal gerächt werden sollte, über die lange Reihe von Jahren der Patriarchen, über Noahs Schiff, Aufnahme und Versorgung so vieler Arten von Thieren, über die sogenannte Sprachenverwirrung beym Thurmbau u. a. gesagt hätte.

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Braunschweig u. Helmstädt, b. Fleckeisen: *Ueber den Beweis eines dem Fiduciar vom Testirer mündlich auferlegten Fideicommisses und dessen rechtliche Wirkungen*, ad Leg. ult. C. *de Fideicommissis;* von *Leonhard Ludwig Gottlieb Süptiz*, Advocat und Notar in Braunschweig. 1804. 120 S. 8. (10 gr.)

Die Absicht dieser Abhandlung ist, zu zeigen: *Welche Fälle können bey dem Beweise eines mündlich auferlegten Fideicommisses vorkommen? und wie sind sie zu normiren?* Die Gesetze, auf welche die ganze Materie sich gründet, sind: L. ult. C. *de fideicommissis* (VI, 40.), §. ult. Just. *de fideicommissar. hereditat.* (II, 25.), und Cap. 4. X. *de testamentis* et ult. *voluntat.* (III, 26.). Der Vf. geht von den richtigen allgemeinen Grundsätzen aus, daſs die gesetzliche Erbfolge eigentlich als die Regel, und jeder letzte Wille nur als Ausnahme von dieser Regel zu betrachten, folglich in zweifelhaften Fällen nicht zu vermuthen, sondern von dem, der sich darauf berufen will, nach den besonders bestimmten Bedingungen seiner gültigen Form zu beweisen sey. Diese Abweichungen von der Regel sind wieder gewissen Vorschriften unterworfen, müssen es auch nothwendig seyn, wenn nicht völlig freye Willkür herrschen, und das Gesetz seine ganze Gültigkeit verlieren soll. Hieraus erklärt sich die Einführung der bey letztem Willen vorgeschriebenen Feyerlichkeiten. Der Vf. nimmt, nach diesen Feyerlichkeiten betrachtet, eine dreyfache Art der letztwilligen Dispositionen an: 1) Testamente, 2) Codicille, 3) das Vermächtniſs durch einen mündlichen Befehl des Erblassers an den Erben oder Legatar. Ganz accurat ist diese Art der Eintheilung nun freylich nicht, was aber hier keiner weitern Erläuterung bedarf. So viel ist richtig, daſs die Nr. 3. erwähnte mündliche Verfügung zu ihrer Gültigkeit keiner besondern Form bedarf. Wegen des Beweises aber ist mancher Streit unter den Rechtsgelehrten. Der Vf. unterscheidet folgende Fälle, die die Sache allerdings erschöpfen. I. Der Fiduciar und Fideicommissar sind beide noch vorhanden; hier kann es seyn, *a*) daſs jener die ganze Existenz des Fideicommisses, und daſs es ihm auferlegt sey, läugnet; *b*) daſs er die Thatsache eines Fideicommisses unbedingt zugesteht, ohne sich einiger Einreden dagegen zu bedienen; wobey es denn darauf ankommt, ob *aa*) zugleich die Summe oder das Object des Fideicommisses ausser Zweifel gesetzt, oder *bb*) ob dieses noch ungewiſs ist; *c*) daſs er Einreden gegen die Wirksamkeit der übrigens als wahr zugegebenen oder erwiesenen Fideicommisses aufstellt. II. Der Fiduciar und Fideicommissar sind nicht mehr beide vorhanden; es sey nun, daſs ersterer, oder letzterer nur allein noch, oder keiner von beiden mehr da ist. — Man muſs dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daſs er diese verschiedenen Fälle mit einer rühmlichen Sorgfalt untersucht, und auf die besondern Verhältnisse eines jeden, die hier der Kürze wegen übergangen sind, eine genaue Rücksicht genommen habe. Daſs bey I. a. nicht nur der Eidesantrag, sondern auch jeder andere Beweis, besonders durch Zeugen, Statt finde, ist sehr einleuchtend gezeigt worden. — Bey I. aa. kommen besondere Verhältnisse vor, deren Entscheidung sehr schwierig ist, und den Richter leicht in Verlegenheit setzen kann. Es ist z. B. zwar ausgemacht, daſs der Testirer dem Erben oder Legatar eine Leistung auferlegt, diese auch bestimmt angegeben habe, der Beklagte will aber das Letztere nicht genau bemerkt, oder auch vergessen haben. Der Vf. hält nach Verschiedenheit der Umstände hier theils den Eid *in litem*, theils das Ermessen des Richters zur nähern Bestimmung des Fideicommisses *in quali et quanto* zulässig. — Darin findet Rec. Bedenken, dem Vf. beyzustimmen, daſs, wenn der Fiduciar die nähere Bestimmung des Fideicommisses läugnet, und nur so viel zugesteht, daſs der Testator ihm in allgemeinen Ausdrücken auferlegt habe, dem Kläger etwas zu leisten, alsdann nicht diesem, sondern dem Fiduciar die Last der Beweisführung zukomme; weil er die Rechtsvermuthung gegen sich hätte, daſs der Testator seine Verfügung werde gehörig bestimmt haben. Es findet sich aber in keinem Gesetze geordnet, daſs der Richter dieſs in zweifelhaften Fällen schon als wahr annehmen müsse, und ohne solche gesetzliche Sanction läſst sich keine Rechtsvermuthung behaupten. *Praesumtio hominis* mag den Umständen nach wohl vorhanden seyn, diese befreyet aber den, der sie für sich hat, nicht vom Beweise.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 27. May 1806.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in d. akad. Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, von D. *Troxler* u. s. w.

*Ebendas.*: *Versuche in der organischen Physik*, von D. *Troxler* u. s. w.

WIEN, b. Camesina: *Grundriß einer Theorie der Medicin*, von D. *Troxler* u. s. w.

*(Fortsetzung der in Num. 87. abgebrochenen Recension.)*

Nr. 3. Aus den bisher betrachteten Schriften des Vfs. erhellt, dass seine vorzüglichste und ursprünglichste Ansicht auf die Würdigung des Objectiven (oder eigentlich auf dessen Wiedervereinung mit dem Subjectiven) im Leben zurück kömmt, dass er erst dadurch jenen weiteren Entwickelungen der organischen Totalität im *dritten*, *fünften*, *sechsten* Aufsatz von Nr. 2. und in ganz Nr. 1. festere Haltungspunkte geben konnte, als die gewöhnlichen Dynamiker einerseits, die Materialisten andrerseits, und alle zwitterhaften Mittelglieder. In diesem Werk ist nun jene Zweyseitigkeit des Lebens auf das höchste gesteigert. Wir erhalten nun *zwey* statt *eines* Lebens. Diese neue Ideen vom organischen Leben verfolgt der Vf. aber nun nichts weniger als schüchtern bis an die offen liegendste Aussenseite. Die drey Krankheitsdimensionen erhalten eine viel ausgedehntere Beziehung, und nur in dem einen Kapitel von den äusseren Einflüssen (leider das Wichtigste) wird der Vf. seicht, ob schon er hier die mehrsten Aufschlüsse zu geben schuldig war. Aus mehreren Stellen der Vorrede wird es klar, dass der Vf. von nichts weniger als dem Gedanken ausgieng, einen vollendeten Grundriss für die Theorie zu legen. Es sind aber auch, was er giebt, nur Bruchstücke, die er als Schöpfer des Ganzen wohl überall in Beziehung zu bringen weiss, die indessen für den, der von aussen in seine Theorie dringen will, verloren gehen. Hr. *Tr.* selbst *postulirt* zu oft und zu viel, wenn er seine inhaltsschweren Winke gegeben zu haben glaubt. Die Schwierigkeiten, die sich *dem* entgegen setzen, der eine ganz neue Ansicht der Dinge mit blosen Umrissen angeben will, hat er nicht besiegt, und unverzeihlich ist es, wie sehr er die Lücken, die ihm doch keine Schande machen würden, durch Drehungen und Wendungen zu verbergen sucht. Uebrigens scheint es dem Vf. in diesem Werk fester Vorsatz zu seyn, ein und dasselbe bey verschiedner Gelegenheit in ganz veränderter Gestalt aufzuführen und selbst das Gewöhnliche und Triviale nicht in der gewöhnlichen Form zu geben, selbst auf Unkosten der deutschen Sprache. Mit Uebergehung der Einleitung, worin der Vf. unter den unzulänglichen, bisher angenommenen Meinungen vieles aufzählt, wozu er kein Recht hat, halten wir uns an die Hauptsache. Nachdem das universelle und individuelle Leben entwickelt — gegen einander gehalten, und Licht und Schwere — Expansivität und Contractivität als die Quelle alles dynamischen und materiellen Bestehens aufgeführt sind, wobey Rec. nur auf die richtige Meinung des Vfs., dass *lebend* und *leblos* im universellen Leben keinen Sinn habe, und auf die Leichtigkeit aufmerksam machen will, mit welcher er die Begriffe des Lichts und der Schwere, als Factoren des dynamischen und materiellen Lebens einführt, wird gezeigt, dass Licht und Schwere als Princip der Bewegung und Gestaltung der Erde unter Electricität und Magnetismus der Substanz verborgen liege, wovon dieser in ewiger Ruhe in der Erdaxe sich concentrire, jener in ewiger Bewegung in dem Aequator der Centrifugale folge und das Licht suche. Hier liegen die Urpolaritäten des absoluten Lebens der Substanz; was sich aus ihm als Leben des Accidenz, der Individualität bildet, kann nur in Production aus der Indifferenz in Differenz oder Reduction von dieser in jene hervorgehn. Diess sind die beiden Lebensprocesse der Erde, die man gewöhnlich als organischen und unorganischen einander entgegen setzt — ein Aufwachen (in jenem), ein Einschlafen (in diesem) der Erde. (Diese noch nirgends so klar aufgestellte Idee verdient alle Aufmerksamkeit, so wie auch das Folgende:) Die Produkte der Produktion treten mit herrschender Electricität im Thier, mit herrschendem Magnetismus in der Pflanze auf (dass die Pflanze *Gestaltung* offenbare, bedürfte mehr Bewährung, und die Deutung ihres Wurzelns eine andere Stellung). Das Leben von Thier und Pflanze ist also schematisch eins, synchretisch verschieden. Die Lebensgesetze beider sind im Begriff *die* der Erde, im Begriffnen different. In reductiven Process fasst der Vf. electrischen, magnetischen, chemischen und galvanischen Process zusammen und zeigt ihre Produkte an der Erdoberfläche in den Flüssigkeiten aller Art, als geronnenen electrischen Actionen und in vielfachen Einheiten der imaginären Stoffe in concreter Gestalt nach zwez Seiten von Metallität aus unter dem Begriff des Magnetismus. Eine genealogische Naturgeschichte der Produkte aller dieser individuellen Processe nach Länge und Breite, Polarhöhe und Meridian im absoluten Leben der Erde postulirt der Vf. für eine vollendete Naturwissenschaft. Der Mensch sey die ausgeborenste Individualität der Erde, daher finde gegen sein Leben die grösste Menge von Relationen, und die

die gleichmäſsigsten Verhältniſſe von allen (in ſeinem Leben) ſtatt. Aber da dieſe zwey verſchiedenen Richtungen des individuellen Lebens (als Produktives im organiſchen, als Reductives im unorganiſchen) nur im Gegenſatz, Coexiſtenz und Wechſelwirkung (denn das Beſtehen von *einer* iſt nur ein Ueberwiegen über die *andere* im ſteten Conflict) gegen einander ſtehen: ſo reſultirt der Begriff der Wechſelbeſtimmung, der *den* von Selbſtbeſtimmung und Beſtimmbarkeit involvirt. (Dieſe Wechſelwirkung, welche doch die Möglichkeit und Wirklichkeit alles individuellen Lebens umfaſst, iſt mit ſehr leiſen Umriſſen angegeben.) Nach einigen Rückblicken auf die Verhältniſſe des individuellen Lebens zum Leben der Totalität, wird die Idee der Freyheit und Nothwendigkeit des thieriſchen Lebens auf die angeführten Begriffe der Selbſtbeſtimmung und Beſtimmbarkeit zurückgebracht. Zuviel Freyheit oder Selbſtbeſtimmung wurde dem Leben zuerkannt von denen, die Lebenskraft ſchlechthin annahmen und den Stahlianern von dynamiſcher Seite. Daſſelbe thaten die Mechaniker, Jatromathematiker und Gallini von materieller Seite. Zu viel Nothwendigkeit oder Beſtimmbarkeit erkannte dem Leben zu von dynamiſcher Seite *Brown*, und die Erregungstheorie; von materieller die Chemiatriker (wohin der Vf. die *Reilſche* Anſicht ſtellen wolle, und ob er ſie überhaupt und auch die *Galliniſche* kenne, wird nicht recht klar). „Da aber das Leben alles in allem iſt und weder prädominirend frey, noch nothwendig, weder prädominirend dynamiſch, noch materiell in ſeiner Totalität: ſo kann auch nur eine Theorie, welche dieſes alles umfaſst, aus einem Punkt heraus und dahin zurück führt, die einzige vollſtändige ſeyn." Somit geſchieht der Uebergang zur Theorie des Vfs. Er ſtellt nun ſogleich das Leben in ſeinen zwey Sphären, im Dynamiſchen als Lebensproceſs; im Materiellen als plaſtiſches, als Organismus auf. „Selbſtbeſtimmung und Beſtimmbarkeit ſind die herrſchenden Begriffe, unter denen das Leben liegt, im Lebensproceſs präſentiren ſie ſich als Activität und Paſſivität, im Organismus als Receptivität und Productivität. Ihre Geſetze überſchweben die beiden Seiten des Lebens mit ihren Factoren, und es ſind dieſelben, welche die Erregungstheorie für das dynamiſche Leben entwickelte, die nun auch für das plaſtiſche gültig zu machen ſind." Zu Medien der Darſtellung nimmt der Vf. das Verhältniſs der Quantität und Qualität auf, und zeigt wie von dynamiſcher Seite jenem die Erregung mit ihren Factoren Activität und Paſſivität, dieſem die Bewegung mit ihren Factoren Expanſion und Contraction entſpreche, wie von materieller Seite aus jenem Conformation mit ihren Factoren Conſtruction und Deſtruction, aus dieſem Affinität mit ihren Factoren Attraction und Repulſion hervorgehn. Dieſs ſind in gedrängter Kürze die Elementarſätze des Vf. Sie bedürfen einer näheren Prüfung: Die Erregungstheorie ſtellte unter dem Begriff der Wechſelbeſtimmung allerdings ein, für jede Theorie gleich nothwendiges und gültiges Schema auf, mit dem ſie aber auch nur die allgemeinſten — für die Wirklichkeit ſelbſt ſinnloſen Verhältniſſe des Lebens ausmittelte. Es iſt nämlich ein andrer nothwendiger Satz der Phyſiologie, daſs jene Selbſtbeſtimmung = Indifferenzvermögen und jene Beſtimmbarkeit = Differenzirbarkeit ſey, in ſo fern das Leben in das Gleichgewicht abwechſelnd hervortretender Differenzen fällt. Die Erregungstheorie hielt dieſs für neue Gefäſse, wohin ſie das Vorräthige legen könne, machte Selbſtbeſtimmung und Beſtimmbarkeit mit vielfältig veränderten Benennungen zu Differenzen des Lebens, und legte die Indifferenzthätigkeit in den Gleichgewichtspunkt von dieſen beiden, und ihr die Reproduction als Function bey. Die vielfachen Abweichungen in der Expoſition dieſer Verhältniſſe ſind nur Modificationen davon mit Verdrehung der Benennungen — alles aber unglückliche Verſuche, das bequemliche Alte an das miſsverſtandne Neue zu knüpfen. (Dadurch erhielt man nun Gelegenheit, Hyperſthenie und Aſthenie überall wieder anzubringen, indem man in ihnen die eine oder andere prädominirende Differenz zu finden glaubte. Hätte man aber erwogen, daſs unter Selbſtbeſtimmung nicht mehr und nicht weniger als Indifferenzthätigkeit begriffen, und daſs, ſo wenig als dieſe über das Normalverhältniſs in ein noch normaleres treten könne, ſo gewiſs auch keine Hyperſthenie möglich ſey; daſs im Gegentheil, ſo gewiſs jede Abweichung vom Normalverhältniſs auf Differenzirung hinaus läuft, und Differenzirbarkeit dem Begriffe der Beſtimmbarkeit entſpricht; eben ſo gewiſs jede Krankheit Aſthenie ſeyn müſſe; daſs endlich Selbſtbeſtimmung und Beſtimmbarkeit und alle auf *ihre* Verſchiedenheit begründeten Differenzen des Lebens eben ſo gut ſchiefe Gegenſätze ſind und ſich eben ſo verhalten als Geſundheit und Krankheit; — ſo würde vielleicht manche fruchtbare Deutung nicht unterdrückt, und mancher helle Blick, wie *die* des Vfs., nicht durch jenes Galimathias getrübt worden ſeyn.) Die Erregungstheorie hat alſo weder mit ihren Factoren die Möglichkeit, noch mit Hyperſthenie und Aſthenie die Wirklichkeit der Differenzirung des organiſchen Lebens entwickelt. Die verſchiednen Verhältniſſe des Lebens, welche der Vf. als *Quantitative* aufführt, ſind aber nur die Reinen der Erregungstheorie, — hier nur der Doppelſeitigkeit des dynamiſchen und plaſtiſchen Lebens angepaſst. Auf der einen Seite nämlich ſteht *Erregung* mit ihren Factoren — *Activität* und *Paſſivität*, auf der andern *Conformation* mit ihren Factoren Conſtruction und Deſtruction. Daſs aber die Factoren weder von dieſer noch von jener die zwiefache Differenzirung des Lebens ausdrücken (ſo wenig als es durch die Angabe der Erregungstheorie geſchieht) iſt keinem Zweifel unterworfen. So ſagt der Vf. ſelbſt, daſs Hyperſthenie wie Aſthenie durch Expanſionsdifferenz eben ſo wenig als durch Contractionsdifferenz ſchlechthin geſetzt wäre (in Nr. 1. ſetzt der Vf. noch Contractionsdifferenz mit Hyperſthenie, Expanſionsdifferenz mit Aſthenie gleich — ſchweigt hier aber ganz ſtill davon). Gleicher Sinn einer quantitativen Wechſelbeſtimmung und Beziehungsloſigkeit auf die wirklichen Dif-

Differenzirungen des Lebens liegt auch in den Begriffen der Construction und Destruction, in so fern jene als + *Selbstbestimmung*, diese als + *Bestimmbarkeit* (eigentlich: als + *Bestimmtseyn*. Durch ein + von diesem ist aber ein + Bestimmbarkeit gesetzt) auftritt, jene mithin den hypersthenischen, diese den asthenischen Charakter trägt. So gewiss nun aber Selbstbestimmung ihren höchstmöglichsten Grad in der Gesundheit behauptet und nur in der Beziehung auf eine präexistirende Differenz (= + Bestimmbarkeit) in einem relativen Ueberwiegen, nämlich in der Genesung hervortritt, eben so gewiss werden *erstlich* Construction und Destruction in den Anomalieen des plastischen Lebens nur als Erkrankung und Genesung sich präsentiren; eben so gewiss lässt sich *zweytens* weder aus Construction und Destruction, noch aus Activität und Passivität, oder irgend einem Verhältniss der Wechselbestimmung Hypersthenie herausdemonstriren: denn zwischen dem normalen Leben und dem Tod liegt in jedem Punkt hervortretende Differenz, verminderte Selbstbestimmung, mithin erhöhte Passivität = Asthenie, und Activität verhält sich zur Passivität, Construction verhält sich zur Destruction, wie Genesung zur Erkrankung, oder höchstens wie Gesundheit zur Krankheit. Höchst oberflächlich legt aber der Vf. den differenten Charakter des Lebens und mithin die innern Differenzen der Krankheit in Contraction und Expansion als Factoren der Bewegung, in Attraction und Repulsion als Factoren der Affinität. Sie drücken die qualitativen Verhältnisse des Lebens aus, stehen aber hier als nackte Resultate höherer Demonstrationen da, deren Auseinandersetzung dem Vf. zu beschwerlich fiel. (Was würde sie aber auch geholfen haben; wenn der Vf. sich nicht zugleich auch bemüht hätte, in der Entwicklung der wirklichen Phänomene des normalen und innormalen Lebens auf diese Differenzen *mehr* Rücksicht zu nehmen, als es in der Folge geschehen ist.) Dieser Nacktheit jener Angabe wegen, ist es auch sehr natürlich, dass des Vfs. Ideen sehr dunkel bleiben, wenn er Bewegung als das Aeussere des Dynamischen, Affinität als das Innere des plastischen Lebens aufstellt. — Aus welchem Grund noch die Begriffe von Produktivität und Receptivität als Momente der quantitativen Verhältnisse (der Verhältnisse der Wechselbestimmung) im plastischen Leben hereingezogen werden, da doch Construction und Destruction diese Verhältnisse hinlänglich erschöpfen, lässt sich auch nicht einsehen.

Rec. hoffte, in der zu erwartenden Entwicklung der Wechselwirkung des Lebens und der Aussenwelt Aufschluss zu erhalten, die der Vf. ganz gegen die nöthige Ordnung, nebst vielen andern Erörterungen über das zuerst gesagte, erst nach Auseinandersetzung der Differenzirung des Lebens, zum Besten giebt. Rec. fasst sie gleich hier herauf. „Das dynamische Leben und das Leben der Materie, welche nicht die Wirklichkeit, sondern nur die Reflexion scheidet, und in jener nur als prädominirend dynamisch oder materiell auftritt, entspricht der Aussenwelt so, dass Thätigkeit hier der Thätigkeit dort, materielles Bestehen hier, dem materiellen Bestehen dort entgegen tritt. Grund dafür ist die innre Identität und das gemeinschaftliche Substrat von beiden, wo alle Differenz nur auf die Richtung eines reductiven und productiven Processes zurückläuft (wie oben schon erwähnt worden). Nach dieser Massgabe wird nun dem electrischen Process der Aussenwelt eine thierische Electricität, als Princip aller Thätigkeit dem Magnetismus der Aussenwelt ein thierischer Magnetismus, als Princip alles materiellen Bestehens entgegen treten. Das Aeussere nämlich erregt entweder als ein, dem Individuum heterogenes die thierische Electricität, oder sollicitirt als ein, dem Individuum homogenes dem thierischen Magnetismus. Jenes ist eine Aufnahme ins Leben durch einen Conflict relativ differenter Potenzen vermittelst des Lebensprocesses, und begreift als Wechselwirkung des allgemeinen und individuellen electrischen Processes *praerogative* die Thätigkeitsverhältnisse der sich Berührenden. Dieses ist eine Aufnahme ins Leben durch Coalescenz relativ identischer Substanzen vermittelst des Organismus, und begreift als Wechselbestimmung des allgemeinen und individuellen magnetischen Processes — *praerogative* die Substantialitätsverhältnisse, der — in sich eingreifenden. In jenem Fall ist der äussere Einfluss Potenz und sein Effect Reizung, in diesem Substanz, und sein Effect Ernährung. Es ist aber Productivität im Leben, welche in diesen beiden differenzirt hervortritt, wie der chemische Process der Aussenwelt in der Einheit der Electricität und Magnetismus besteht." Fürs Erste will Rec. nur bemerken, dass der Anschein von Paradoxie, welchen eine Zerlegung des Lebens in Electricität und Magnetismus trägt, sich verliert, so bald wir in das Innre dieser Sätze dringen, in welchen der Vf. wirklich einen Blick auf den Gegensatz von dynamischem und plastischem Leben wirft, der mehr als alle vorigen sieht. Man vergesse nur nicht, dass der Vf. hier noch die Seiten des Lebens im Allgemeinen und nicht etwa diese oder jene Lebensfunction anschaulich machen will. Indess geschieht die ganze Darstellung noch äusserst dürftig, um so mehr, da man ganz in Verlegenheit kommt, ob und wie die Sätze aus Nr. 1. hieher in Parallele zu bringen sind: denn die Träume des Vfs. von electrischer und magnetischer Form des Lebens durch Intensität der Einflüsse und besondere Dimensionen des Standes der Factoren bedingt, fallen nun weg, so wie auch die Idee, dass es eine Indifferenz der höhern und *differenteren* Actionen im Leben sey, welcher Reproduction zugeschrieben werden müsse, was sich zwar auch schon in Nr. 2. im *dritten* Aufsatz verlor. Aber auch abgesehn von diesen, — hat der Vf. den Begriff der Erregung und Ernährung erschöpft? Heterogenität des Einflusses findet zwar in jener statt, da nur die entgegengesetzten Pole gegen einander thätig sind; aber diess geschieht doch nur in so fern sie mit einander in Berührung kommen, und also die in dem Einfluss liegende Differenz *eine Innere geworden*, also *der — ihr verwandte — Pol im objectiven Leben gesteigert ist*, wobey doch auch dynamische Coalescenz des

des Homogenen ins Spiel kommt? Kömmt bey der Ernährung nicht dagegen auch Heterogenität in Anschlag, weil keine Coalescenz auf der einen Seite geschehen kann, ohne Abstossung auf der andern, oder ist es nur ein Vorbeyschleichen des Heterogenen — ein Zusammenwachsen des Homogenen? wozu alsdann aber noch eine Sollicitation? Wir fühlen uns aber hiemit zur determinirten Bestimmung dieser beiderseitigen in einander eingreifenden Pole selbst hingedrängt. Hier verläfst uns abermal der Vf.. Er spricht wohl von *einem Eingreifen* des allgemeinen und individuellen electrischen und magnetischen Processes; aber dasselbe liess sich auch auf ganz entgegengesetzte Ansichten anwenden. Aus dem vorigen weiss man nun, dass beide (allgemeine und individuelle) sich als productive und reductive Processe entgegengesetzt sind, d. h. was in diesen mit Indifferenz und also im electrischen mit Ausgleichung, im magnetischen mit Zusammenhang endet, tritt dort in fortdauerndem Getrenntseyn auf. Aber die Anwendung dieser Ansicht auf die Begriffe der Selbstbestimmung und Bestimmbarkeit, die weitere Ausdehnung und Beziehung auf die Factoren der beiden Seiten des Lebens ist ganz vernachlässiget. Der Vf. eilt, das zu differenziren was er noch nicht in vollkommner Harmonie hingestellt hat, und der Leser folgt ihm mit diesen fragmentarischen Brocken. Die Differenzirungen des Lebens in ihren verschiedenen Dimensionen werden entwickelt nach dem schon in Nr. 1. angegebenen Verhältniss des Ueberwiegens des einen Factors über den andern. Wie dieses im Sinn von Contraction und Expansion geschieht, ist leicht einzusehn, und was die beständige Parallele mit Hypersthenie und Asthenie betrifft, so erhellt aus dem Gesagten, wo sie hingehören. Auf der andern Seite hält sich der Vf. an Missverhältniss von Attraction und Repulsion. Hier kann ihm Rec. nicht beystimmen: denn in dem Sinn, wie *hier* diese beiden Begriffe aufgestellt werden, fallen nothwendig beide in jeden Punkt und auf jeden Pol des Lebens im Organismus; und ein Ueberwiegen der Repulsion setzt immer das Herrschen einer Qualität voraus, in welcher auf der andern Seite ein Ueberwiegen von Attraction gesetzt ist. Der Vf. spricht selbst einmal später von Differenzirungen der Affinität durch Positivität oder Negativität, denen jeder ein relatives Ueberwiegen der Attraction *oder der* Repulsion entspreche. Dass soll doch wohl so viel heissen, als dass jede der beiden ersteren in jeder der letzteren begriffen sey? wie könnten nun aber die Missverhältnisse der letztern schlechthin als Differenzirungen bestehen, da es doch sonach keinen Sinn hat: überwiegende Attraction oder Repulsion anzunehmen, weil alle verschiedenen Synthesen der Substanz unter einander repulsiv und attractiv sind. Die Differenzirungen der Conformation traben immer nebenher und spielen überhaupt im ganzen Werk eine traurige Rolle. Endlich muss doch auch der Vf. selbst wohl gestehen, dass er mit allen diesen Umrissen nicht das ganze Leben erreicht hat, oder wie will er hier nur einen Blick auf die physische Seite des Lebens thun, ohne die Unbeholfenheit dieses Schema's anzuerkennen, wir stossen in dieser Hinsicht zuletzt auch noch auf einige auffallende Räthsel, wenn der Vf. auf psychische Erregung und psychische Ernährung hinweist; aber sich dabey ganz kurz fasst. — Die Differenzirungen im Leben nach ihren drey Dimensionen, und die, diese hervorbringende Einflüsse trennt der Vf. in der folgenden Darstellung. Rec. wird sie zusammenfassen und einige der Hauptmomente herausheben.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Kriegswissenschaften. *Nürnberg*, in d. Felsecker. Buchh.: *Freymüthige Gedanken und Bemerkungen, besonders über die Verfassung der leichten Truppen*, von einem Kurpfalzbaierschen Officier. 1804. 48 S. 8. (3 gr.) — In dieser kleinen Schrift findet man sehr richtige aber noch sehr wenig befolgte Grundsätze. Wahr spricht der Vf. vorzüglich über die mangelhafte Ausbildung der Officiere, und erkennt mit anderen einsichtsvollen Militäristen die grosse Nothwendigkeit öffentlich an, *keinen zum Officier zu befördern, der nicht durch eine Prüfung völlig erwiesen hat, dass er auch die dazu erforderlichen Eigenschaften besitze.* So lange diess nicht geschehe, werde es auch in Rücksicht der Bildung der Unterofficiere und Gemeinen, die doch bey leichten Truppen so wesentlich sey, wohl im Ganzen nur bey dem guten Willen bleiben. Wenn man überhaupt erwägt, dass im Civile ein jeder vor seiner Anstellung, und sey es zu dem geringsten Posten, seine Tauglichkeit in einer Prüfung darthun muss, so scheint es um so auffallender und ungerechter zu seyn, dass beym Militär keine Prüfungen vor dem Antritt der Officierstellen üblich sind, da doch der Zweck dieses Standes ganz besondere Geschicklichkeit seiner Hauptglieder erfordert, und Fehler der Officiere aus Unwissenheit so schreckliche Folgen für den Staat und die Menschheit nach sich ziehen. — Der Vf. hat seine Abhandlung in *drey* Abtheilungen getheilt; in der *ersten* weist er die Entstehung der leichten Truppen durch die Geschichte nach, zeigt den Zweck und die Nutzbarkeit derselben, und sagt freymüthig dasjenige, was bey manchen leichten Truppen nicht gut ist, z. B. wenn man leichte Truppen erst kurz vor Eröffnung eines Feldzuges errichtet. Ueber den Gehalt dieser spricht er sehr wahr und erfahren. In der *zweyten* Abtheilung legt er die Haupterfordernisse zu guten leichten Truppen dar, und nennt als solche, *vorzügliche Gesundheit, Treue* und *Gewandheit*. Er empfielt hier ferner mit Recht eine vorsichtige Auswahl der Officiere und fordert, dass *die leichten Truppen Menschen und keine Räuber seyn sollen.* Die *dritte* Abtheilung stellt den Nutzen der leichten Truppen vor Augen — freylich in Rücksicht des Felddienstes sehr kurz, aber aus der gegründeten Ursache, weil darüber schon ganze und mehrere Folianten geschrieben sind, als es erforderlich und gut ist.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Mittwochs, den 28. May 1806.*

## *ARZNEYGELAHRTHEIT.*

Jena, in d. akad. Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, von D. *Troxler* u. s. w.

*Ebendas.*: *Versuche in der organischen Physik*, von D. *Troxler* u. s. w.

Wien, b. Camesina: *Grundriß einer Theorie der Medicin*, von D. *Troxler* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 126. abgebrochenen Recension.*)

Die Auseinandersetzung der Dimensionen selbst ist beschaffen, wie die in Nr. 1., nur dass hier durchgängig von den Factoren die Rede ist und nicht von ihrer Indifferenz. Jede der vier Seiten des Lebens wird aber besonders in Rücksprache genommen. Hier will Rec. nur folgendes bemerken. In die erste Dimension soll Hypersthenie und Asthenie fallen, in die zweyte indirecte Asthenie und die höheren Grade von directer Asthenie, „*wo, wie die Erfahrung lehret, nicht mehr die Reizbarkeit sinke, wie das Wirkungsvermögen sich erhöht, und umgekehrt.*" Wie konnte der Vf. sich diese Sottise entwischen lassen? Fürs Erste ist indirecte Asthenie gar nicht der Zustand, wo dieses Verhältniss eintritt: denn sie findet statt, wenn bey gesetzter Hypersthenie und also erhöhtem Wirkungsvermögen die Gewalt der Reizung wieder sinkt, und mit ihr das Wirkungsvermögen, wogegen in Hypersthenie die Reizsumme fortdauernd mit erhöhter oder noch zunehmender Gewalt fortwirkt — mit einem Wort: jene ist der regressive Gang von dieser, d. i. der Verlauf der Reduction von dem Punkte der Hypersthenie, welchen sie erreicht hatte, zum Normalverhältniss der Factoren (jenseits fällt sie auf die Seite der directen Asthenie). Aber wenn das auch nicht der Fall wäre — wie ist es möglich, dass der eine Factor nicht so sehr steigt, als der andere sinkt? — man vergleiche nur, was der Vf. selbst in Nr. 1. über innormale Trennung der Factoren der Erregbarkeit sagt. Endlich soll es — *mirabile dictu!* — die Erfahrung lehren. Uebrigens hat der Vf. auf der folgenden Seite schon vergessen, was er hier sagte, denn dort (S. 83.) stellt er indirecte Asthenie und *Hypersthenie* (Der Vf. schreibt hier alles *Asthenie* und *Hyperstenie*, warum nun nicht auch *Hiperstenie?*) in die zweyte Dimension, in der Folge bleibt es dabey, einmal geht sogar die *Asthenie* und *Hypersthenie in die indirecte Asthenie und Hypersthenie über.* Soll das etwa jedesmal *Hyperasthenie* heissen, oder worin ist hier jener — zuerst erwähnte — höhere Grad von directer Asthenie ausgedrückt? — Wo der Vf. die Einflüsse anführt, je nachdem sie durch ihr stärkeres oder geringeres Eingreifen diese oder jene Dimension der Differenzirung in das Leben bringen, setzt er in die zweyte Dimension der differenzirten Reizung die *evacuantia* und *retinentia*, und als ihre Effecte Evacuation und Retention. Wenn der Vf. hier nur die bedeutendern Evacuationen und Retentionen herrechnet; so stimmt ihm Rec. bey; aber dieselben Erscheinungen treten bestimmt auch bey den leichteren Differenzirungen der ersten Dimension hervor, und müssen es, da die erste Dimension im Grund doch nur ein geringerer Grad der zweyten ist. In höherm Grad sollen diese Phänomene als *Orgasmus* und *Apathie* auftreten, „so dass sich die Bewegensverhältnisse nicht mehr bloss in einer abnormen Beziehung ihrer proportionalen Relativität begriffen finden, sondern dass selbst die eine oder andere Bewegung *die antagonistische Existenz überschlägt und sich mit einer, auch beiden Antagonisten zufallenden Möglichkeit unter der Form von klonischen und tonischen Krämpfen in die Erscheinung emporwirft.*" Der Vf. hätte noch hinzufügen sollen, dass er „Orgasmus und Apathie" nur als vorräthige Namen aus der Nosographie genommen hat: denn den Sinn den man hineinlegt, so wenig als die Erscheinungen, die man damit bezeichnete, passen hieher. Diese ganze Stelle zeichnet sich aber durch eine recht gute Idee des Vfs. aus, nach welcher alle Reizmittel (in des Vfs. Sinn) unter gewissen Verhältnissen zu den Ausleerenden und Zurückhaltenden gehören und diese Efficacität nicht etwa nur einer bestimmten Klasse, sondern mit verhältnissmäsig veränderter quantitativer und qualitativer Beschaffenheit *allen* zukommen, oder denen sie zugeschrieben wird, genommen werden kann. Wenigstens in dieser Hinsicht verdienten die Reizmittel eine eigne Monographie. — Die Phänomene der ersten Dimension des differenzirten Lebens im Organismus treten von Seiten der Missverhältnisse zwischen Attraction und Repulsion als Veränderung der Temperatur auf, in der zweyten als concrescirtere Hitze und Frost durch Veränderung der Cohäsion nach Seite der Condensation oder Rarefaction. Weitere Erörterung giebt der Vf. nicht. Veränderte Temperatur scheint aber doch etwas mehr als Missverhältnisse zwischen Attraction und Repulsion zu begreifen, wenigstens möchten die Wechsel der Temperatur bey Gemüthsbewegungen, im Fieber und der, willkürlich hervorgebrachte, Frost sich schwerlich daher ableiten lassen. Dass übrigens nach dem Vf. das Gefühl dabey eine subordinirte Rolle spielt, ist auch deutlich, und es ist gewiss nur ein einseitiger Reflex von Condensation und Rarefaction im sensitiven System. Uebrigens wird diese Condensation

sation und Rarefaction (wenn sie anders den allgemeinen Charakter der hieher fallenden Differenzirung ausdrücken sollen) gar weit ausgedehnt, wenn wir in der Folge erfahren, dafs hieher die Wirkungen der sogenannten alternirenden Mittel fallen, die den Organismus nach der einen oder andern Seite transsubstantiiren. Wo bleibt denn aber bey der Wirkung der alternirenden Substanzen die veränderte Temperatur? Recht bey den Haaren herbeygezogen sind in diesen beiden Dimensionen des differenzirten Lebens im Organismus die Anomalien der Conformation, die in der ersten in einem relativen Herrschen der Construction oder Destruction liegen, in der zweyten tiefer greifen und als progressive oder regressive Metamorphose der Masse selbst auftreten. Ist das Herrschen der Construction etwas anders, als das Herrschen der Selbstbestimmung in Gesundheit? ein relatives Herrschen der Construction über die Destruction ist aber entweder eine Hypernormalität, oder in der eigentlichen Relation die regressive Destruction = Genesung; dahin fällt auch wohl die regressive Metamorphose? auch möchte die Metamorphose sich schwerlich von dem inneren Leben der Materie selbst trennen und an die äufsere Structur ankleben lassen, so wenig als Conformation etwas anders als Ausdruck der innern Repulsion und Attraction ist. Uebrigens wird hier Hn. Prof. *Schmidt* nichts weniger als — ein Kompliment gemacht, dafs er *gerade diese Stufe allein* soll aufgefafst haben. Was die dritte Dimension betrifft: so bleibt Rec. bey dem, was er in Nr. 1. darüber sagte. In diese Instanz weist nun der Vf. die Ansteckungsgifte von Seiten des Lebens im Organismus. Es ist hier ein *alterans* in der sublimirtesten Potenz, welches die Substanz des Organismus mit sich fortreist und sich unterwirft. (Die sogenannten *eindringenden* Gifte destruiren den Lebensprocefs. Ist das des Vfs. Ernst? oder hat ihn nur eine übel angebrachte Consequenz diese Erklärung abgedrungen, die ganz nackt und blofs da steht) Die Gifte für das plastische Leben (die Ansteckenden) werden in einer verborgnen Penetration assimilirt. Der Vf. will hier keinen Unterschied von miasmatischen und contagiösen Giften gestatten und rechnet auch die vegetabilischen hieher, was auch nach seiner Ansicht nothwendig ist. Zu diesem Behuf läugnet er auch, dafs das Uebertragen einer besondern Form von Differenzirung von einem Individuum aufs andere, ein der Ansteckung nothwendiges Attribut sey. Er sieht hingegen diefs und alles dahin Gehörige als ein Aeufseres und Zufälliges an. Wobey man aber erwägen mufs, dafs er von Ansteckung spricht, in so fern sie im allgemeinen in diese Dimension fällt. Die vegetabilischen Gifte zeigen in ihrer hypnotischen Wirkung eine, dem thierischen Ansteckungsgift entgegengesetzte Wirkung. Es ist hiebey noch zu bemerken, dafs der Vf. nur die stärker wirkenden Ansteckungsgifte hieher rechnet: denn eine Menge Krankheitscontagien müssen doch wohl noch in Hinsicht auf ihre Effecte zur zweyten Dimension gehören, da der Vf. selbst eine Menge contagiöser Krankheiten dahin setzt, und auch wirklich die wenigsten Contagien in ihrer Wirkung die Lebensthätigkeit *actu* und *potentia* aufheben. Von den Giften wird Rec. später sprechen. Uebrigens legt der Vf. in diese Dimension der Differenzirung des plastischen Lebens die beginnende Fäulnifs oder Fermentation, die er mit Auflösung und Erstarrung parallel setzt (?) Rec. wunderte sich, hier nichts von der Entzündung wiederzufinden. Die Versicherung, dafs bey Angabe der differenzirenden Einflüsse hier nicht auf ihre Verschiedenheit als Heilmittel und Schädlichkeit Rücksicht zu nehmen sey, wird zum Ueberflufs wiederholt; dagegen die, hier nothwendige, Hindeutung auf bestimmte Klassen von Einflüssen, in so fern sie diese oder jene Differenz hervorrufen, versäumt, ob schon der Vf. dadurch, dafs er diese Verhältnisse z. B. bey dem zweyfachen Charakter der eindringenden sowohl, als der ansteckenden Gifte berührt, beweist, dafs jene Angabe hier nicht überflüssig gewesen seyn würde. — Rec. glaubt endlich auch noch auf die Widersprüche aufmerksam machen zu müssen, in welchen die hier gegebnen Ansichten mit Nr. 1. stehen, vorzüglich was die Erläuterung der Hypersthenie und Asthenie betrifft; ferner die Aufschlüsse über contagiöse Krankheiten und die spasmodischen, wohin der Vf. nicht nur die tonischen und clonischen Krämpfe, sondern die Phänomene des Brechens, innormalen Pulsirens u. s. w. gerechnet haben will. — „Wo aber Leben ist, da ist Thätigkeit und Masse, und also jene Quadruplicität der Individualität nach Erregung, Bewegung, Affinität und Structur. Zusammen in Einheit gedacht sind sie die *höchsten* Formen des Lebens; was ihm nun als relative *Differenz* zukömmt, ist auch nur aus ihm selbst zu entwickeln." (Diese relativen Differenzen sind nämlich wieder Indifferenzen oder Theilganze für sich, die in ihrer Gesammtheit erst wieder die Totalität des Ganzen vorstellen.) Der Lebensprocefs zerfällt nun in besondere Actionen, der Organismus in besondere Organisationen, Systeme, die aber immer nur subjectiver und objectiver Ausdruck von *einem* sind, und sich nur im Prädominiren des einen oder andern mehr an das dynamische oder materielle Leben schliefsen!! In Hinsicht auf die ursprünglichsten Theilganzen zergeht das Leben in eine psychische und physische Sphäre. Dort schaut es sich an, hier bildet und bewegt es sich. Beide alterniren im Schlaf und Wachen. (Man vergl. mehrere Auffätze aus Nr. 2.) In jenem tritt das Leben + Bestimmbar als Sensibilität, hier als Irritabilität auf. + selbstbestimmend ist es dort als geistige, hier als assimilirende Thätigkeit. (Es ist ein Fehlgriff aller Nosologen, die Theilganzen des Lebens in seiner Normalität nach den Verhältnissen ihrer Activität oder Passivität = Receptivität zu unterscheiden, so lang sie nämlich bey dem, darunter begriffnen Verhältnifs der Wechselbestimmung stehen bleiben. Warum soll nach dem Vf. Irritabilität und Sensibilität das Bestimmbarere seyn? weil er sie im Sinn ihrer Bestimmbarkeit als — — bilitäten aufstellt? (Denn im Grund bezeichnet diese das Feld der Sensation, jene das der Bewegung oder Egestion) und warum

im

im Gegentheil Affimilation und Intelligenz das mehr Bestimmende? Weil sie weniger mit dem Aeufseren in Berührung sind? Darüber erhalten wir aber später ohnehin eine andere Berichtigung. Oder liess es sich wirklich nachweisen, dafs jene sich receptiver, als diese verhalten? — Abgesehen davon, dass diefs eine äufsere, dem inneren Leben ganz fremde, Messung ist: denn jedes Theilganze lebt für eine besondere Aussenwelt, und ist in der Wechselbestimmung mit dieser im Normalzustand allen andern gleich: so beziehen sich jene Nachweifungen immer auf bestimmte Einflüsse der Aussenwelt. Die Sinnesorgane sind + selbstbestimmend in der Aufnahme ihrer Objecte und der Einflüsse, die durch das Blut und Secretion mit ihnen in Berührung kommen, die Assimilationsorgane gegen die Substanzen und Potenzen die sie erhalten. Nun werden freylich jene sich mehr bestimmbar verhalten, die diesen anheim fallen, aber auch diese mehr bestimmbar durch solche seyn, die dort keine hohe Receptivität finden. Man nehme im ersten Fall nur alle sogenannten flüchtigen Reize, hier nur die bedeutenderen Wechsel der äusseren Temperatur. Das findet durchgängig statt. Das Auge ist nicht bedeutend receptiv für Thränenfeuchtigkeit, aber receptiv für Mittel, die Haut nicht für diese, aber jene verursachen Entzündung, Verschwärung z. B. bey *epiphora.*) In der Lebenssphäre von *Intelligenz* wiederholen sich jene, schon in Nr. 2. angeführten Entzweyungen von inneren und äusseren Sinnen; in der Lebenssphäre der *Existenz* zeigen sich Egestion und Assimilation. Diese Theilganze verhalten sich zum Leben wie Allgemeines zum Universellen: denn in ihnen erst zerfällt das Leben in seine Besonderheiten = Function und Organ, jenes ein Uebergang der Action in Erscheinung, dieses ein Werkzeug, womit die Systeme in die Objectivität wirken. Diese Actionen und Systeme (die aber immer in einander liegen z. B. Sensation als Action und Sensationssystem als System) werden nun nach ihren dreyfachen Potenzirungen in den, ihnen untergeordneten Functionen und Organen betrachtet, wo der Vf. die relative Identität, die relative Duplicität, Wurzel, Quadrat und Kubus in Rücksprache nimmt. Nähere Bestimmung postulirt er. Die psychische Hämisphäre präsentirt sich, abweichend von Nr. 2. im *dritten* Aufsatz so:

| | *Intelligenz.* | | *Sensation.* | |
|---|---|---|---|---|
| | **Erkennen.** | **Wollen.** | **Vorstellung** | **sinnliche Anschauung.** |
| Denken. | Schluss. | Entschluss. | Phantasie. | Man vergleiche den |
| | Urtheil. | Affect, | Erinnerung, Ahndung. | Auffatz über die |
| | Begriff. | Trieb, | Beobachtung. | Sinne in Nr. 2. |

Der Vf. sagt hierüber viel Interessantes. Für die erste, zweyte und dritte Reihe kann er keine Organe nachweisen als grosses und kleines Gehirn, hält es aber für möglich, solche für die dritte Reihe zu finden, wobey er aber jenes, an der Rinde tastende Greifen ausgeschlossen haben will. Uebrigens braucht man nur dieses Schema mit dem in Nr. 2. gegebenen zu vergleichen, um die Abweichungen zu bemerken. Die Functionen der Egestions- und Assimilationssphäre sind weniger verändert, erhalten aber natürlich nun andre Beziehungen auf die psychischen, da diese in neuer Gestalt auftreten. Hier steht die Absorbtion bey der Respiration, dort bey der Digestion. Digestion soll als „relative Differenz auftreten, weil in ihr die aufgenommenen Daten geschieden werden, doch so, dass das *Zurückbehalten* Ziel der Function ist." Verhält sich diess bey Respiration anders, oder hat der Vf. eine andere Erklärung der letzten in *petto?* Die Lunge ist das Centralorgan für absorbirende und lymphatische Gefäfse, als Inspirationsorgane (?). Die Circulation soll hier vorzüglich mit den Arterien in die Respirationsorgane eingreifen (in Nr. 2. den *sechsten* Aufsatz mit den Venen; und mit den Arterien ins Gehirn). Excretion ist ein reeller Trieb, und die Excretionen bewusstlose Begriffe (??) (also die Excremente das Begriffene?). Secretion ist ein reelles Urtheil und der Leidenschaft coordinirt. Oben fiel die Leidenschaft mit Resorbtion und Digestion zusammen, auch wurde ihr die *Ueberlegung* (?) beygesellt, die nun dem *Urtheil* Platz machen muss. Leidenschaft und Urtheil, noch mehr aber Leidenschaft und Ueberlegung nehmen sich gut neben einander aus! — Das Schwellen und Schwinden des Muskels ist eine verborgne Secretion und Excretion. Organe der letzten sind vorzüglich Nieren, die darum auch mit Knochen und Muskularaction in Verkehr stehen (?). Organe der ersten sind Milz und Drüsen, diess sind Magen, deren Tendenz nicht Mischung sondern Trennung ist. (Bey welcher Function der Egestion und Assimilation lässt sich behaupten, dass Mischung ohne Trennung und umgekehrt statt finde?) Herz und Diaphragma; Arterien und der Willkür unterworfene Muskeln, so wie Venen und der Willkür entzogene Muskeln werden parallelisirt. Der Vf. spricht von einigen *Deflexionen* des hier gegebenen von dem *dritten* Aufsatz in Nr. 2. Das sind doch wirklich nicht nur Deflexionen, sondern Widersprüche zwischen hier und dort und noch mehr. Man höre: In den „Fragmenten einer Zoologie in Nr. 2. sollten Sensation und Egestion nach aussen, Assimilation und Intelligenz nach innen gehende Actionen und die beiden tieferen sollten die höheren psychischen in concreter Form seyn. S. 156. (hier) finden wir auf einmal, dass Egestion, in so fern sie im Gegensatz gegen die entgegengesetzte Richtung der Assimilation nach aussen geht der Intelligenz entsprechend und Sensation, wie Assimilation ein, *nach Innengehn bezeichne*, welches S. 154. noch durch das receptivere Verhalten dieser beiden letzteren in der Aufnahme des Aeussern anschaulich gemacht wird. Aber auch dieser letzten Erörterung ist S. 132. widersprochen, wo Egestion und Sensation unter Irritabilität und Sensibilität das *Passive*, *Bestimmbare*, Assimilation und

und Intelligenz das *thätig Wirksame* im Leben ausdrücken. Auf Unkosten des letzten schliesst sich S. 152. ein andrer Satz wieder an das vorhergehende an, dass nämlich Egestion der Intelligenz entspreche, in so fern sie herrschende Selbstbestimmung ausdrücke, Sensation an Assimilation sich anschliesse, in so fern beide herrschende Bestimmbarkeit zeigen. S. 268. kömmt zuletzt noch einmal die Assimilation mit der Intelligenz und die Egestion mit Sensation in Parallele. In Nr. 2. ist die Muscularaction gewissen Sinnen, hier, ein *reelles Schließen und Wollen*, der Intelligenz entsprechend. Circulation dort ein Erkennen und Wollen in der Richtung der Arterie und Vene, hier zeigt sie in der Pulsation eine, an Sensation gränzende, höhere Receptivität. Hier sollen Gesicht und Gehör grösstentheils durch Gefäfse constituirt werden, anderswo soll das Auge durch die Gröfse und Zahl der Muskeln sich charakterisiren. In Nr. 2. sind immer Geruch und Getast, Gefühl und Geschmack mit den einzelnen Functionen verglichen, hier Geruch und Geschmack; Gefühl und Getast. Man muss das Ganze Ueberblicken um die Dissonanzen hier zu finden. „In einer der Reflexion unerreichbaren Höhe zwischen Sensation und Intelligenz schaut sich das Leben selbst an, in einer der Erfahrung unerreichbaren Tiefe, bildet es sich aus. Die geheimnissvollen Sitze dieser Lebensacte sind Gehirn und — — Leber. Man vergleiche die Recension zum *sechsten* Aufsatz in Nr. 2. — Von S. 164 — 170. giebt der Vf. eine weiter ausgeführte Ansicht von Zeugung und Sprache. Jene führt er als Produkt der Synthese von intellectuellen und egestiven System, diese als das Product von sensitiven und assimilativen auf. Sie sind wie Bewusstseyn und Reproduction Beziehungspunkte des Lebens, müssen aber — wie diese nach innen gehende — nach aufsen gehende, das Individuum überschreitende seyn. (Das folgt aus des Vfs. Demonstration *nicht*.) Sie sind Centralfunctionen in der Universalität des Lebens. Dass sich in dieser Hinsicht manches Interessante sagen liess bezweifelt Rec. nicht, ob er schon die Sprache, als solche, in weitere Beziehung bringen möchte: denn die Sprache der Taubstummen und Zungenlosen gehört auch hieher, so wie die ganze Mimik, freylich immer ein Uebergang von Intelligenz zu Intelligenz durch Muskularaction, das ist aber für den Vf. sprechend. Somit würden aber die Träume desselben vom Schall, an denen er in Nr. 2., und von Ursprachen an denen er hier hängt, wegfallen. Ob aber die Zeugung als Uebergang an Sensation zu Sensation durch Circulation zu begreifen sey, zweifelt Rec., zumal wenn wir den Zeugungsact durch die ganze Natur verfolgen. Von dem, was in Nr. 2. darüber gesagt ist, nimmt der Vf. keine Notiz, Rec. hielt es ohnehin für Faseley. Des Vfs. Fülle von Ideen und Beobachtungen über diesen Gegenstand berechtiget uns zur Erwartung einer Monographie desselben. Dieses ganze Kapitel über das Leben der Wirklichkeit, in seinen verschiedenen Functionen, Actionen, Organen und Systemen ist das Vollständigste im ganzen Werk, obschon der Vf. die Hauptsache vergessen hat. Es fehlt nämlich an der Hinführung dieser Ansicht auf jene ursprüngliche Differenzen von Lebensprocess und Organismus. Soll das ganze Leben der Materie sich auf Assimilation beschränken? (denn dass alle angezeigten Organe als Masse, als Produkte von dieser dastehn, ist doch deutlich, wiewohl in der Folge auch eine psychische Ernährung aufs Tapet kommt.)

Der Vf. geht nun zu den Beziehungen der Aussenwelt auf die primitiven Sphären und Theilganzen des Lebens über, um die entsprechenden Potenzen und Substanzen für jedes zu finden (jedes Theilganze ist nämlich Einheit von dynamischem Leben = Function und von materiellem = Organ.) Hier präsentirt sich nun die Entzweyung von psychischen und physischen Influenzen. Jede der beiden Klassen umfasst aber Potenz und Substanz. Was die erste Klasse der Influenzen betrifft: so postulirt der Vf. nur diese Nachweisung in Potenz und Substanz, parallelisirt aber im Vorbeygehn Argument und Aliment. Er rechnet dahin die Objecte der inneren und äusseren Sinne und lässt das übrige dunkel, was auch nicht anders möglich ist, da er in seiner Entwicklung des gesammten Lebens nicht über den Begriff der dynamischen Erregung hinauf kam, die doch so wenig als Bewegung das unendliche Reich des geistigen Lebens erschöpft. Unter die physischen Einflüsse werden alle auf das egestive und assimilative System wirkende gesetzt. Uebrigens legt er es recht nah, sich vorerst über die Reflexion zu erheben, die *so* unterscheidet, und durchgängig die äusseren Influenzen in ihrer Einheit als Vorstellung, Gedanke, Aufnahme und Ausscheidung bewirkende Einflüsse aufzufassen (letztere in der weitesten Ausdehnung), und so ist kein Gedanke so ätherisch, der nicht ins Materielle eingreift (aber doch nicht im Materiellen coalescirt? das müsste aber doch der Fall seyn!) und kein Stoff so gediegen, der nicht seinen Effect ins Idealle hinüber trage. Es treten nun die Substanzen der Wirklichkeit einerseits als sublimirte Potenzen in Licht und sinnlichen Qualitäten auf; andrerseits der Schwere assimilirt als Substanzen, am gediegensten in den Metallen, von denen jene mehr das Leben der Sinnlichkeit und Intelligenz, diese das materielle der Egestion und Assimilation ergreifen. (Diese Parallele und eine Stelle S. 178. und 179. sprechen deutlich dafür, dass der Vf. den überwiegenden Lebensprocess in die psychische, den überwiegenden Organismus in die physische Sphäre setzt, in andern Sinn erhalten wir später die Differenzirungen des dynamischen Lebens in Empfindung und Bewegung *prädominirend*, und die des plastischen Lebens in der Intelligenz neben der Assimilation als *hervorstechend* nachgewiesen?) Von nun an lässt der Vf. die höhern Einflüsse der psychischen Seite, Licht, selbst Temperatur und andere liegen (ob er sie gleich in einem angehängten therapeutischen Fragment wieder in die Indication hineinzieht), und geht zu den materiellen Substanzen der Aussenwelt über.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 29. May 1806.*

## *ARZNEYGELAHRTHEIT.*

Jena, in d. akad. Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, von D. *Troxler* u. s. w.

*Ebendas.*: *Versuche in der organischen Physik*, von D. *Troxler* u. s. w.

Wien, b. Camesina: *Grundriß einer Theorie der Medicin*, von D. *Troxler* u. s. w.

(*Fortsetzung der in Num. 127. abgebrochenen Recension.*)

Wir erhalten nun eine Einheit von Südost, welche den positiven Pol der Electricität (dessen Repräsentant Wasserstoff sey) und des Magnetismus (mit dem Stickstoff als Repräsentant) umfasst, und den Lichtpol der Erde objectivirt, wie im Mikrokosmus des Lebens die Einheit des Bewusstseyns und seines Substrats im sensitiven und intellectuellen System auftritt. Auf der anderen Seite erscheint Nordwest, als Schwerpol der Erde, welcher dem negativen Pol der Electricität, im Sauerstoff, und den negativen des Magnetismus, im Kohlenstoff ausgedrückt, begreift und sich der Einheit von Reproduktion und ihres Substrats im egestiven und assimilativen System entgegen setzt. Wasserstoff soll nun nach dieser Angabe mehr das Moment der Reizung, Stickstoff mehr das Moment der Nahrung in der psychischen Sphäre, Sauerstoff das Moment der Reizung in der physischen, Kohlenstoff, das der Nahrung (hier sagt der Vf. selbst: Assimilation) daselbst seyn. Diese Stoffe der Aussenwelt kommen aber nie als isolirte Differenzen mit dem Leben in Berührung, sondern immer nur in bestimmten Synthesen, so wie ihnen im Leben auch immer nur synthesirte Theilganze entgegen treten, und so wird zwar jedes Theilganze im Leben die Afficirbarkeit des Totalganzen dem Einfluss bieten; aber wie jeder der letzteren eine specifische Synthesis universeller Factoren ist, so muss ihre Relation zu einem Theilganzen im Leben auch nur eine specifische seyn. Die Nachweisung selbst wird von der Physiologie, Empirie und Speculation, Experimentation und der, ihnen an die Hand gehenden Chemie postulirt. Induction und Analogie sollen schon viele Entsprechungen gefunden haben, so z. B. zerfallen die *nervina* in *excitantia* und *sopientia*, während in der tieferen Sphäre sich *irritantia* und *alimenta* zeigen. (Die *sopientia* im ersten Fall sollen nämlich die nährenden Substanzen der psychischen Sphäre seyn, und Schlaf ist nach dem Vf., wie bekannt, das Leben der Vegetation. Nun tritt der fatale Umstand ein, dass die *narcotica* auf die Kohlenstoffseite fallen. Aber der Vf. weiss sich zu helfen: — sie sind „durch ihre sublimirte Form in eine höhere Wirkungssphäre versetzte, differenzirte Alimente." Diese Art sich den Widersprüchen zu entziehen ist nicht — *sublim.*) Abgesehen davon, dass der Vf. mit diesen Polen noch lange nicht die Beziehungen der Aussenwelt auf das Leben erschöpft hat: denn wie viele Differenzirungen des Lebens geschehen nicht durch Einfluss der Temperatur, Gemüthsbewegungen, es sey als Heilmittel oder Schädlichkeiten; so ist er auch in diesen engen Gränzen unvollständig. Dass diese vier Pole den vier Seiten des Lebens entsprechen, sagt er und hätte es schon längst sagen sollen: denn es gehört in den Fundamentaltheil, wie aber diese Seiten durch die Einflüsse differenzirt werden, muss der Leser suppliren und mit dem oben gegebnen in Verbindung setzen, nämlich welche Qualität sich als *retinens*, welche als *evacuans*, welche als eindringendes und ansteckendes Gift (und hier wieder nach zwey Seiten) sich annehmen lässt. Aber der Vf. wollte ja die Entsprechung der verschiedenen Substanzen der Aussenwelt zu den verschiedenen Theilganzen des Lebens finden. Hat er *nur* von den primitivsten Individualitäten, Intelligenz, Sensation, Egestion und Assimilation diess nachgewiesen? — Die Tabelle aus Nr. 1. kömmt nun aber ganz ins Gedränge, man mag sie drehen wie man will. Nimmt man nur die Gifte: so findet man dort unter dem Wasserstoffpol die thierischen, unter dem Stickstoffpol die kalischen; nun sollen ja aber die kalischen als ätzende eindringende, den Lebensprocess vernichtende seyn, die thierischen als ansteckende, den Organismus zerstörende; aber hier fällt ja Stickstoff auf die Seite des plastischen, Wasserstoff auf die Seite des dynamischen Lebens! Doch der Vf. wird sich auch zu helfen wissen, in den thierischen Giften ist auch Stickstoff und in den kalischen auch Wasserstoff, wiewohl die ersteren, z. B. Viperngift, selbst pestartige Gasarten häufig, kaum etwas anders, als Wasserstoff und Kohlenstoff oder Kohlensäure verrathen. In der Wirklichkeit finden sich wenig Entsprechungen zum Vf., z. B. die Wirkungen der Säuren gegen kontagiöse Krankheiten, als fäulnisswidrige Mittel u. s. w. Die kaum bemerkbaren Veränderungen im Lebensprocess nach dem Genuss starker Säuren, die bedeutenden und rasch folgenden nach dem Genuss der, als Kohlenstoff und Stickstoffhaltig angenommenen, Mittel. Aber was vermögen solche Fälle der Wirklichkeit gegen eine Ansicht, die ihrer Allgemeinheit wegen, und auf die Unbekanntschaft mit den mannichfachen Synthesen der aufs Leben einfliessenden Aussendinge gegründet, einmal für nichts passt was die Natur uns vorlegt, und auf der andern Seite für alles gültig zu machen ist, was wir in

in die Natur legen wollen, (Aber die Medicin hat leider mehr zu thun, als mit scheinbaren Möglichkeiten in die Wirklichkeit hineinzurennen. Aber auch diese Möglichkeiten sind noch nothdürftig hingestellt. / Postulirt nicht selbst der Vf. die wichtigsten Dinge? Wo liegt eine Beziehung aufs Einzelne? zu dem sich seine Pole immer nur, wie die Eintheilung in Himmel und Erde zu irgend einem Phänomen im Universum verhalten. Gewiss, er hat — wenn auch seine Ansicht die richtige *wäre* — noch immer den kleinsten Theil vollbracht, wenn wir erwägen, dass unter Beobachtungen und Untersuchungen eine Zeit verlaufen muss, in welcher unter den Bemühungen anderer speculativen Glücksritter seine Postulate längst verschollen sind. Oder was wissen wir von den sogenannten Bestandtheilen der Aussenwelt in den verschiedenen Synthesen? geschweige denn von den Prädominiren des einen oder andern, am allerwenigsten von den Berührungen dieser Potenzen oder Substanzen mit dem Leben, den einzelnen Beziehungen und den mannichfaltigen Keimen von Krankheit und Genesung. Der Vf. ist aber wenigstens so vernünftig, die Durchführung solcher allgemeinen Ansichten auf *diese Punkte* für das, was sie ist, *für wichtig* anzusehn und so klug, *sich an Grundrisse und Umrisse zu halten, um jene Punkte postuliren zu können.*) „Die *materia medica* muss als Lehre von den gesammten Einflüssen der Theorie zu Grund liegen, und diese erst in ihrer Allgemeinheit als Potenz und Substanz, und in ihrer weiteren und engeren Beziehung auf das Leben aber nicht nach ihrer Unterscheidung als Heilmittel und Schädlichkeiten u. s. w. betrachten." Von hier kommt der Vf. auf das synthetische und antithetische Verhältniss im Leben, und die daraus resultirenden Erscheinungen von Consens und Antagonismus, wo er viel Interessantes sagt. Rec. möchte indess den ersten in seiner höchsten Vollkommenheit nur auf identische Organe und Functionen zurückführen: denn alle Theilganze im Leben, die in ihrer Synthese different sind, werden bey gleichzeitiger Differenzirung mehr oder weniger sich positiv und negativ verhalten und also antagonistisch. Der Consens möchte also sich entweder nur auf die Vertheilung und weitere Fortsetzung eines und desselben Organs im strengsten Sinn (was aber problematisch ist) oder auf diejenigen Organe beschränken, welche doppelt im Leben liegen. — Einige nun folgende Aeusserungen über Zusammenhang und *antitypus* des Lebens zum Universum sind von weniger Werth. — Von hier geschieht der Uebergang zur eigentlichen Theorie der Medicin, wo gezeigt wird, dass Gesundheit als Indifferenz zwischen zwey Differenzen liege, die (von denen jede!) als Erkrankung und Genesung (aus ihr heraus oder in sie zurückgehend) an sich unbestimmte, bloss durch Relation unter sich und zur Indifferenz bestimmbare Formen des wirklichen Lebens darstellen. Im Allgemeinen deutet der Vf. auf den objectiven Ausdruck der Gesundheit in den verschiedenen Theilganzen, und bezeichnet eben so *en passant* den Ausdruck ihrer doppelseitigen Differenzirung. Die Nosologie soll aber jene Anomalien des Lebens in allen, bisher entwikkelten, Verhältnissen aus der Indifferenz *heraus*, die Therapie dahin *zurück* bilden. Ueber beiden schwebt also der Begriff der Gesundheit. Das Wesen des gesunden Lebens ist aber die höchste Möglichkeit der Bestimmbarkeit und die höchste Möglichkeit der Selbstbestimmung, die in einer bestimmten Individualität Platz finden kann: denn die höchste oder geringste Bestimmbarkeit vereinigt hier die höchste oder geringste Selbstbestimmung mit sich und umgekehrt; die Möglichkeit von dieser ist = der Wirklichkeit von jener und umgekehrt. Das Resultat davon ist ein *durch sich absolut freyes* und *absolut nothwendiges* Leben. Wird die Indifferenz aufgehoben; so fällt das Leben unter den Factor der herrschenden Selbstbestimmung oder Bestimmbarkeit, dieses in der Erkrankung, jenes in der Genesung. Dass dieses Resultat richtig sey, bezweifelt Rec. nicht, da er oben dasselbe auf anderem Weg fand. Wie aber diess aus dem vorigen folgen soll, oder wie es der Vf. mit seiner übrigen Ansicht in Einklang bringen will, ist nicht zu begreifen: denn in dem er (wie es oben geschah) einen Zustand von höherer (als dem Normalzustand zukömmt) Activität statuirt, muss er auch eine Erkrankung unter herrschender Selbstbestimmung und eine Genesung unter herrschender Bestimmbarkeit anerkennen. Dagegen behauptet er nun ferner auch: „dass in der Krankheit überhaupt die Selbstbestimmung herabgesetzt sey — aber *auch die Bestimmbarkeit, weil die wirkliche Differenz sie als eine, noch mögliche, vernichte.*" (Wenn der Vf. die Bestimmbarkeit nach der Möglichkeit, bis zum Aufhören aller Indifferenz differenzirt zu werden, misst; so hat er freylich Recht, aber ist dieses hier ein Masstab? Je abhängiger das Leben von der Aussenwelt ist, desto höherer Abhängigkeit ist es fähig, je bestimmter desto bestimmbarer. Die Bestimmbarkeit ist aber im Verlauf des Erkrankens zunehmend, in dem Verlauf der Genesung abnehmend, umgekehrt verhält es sich mit der Selbstbestimmung. Beide behaupten aber ihre möglichste Grösse in der Gesundheit NB. im Verhältniss zu einander, und dadurch wird es auch klar, dass die geringste oder gröste Bestimmbarkeit mit der geringsten oder grösten Selbstbestimmung und umgekehrt — *im gesunden Leben* verknüpft sey.) — Aus dem Folgenden heben wir noch des Zusammenhangs wegen heraus, „dass Krankheit im weitesten Sinn Object der Theorie der Medicin sey; weil aber ihre beiden Seiten, Erkrankung und Genesung sich nur als ein, aus der Gesundheit heraus und in sie zurück — Gehen unterscheiden: so müsse in dem einen Fall Object der Nosologie seyn, was im andern Object der Therapie wäre." Das ist zu weit getrieben: denn angenommen — was der Vf. nicht läugnen wird — dass die Genesung *nur* den regressiven Verlauf derselben Differenz bezeichnet, den die Nosologie als Erkrankung progressiv aufführte: so müsste ja in jenem „andern Fall, wo die Genesung zur Erkrankung wird," der Punkt, wo hier die Genesung eintritt, der Anfangspunkt der Erkrankung, mithin, was hier Krankheit und Differenz

renz ist, dort Gesundheit und Indifferenz seyn. Etwas Aehnliches läst sich zwar im Allgemeinen von der Verschiedenheit der Constitution sagen, aber nicht auf bestimmte Vorgänge, auf bestimmte Krankheitsphänomene anwenden. Eben so verhält es sich mit der Behauptung, „dass in einem Fall Schädlichkeit wäre, was im andern Fall Heilmittel ist." Dieses führt uns auf ein Zurückreissen der Krankheit, aber auf kein Zurückführen in Gesundheit, und es ist ein falscher Grundsatz, eine Krankheit durch die entgegengesetzte zu heilen, eine Differenz durch die entgegengesetzte zu heben, wie man ungefähr das Aequivalent mit der Wage abwiegt. — Der in Genesung gesetzte Zustand kann aber nicht anders, als unter Präexistenz einer Differenz gedacht werden. Der Vf. führt nun die Demonstration auf diese differenten Zustände des Lebens, wie sie in der Wirklichkeit als Anomalien des dynamischen und plastischen Lebens auftreten und hier in den primitivsten Theilganzen nach ihren drey Dimensionen sich offenbaren: *erste* Dimension *der Differenzirung im Lebensproceß* — Krankheiten der Erregung oder Empfindung, Anomalien der Sensibilität. *Zweyte* Dimension, Krankheiten der Bewegung, Anomalien der Irritabilität. *Dritte* Dimension, Krankheiten der Lebensthätigkeit, Anomalien der Empfindung und Bewegung. Anomalien der ersten Art verhalten sich zu denen der zweyten, wie Innres zu Aeussren und gehen in höhern Grad in sie über. Jene nennt der Vf. Adynamien, diese spasmodische Krankheiten. In die *dritte* Instanz fallen die paralytischen Krankheiten (Anomalieen der Lebensthätigkeit sind sie doch wohl nur vorzugsweise genannt?). Auffallend ist es, wie der Vf., ohne es auch nur mit einer Sylbe eingeleitet zu haben, Erregung und Empfindung ganz unbefangen neben einander stellt, deren Differenzirung geradezu in die erste und die Anomalieen der Bewegung in die zweyte Dimension fallen läst und eben so willkürlich das sensitive und egestive System hereinzieht. Dieser Annahme gemäss kommen nun unter die Anomalieen der ersten Art alle Algien und Agra, unter *die* der zweyten Spasmen und Convulsionen, aber auch noch vorzüglich die Anomalien der Functionen und Organe der Secretion, als ein allgemeiner, die Einheit dieser zwey Systeme begleitender Process. Selbst die Pole der Electricität finden sich in den Se- und Excretionen, welche hieher fallen, wieder. (In den Knochen und Urin sind weder überhaupt, noch weniger aber bey krankhaften Aus- und Absonderungen Wasserstoff und Sauerstoff die prädominirenden Bestandtheile, sondern gerade Kalk, Ammoniak u. s. w.) Als die, der Differenzirung in der ersten Dimension entgegengesetzte, Form des Genesens nimmt der Vf. den Process, welcher dem Katarrh, Rheumatismus, Diaphoresis, Diuresis zu Grunde liegt. (Hier ist doch wohl auch nur vom fliessenden Katarrh die Rede? Dieser verhält sich aber bekanntlich nur zum trocknen wie *stad. decrementi* zum *stad. incrementi*. Wie kömmt er aber zu den Algien u. s. f.? Der Katarrh zeigt an und für sich den ganzen Verlauf des Erkrankens und Genesens. — Ueberhaupt möchten alle hieher fallenden erhöhten Se- und Excretionen den Genesungsprocess ausdrücken. — Wie kommt der Rheumatismus hieher? — Dieser umfasst ja eigentlich die gröſste Menge jener Phänomene, die nach dem Vf. den Erkrankungsprocess bezeichnen, und scheidet sich ohne besondere Form seines Genesungsprocesses, am öftersten durch allmäliges oder schnelles Verschwinden der Schmerzen.) Die spasmodischen Krankheiten sollen ihren Genesungsprocess in den Paroxismen erreichen. „Wenn diese Reaction des Paroxismus nicht eintritt und die Affection im Lebensprocess fixirt wird, oder höher steigt in Folge der ungebändigten Wirkung des einen Moments; so tritt Lähmung — Schlag ein. Hier ist Genesung nur durch allmälige Rückkehr oder Empfindung und Bewegung möglich." — Von Seiten des Organismus stellen sich jene drey Dimensionen der Differenzirung in der ersten Instanz als Anomalien der Conformation dar, in der zweyten als Anomalien der Affinität (Krankheiten der Mischung), in der dritten als Anomalien der Productivität (Krankheiten der Reproduction an sich, — vorzugsweise?). Die ersten sind cachectische, die zweyten contagiöse, die dritten colliquative. Die cachectischen offenbaren sich durch Veränderung der Farbe, des Volums, Consistenz und Säfteverderbnisse (diese gehören doch wohl auch in die zweyte und dritte — warum in die erste? weil sie dort beginnen? Das läst sich wohl von jeder Anomalie annehmen), ihre Genesung besteht in allmäligen Verschwinden der Abnormitäten. Auch rechnet der Vf. hieher Hydropsieen, Diabetes, Leukorrhö, Hämorrhagie (?), wenigstens als tendirte, selten erreichte, Genesungsprocesse; selten erreicht, weil die, in das Ganze zurückfliessende Schädlichkeit ihn fruchtlos mache. (Viele dieser Formen treten gewiss bey noch zunehmender Cachexie ein, und sind wohl eher Symptome eines hohen, unveränderten Grades derselben. Man denke nur an die Cachexien der Kinder und *chlorosis*.). An den contagiösen Krankheiten verhält sich Exanthem zur Infection, wie Genesungsprocess zum Erkrankungsprocess — als eine Repulsion, deren gelungenstes Bestreben die Propulsion auf der Peripherie der organischen Fläche = Exanthemisirung ist. In der dritten Instanz steht an der Stelle des Erkrankens Inflammation, des Genesens — Suppuration. Man vergleiche Nr. 1. — Als höchste Störung des Lebensprocesses tritt Asphyxie, als höchste Verwüstung des Organismus Gangränescenz auf. — Es ist wirklich dem Vf. nicht zu verzeihen, dass er auch hier abermals nur von Dimensionen der Krankheit und ihren allgemeinsten Formen spricht, ohne nur im mindesten Rücksicht auf ihre ursprüngliche Differenz, je nachdem sie durch das Ueberwiegen des einen oder andern Factors gesetzt sind, zu nehmen, da doch dieses auf die Therapeutik von so unendlichem Einfluss ist, und selbst auch die Phänomene und Formen dadurch erst eine durchgehende Sichtung erhalten. — Aber was sind es denn für primitive Formen oder wesentliche Unterschiede der Krankheiten, die hier aufgezeigt wer-

werden? — Der Vf. wollte eine, *für alle Formen gültige*, Eintheilung der plastischen und dynamischen Krankheiten nach drey Dimensionen aufstellen. Um aber eine solche aufzufinden, muſste er doch von jeder besonderen Individualität abstrahiren: denn was ihnen allen gemein ist, läſst sich nicht von *dieser* oder *jener* hernehmen. Aber mit der Rücksicht auf die Besonderheit fällt auch *die* auf die Wirklichkeit weg: denn das Leben tritt nur an die Individualitäten vertheilt in die Wirklichkeit. Nun wollte aber der Vf. doch etwas in Bezug auf die Wirklichkeit, und mehr als zu Anfang dieses Werks, über die drey Dimensionen geben. Dadurch geräth er in einen Widerspruch, und das ganze hier aufgestellte Schema ist ein unseliges Mittelding, daſs sich zwischen zwey, sich widersprechenden Nothwendigkeiten hindurch zwängen, ohne einer von beiden zu widersprechen, und doch etwas anders seyn soll, als was der Vf. oben gegeben hat und später über die individuellen Krankheitsformen noch giebt. Darum steht der Satz, daſs die dynamischen Krankheiten mehr in dem sensitiven und egestiven System, die plastischen mehr in dem assimilativen und intellectuellen hervortreten, so *halbfertig* da; darum bemüht der Vf. sich, um dem Allgemeinen doch irgend eine — wenn auch nur allgemeine — Beziehung zu geben, die Erregung in das sensitive, Bewegung in das egestive hinüber zu spielen. Empfindung steht da als ein miſslungener Versuch die Erregung zu objectiviren, ohne von Systemen, Actionen, Functionen zu sprechen. Sensibilität und Irritabilität sind untergeschoben für Sensation und Egestion (aber auch an sich unstatthaft hier, wo von wirklichen Lebensäuſserungen und nicht von — — bilität die Rede seyn soll). Der Vf. suchte aber jene zwitterhafte Tendenz noch auf anderm Weg zu erreichen. Denn er bemüht sich die erste Dimension in das quantitative, die zweyte in das qualitative hinüber zu bringen. Etwas ist wahr davon: denn die Anomalien der zweyten Dimension werden mehr als Anomalien der Bewegung hervortreten, weil Bewegung das Sichtbare im Lebensprocess ist und in der zweyten Dimension die Krankheiten sichtbarer werden. Aber es leiden Erregung und Bewegung durch alle drey Dimensionen in gewissen Verhältniſs: denn jene ist nur das Subjective von dieser; Empfindung aber ist eine bestimmte *Form* von Erregung oder Bewegung, die noch nicht hieher gehörte. Eben so sind Conformation und Affinität auch nur verschiedene Seiten von *einem* und heben beide mit ihren Anomalien in der ersten Dimension an, und enden in der dritten in steter Parallele. Alle Unterscheidung, die eine Trennung ihrer selbst in Anspruch nimmt, ist eine, ihnen fremde. Auſserdem also, daſs wir annehmen: Erregung und Bewegung einerseits — Conformation und Affinität andrerseits fallen in jede der Dimensionen ohne Unterschied und gleichmäſsig, läſst sich nun auch festsetzen, daſs dasjenige, was der Vf. als Adynaminen, spastische und paralytische, cachectische, contagiöse und colliquative Krankheiten annimmt, — und *allgemein gültig* ist — schon in den, zu Anfang dieses Werks aufgestellten, Sätzen begründet seyn muſste, ohne die mindeste Beziehung auf die Wirklichkeit: so wie die Algien, Katarrhe, Exantheme u. s. w. an die später entwickelten Specialitäten sich anschlieſsen. Ueber einige Formen z. B. Cachexien giebt der Vf. auch nur allgemeine Bestimmungen. Es ist aber nicht einzusehen warum das System der Intelligenz beyläufig hier auf einmal als ein, dem vegetativen und plastischen Leben entsprechendes, der Assimilation an die Seite gestellt wird. Ist das Leben der Intelligenz mehr eine geistige Ernährung als geistige Thätigkeit? Wenn auch wirklich der Begriff von *Charakter* und *Temperament* so etwas bedeutet: so hätte es der Vf. schon darum nicht berühren sollen, weil er jetzt darauf aufmerksam macht, wie flüchtig er über das ganze Kapitel vom psychischen Einflüssen, und von Differenzirungen des psychischen Lebens hinweggegangen ist. — Endlich möchte Rec. fragen, warum der Vf. um den Gegensatz — von Erkrankung und Genesung anschaulich zu machen, lauter *Formen* von Erkrankung und Genesung aufstellt? Gewährt uns diese Nebeneinanderstellung, (wenn auch so manches Interessante, wie es hier der Fall ist,) einen Blick in den innen liegenden Wechsel der Krankheit? So z. B. läſst sich der Uebergang von Erkrankung in Genesung bey dem *Wechsel* von arthritischen, rheumatischen, katarrhalischen Schmerzen mit den veränderten Secretionen und Excretionen gewiſs nicht eher erkennen, als wir den stabilen Charakter, welcher der innern Differenz beider zu Grunde liegt, ins Auge gefaſst, und mit ihm alle Momente, von denen die angegebenen nur die bedeutendsten sind. So erschöpfen auch die, vom Vf. angeführten Genesungsformen nicht die Genesung selbst, z. B. Exanthem nicht den Genesungsprocess contagiöser Krankheiten, so wie umgekehrt Exanthemen in diesen Krankheiten oft durch nichts weniger, als Genesungsprocess gesetzt sind. — Es bleibt einiges Verdienst des Vfs., mehrere Formen als Genesungsprocesse aufgestellt zu haben, die man bis jetzt nicht dafür hielt, z. B. Suppuration, flieſsender Katarrh, Exanthem u. s. w. Im Allgemeinen ist aber mit dem *stadium decrementi* von jeher der Genesungsprocess bezeichnet worden. Auch finden sich hier manche Widersprüche, z. B. eben daſs durch Exantheme *überhaupt* der Genesungsact sich ausdrücke, oder durch vermehrte Secretion u. a. m.

(*Der Beschluſs folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 30. May 1806.*

## *ARZNEYGELAHRTHEIT.*

Jena, in d. akad. Buchh.: *Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie*, von D. *Troxler* u. s. w.

*Ebendas.*: *Versuche in der organischen Physik*, von D. *Troxler* u. s. w.

Wien, b. Camesina: *Grundriß einer Theorie der Medicin*, von D. *Troxler* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 128. abgebrochenen Recension.*)

Es werden nun gegenseitig die zwey entgegengesetzten Anomalien in jeder Instanz verglichen, wo fürs erste Cachexien als die innre; Adynamien als die äussere Seite des Individuums (diese die Sinnes und Bewegungsorgane, jene mehr das Gemüth, die Assimilation und besonders das Blut) betreffend, aufgestellt werden. Die Parallele zwischen contagiösen und spasmodischen Krankheiten wird sogar bis in den Genesungsprocess verfolgt, und die Reaction in diesen ein, in Bewegung ausgedrucktes, Exanthem, das Exanthem eine, durch die Materie ausgesprochene, Reaction genannt. In dieser Verwandtschaft will es der Vf. auch begründet wissen, dass die spasmodischen oft ansteckend, die contagiösen oft periodisirend gefunden werden. (In Nr. 1. bemüht er sich zu zeigen, dass diess gar nicht der Fall sey.) Zuletzt soll Phlegie eine subjective Phlegmasie, und diese eine objective Phlegie seyn. (Die Uebereinstimmung wird sogar in der Benennung anschaulich gemacht, und statt Entzündung *Phlegmasie*, statt Plegie aber *Phlegie* gesagt). — *Charakter* der Krankheit bezieht der Vf. sofort auf ihre Verschiedenheit in Hinsicht der dynamischen und plastischen Existenz, das *Wesen* der Krankheit auf ihren Ausdruck in besonderer Instanz. Beide sind das Wesentlichste der Krankheit im allgemeinen. Ihnen entspricht die Gattung und Art der Krankheit, jene im Sinn der ergriffenen Actionen und Systeme, diese im Sinn der ergriffenen Functionen und Organe. Nun folgen noch einige Reflexionen über das Gesagte und über Form der Krankheit im Allgemeinen, wo der Vf. zeigt, dass die Krankheit nicht diese oder jene Form annehme, weil sie in diesem oder jenem Theilganzen hervortritt, sondern dass sie in diesem bestimmten Theilganzen hervortrete, weil sie diese bestimmte Form sey (???). Endlich werden die Krankheiten ihrem Charakter und Wesen nach in den vier primitiven Sphären im Leben (in der Gattung) nachgewiesen. Die Stellung von *essera*, *urticata*, *erisypelas*, und Verdunkelungen einzelner Theile im Auge unter die cachektische Anomalie der Sinnesorgane, ist sinnvoll, aber wie kommt *chlorosis*, *icterus*, und vollends *melas icterus* hieher? Das sieht der Vf. nur als *Veränderungen des Colorits der sensitiven Fläche an* (!!) unbekümmert um den tief und weitgreifenden Grund dieser Conformationsphänomene. Typhus und Pest erscheinen auch *nur* als colliquative Formen des Sensationssystems. *Coma*, *cataphora* fallen unter andern in die spasmodische Form der differenzirten Intelligenz; Lethargie und *carus* unter die paralytische; Apoplexie und Schlagfluss (dieser soll wohl die Unterabtheilungen der Apoplexie begreifen?) unter die paralytische Form der Irritabilität. (*Carus* ist aber ein geringerer Grad der Apoplexie, der nur durch feinere Athemzüge sich von ihr unterscheidet, aber auch schon Lähmungen zurücklässt, müsste also an Apoplexie näher sich anschliessen; *Lethargus* ist ein geringerer Grad von *carus*, mit deutlichen Spuren von Bewusstseyn, wenn der Patient erregt wird; kann also nicht in die Paralyse des Bewusstseyns fallen. Ausserdem sind ja Lethargie und *carus* eben so vorübergehend, als *cataphora* und *coma*, und auch periodisirend und paroxysmenhaft in fieberhaften Anfällen. Dieser Umstand ist ja aber hier das Einzige, was die spasmodische und paralytische Form unterscheiden kann. Apoplexie auf der andern Seite in die Sphäre der Irritabilität (Egestion) hinüberzuschieben, ist wieder zu willkürlich, denn sie ergreift das ganze dynamische Leben (die Assimilation allenfalls ausgenommen), Bewegung so gut als Sinn und Bewusstseyn; in die Sphäre der Egestion aber gehört sie schon darum weniger, weil ihre Functionen nicht immer in apoplectischen Anfällen gelähmt sind.) In dem Kapitel von den Formen der Anomalien der Intelligenz rächt sich die Vernachlässigung der Differenzirungen des psychischen Lebens in der ersten Elementaransicht zu Anfang dieses Werks. Der Vf. setzt Melancholie und Manie unter die cachectischen Krankheiten des Organs der Intelligenz. Das ist ein arges *quid pro quo*, denn er giebt hiemit Phänomene des dynamischen Lebens um eine Anomalie des plastischen zu berühren — eben so könnte man ja auch Anomalien der Empfindung und Bewegung hinstellen um die cachectischen Leiden ihrer Organe zu bezeichnen. — In den contagiösen Krankheiten der Intelligenz steht eben so unrecht aber noch bunter Hydrophobie, Paraphrosyne (nicht *Paraphrosine*), Satyriasis mit Nymphomanie und Kretinismus zusammen. Phrenitis umfasst die colliquativen Anomalien des plastischen Lebens der Intelligenz. — *Scirrhus* steht unter den contagiösen Krankheiten der Egestion neben mehreren Ausschlagskrankheiten, namentlich *herpes*, *tinea*, *crusta lactea* und *spina ventosa* nebst *rachitis*. Die Hydropsieen sollen mehr durch Umwandlung der Substanz, als durch veränderte Secre-

Secretion zu begreifen feyn, und werden unter die cachectifchen Krankheiten der Affimilation geftellt. — Das ift willkürlich und falfch obendrein: denn die cachectifchen Umwandlungen der Subftanz kommen in diefer Krankheit gegen die alienirte Secretion gar nicht in Anfchlag. Dafs die Affimilation durch das antagoniftifche Verhältnifs oder überhaupt zugleich afficirt ift, läfst fich nicht läugnen; aber damit ift ja noch keine Umwandlung der fchon organifirten Subftanz gefetzt. Bey der Phtyfis und Hektik dagegen, die der Vf. nur aus einem *torpor* und dadurch gefetzter Veränderung, oder Hemmung der Affimilation erklären will, und fie in die paralytifche Form der differenzirten Affimilation fetzt, ift wirkliche Umwandlung der Subftanz — eigentliche Colliquation. Die contagiöfe Form differenzirter Affimilation find *Syphilis*, Skorbut und Blattern, die colliquative Excoriation und Exulceration. — Dafs diefe ganze Tabelle mehr nur flüchtige Einfälle des Vfs., als wohlerwogene, auf empirifche Kenntnifs und Studium der Befchreibung der Krankheitsformen gegründete Ueberblicke enthält, verräth fich auf den erften Blick. Es fehlt überdiefs fichtlich an einer weiteren Durchführung; oder befchränkt fich der Vf. darauf, eine Krankheit unter diefe oder jene Form zu ftellen, weil fie unter gewiffen Umftänden, oder in irgend einem Punkt ihres Verlaufs fich dahin neigt? Es find wenige der hier aufgeftellten Krankheiten die fich nur *vorzüglich* auf die, ihnen vom Vf. angewiefene Sphäre erftrecken und gewifs nur die Hälfte, die man nicht mit denfelben Recht an andere Orte ftellen könnte, z. B. Apoplexie, Skorbut, Hyfterie, Hypochondrie, die verfchiedenen Exantheme u. f. f., was zum Beyfpiel auch von der Entzündung gilt, die aber der Vf. deshalb nicht in diefe Formen bringen konnte. So find auch die meiften Krankheiten, die der Vf. in die dritte Dimenfion bringt, in ihren höchften Grad nur dahin fallend, und die bey Nr. 1. erwähnten Einwürfe gegen diefe Dimenfion bleiben darum gültig. Zuletzt glaubt Rec. auch noch eine Unart des Vfs. rügen zu müffen, deren er fich fchuldig macht, wenn er nach Aufzählung der verfchiedenen, in eine Ordnung fallenden, Krankheiten immer fetzt: *und fo fort*. — Weifs der Vf. was noch dahin gehört, oder weifs er es nicht? In beiden Fällen ift es tadelhaft. Die befonderen Formen diefer allgemeinen (in Beziehung auf die befonderen Functionen und Organe die von der Krankheit vorzüglich ergriffen find) zu entwickeln, glaubt der Vf., fey nur von einer unabfehbaren Zeit und dem Fleifs vieler zu erwarten. Darüber mag ein jeder nach Lefung des *Troxlerfchen* Grundriffes denken, wie er will. Der Vf. fpricht von „einer intereffanten Bearbeitung der Medicin, welche die Beziehung der, gradativ und fpecififch verfchiedenen Einflüffe zu den verfchiedenen Theilganzen im Leben zum Gegenftand hätte." Die Contagien und einige *fpecifica* der Heilmittellehre ausgenommen, wo man mit der Nafe darauf geführt wird, möchte fich fchwerlich fo etwas nachweifen laffen, — die Erkältung allein gebiert ja ein nofologifches Heer, und die Erwärmung ift ja beynahe ein univerfelles Heilmittel. — Mit Uebergehung einiger Ideen des Vfs. über die fogenannte accidentelle Form der Krankheit halten wir uns an einige vorzügliche Meinungen deffelben, über die Formen der Krankheitsreflexion im fynthetifchen und antithetifchen Verhältnifs des Lebens. Die hieher fallenden Symptome und Phänomene (und das find alle) müffen aber auch nach den zwey Richtungen der Krankheit unterfchieden werden, und fo werden fie im Sinn der Erkrankung zu pathognomifchen, im Sinn der Genefung zu kritifchen. Der Grund der Krife ift der innere Grund der Genefung. (Rec. glaubt hier bemerken zu müffen, dafs der Vf., foviel er auch von Genefung fpricht, doch niemals auf die innere Begründung diefes Wendepunktes der Krankheit zurückkömmt. Es würde diefs freylich immer auf irgend ein äufseres Caufalmoment zurückführen. Diefes liegt aber doch häufig fo tief im Innern des Lebens, dafs wir es oft nicht einmal ein Aeufseres nennen können.) Was der Vf. hierüber fagt, verdient, mit Ausfchlufs feiner Unterfcheidung von Lyfis und Krifis, Aufmerkfamkeit und Beyfall. Was diefe Unterfcheidung betrifft: fo foll die erftere mehr in der dynamifchen Form des Lebens, die letzte mehr in der plaftifchen verweilen. Sonach macht alfo der Vf. die epileptifchen Paroxisfmen zur *Lyfis* und den langfamen Genefungsprocefs der Melancholie oder Skropheln oder Chlorofe zur Krife? Dafs er im dynamifchen und materiellen Leben Krifen und Lyfen aufftellte, kann ihm niemand verdenken, nur hätte er bey der alten finnvollen Deutung bleiben follen und fich diefer willkürlichen Eingriffe in fremdes Eigenthum, in einen *rechtmäfsig* aufgenommenen Sprachgebrauch enthalten follen. Vollends übertreibt er es, wenn er den objectiven Ausdruck des dynamifchen Lebens zum *Symptom*, des plaftifchen zum *Phänomen* macht. — Metaftafe foll einen Wechfel der Phänomene in dem Raum und Beharren in der Zeit, Metafchematismus das umgekehrte Verhältnifs befaffen. (?) „Wie aber die Theilganzen im Individuum in gegenfeitiger Wechfelbeziehung ftehn: fo liegt in jedem Einzelnen wieder eine Beziehung und Wirkung aufs Ganze. Darum wird jede Anomalie im Einzelnen ein Streben nach Gleichfetzung im Ganzen äufsern. Diefe Aeufserung ift Fieber, was in diefer Hinficht fich immer gleich ift. Die fpecififchen Differenzen des Fiebers und feine befonderen Arten gründen fich auf die eigenthümliche Form der Lebensdifferenz, durch welche es hervorgerufen und zu einer eignen Geftalt modificirt wird. Jene Formen der Lebensdifferenzirung, treten aber, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, in drey Inftanzen ihrer Ausbildung auf, und diefen Momenten gemäfs geftaltet fich auch das Fieber in feine wefentlichen Differenzen." Nun entwickelt der Vf. in der Hinficht auf feinen, durch Differenzirung im Lebensprocefs oder im Organismus begründeten Urfprung das Fieber nach den drey Dimenfionen diefer Differenzirung. Auf die erfte Stufe fällt von dynamifcher Seite das katarrhalifche und rheumatifche, von plaftifcher Seite die cachectifchen (was man *fynochus putris* nennt), auf die zweyte

im ersten Fall *synochus impulvis*, die f. g. *febris inflammatoria*, im zweyten die exanthematischen und contagiösen Fieber, auf die dritte Stufe im ersten Fall *typhus* oder das hitzige Nervenfieber, im zweyten das hectische, auszehrende; *f. lenta*." Was die zuerst angeführte Definition des Fiebers betrifft: so möchte wohl niemand in Zweifel stehn, dass sie vor allen andern dem innern Wesen des Fiebers am nächsten kommt, und bey weiterer Ausführung diese, von jeher den Aerzten räthselhafte, Erscheinung erschöpfen könne. Um das Folgende zu prüfen, muss aber erst das, was der Vf. für den eigentlichen Ausdruck des Fiebers hält, gesucht werden. Wenn der Vf. sagt: „Die Ursache des Fiebers sey ein Konflict von Erkrankung und Genesung, sein innerster Charakter sey ein, durch diesen Conflict gesetzter Wechsel, und seine Form als dann die Realisirung dieses Wechsels in den verschiedenen Formen des Lebens," so verwirrt er seine erst gegebene Ansicht von Fieber. Der Vf. führt für diese Annahme an, „weil es weder der einen noch andern der, sich entgegengesetzten, Tendenzen gelungen sey, sich im wirklichen Leben festzusetzen." Wie jenes aus diesem folge, ist nicht einzusehn. Da er sich hier auf den bekannten Wechsel der Erscheinungen bezieht; so halten wir uns an diesen, wie er in Nr. 1. behandelt wurde: denn hier übergeht ihn der Vf. und beruft sich auf jene Schrift, wo er in seinen allgemeinsten Phänomenen, als Hitze und Frost, Veränderung im Puls und veränderte Secretion aufgefasst ist. Abgesehn davon, dass nun die veränderte Temperatur nicht, wie dort, in das sensible System, sondern wahrscheinlich in das plastische Leben, und die Pulsationsveränderung nicht, wie dort, auf das irritable, sondern in das Assimilationssystem fallen würden (was Rec. jedoch nicht entschieden haben will); abgesehn davon, dass nach der, hier gegebenen Ansicht solche Aeusserungen des Fiebers eher für Partialität als Universalität sprechen müssten (weshalb der Vf. auch wohl für gut befand, sie mit Stillschweigen zu übergehn): so lässt sich doch gar nicht einsehn, wie *dieser Ausdruck* des Fiebers den Charakter des dynamischen und plastischen Lebens zusammen tragen soll. Lässt sich wohl in dem eigentlichen Fieberparoxismus jene Universalität nachweisen? Und von etwas anderen, als den, im Fieberparoxismus begriffnen Phänomenen kann nicht die Rede seyn, denn alle jene Verhältnisse von contagiöser, katarrhalischer, hektischer u. s. w. Form, sind doch in Bezug auf den Fieberausdruck nur Nebendinge und klassificiren nicht das Fieber, sondern *den, im Fieber gegenwärtigen Zustand des Lebens*, was auch der Vf. übersehn hat, sonst würde er jener vagen Eintheilung der Fieberformen anders erwähnt haben. In Entwicklung des Paroxismus der Exacerbation und Remission, so wie in den Erörterungen über remittirende und intermittirende Fieber ist die Flüchtigkeit und Nachlässigkeit der Ausarbeitung unverkennbar. Von dem, was über den *typus* des Fiebers gesagt wird, verlohnt es sich nur der Mühe anzuführen, dass „das Substrat, an welches die Lebensdifferenzirung gebunden sey, welche Fieber hervorruft, dessen typische Wechsel bestimme" ungefähr wie nach *Galen* Schleim die Quotidianfieber, Galle Tertianfieber u. s. w. hervorbringen. Auch wirft der Vf. einiges über den Einfluss der Jahreszeiten hin, und noch einiges andere, was ihm in der Geschwindigkeit einfiel. — In Nr. 1. sagt der Vf. „Das Fieber stehe mit der Krankheit so im Verhältniss, dass, wenn auch die Krankheit da sey, aber innerhalb einer gewissen Gränze ruhe, das Fieber nicht vorhanden sey, dass hingegen, so wie dieselbe in der synthetischen Grösse des Individuums um sich greife — es sich finde." Wenn aber Fieber das, von einem differenzirten Theilganzen ausgehende Streben nach Universalität seyn soll: so brauchen wir ja nicht zu warten, bis die Krankheit in der synthetischen Grösse um sich greift; sondern sie *muss* um sich greifen, und kann niemals in einer bestimmten Gränze ruhn: denn das Leben des Einzelnen drückt sich ja nur in der Relation auf das Uebrige und Ganze aus. Freylich liessen sich durch jene Annahme einige räthselhafte Erscheinungen recht bequem erklären, die aber nun auch um so räthselhafter sind. — Woher nämlich so bedeutende Anomalien, z. B. der Digestion, Geisteszerrüttungen bey gänzlicher Fieberlosigkeit, und doch in so beziehungsreichen Theilganzen? — auf der andern Seite so heftige Fieberzufälle bey unbedeutenden Verwundungen, leichten Katarrhen u. s. w. — Den Beschluss machen einige Bruchstücke über Jaterie. Nach einer Einleitung, die vieles Gute über Medicin in ihren verschiedenen Verhältnisse gesagt, enthält, setzt der Vf. fest, dass die Jaterie die gehörige Diagnose der individuellen Formen, welche die Theorie construirt und die Erfahrung aufweist, zu bilden und die Indication für die verschiedenen Fälle darzustellen habe. Ueber die letzte Seite nur hält er sich berechtiget, etwas zu sagen. Die Aufgabe der indicativen Seite der Jaterie im Gegensatz der diagnostischen ist, den Genesungsprocess, welchen die Theorie als den, bestimmt dem erkannten Erkrankungsprocess entgegen stehenden, aufgefasst hat, hervorzurufen. Sie realisirt diese durch Beseitigung der Einflüsse welche den Erkrankungsprocess bedingten — *siquid movendum — move*, durch Herbeyführung derer, welche den Genesungsprocess bedingen. Vorher setzt der Vf. noch fest, dass er keiner Potenz oder Substanz, oder vielmehr *allen* die besondere Virtualität des Evacuirens (den Gegensatz des *Zurückhaltens* lässt er hier weg) zuschreibe; dass er die contagiösen Stoffe nicht für besondere halte, sondern mit jeder assimilirbaren Substanz, die auf eine gewisse Höhe potenzirt sey, in eine Klasse setze; dass ferner eine jede Potenz und Substanz mechanische und chemische Schädlichkeit werden könne, sobald jene, in der letzten Instanz eindringend, den Lebensprocess vernichte (ist das mechanisch?) oder die letzte chemisch den Organismus zerstöre. (Nun hat aber der Vf. noch zu beweisen, dass sie alle auf diese Stufe zu stehn kommen können.) 2) Die *Adynamien* sollen durch Wärme und Kälte (wo kommen diese auf einmal her? in der ganzen Theo-

Theorie haben wir nichts davon gehört), durch die flüchtigen Reizmittel nach der positiven und negativen Reihe (*spirituosa* und *acida* als Wasserstoff und sauerstoffhaltig) geheilt werden — warum diese aber nur auf der ersten Instanz? oder bewährt etwa die Erfahrung ihren Nutzen in katarrhalischen, rheumatischen u. s. w. Anomalien? — ehe noch das Gegentheil). 2) *Spasmodische* Krankheiten durch evacuirende und retinirende Mittel. Electricität und Magnet, Reiben und Streichen, alkalische und karbonische *antispasmodica*. (Will der Vf. die Aerzte foppen, oder sind einige Bogen Manuscript verloren gegangen, worin der Zusammenhang mit den vorigen liegt?) 3) *Anomalien der dritten Instanz* durch Vesicatorien uud Fontanellen, Galvanismus, *setaceum*, und Incitantia. 4) *Cachectische* durch Nahrung aller Art, wohin der Vf. auch die *mineralischen Wasser* zählt, Herbeyführung des Schlafs, (das Leben der Production man vergl. Nr. 2.) 5) *contagiöse* durch *alterantia*, Impfung und Infusion, jene als ein Magnetisiren der festen, diess der flüssigen Theile (!) 6) Die *colliquativen* durch die Extreme, was in andern Fällen Zerstörungsmittel seyn würden. — Ausserdem sollen die Heilmittel in den Krankheiten des Lebensprocesses unterbrochen, dem periodischen Lauf der Krankheit angemessen, zu und abnehmend, in differenter Form (Essenzen, Infusion) gegeben und auch vorzüglich äusserlich angewandt werden, in den Krankheiten des Organismus, sollen die Mittel ununterbrochen in einem allmäligen *crescendo* und *decrescendo*, in indifferenter Form angewandt und mehr die sogenannten innerlichen gewählt werden. Rec. beschränkt sich darauf, diese letzten Bestimmungen der therapeutischen Indication nur angezeigt zu haben, da man irgend einmal über diese Punkte mehr Aufschluss vom Vf. erhalten muss. So wie sie dastehn kann wohl jeder daraus ersehn, dass eigentlich nichts daraus zu ersehn ist, und dieser Jaterie möchte wohl schwerlich jemand Berührungspunkte mit der leidenden Menschheit wünschen. Uebrigens ist es auch nicht zu billigen, dass der Vf., nachdem er doch in der Theorie nicht viel mehr als *nichts* über die Beziehung der Aussenwelt zum Leben gab, hier mit einem Satz in die therapeutische Wirklichkeit hineintappt. — Rec. hat sich aus guten Gründen mehr an das gehalten, was der Vf. in der Theorie der Heilkunde Neues aufstellte, als an das wissenschaftliche Gerüst derselben. Von mehr als einer Seite glaubt er aber die Ordnung, Consequenz und inneren Zusammenhang des architectonischen Ganzen im *Troxlerschen* System andern vorziehen zu können. Zum Beschluss noch die Bitte an den Vf., künftige Werke nicht zur Hälfte mit grossen Buchstaben drucken zu lassen. Es scheint, als wollte er sich selbst das Kompliment machen, welches irgend ein berühmter Dichter von einem andern über das Unterstreichen der wichtigsten Stellen erhielt, — aber der Leser kommt in die Verlegenheit, die Hauptsachen zu verkennen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Coblenz*, b. Lassaulx: *Essai historique et topographique sur la ci-devant Commune de Lutzelcoblenz.* Par *Adam Lassaulx*, Juge au Tribunal criminel du Département de Rhin et Moselle. Pluviose an XI. (1803.) 3 Bog. 8. (4 gr.)

*Ebendaselbst*, b. Demselben: *Lützel Coblenz, ein historisch-topographischer Versuch*, von *Adam Lassaulx*, Richter am peinlichen Gericht des Rhein- und Mosel-Departements. *Mit Urkunden.* Jahr 11. 3 Bog. 8. (4 gr.)

Lützel- oder Klein-Coblenz war im Mittelalter ein ansehnlicher, wohl bevölkerter Ort, Gross-Coblenz gegen über am linken Ufer der Mosel, dessen Wohlstand so lang dauerte, bis Kurfürst Balduin von Trier im J. 1343 die beiden Ufer dieses Flusses durch eine steinerne Brücke vereinigte; da dann die nunmehr unbeschäftigten Schiffer in Lützel-Coblenz anderwärts Nahrung suchen mussten, und sich in Neuendorff niederliessen; auch die Wirthe, Bäcker und andere Handwerker kamen dadurch herunter, weil die Reisenden nicht mehr die nämlichen Beweggründe, sich dort aufzuhalten und zu übernachten, hatten. Die auf Befehl des Kurfürsten Raban selbst, wegen einer militärischen Massregel, befohlne Verbrennung des Orts, im J. 1436., verscheuchte noch mehr Einwohner. Dennoch erholte er sich wieder und errichtete im J. 1541. Statuten, die, wie Hr. *L.* sagt, sowohl wegen ihres Stils, als des sie belebenden Geistes der Ordnung bemerkenswerth sind. Selbst durch den 30jährigen Krieg zu Boden gedrückt, arbeiteten sich die Einwohner wieder empor: aber eine im J. 1682. beym Eingang des Fleckens von dem damaligen Kurfürsten errichtete Schanze vollendete, bey dem im Jahr 1688. geschehenen Bombardement der Stadt Coblenz, dessen Untergang, indem die meisten übrigen Einwohner nach Neuendorff flüchten mussten; und im J. 1701. wurden beide Gemeinden mit einander vereinigt, so dass seit dieser Zeit von der Existenz des Ortes Lützel-Coblenz keine Rede mehr war.

Diess alles erzählt nicht nur der Vf. der historischen Treue gemäss, sondern er schildert hernach auch die Sitten und Gebräuche, die Polizey, den Gottesdienst und die Rechte der ehemaligen Lützelcoblenzer. Am Ende finden sich sechs Urkunden (die älteste vom J. 1218.), von denen nicht gemeldet wird, ob sie vorher schon gedruckt waren, oder nicht. Das letzte scheint wenigstens der Fall zu seyn, mit der unter Nr. II. befindlichen und in deutschen Versen abgefassten Polizeytafel der Bürgergesellschaft von Lützel-Coblenz.

Die, wie es scheint, zugleich mit dem Original erschienene deutsche Uebersetzung ist, ungeachtet ihres hier und da sichtbaren Provinzialstils, jenem vorzuziehen, weil sie hier und da, besonders in den Anmerkungen, erweitert ist. Eine derselben (S. 4.) ist komischen Inhalts. Der Vf. nämlich sah selbst, dass im letzten Krieg ein französischer Kriegscommissar, dem Bürgermeister zu Coblenz aufgab, eine Requisition von Schuhen in Lützelcoblenz zu veranstalten; welches daher kam; weil auf mehrern Karten, selbst auf der Güssefeldischen, dieser Ort, als noch bestehend, sogar mit grössern Lettern ausgezeichnet, steht. Dasselbe gilt von dem ruinirten Schlosse Schöneck auf dem Hunsrück, wo mehrmals ganze Compagnien Soldaten einquartirt werden sollten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 31. May 1806.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hartknoch: *Charakteriſtik Johann Gottfried von Herders.* Von *Danz* und *Gruber.* Herausg. von *J. G. Gruber.* 1805. XII u. 550 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

„Es giebt der groſsen Geiſter, deren Streben für die immer ſteigende Vollkommenheit der Wiſſenſchaften, der Künſte und des Lebens von Bedeutung und fortwährendem Einfluſs iſt, zweyerley, von einander, nicht ſowohl dem Grad, als der Art nach, verſchieden: *tiefdringende* und *weitumfaſſende.* Beide ſind gleich nothwendig: denn ohne jene keine Tiefe, ohne dieſe kein Umfang. Dieſe verhüten Einſeitigkeit, jene Oberflächlichkeit, und ungerecht iſt es daher, die einen auf Koſten der andern herabſetzen zu wollen, da nur aus der Vereinigung beider das wahre Heil der Humanität entſpringen kann. Darin beſteht der *letztern* Hauptverdienſt, daſs ſie das Band, welches alle Wiſſenſchaften und Künſte zuſammenhält, aufſuchen, und den von enger Schulgelehrſamkeit getrennten Bund wieder herzuſtellen bemüht ſind. Wie einen kühnen Eroberer treibt ſie ihr feuriger Geiſt aus einem Gebiete der Wiſſenſchaften raſtlos hinüber ins andre, eine rege Ungedult nach Vollendung ſpornt ſie, nicht zu ermüden, bis ſie vom Mittelpunkt aus ſich die entfernteſten Provinzen als integrirende Theile des groſsen Ganzen erblicken. — Offenbar gehörte zu den Geiſtern dieſer Art *Herder.*"

So wird *Herder* gegen den Schluſs vorliegender Schrift charakteriſirt, — und richtig genug nach jenem angegebnen Unterſchiede groſser Geiſter, — nur möchten wir doch das Urtheil etwas anders ſtellen. Es giebt kein Umfaſſen und Erfaſſen ohne eine gewiſſe Tiefe des Geiſtes, welche eben überhaupt zum *Faſſen* die Kraft verleiht. Was hülfe ſonſt ein ewiges *Greifen* in alle Weltgegenden der Kunſt und Wiſſenſchaft, geſchähe es immer in die Luft, höchſtens mit Berührung der Oberfläche aller Gegenſtände? Und was nützte das Schauen der Provinzen vom Mittelpunkte aus, ſchauete man nicht, was drinnen wäre, das Lebendige und das Todte, den fruchtbaren Boden und die öde Steppe?

Groſse Geiſter werden immer *faſſen*, und kleine Geiſter werden immer *greifen.* Aber in dem Faſſen der Groſsen zeiget ſich eines Jeden Individualität; nicht dem *Grade*, ſondern der *Art* nach, verſchieden. Es giebt eine gewiſſe tragiſche Welt und Lebensanſchauung, die ſich in dem gewaltigen und lebhaften Genius durch die zerſtörten Träume der Jugend und den erbleichenden Himmel der ſpäteren Tage ausbildet, eine Anſchauung, die ſich dem Dichter ſchon in ſeinem früheſten Genuſſe und in ſeiner Morgenbegeiſterung durch Ahndungen verkündigt, die dem Philoſophen der kräftigſte Sporn zum Erforſchen der Wahrheit wird, — die Jegliches auf der Erde nur als ein Mittleres zwiſchen dem leuchtenden Himmel und der finſteren Tiefe betrachtet, und durch ihren ungewöhnlichen energiſchen Charakter in der Darſtellung erſchüttert. Unter den Dichtern des Alterthums ſcheinet im *Aeſchylus*, *Sophokles*, *Pindar*; unter den deutſchen Dichtern im *Göthe*, *Schiller*, *Klopſtock* (bey ihm chriſtlich-religiös modificirt), dieſe Anſchauung am kenntlichſten hervorzutreten. Ihr, als der tragiſchen, ſteht eine fröhlichere, leichtere Anſchauung entgegen, auch mancher trefflichen Dichter und Wahrheitsforſcher Eigenthum, die nicht gerade mit anakreontiſchem Licht alle Gegenſtände beleuchtet, aber doch weniger finſtre Schatten ſieht, als farbige Körper. Ergriffen von den mancherley Geſtalten derſelben bildet dann die dichteriſche Phantaſie ein Gemälde nach dem andern, nicht ohne Bewuſstſeyn eines Himmels über, und einer Tiefe unter ihr, aber doch am liebſten anthologiſch bey dem Geſehenen weilend und den Eindruck deſſelben mit einem geiſtigen Zauberſcheine zurückſtrahlend. Philoſophen und Dichter dieſer Art haben leichtere Genüge, eignen ſich Alles leichter an, und ſtellen es leichter mit individuellem Colorit vor die Augen der Welt. Was ſie am wenigſten dichten werden und wollen, iſt eine Tragödie; was ſie am wenigſten als Philoſophen geben können und mögen, iſt eine durch alle Irrgänge der Speculation verfolgte und für ſyſtematiſche Beziehungen und Bedürfniſſe dargeſtellte Wahrheit.

Zu den Geiſtern der letzteren Art gehörte *Herder.* Seine Univerſalität ergriff die blühenden Zweige aller Wiſſenſchaften, und waren ſie auch verdorret, ſo gewannen ſie durch ſeine Pflege neue Triebkraft zur Blüte. Darin eben beſtand *ſeine* Tiefe, *ſein* Faſſen und Ergreifen. Er *ſuchte* weniger das Band, welches alle Wiſſenſchaften und Künſte zuſammenhält, als er ſelbſt das Band *war*, und in ſeiner Humanität die allgemeine Humanität des Geſchlechts vorbildete. In ſeiner ſchönen Seele floſs, wie *Jean Paul* ſagt, alles wie in einem Gedichte zuſammen; er war ein indiſch-griechiſches Epos, von irgend einem reinſten Gott gemacht.

Treten wir mit dieſer Vorſtellung über *Herder'n* zu ſeiner Charakteriſtik in vorliegender Schrift: ſo könnten uns die über ihn S. 5. aufgeworfenen etwas homiletiſch geſtellten Fragen: „Was war *Herder?* Wie ward

ward er, was er war? Was hat er geleistet? Worin besteht sein eigenthümlichstes Verdienst? Was hat er zu thun uns übrig gelassen?" — leicht verführen, ein ungünstiges Vorurtheil für die Schrift zu fassen; — dennoch fällt sie weit besser aus, als man erwarten sollte, und hat mehrere sehr gut gelungene Stellen, wenn man gleich hin und wieder etwas weniger Weitschweifigkeit und mehr gedrungene Kürze wünschen möchte. Die *erste* Abtheilung enthält einen *anthologischen Spaziergang* durch Herders Schriften von *Danz*. Herder hatte schon in seinen früheren Jahren vielen Fleiss auf die Erlernung alter und neuer Sprachen gewandt, und besass in seinem 20sten Jahre eine ungemeine Belesenheit. In seinen Fragmenten über die deutsche Literatur 1767., welche als eine Beylage zu den Literaturbriefen erschienen, zeigen sich schon seine Nachforschungen über die *Sprache*, von welcher, sammt der Sinnlichkeit, er in seinen Untersuchungen über die Kunst ausgeht. Seine Preisschrift über den Ursprung der Sprache erschien einige Jahre darauf, 1772. Der Hauptinhalt sowohl dieser Schrift, als einer späteren, über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks bey den verschiednen Völkern, 1775., wird von Hn. *Danz* angeführt. Ausser den fliegenden Blättern von deutscher Art und Kunst fallen in diese Zeit, durch seinen neuen geistlichen Beruf veranlasst, Herders christlich-theologische Schriften. Mit Anführung mancher Stellen liefert Hr. *D.* bis S. 164. eine Ueberficht ihres Inhalts. Jeder Freund Herders wird dieselbe mit Vergnügen lesen. — Hierauf folgt eine *Charakteristik Herders* von Hn. *Gruber*. Die Nachrichten von der frühern Lebensgeschichte des Mannes sind sehr unvollständig. Er ward zu Morungen in Preussen 1744. geboren. Sein Vater war unterer Schullehrer daselbst, der seinem Sohne nur Bibel und Gesangbuch zum Lesen erlaubte. Da entzündete sich Herders Einbildungskraft zuerst am Feuer morgenländischer Dichtungen, und diese Eindrücke der frühesten Lectüre sind ihm geblieben. Er war zur Chirurgie bestimmt, und machte, wie erzählt wird, durch dieses Geschäft Bekanntschaft mit dem Prediger *Trescho* in Königsberg, der seine Kenntnisse und Talente bemerkte, und Veranlassung wurde, dass er seine bisherige Laufbahn verliess. (Die Anrede an Jünglinge, welche Hr. *G.* S. 203 — 243. einschaltet, scheint uns, wenn auch sonst nicht misrathen, doch in einer Charakteristik des Autors überflüssig. Auch der geistige Pickenik S. 248 — 261., ein Gespräch zwischen Hippel, Hamann, Herder und Kant, welches den Einfluss dieser Männer auf Herder'n darstellen soll, scheint uns zu weit hergeholt und auf zu wenige historische Data gegründet.) Richtig wird S. 269. über Herder'n gesagt: „So warm, entzündbar und thätig auch seine Einbildungskraft war, konnte sie doch nie die Gränzen der Wirklichkeit überstürzen, weil ihr ein klarer Verstand zur Seite stand, der, wenn auch nicht stets nüchtern, doch nie entschlummerte, und ein feiner Geschmack, der ihn überall das Mass des Rechten finden liess; mehr noch, weil er in der Natur und den Menschen, zu denen seine Stimmung ihn zog, den interessantesten Stoff für ihre Thätigkeit fand. Die Natur umgab ihn wie eine schöne Göttererscheinung; vermöge seiner sympathetischen Neigungen war der Mensch ihm stets willkommene Gesellschaft; vermöge seiner Einbildungskraft und regen Mitgefühls trug er andre leicht in sich und sich in andre hinüber; und ward so immer mehr mit Liebe in den Kreis der Lebens-, Natur- und Welt-Beobachtung hineingezogen." Er trat zugleich, wie Hr. *G.* hinzusetzt, in einer für ihn sehr vortheilhaften Periode als Schriftsteller auf; *Lessing* und *Winkelmann*, welche dem Zeitalter in Hinsicht auf Literatur und Kunst die Stimmung gaben, schwebten ihm als Ideale vor. Herder wollte die Werke der Kunst auf *seine* Weise geniessen, der Geist seiner Schriften ist oft mehr feurig poetisch, als ruhig untersuchend. Die Rechenschaft, welche er sich von seinem eignen Gefühle zu geben suchte, führte ihn in das Gebiet der Psychologie und Anthropologie. Von ihnen ging er in die Ethnographie und in die Geschichte über. Bey der Behandlung der Theologie wird der Umfang seiner Kenntnisse und die Eigenthümlichkeit seines Geistes besonders sichtbar, und macht Epoche.

Die zweyte Periode *Herders* trifft ungefähr mit seiner Ankunft in Weimar 1776. zusammen. Es bildete sich sein Coalitionssystem der Philosophie. Sein Streben ging nach Einheit, und zwar, auf dem Wege der Wahrnehmung, weswegen ihm das Rationale, *a priori* zu demonstrirende, als hohles Gefäss und todter Formelnkram erschien (S. 352.). Der *Eklekticismus* war ihm, dem Vielbelesenen, Vielerfahrnen, am liebsten. Hr. *G.* stellt die Hauptansichten *Herders* unter den Ueberschriften: *Gottheit*, *Natur und Welt*, *Organismus*, *Leben und Geist*, *Mensch*, *Menschenleben und Menschheit*, *Unsterblichkeit*, *Religion*, von S. 359 — 394. zusammen. Er gesteht dabey, dass der kältere Prüfer in Verlegenheit gerathen möge, unter welche Klasse überhaupt er diese Philosophie wohl setzen solle. Sie ist objectiv transscendent, gründet sich auf empirischen Realismus und endigt sich in einem verklärten Pantheismus und Schwärmerey. Hr. *G.* glaubt *Herdern* deswegen mit Platon vergleichen zu können, der, nach dem Urtheil *Schlossers*, oft die Gegenstände, welche in seinen Unterredungen berührt werden, unausgemacht lässt; dem es, wie manchen lebhaften Geistern, mehr auf das Streben, als auf das Haben ankommt. Rec. findet diesen Vergleich zum Theil passend, da *Herders* poetischer Blick Platonische Vorstellungen auffassen und lieben musste; indessen möchten doch *Herder* und *Platon* in Rücksicht der Haupttendenz ihrer Philosophie schwerlich parallelisirt werden können. Platon ist nichts weniger als ein Eklektiker, und weiss mit vielem beharrlichen Scharffinn die Sophismen seiner Zeit in ihrer Schwäche darzulegen. Ueber alle diese Sophismen erhebt sich seine eigenthümliche philosophische Anschauung, die man, nach seinem Namen, auch für die spätere Geschichte der Philosophie die *Platonische* nennen möchte, wodurch der *Geist* als das Erste, als die

die Wurzel des Guten, Wahren und Schönen betrachtet wird, und ohne dieselben keine Wesenheit und Wirksamkeit hat. Der Pantheismus kann sich wohl einen Schein dieser Platonischen Anschauung geben; aber ihre innre Einfachheit, Hohheit und Würde wird ihm, dem vielfarbigten, durch tausend Gestalten schwärmenden, fremd bleiben. War also *Herder*, nach Hn. *G's* Angabe, ein empirischer Realist, und ein Pantheist, — wenn gleich ein verklärter, — so möchte man ihn in *dieser* Rücksicht keinen Platoniker nennen dürfen. Vollkommen aber stimmt Rec. ein in dasjenige, was S. 407 ff. gesagt wird: „Was *Herder* als Systematiker (überhaupt als durchgreifender Philosoph) etwa verliert, gewinnt er reichlich wieder als Mensch. Er war voll und kräftig, fühlte lebendig, lebte gern in sich, vervielfältigte gern sein Daseyn in andern, sah im Menschen den Mittelpunkt und das Mass aller Dinge, erkannte aber auch in der Menschheit den Adelsbrief der Gottheit und befindet sich stets auf der Seite derjenigen Philosophen, welche die Hoheit der menschlichen Natur am innigsten anerkannten, und das geheiligte Interesse der Menschheit am eifrigsten zu befördern bemüht waren. In seiner Philosophie athmet ein Geist der Menschlichkeit." — Die Idee der Menschheit ward auch der leuchtende Stern *Herders* des Geschichtschreibers. In der Darstellung bleibt er dem Charakter eines Epos treu. Als Theolog drang er tief in den Geist des Orients, der die lahmen Krücken der damals gangbaren Hermeneutik und prosaischen Kritik von sich warf. Er war ein wirklicher Prediger des Christenthums, ein echter Christ. Mit durch seine Sprachforschungen veranlasst, verfehlte *H.* die Aufgabe der Philosophie und zeigt als Metakritiker nicht seine stärkste Seite. Als Aesthetiker ward er durch seinen historischen Standpunkt manchmal zu Missgriffen verleitet; er genoss mehr, als er die transcendentale Theorie aufstellte. In seinen antiquarischen Forschungen war es ihm nicht blos um Gelehrsamkeit zu thun, und nicht blos um Bildnerey; sondern er wollte den Geist der Alten in ihren Kunstwerken lesen, und dieser Geist sprach ihn besonders aus der Mythologie an, mit welcher er sich viel und gern beschäftigte. Als Dichter war *Herder*, seiner Natur nach, ein lyrischer, und konnte nicht anders, als musikalisch, darstellen: denn die Subjectivität herrschte bey ihm vor, und alles wurde von ihm auf das Gefühl bezogen. In den meisten seiner Gedichte ist zugleich eine philosophische Tendenz sichtbar. Viele von ihnen sind den Ausländern nachgebildet, und fast möchte daraus folgen, wie es S. 503. heisst, *Herder* sey keine eigentliche Dichternatur gewesen. Inzwischen war ers doch durch seinen Stil, seine Schreibart und Darstellungskunst, die selbst in der Prosa beständig poetisch ist. Das Aeussere der Rede-Schönheit schmückt alle Schriften *Herders*. Ueberstürzt er sich auch zuweilen in seinen Untersuchungen, opfert er auch manchmal den Gedanken einem Bilde auf, vernachlässigte er auch zuweilen die Feile, ward er ungerecht gegen *Kant* — es stammt aus seiner ursprünglich starken Natur, der Einschränkung seiner Jugend, seiner Bildung, seinem Zeitalter!

Unsern Lesern genüge es, aus dem Angeführten die Art und Weise dieses dem Schriftsteller der Nation von zwey Freunden geweihte Denkmal kennen zu lernen. *Johannes Müller* aber gebe bald, was er versprochen haben soll, — *Herders* Biographie.

Leipzig, b. Steinacker: *Reisen zu Wasser und zu Lande, nebst der Geschichte meiner traurigen Gefangenschaft zu Algier, den Sitten und Gebräuchen der Mauren, und einer getreuen Uebersicht der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten Spaniens* u. s. w. von *Joh. Friedrich Keßler.* 1805. 352 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Aus der Vorrede ersieht man, dass dieses Werk eigentlich nicht von *Keßler* selbst, sondern von einem Hn. *Bornschein* geschrieben worden ist. *Keßler* ward im J. 1742. zu Altenburg geboren, stand hierauf von 1758—1760. bey einem Barbier zu Ronneburg in der Lehre, wo er aber, seinem eignen Geständnisse (S. 7.) zufolge, allenfalls das Rasiren und Schröpfen begriff, aber von der wahren Praxis der Chirurgie weit entfernt blieb, ward dieser Lebensart müde, liess sich unter die Preussen anwerben, und bekam, weil er zum eigentlichen Dienste unbrauchbar schien, eine Feldschererstelle, wo er freylich Gelegenheit, sich zu vervollkommnen, fand; aber, wie er S. 11. selbst gesteht, es auf Kosten der ihm anvertrauten unglücklichen Blessirten that. Nachdem er, 1763. bey dem Friedensschlusse verabschiedet worden war, ging er als Barbiergeselle nach Nürnberg, ward dann auf eine kurze Zeit gemeiner Soldat zu Frankfurt am Mayn, und trieb sich nachher ziemlich lange in der Schweiz, so wie im Reiche herum, bis er sich endlich wieder von östern. Werbern für Italien anwerben liess. Hier bringt er es 1771. bis zum Fourier, verliert aber schon im folgenden Jahre diese Stelle wieder, geht unter das neapolitanische Militär, muss auch dieses wieder verlassen, und wird zuletzt Schiffschirurgus auf einer florentinischen Fregatte, die gegen die Algierer kreuzen soll. Diese wird aber bald darauf von den Algierern genommen, und *Keßler* geräth in die Sklaverey. Anfangs geht es ihm ziemlich hart, bald verschafft er sich aber durch seine leichte Hand im Rasiren einen kleinen Nebenverdienst, wird Hausbediente bey dem französischen Consul, und endlich auf dessen Empfehlung von den spanischen Missionarien de Nuestra Señora de la Redemcion für 12 Quadrupel losgekauft. Auf diese Art kommt er in spanische Dienste, wird als Praktikant bey einem Schweizerregimente zu Barcelona angestellt, zieht so mit nach Cartagena, Menorca, San Roque, Cadiz, Teneriffa und Madrid, wo er seit 1786. gelebt zu haben scheint, bis er endlich 1803. zu einem Besuche nach Deutschland gekommen ist.

So mannichfaltig diese Wanderungen seyn mögen, so bietet die Erzählung derselben doch nur ein sehr schwaches Interesse dar. Die Ursache davon dürfte theils

mie, deren Mitglieder ſich bereits durch die Aufgabe ſelbſt als Kenner und Verehrer des tiefen Sprachſtudiums bewähren. War aber der Vf. wirklich ſo im Beſitz einer genauen Kenntniſs jeder einzelnen von dieſen Sprachen, und da er nicht bloſs die Sprachen würdigt, ſondern zugleich das, was in jeder derſelben geleiſtet worden iſt, auch im Beſitz einer genauen Kenntniſs ihrer Literatur? Nur dann konnte er richtig urtheilen: aber wollte er es thun? Hat er ſorgſam geprüft, und ohne parteyiſche Vorliebe für die eine oder andere Sprache geurtheilt? Mit Schätzung des Fleiſses und der beynahe überall obwaltenden Unparteylichkeit des Vfs. bejahen wir die letztern Fragen; bloſs gegen die franzöſiſche Sprache iſt er zuweilen etwas parteyiſch, und dem Portugieſiſchen ſchreibt er öfters „eine merkwürdige Unmerkwürdigkeit" zu. Was die erſtern Fragen und zwar zunächſt die Sprachen ſelbſt betrifft: ſo möchte er in den Bau derſelben ſelten durch eigne Reflexion tiefer eingedrungen ſeyn, als zu den Beſtimmungen der gewöhnlichen Handbücher ihrer Grammatik; aber ſchon dadurch hatte er Materialien genug zu einer zweckmäſsigen Vergleichung, und auch ſo hat er eine ziemlich gründliche Kenntniſs faſt aller dieſer Sprachen, obwohl, wie wir nachher ſehen werden, nicht in einerley Grade bewährt. Geboren in Preuſsen an der Gränze von Litthauen hatte er den Vortheil, die ſlawiſchen Sprachen wahrſcheinlich ſchon früh zu erlernen, und wegen der nahen Verwandtſchaft der verſchiedenen Dialecte zu einer, damals bey Deutſchen ſeltnen nähern Bekanntſchaft mit denſelben zu gelangen. Indeſſen ſind die zahlloſen Druckfehler aller der in dieſem Buche abgedruckten *polniſchen* Stücke, z. B. S. 104. u. a. a. O., kein Beweis für eine recht genaue Kenntniſs dieſer Sprache, da der Vf. wahrſcheinlich einige Aufſicht über den Abdruck führte, und bey der Aufzeichnung der andern Druckfehler wenigſtens ein Wort davon geſagt haben müſste. Eben dieſs iſt gleichfalls bey den *däniſchen* Stücken der Fall. Man vergleiche S. 239. *mödet* und *prodet* für *malet* und *pralet*, *Landſcab* für *Landſkab*, *Dracht* für *Dragt*, *Vöd* für *Rödt* u. ſ. w. — Schwieriger als grammatiſche Kenntniſs einer Sprache, durch die man Bücher derſelben verſteht, iſt eine vertrautere Bekanntſchaft mit ihrer Literatur. Im Ganzen zeugt die Wahl der Beyſpiele aus den Schriftſtellern jeder von jenen Nationen von einer Bekanntſchaft mit vielen unter den beſten dieſer Schriftſteller. Umfaſſend genug iſt dieſe Bekanntſchaft nicht geweſen: ſo ſcheint der Vf. den trefflichen *Opalinski* nicht zu kennen, ſo nicht *Bernard's Art d'aimer*, ſo nicht die *Diana* von *George de Monte Mayor*. Beſonders dürftig iſt ſeine Kenntniſs von der nordiſchen Literatur. Unter den *däniſchen* Schriftſtellern kennt er faſt nur die zufällig in Deutſchland bekanntern, wie es *Rothe* durch ſein Werk vom Einfluſſe des Chriſtenthums auf die Cultur der Völker von Europa, *Tullin* durch *Gerſtenberg* und den ältern *Cramer*, *Hornemann* durch *Reinhold* geworden ſind, und beurtheilt nach der Schreibart jener die däniſche Sprache überhaupt, ohne z. B. einen *Holberg* au[ch] nur zu nennen. Aber immer bewährt der Vf. i[m] Ganzen eine Fülle von Kenntniſſen in der Literat[ur] der verſchiedenſten Völker, die gar nicht bloſs a[us] Chreſtomathieen geſchöpft ſeyn kann, und es wür[de] nur einer fortgeſetztern Bearbeitung bedurft habe[n], um Mängel zu ergänzen oder zu verbeſſern. — D[ie] *Wahl der Beyſpiele* aus den dem Vf. bekannten Schri[ft]ſtellern, und die Art der Beurtheilung derſelben i[ſt] ein neuer Gegenſtand unſerer Prüfung. Hr. J. h[at] auch darin vielen Geſchmack und Einſicht bewäh[rt]. Man iſt ſchuldig, dieſs im Ganzen recht eigentlich a[n]zuerkennen, wenn man auch im Einzelnen oft ande[rs] urtheilen muſs, als er, und wenn er auch hier u[nd] da beſſere Beyſpiele hätte ausfinden können, z. [B.] vielleicht gerade auf die Wahl der trefflichſten Be[y]ſpiele aus den Schriftſtellern des claſſiſchen Alt[er]thums weniger Fleiſs gewendet hat, als auf die a[us] der Literatur der neuern Sprachen. Es iſt dieſs [ſehr] ſich begreiflich; kaum die fortgeſetzteſte ſorgfälti[g]ſte Aufmerkſamkeit würde hier überall Allen A[lles] leiſten. Die Menge der Materialien iſt bey einer [ſol]chen Arbeit zu groſs, als daſs ſie immer mit glei[ch] ſcharfem Blicke alle überſchaut werden könnte. Bey einiger Mangelhaftigkeit der Kenntniſs manch[er] Theile der Literatur und bey Flüchtigkeit der Bea[r]beitung kann es an einzelnen Miſsgriffen und Uebe[r]eilungen nicht fehlen. Unſer Vf. hat im Ganzen u[nd] im Einzelnen treffliche Ideen; aber er hat ſie nic[ht] alle genug verarbeitet. Er charakteriſirt ſich ſel[bſt] treffend in einer Stelle der Vorrede zu dieſem Buche (S. IV.): „Es kam für mich darauf an, eine Maſſe von Ideen, die ich ſeit langer Zeit, unbeſtimmt und ungeordnet in der Seele getragen, mir neubelebt zu vergegenwärtigen und zuſammenzuordnen."

Die Art der *Anordnung* dieſer Ideen liegt uns zunächſt zu unterſuchen ob. Sie könnte eine leichte Ueberſicht des Ganzen gewähren, wenn es dem Vf. gefallen hätte, nur durch eine irgend ausführliche Inhaltsanzeige dem Leſer einen Wegweiſer durch ei[n] ſo reichhaltiges Werk zu geben. Es iſt gar keine In[]haltsanzeige da; man muſs die übrigens zweckmäſſigen und natürlichen Abtheilungen des Ganzen aus dem Werke ſelbſt ſich erſt zuſammenſuchen. Gewiſs iſt deshalb dieſes Werk weniger verbreitet, gekannt und genützt worden. Um deſto mehr müſſen wir von dem Plane des Vfs. ſelbſt eine Ueberſicht geben, um erſt dann darüber zu urtheilen. Das Ganze zerfällt in einen *theoretiſchen* Theil, welcher die Grundſätze enthält, nach denen die Vorzüge einer Sprache geprüft werden müſſen (S. 3—53.), mit einer als Anmerkung eingeſchalteten langen Abhandlung über den Artikel. In dem *zweyten* Theile folgt die Prüfung der berühmteſten alten und neueren Sprachen ſelbſt, nach den vorher aufgeſtellten Grundſätzen. In dieſen ſind vier Hauptgeſichtspunkte der Prüfung der Sprachen angegeben, und darnach wird im *erſten* Abſchnitte von dem *Reichthum* der Sprachen gehandelt, und zwar zunächſt von dem *extenſiven*; hierauf von S. 66. an von der lexikaliſchen Bildſamkeit der griechiſchen und lateiniſchen

Spra-

Sprache; von S. 78. von der Bildsamkeit der lateinischen Töchter-Sprachen; von S. 91. von der der germanischen Sprachen, und von S. 103. der slawischen. S. 111. geht der Vf. zu dem *intensiven Reichthum* der Sprachen. Er will darüber theils im Allgemeinen, theils in besonderem Bezug auf das Griechische und Lateinische handeln. Von S. 135. soll der allgemeine Charakter der neueren Sprachen, besonders in Rücksicht des intensiven Reichthums in Vergleich mit den alten, erörtert, und von S. 144. die Vergleichung der neueren Sprachen mit den alten und unter einander in jener Rücksicht selbst gegeben werden, nämlich *a*) in einer *allgemeinen Uebersicht* der originellen Geisteswerke der gesammten, alten und neuen Literatur, *b*) S. 209. in einer *specifischen* Vergleichung des intensiven Reichthums der neueren Sprachen unter einander. Nun werden zunächst die *lateinischen Töchtersprachen* in Rücksicht der *Dichtkunst*, und von S. 222. der Geschichte und *prosaischen* Erzählung, des Conversationsstils und der Philosophie, gewürdigt; und S. 228. die *germanischen* Sprachen, wiederum in Rücksicht der Dichtkunst, und S. 251. der Prosa. S. 258—273. stehen Schlussanmerkungen über das Ganze der deutschen Literatur. Von S. 274. an ist der intensive Reichthum der *slawischen* Sprachen betrachtet. Der *zweyte* Abschnitt betrifft die *Energie*; von S. 281. wird *lexikalische*, von S. 283. *grammatikalische*, von S. 293. *National-Energie* erörtert. S. 294. werden die *alten* Sprachen in Betreff dieser Energie, von S. 296. die *lateinischen* Töchtersprachen in Ansehung der lexikalischen, S. 310. der grammatikalischen, S. 316. der National-Energie beurtheilt, und noch S. 316. ist der Vf. zu den *germanischen* Sprachen und ihrer lexikalischen, S. 331. zu ihrer grammatikalischen, S. 341. zu ihrer National-Energie übergegangen; S. 346. folgen die *slawischen* Sprachen. Der *dritte* Abschnitt S. 353. handelt von der *Deutlichkeit*, nämlich von der *lexikalischen* Bestimmtheit der alten Sprachen, S. 356. von den Feinheiten ihres *grammatischen* Baues, S. 364. von ihrer *Wortstellung*. Noch S. 364. folgt die Würdigung der *lexikalischen* Bestimmtheit der *lateinischen Töchtersprachen*; S. 372. ihrer *grammatischen* Feinheiten, S. 374. ihrer *Wortstellung*; S. 382. der *lexikalischen* Bestimmtheit der *germanischen* Sprachen; S. 384. ihrer *grammatikalischen* Feinheiten, S. 389. ihrer *Wortstellung*; S. 411. die Vergleichung der *slawischen* Sprachen in Rücksicht der Deutlichkeit. Der *vierte* Abschnitt, vom *Wohlklange*, beginnt S. 418. Zunächst ist der Wohlklang der *alten*, von S. 444. der der *lateinischen Töchtersprachen*, von S. 462. der *germanischen*, von S. 484. der *slawischen* beurtheilt, und das Ganze endet von S. 495. mit einer Schlussanmerkung über die gegenwärtige Stufe der Ausbildung der verglichenen lebenden Sprachen. Von S. 499. an folgen berichtigende Zusätze. — Einen schicklichen Plan hatte also der Vf.; diese Uebersicht lässt ihn bequem überschauen, und giebt zugleich schon für sich eine deutliche Vorstellung von der Art der Behandlung desselben. Den Plan selbst prüfen wir bey der Beurtheilung des theoretischen Theils, und fassen jetzt bloss das Verhältniss der Behandlung der einzelnen Theile ins Auge. Vernachlässigt ist keiner dieser Theile, aber gleichförmig erörtert sind sie auch nicht. Der extensive Reichthum der Sprachen ist verhältnissmässig sehr kurz behandelt, der intensive noch kürzer, so wenig es den Anschein hat; und dagegen sind die Abhandlungen S. 144—208.: Ueberſicht der originellen Geisteswerke der gesammten alten und neuen Literatur, und S. 258—273. über das Ganze der deutschen Literatur offenbare Ausschweifungen, nicht bloss dem Inhalte, sondern auch dem Umfange nach. Kürzere Digressionen kommen nicht bloss gewöhnlich am Ende jeder Unterabtheilung, z. B. S. 89., vor, sondern auch anderwärts, z. B. S. 322. 323. die Vergleichung eines Stücks aus *Thomson's Seasons* mit der gegebenen deutschen Uebersetzung. Manches der Art konnte in Noten schicklich angebracht werden, im Texte unterbricht es den Faden. Dagegen sind die Vergleichungen mancher Sprachen wirklich dürftig, so die der slawischen in den meisten Abschnitten, und diess ist gar noch nicht damit entschuldigt, dass einmal S. 107. gesagt wird, es solle von diesem Sprachstamm nur das von andern Sprachen Abweichende angegeben werden. — Nachlässigkeiten der Unordnung sind es, wenn die litthauische Sprache immer geradehin als eine slawische angeführt, und erst S. 417. bemerkt wird, dass sie es nur zum Theil ist; wenn, nachdem im theoretischen und im angewandten Theile oft und weitläufig von Wortstellung und ihrem verschiedenen Werth gehandelt worden, erst S. 375. die Frage untersucht ist: ob es überhaupt eine *natürliche* Wortstellung gebe? — Das Ganze ist oft mehr eine Art von Discours, aber voll von interessanten Ideen. Mehrmals werden die Herren, die diess Werk zunächst beurtheilen sollten, angeredet, und so gewinnt es noch mehr selbst das Aeussere von unterhaltenden und belehrenden, wenn auch nicht erschöpfenden, Vorlesungen über höchst interessante Gegenstände. Für den Dilettanten, den Freund der Sprachen und Literatur der gebildetsten Völker, geht das Werk tief genug ein, und auch dem eigentlichen Sprachforscher wird seine Lesung eine reiche Ausbeute prüfenswerther Ansichten gewähren, wenn er sich gleich bey weitem nicht überall befriedigt sieht.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

## SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Dyk: *Praktischer Versuch einer Deutschen Verskunst*, wodurch jeder Leser in den Stand gesetzt wird, die vornehmsten Deutschen Versarten, die jambischen, trochäischen, daktylischen, elegischen, anapästischen, und die aus diesen vermischt zusammengesetzten, kennen zu lernen. Aus klassischen Deutschen Dichtern gezogen und zum Besten aller Deutschen Schulen geordnet von D. *Ludwig Hörstel*, Conr. am Katharineum zu Braunschweig. 1805. VI u. 528 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

"Praktischer Versuch," durch einen täuschenden Titel Geld aus den Beuteln zu locken — so wäre dieses Buch

Buch richtiger überschrieben. Zum Glück verräth aber schon das Aushängeschild, wessen man sich von dem Wirthe zu versehen habe. Dem Titel entspricht das Buch genau. Was auf 3, höchstens 4 Bogen hätte abgethan werden können, dazu nimmt der Vf. 34. Es wird ihm ja so leicht, diese Bogen zu füllen! Man holt aus der ersten, besten Bibliothek ein Dutzend Dichter, läſst aus jedem ein halbes Dutzend Gedichte abschreiben, setzt oben drüber die Sylbenzahl des Verses u. s. w., und das Buch ist fertig. Noch leichter wird es, wenn man, wie Hr. *H.*, es sich nicht übel nimmt, dasselbe Ding zwey, wohl auch drey Mal wiederzubringen, und die Sylben eben auch nicht genau zählt. In dem Verse: *Süße, heilige Natur*, zählt die ganze Welt nur 7 Sylben, Hr. *H.* aber stellt ihn als Schema eines Verses auf, der aus 7 und 8 Sylben besteht. Wer wird denn alles so genau nehmen! Genug, er hat seine 32½ Bogen fertig, 1¾ Bogen sind eigne Arbeit daran, die Einleitung nämlich. Was sollen wir aber von dieser sagen? Es soll lieblos seyn, jemandem die Armuth als einen Fehler vorzurücken; ist dieſs: so müssen wir ja wohl von der Einleitung gänzlich schweigen. Sie ist so arm, so arm! Nun ja denn, wir wollen schweigen. In der Vorrede aber sagt der Vf.: „Findet dieser Versuch Aufnahme und Beyfall, dann sollen in einem *zweyten* Cursus auch die ungleichartigen Versarten nachfolgen. Jedoch möchte ich hier einen unserer Coryphäen, einen *Eschenburg*, *Herrmann*, *Schiller* oder *Voß*, der Sache wegen herzlich bitten, den *zweyten* Cursus, mit den dazu dienlichen Einleitungen, zu übernehmen." Ja wohl, das bitten wir auch: denn Hr. *H.* läſst uns alle Dichter Deutschlands abdrucken, und von der Verskunst wissen wir dennoch am Ende so viel als vorher, vorausgesetzt, daſs wir vorher *nichts* davon wuſsten. Kommt indeſs der angedrohte *zweyte* Cursus nur, wenn der *erste* Beyfall fand: so bleiben wir damit verschont; denn der Vf. hat sogar keine Ahndung von dem gehabt, worauf es hier ankommt, daſs der *erste* Cursus unmöglich Beyfall finden kann. Alles, was darin gesagt ist, findet man in *Bröders* Grammatik z. B., nur ausführlicher und gehöriger, und die Gedichte, als Beyspielsammlung, kann sich jeder selbst abschreiben. Kürze gewinnt und Zeit erspart er, wenn er statt 6 Gedichte von gleichem Sylbenmaſse, deren jedes etwa 20 Strophen enthält, nur von einem eine Strophe abschreibt. *Opitzens deutsche Poeterey* von 1624. ist weit vorzüglicher, als Hn. *H's* Verskunst von 1805., dem doch *Klopstock*, *Voß*, *Moritz*, *Herrmann*, *Schlegel* u. a. vorgearbeitet hatten. Es ist unverantwortlich, nach solchen Vorgängern nicht besser nachgehen zu können, oder — zu wollen: denn wir wissen nicht, welches hier der Fall ist. Gewiſs aber ist, daſs, wer *Ramlers* und *Schlegels Batteux* liest, weit tiefer in die Geheimnisse der Prosodie eindringt, als ihm durch Hn. *H.* jemals gelingen wird.

Kopenhagen, b. Cohen: *Reisen til Kiöbenhavn.* (Die Reise nach Kopenhagen.) En comisk Roman. Udarbeidet efter *Knigge* ved *J. Wersel.* 1801. IV u. 193 S. 8. (10 gr.)

Beyträge zur Charakteristik der Stadt und Gegend von Kopenhagen sucht man hier vergebens. Dagegen liefert Hr. *W.* eine localisirte Umarbeitung der bekannten *Kniggeschen* Schrift: *Reise nach Braunschweig*, voll von Laune, Witz, unschuldigem Scherz und treffender Satire. Das Einzige, was Rec. daran tadeln möchte, ist, daſs das merkwürdige Ereigniſs, welches die Neugier des guten Landvölkchens reizt und es vor und in Kopenhagen so viele Abentheuer finden läſst, *das Aufsteigen eines Mannes in einer Luftmaschine* ist; dadurch wird die Geschichte für jeden, der es weiſs, daſs dergleichen in Kopenhagen nie zu sehn gewesen ist (auch der 1804. gemachte Versuch miſslang auf eine so klägliche Art, daſs er einem *W.* leicht Stoff zu einer *zweyten* Reisebeschreibung geben könnte), ganz unwahrscheinlich. — Wie vorurtheilsfrey der Vf. denkt und schreibt, davon giebt er S. 187 f. einen schönen Beweis, indem er den Vf. des Trauerspiels: *Niels Ebbesen*, bekanntlich einen gebornen *Deutschen*, dafür züchtigt, daſs er das Seinige dazu beygetragen hat, „die deutsche Nation in den Augen der Dänen verächtlich zu machen." So weit treibt es ein *S.* in dem Bestreben, sich bey der dänischen Nation beliebt zu machen, daſs er „bis in das graue Alterthum zurückgeht, um für sein Trauerspiel Charaktere zu finden, deren Carricaturschilderung nur dazu dient, das schändlichste aller Vorurtheile — *den Nationalhaß* aufrecht zu halten!" Goldene Worte in dem Munde eines aufgeklärten Dänen, besonders zu einer Zeit, wo dieser Nationalhaſs merklicher ist, als je!

## KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Salzburg*, b. Zaunrieth: *Historische Uebersicht des Lothringisch-Oestreichischen Erzhauses; als Einleitung zur Kenntniſs des jetztregierenden Kurhauses in Salzburg.* Von *Judas Thaddaeus Zauner.* 1803. 3 Bog. gr. 8. (5 gr.) — Eine Art von Gelegenheitsschrift, wodurch der, längst als geübter historischer Schriftsteller bekannte Vf. seine Landsleute mit der Geschichte desjenigen Hauses, aus dem sie im J. 1802. einen neuen Regenten in der Person des ehemaligen Groſsherzogs Ferdinand von Toscana, der nun durch das neue sein Haus betroffene Schicksal aus einem Kurfürsten von Salzburg in einen Kurfürsten von Würzburg verwandelt wird, empfingen, im Allgemeinen bekannt machen wollte. Da demnach seine Absicht nicht war, etwas Neues vorzutragen, und da wir alles richtig befinden: so mag es bey dieser Anzeige sein Bewenden haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Dienstags, den 3. Junius 1806.*

## *ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.*

Berlin, b. Maurer: *Philosophisch-kritische Vergleichung von vierzehn* älteren und neueren *Sprachen Europens* — — von D. *Jenisch* u. s. w.

Berlin, b. Mettra, Umlang u. Quien: *La clef des Langues* — — par l'Abbé *Charles Denina* etc.

(*Fortsetzung der in Num. 131. abgebrochenen Recension.*)

In dem *ersten*, theoretischen Theile, den *Grundsätzen, nach welchen die Vorzüge einer Sprache geprüft werden müssen*, hat Hr. *Jenisch* den Plan der Sprachvergleichungen des *zweyten* angewandten Theils entworfen und gerechtfertigt. Wir haben zunächst diesen Plan und die Anwendung desselben überhaupt zu prüfen.

Als die Eigenschaften, wodurch Sprache ein vollkommenes Werkzeug zum angemessenen Ausdruck der Begriffe und Empfindungen werde, sind vom Vf., wie schon die vorher angegebene Inhaltsanzeige darlegt, zweckmäfsig *Reichthum*, *Energie*, *Deutlichkeit* und *Wohlklang* aufgestellt. Diese werden in dieser Ordnung als die Vorzüge abgehandelt, in Rücksicht welcher jede einzelne Sprache geprüft werden müsse, wenn über die Vollkommenheit derselben ein Urtheil zu fällen sey. Aber das Nothwendige mufste dem Entbehrlichern vorangehen. Unentbehrlich ist eine Fülle von Worten zum Ausdruck aller Nüancen der Begriffe; unentbehrlich ist, wenn man verstanden werden will, eine *bestimmte* Darlegung des Begriffs, welcher der Seele vorschwebt. Einer hinreichenden Zahl und der Deutlichkeit der Sprachzeichen also bedarf der Sprechende eher, als er an Nachdruck und Wohlklang denken darf. Deutlichkeit also hätte vor dem Nachdruck wohl abgehandelt werden müssen. Diefs fühlt der Leser bald, wenn schon bey der *grammaticalischen* Energie S. 25. vom Artikel, von Hülfs-, Verbindungs- und Uebergangswörtern gesprochen, und doch erst S. 33. zu der Deutlichkeit der grammaticalische Bau der Sprache gerechnet wird. Freylich hatte der Vf. einen Grund, weshalb er Nachdruck früher stellte, weil, wie er S. 20. sagt, jede rohe Sprache an Nachdruck und Kraft die cultivirte übertrifft. Allein diefs ist eine zufällige Eigenschaft der Sprache der Menschen, welchen Phantasie und Affect beherrscht; und jener historische Gesichtspunkt ist wenigstens nicht der Gesichtspunkt der Würdigung der Vorzüge der Sprachen überhaupt. — Wichtiger ist es, dafs einige von den Unterabtheilungen jener Eigenschaften fast in einander fliefsen, und die Gesichtspunkte der Untersuchung nicht immer fest gehalten werden. Der Vf. spricht viel und in den verschiedensten Beziehungen von Feinheit der Sprache, ohne diesen vagen Begriff bestimmt aufzustellen. So wird schon S. 9. als der *Feinheit*, oder gesammten Bildung einer Sprache wesentlicher und vielleicht wesentlichster Theil, der intensive Reichthum einer Sprache, nämlich, die wörtlichen Bezeichnungen der geistigen Anschauungen und Gefühle aufgeführt. S. 32. ist die zweyte Unterabtheilung der Deutlichkeit: die *Feinheit* in dem grammatischen Bau der Sprache, wozu S. 33. alles gerechnet wird, was zu dem grammatischen Bau einer Sprache gehört, nach S. 34 u. 36. entbehre die Sprache des rohen Naturmenschen dieser grammatischen Feinheiten unbeschwert; aber cultivirte Sprache könne dieselben nicht entbehren. — Feinheit der Sprachbezeichnung geht von Feinheit der Unterscheidung aus. Feinheiten der Bezeichnung äufserer Gegenstände hat oft die Sprache des Naturmenschen vor allen gebildeten voraus, und dagegen ist doch offenbar nicht jede grammatische Einrichtung eine Feinheit. Zwischen den Extremen einer rohen und einer überbildeten Sprache, welche gar nicht der Mafsstab einer richtigen Würdigung der Vorzüge der Sprachen Europa's seyn dürfen, kann jede der von dem Vf. aufgestellten Eigenschaften der Sprachen denselben in einem gewissen Grade zukommen, bey welchem das Wohlbefinden der Sprache vollkommen besteht, und sie zum zweckmäfsigen Ausdruck so gut, als aller Arten von Gedanken, völlig zureicht. Eine Bestimmung solcher Grade hat ihre eigenen Schwierigkeiten, und sie lassen sich höchstens im Allgemeinen einigermafsen auffassen. Indessen der Vf. scheint nicht einmal das Bedürfnifs eines solchen Versuchs für seinen Zweck gefühlt zu haben. Bezeichnungen der feinsten Unterscheidungen der Begriffe und Abstractionen und mannichfaltiger Nüancen derselben, die wir nicht in allen ausgebildeten Sprachen finden, zeugen oft von einer ausgezeichnet feinen Reflexion und Unterscheidungsgabe einzelner Glieder einer Nation, die sie zuerst gebrauchten, und der ganzen Nation, die sie annahm; sie tragen zum Total der Vorzüge einer Sprache bey, und sind der philosophischen Speculation — aber nicht jeder gebildeten Sprache unentbehrlich. Noch weniger wahr ist es, dafs sich, wie es S. 12. heifst, der Geist nur durch sie zu Betrachtungen über Werth und Wesen der Tugend, über allgemeines Wohl und Menschenglück u. s. w. erheben könne. Wahrhaft scientifisch kann es die Schule nur durch sie; aber der menschliche Geist vermag es, Gottlob! auch aufser dem System der Schule. — Diese schwankenden Vorstellungen über solche Feinheiten der Spra-

Sprachen verrathen sich auch, wenn der Vf. die Artikel, die kleinen Bindungs- und Uebergangs-Partikeln bald zu dem grammaticalischen Baue der Sprachen rechnet, bald, z. B. S. 20. 21., mit den Nennwörtern der Abstractionen so zusammenstellt, als ob sie zu dem Abschnitt des intensiven Reichthums gehörten, — und offenbar gehört wenigstens die Aufzählung der Conjunctionen, der Reichthum oder Mangel an denselben mehr dem Lexicon als der Grammatik, und offenbar hat sich in der Bezeichnung der Verhältnisse der Wörter eben so gut Abstraction und Reflexion gezeigt, als in der Erfindung solcher Wörter. — Die grammaticalische Bildsamkeit wird zum Unterschiede von der lexikalischen S. 17. in die Abschnitte von der Energie und Deutlichkeit verwiesen. Gleichwohl werden die Tempora des russischen Verbi, bey denen der Vf. überdiess nicht ahndet, dass sie nicht Tempora Eines Verbi, sondern mehrerer von einander abgeleiteten sind, in dem Abschnitt von der lexikalischen Bildsamkeit, also als Reichthum der Sprache abgehandelt. — Der Abschnitt von der Energie hat eine Unterabtheilung von der *grammaticalischen Energie*, auf welche sich eben jene Verweisung bezieht. Den Gegenstand dieser Unterabtheilung hat sich der Vf. nicht bestimmt genug gedacht, um irgend deutlich zu machen, dass diese grammatische Ansicht der Energie bloss eine negative sey. Nicht von den grammatischen Formen ist dort die Rede, sondern davon, in wiefern ihr Gebrauch ein Hinderniss der Energie werde. Deshalb wird hier S. 26. natürlich auch besonders von der Wortstellung gesprochen, die übrigens eigentlich in der letzten Abtheilung des Abschnitts von der Deutlichkeit S. 43. abgehandelt ist. Diese Abtheilung hat freylich die Ueberschrift: eine regelmässige und natürliche Syntax; aber auch da ist bloss von der Stellung der Wörter gehandelt, obschon diese in den meisten Sprachen den kleinsten Theil der Syntaxis ausmacht. Aus der Vergleichung der Formen der Casus und Modi fliesst zwar schon für sich manche Bemerkung, die in der Grammatik einzelner Sprachen der Syntaxis zugehört. Für diese bedurfte es keiner weitern Erörterung. Aber wohl wenigstens für die Art selbst, wie mehr oder weniger geschickt und analog solche Formen in den Sprachen gebraucht worden sind. Diese Art und Weise macht einen recht erheblichen Vergleichungspunkt der Sprachen aus, dessen Berücksichtigung wir in diesem Werke ganz vermissen. — Der Abschnitt der Energie hat neben jener Abtheilung noch zwey andere von lexikalischer und von National-Energie. Jene handelt von dem Nachdruck, der in der ursprünglichen Bedeutung der Wörter und dem bestimmten Gebrauche dieser Bedeutung liegt; diese davon, „was die einzelne Sprache vermag, bis zu welchem Schwunge sie sich erheben kann" (S. 28.), beurtheilt aus den Meisterstücken der genievollen Original-Schriftsteller der Nation. Aber sind denn wohl diese drey Abtheilungen dieses Abschnitts einander wirklich coordinirt? Und mag nun die letztere Art der Energie mehr von der Nation als von ihrer Sprache herrühren, und also unmittelbar für diese Schrift gehören, oder nicht: sollte man nicht die ausführliche Uebersicht der originellen Geisteswerke der gesammten alten und neuen Literatur eher in dieser Abtheilung als in der vom intensiven Reichthum der Sprachen S. 144 — 208. erwarten? Aber diesen intensiven Reichthum einer Sprache, der im theoretischen Theile S. 9. definirt wird als „der Reichthum an geistigen Anschauungen und Reflexionsbegriffen oder sogenannten Abstractionen," diesen Reichthum der Sprache hat der Vf. in dem angewandten Theile wunderbar genug mit dem Reichthum ihrer Literatur verwechselt. Daher kömmt dann dieser Absprung von den Grundzügen des theoretischen Theils bey der Anwendung, und diese Stelle jener Abschweifung. Kaum zwey Mal ist in dieser ganzen langen Abhandlung von der Sprache selbst im Vorübergehen die Rede, S. 143. vom Einfluss der Geisteswerke auf Bildung der Sprache, S. 117. von Abstactionen und Reflexionsbegriffen; sie steht also eigentlich in gar keinem Verhältniss zum theoretischen Theile.

Indessen diese Mängel des Einzelnen verliert man bey der Lectüre des Ganzen bey interessanten Stellen aus dem Gesicht. Diese enthält schon dieser *erste* Theil in einer bedeutenden Anzahl, vorzüglich wenn schon darin Beyspiele einzelner Sprachen angeführt werden, die zur Erläuterung der Begriffe im Allgemeinen nöthig sind; und in noch weit bedeutenderer das Raisonnement des *zweyten* Theils über die einzelnen Sprachen selbst; welches weit vorzüglicher und ausgearbeiteter ist, als jene Art von Theorie. Solche auszeichnenswerthe Stellen lese man S. 13., wo die Folgen der Ausbildung einer Sprache bloss zur Abstraction mit dem Schicksal der lateinischen in der Epoche der Scholastiker belegt wird, wo sie gleichsam nach und nach zu einem Skelet erstarrte, welches kein Dichter oder Redner mit Fleisch und Muskeln zu überkleiden vermochte; S. 14., wo vortrefflich von der Ausbildung der griechischen Sprache durch Philosophen und Kritiker von der einen, und durch Dichter, Redner und Geschichtschreiber von der andern Seite gesprochen wird; S. 26 u. 27., wo der schwerfällige und schleppende Gang, den die neuern europäischen Sprachen, mit Ausnahme der russischen und Polnischen, durch ihre langen Hülfswörter und den unerläfslichen Gebrauch des Artikels haben, und die beneidenswerthen Vorzüge der freyen Wortstellung gezeigt werden, in Absicht welcher die genannten zwey slawischen Sprachen sich an die des classischen Alterthums anschliessen. — Unter des Vfs. sinnreichen Bemerkungen sind manche nur halb wahr. So heisst es z. B. S. 17.: „Unter den beiden vorzüglichsten Sprachbildnern (durch welche wir den Dichter und den Philosophen verstehen) liebt der Philosoph insbesondere die Biegung der End- und Anfangssylben, so wie der Dichter die Zusammensetzungen." Der Vf. streitet in der Schlussanmerkung S. 44 f. selbst gegen die Vorstellung, „dass Feinheiten der Sprachen von feinen Geistern *erfunden* seyen," und setzt den Einfluss solcher Geister in den zweckmässigsten Gebrauch schon vorhandener Formen. Auf der einen

einen Seite müssen durch einzelne Menschen, deren Scharfblick sie unter ihren Zeitgenossen auszeichnet, die zweckmäſsigen Einrichtungen in den Sprachen zuerst gemacht, d. i. vorhandene oder noch nicht vorhandene Laute und Formen zu bestimmt unterschiedenem Gebrauche für gewisse bezeichnungswürdige feinere Begriffe gesondert werden. Diese also haben solche, nun erst bezeichnete Vorstellungen durch ihre, wenn auch noch nicht ganz helle Abstraction, oder durch ihre Phantasie wirklich aufgefunden. Aber auf der andern Seite war dieſs nur der Anfang einer solchen Ausbildung der Sprachen. Eine Form kann nicht eher Form seyn, als bis sie die Nation als solche unter sich einführt. Auf die Nation nun geht sie nur dann über, wenn diese ihr empfänglicher Sinn eben dahin trägt, von wo jene Anfänge ausgiengen. Unter die Nation verbreiteter philosophischer und dichterischer Sinn hat die Sprachen mehr gebildet, als die Dichter und Philosophen unmittelbar. Trüge nun nationeller Dichtersinn und lebendige Philosophie so natürlich, wie der Vf. meynt, zu Zusammensetzungen der Wörter, statt zur Bildung der Derivate durch Vor- und Endsylben bey: so müſsten wir dann diese Zusammensetzungen bey den Orientalen antreffen; und gleichwohl haben sie die Sprachen derselben so gut, als nie.

Am meisten gelungen und anziehend sind die schönen Ergieſsungen einer lebhaften Imagination, gehaltener Wärme und Einsicht über den Gang und die unvergleichbaren Vorzüge und Folgen der griechischen Literatur in allen ihren Theilen S. 113 f. Dieſs sind treffende Züge eines kräftigen, seinen Gegenstand beherrschenden Pinsels. Der Gedanken und der Darstellungsgabe freut sich gewiſs jeder Leser. Bey der Darlegung solcher allgemeinern Uebersichten mit vergleichenden Blicken auf andere Nationen ist der Vf. ganz an seinem Platze, und sie zeigen sein Werk von einer noch vortheilhaftern Seite, als die vielen, auch interessanten Ideen und Urtheile über das Einzelne, die an die sorgfältigste Ueberlegung des Details von allen Seiten gebunden sind. Dieſs sind die Ansichten im Groſsen. Zu dem Einzelnen des *zweyten* Theils, der eigentlichen Vergleichung und Würdigung der Sprachen, gehen wir über, und betrachten sie zunächst von der *grammaticalischen* und *lexikalischen*, und sodann erst von der *ästhetischen* Seite. (Zu jener gehören die Abschnitte der Deutlichkeit, und die Abtheilungen vom extensiven und lexikalischen Reichthum, und von der grammaticalischen Energie der Sprachen. Der Vf. findet es lächerlich, wenn man ihm den Vorwurf machen wolle, daſs er hier und da noch mehr ins Kleine hätte gehen können. Es konnte auch nicht jede Eigenthümlichkeit jeder verglichenen Sprache berücksichtigt werden; aber die Forderung dürfen wir an ihn machen, daſs er die charakteristischen herausgehoben, und nichts für den Erweis des allgemeinen Resultats vorzüglich Wichtiges übergangen habe.

Unter allen Abschnitten bezeugt keiner die gerügte Flüchtigkeit der Bearbeitung mehr, als der von der Deutlichkeit; dürftig ist alles, was der Vf. dort sagt, er häuft unbestimmte Verweisungen auf das Vorige, und eilt so, daſs selbst die sonst so angenehme Darstellung sich in Nachläſsigkeiten verliert und trivial wird. Z. B. S. 381. Ueber die lexicalische Bestimmtheit der griechischen und der lateinischen Sprache und ihren grammatischen Bau (der Vf. sagt auch in diesem Abschnitt überall: Feinheit) ist auſser ein paar, nicht eingehenden allgemeinen Bemerkungen, die nicht einmal den, gar nicht verächtlichen, grammatischen Bau der lateinischen Sprache betreffen, nichts gegeben, als die Vergleichung zweyer Stellen (S. 354. u. 359.) aus Aristoteles und Demosthenes mit einer lateinischen Uebersetzung, also gar nicht mit einem originellen aus der Zeit des Lebens und der Bildung der Sprache der Römer hergenommenen Aufsatze — und wie kann da die beygefügte Zergliederung irgend Genüge leisten?

Anziehend und Bewunderung erregend ist die Vergleichung des grammatischen Baues der Sprachen, besonders der griechischen, wie belehrend über den Geist der Nation, der sich in diesen grammatischen Einrichtungen mehr als sonst ausgeprägt hat, muſste eine einigermaſsen ins Detail dieser künstlichen Anlagen eingehende Vergleichung werden? Aber auch bey den übrigen Sprachen ist der Vf. kurz. Er bemerkt S. 372., daſs die Töchtersprachen der lateinischen einander in Absicht der Bildung der Artikel der Declination, Conjugation und Hülfsverben gleich, und daſs es eben so die germanischen in eben diesen Rücksichten unter sich ziemlich auch seyen, obwohl der englischen Sprache der Vorzug gebühre (s. S. 389.); und von der slawischen Sprache ist hier bloſs noch die Gegeneinanderstellung einiger Aufsätze aus denselben gegeben. Gleichwohl war über letztere recht bemerkenswerth, daſs das Polnische und Russische für den Ablativ der Lateiner *zweyerley* Formen, einen *Instrumentalis* und *Localis*, daſs beide vor allen andern europäischen Sprachen eine besondere Form der ersten Person des Imperativs im Plurale voraus haben, und daſs sie so charakteristischer, als irgend eine andere Sprache, die Unterscheidung des Genus der Substantive mit der Unterscheidung der Casus-Formen verbinden. Auf einzelnen Momenten beruht ja der Beweis der allgemeinern Urtheile, welche über die Vorzüge einzelner Sprachen gefällt werden können. Ein solches Moment war doch wohl bey den Töchtersprachen der lateinischen die besondere Endungs-Form, die sie für das Conditionel und die mehrern, künstlich genug unterschiedenen Praeterita, die sie haben; ihr *Tems historique* ist zwar erwähnt, aber unter dem zweydeutigen Namen eines *Aorists*. Solche Momente waren doch wohl ferner das der lateinischen Sprache ganz eigenthümliche Supinum, und der Unterschied, der zwischen *doctissimus* und dem Italiänischen *dottissimo* statt findet, indem ersteres sowohl: der gelehrteste, als: sehr gelehrt bedeutet, letzteres aber ausschlieſsliche Form für den Ampliativ: sehr gelehrt ist. Die Töchtersprachen der lateinischen sollen sich in Absicht der Einrichtungen gleich seyn; aber steht das Französische nicht wenigstens in Absicht des Mangels der Formen der Comparation nach.

nach. Unter den germanischen Sprachen ist die grammatische Feinheit der englischen sehr hervorgehoben worden, auch die expressive Form derselben: *I am going*, ich bin im Gehen begriffen, hätte dabey eine Stelle verdient. Aber es musten auch nicht die Vorzüge ihrer Schwestern vergessen werden, die jener dadurch weit mehr das Gleichgewicht halten, z. B. dass das Dänische (so wie das Russische) eine besondere Form der Endung für das Passiv, und dass das Deutsche vor seinen Schwestern die auszeichnenden Formen des Conjunctivs, und die Comparation aller Participien voraus hat. Von der Declination der Adjective und ihren Vortheilen sowohl als ihrer philosophisch richtigen Entbehrung, ja selbst von der ganzen Wort-Klasse der Pronomina, die in den meisten Sprachen so reich an Formen und an passenden oder verwerflichen Regeln der Wortfügung ist, wird nirgend ein Wort gesprochen. Wo der Vf. in ein näheres Detail eingeht, da gilt es fast bloss den *Artikel*, dessen Nicht-Gebrauch und schicklicher oder schleppender Gebrauch dem Vf. gleichsam als das Hauptmoment der Vorzüge oder Mängel der Sprachen erschienen seyn muss. Schon in dem theoretischen Theile hat er von S. 32—43. eine dort ganz unverhältnissmäsige Note, und in den Abschnitten von Energie, Wortstellung und grammatischem Bau kommt er immer auf den Artikel zurück, und verbreitet sich darüber jedesmal. Aber bey dem Allen ist nirgends der Begriff und Zweck des Artikels deutlich dargestellt. Der Hauptgedanke in jener langen Note ist, dass der grosse Haufe, der verschiedenartigen Declination vieler Substantive lieber überhoben, diese indeclinabel und die Casusformen am Artikel setze. Sonderbar und handgreifliche Verwechselung ist es, wenn S. 41. im Hebräischen ל, מ, ש für die offenbarsten Spuren von Artikel und gewissermasen selbst für Artikel erklärt werden, gleich als ob der Vf. das ה *articuli* gar nicht kannte. Sonderbar ist es auch, dass bey den wiederholtesten Erörterungen über Artikel die auszeichnende Form des Dänischen und Schwedischen nicht erwähnt wird, wo der bestimmende Artikel (wie ehemals bey Syrern und Chaldäern) eine Endform der Substantive ist, z. B. Kong*en der* König, Rig*et das* Reich, Krig*et der* Krieg. Wenn S. 385. der Gebrauch des Artikels bey Eigennamen, z. B. ὁ Πλάτων, angeführt ist: so konnte es auch das Italiänische: *il Platone*, seyn. — Wenn der französischen Sprache die Vieldeutigkeit mancher Wörter, wie: *sentiment* angerechnet wird: so dürften auch charakteristische Vieldeutigkeiten ganzer Formen in der oft gepriesenen englischen nicht verschwiegen seyn, z. B. wenn *thinking:* denkend, Gedanke und das Gerundium: denken; *stay:* stehen, und: *stellen* bedeutet. Oder im Deutschen, wo: *Vorstellung*, sowohl den Act des Vorstellens, als das Vorgestellte bezeichnet, eine Zweydeutigkeit, welche z. B. das Studium der kritischen Philosophie gar sehr erschwert hat; oder im Polnischen, wo *pociecha:* das Trösten, und: der Trost ist. — Artig ist die bey *sentiment* und dem Italiänischen *sentimento* S. 368. gemachte Bemerkung, dass das Holländische *gevoelen* gerade eben dieselbe Vieldeutigkeit hat. Nächst einigen andern zweckmäsigen Bemerkungen auch dieses Abschnitts empfiehlt sich besonders der Schluss der Vergleichung der germanischen Sprachen, der S. 397—412. von den Ursachen der Verworrenheit und Weitschweifigkeit der deutschen Schreibart handelt, ob er wohl selbst ein weites Raisonnement und dort Abschweifung ist. Jene Ursache wird vorzüglich in der eigenthümlichen Wortfügung gefunden, da dagegen selbst der schlechte italiänische, englische, französische Schriftsteller wenigstens deutlich schreibe. Aus entgegengesetzten Eigenschaften hatte der Vf. S. 381. behauptet, das Französische mache es dem Ausländer besonders leicht, sich als Schriftsteller völlig zu naturalisiren. Sich grosse Fertigkeit im Französischen zu erwerben, ist so schwer nicht, und unendlich viel schwerer ist die Erlernung der deutschen Sprache; aber völlig naturalisirt haben sich selbst in Paris eben nicht so viele Ausländer, wenn ihnen auch der artige Franzos es als Compliment sagt.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Hadamar*, in d. n. Gelehrten-Buchh.: *Beytrag zur wissenschaftlichen Bestimmung der Heilmittel*, von *Karl Thomas Wilhelm* aus Niedernelfen, bey Gelegenheit des Empfangs der Doctorwürde in der Medicin und Chirurgie. 1804. 45 S. gr. 8. (5 gr.) — Der Titel dieser kleinen Schrift ist etwas dunkel; der Inhalt ebenfalls. Der Vf. bemüht sich, ein dynamisch-mechanisches Princip der Naturlehre der organisirten Körper aufzufinden und statt der bisherigen chemischen Theorieen und naturphilosophischen Constructionen sich der Mathematik und Physik zur Erklärung der Erscheinungen zu bedienen, die ihn am Ende auf eine Modification der Erregungstheorie zurückzubringen scheinen. Dem Vf. fehlt es jedoch gegenwärtig noch zu sehr an Klarheit der Begriffe, an einem lichtvollen Vortrage, als dass er erwarten könnte, Beyfall und Anhänger zu erwerben. Dieser Mangel an Klarheit der Begriffe und im Vortrag macht es dem Rec. unmöglich, einen Auszug aus der Schrift zu liefern. Es wäre unbillig, nach dieser jugendlichen Probe ein entscheidendes Urtheil zu fällen, und eben so würde Rec. es für hart halten, dem Vf. seinen absprechenden, zuweilen etwas unbescheidenen, Ton besonders vorzurücken. — Bescheidenheit ist gewöhnlich, wenigstens heut zu Tage, keine Eigenschaft des jugendlichen Alters, sie ist das Product der Erfahrungen des reiferen Mannes.

Num. 133.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 4. Junius 1806.*

## ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Maurer: *Philosophisch-kritische Vergleichung von vierzehn* älteren und neueren *Sprachen Europens* — — von D. *Jenisch* u. s. w.

Berlin, b. Mettra, Umlang u. Quien: *La clef des Langues* — — par l'Abbé *Charles Denina* etc.

*(Fortsetzung der in Num. 132. abgebrochenen Recension.)*

Die Abschnitte von der *Energie* und vom *Reichthum* hat Hr. *Jenisch* mit grösserer Sorgfalt gearbeitet, als die von der Deutlichkeit. Der interessanten Erörterungen sind mehrere, wenn auch bey weitem nicht alle es sind, und manches Interessante fehlt, was nahe genug lag. Zu jenen rechnen wir z. B. folgende: S. 58. Das Lateinische kann keinen so grossen extensiven Reichthum haben, als die neueren Sprachen, weil die neuere Welt der durch Worte zu bezeichnenden Gegenstände bey der Menge der Entdekkungen im Felde der Natur und Kunst weit mehrere hat, als die alte. S. 69. Ableitungs- und Bildungs-Sylben hatte der Römer wie der Grieche. Aber dieser, der seine Sprache früher, feiner und vielseitiger bearbeitete, hat sie nur weit öfter gebraucht. Daher ist seine Sprache das geworden, was sie ist, wenn dagegen der Römer erst, als es schon zu spät war, künstlich und einseitig die Sprache bearbeitete. — Aber, dass es zu spät war, lag nicht bloss in den Umständen, sondern wirklich im Charakter der bloss unter Kriegen und nothdürftigen Staatseinrichtungen emporgestiegenen, nicht zur wissenschaftlichen Gewandtheit des Geistes durch die Künste des Friedens ausgebildeten Nation, und am wenigsten in der Beschaffenheit der Sprache selbst, eben weil, wie ja der Vf. selbst sagt, Bildungssylben da waren. Es bedurfte nur der Abwerfung jenes Charakters, um dem Lateinischen in der Periode der Scholastiker aus jenen Bildungssylben Derivate besonders für Abstracta hervorzubringen, welche demnach, wie auch S. 79. bemerkt ist, in die Töchtersprachen der Lateinischen übergingen. Dass die mehreren Dialekte der griechischen Sprache Quelle der Ausbildung und des Reichthums derselben geworden sind, der lateinischen Sprache aber Ein Dialekt, oder wenigstens Haupt-Dialekt, immer zum Grunde liegen blieb, ist mit Recht bemerkt, dass aber nach S. 73. der „sogenannte Jönische Dialekt des Homer nichts anders gewesen sey, als eine solche Mischung, ohngefähr wie die sogenannte *lingua franca* der handeltreibenden Nationen in der Levante," ist offenbare Uebertreibung, weil das Gemisch so verschiedener Sprachen, wie das Neu-Griechische, Französische, Arabische und Türkische sind, unmöglich zu einem so wohlverbundenen Ganzen sich zusammenfügen können. — Sinnreich, wenn auch nicht ohne Vorurtheil, wird S. 87. der Charakter der französischen Nation und Sprache geschildert. Freylich, wenn es dem Franzosen darum zu thun war, eine, Alles nur allgemein und leise, und gleichsam im Vorüberfliegen, andeutende Sprache zu haben — eine Sprache, die mehr fliessend als voll, mehr gerundet als nachdrücklich, mehr geschmeidig als stark, und eben deswegen auch mehr einfach als vielfarbig seyn sollte — und so musste allerdings die Sprache des cultivirtesten Volkes von Europa seyn; dann musste die von *Richelieu* gestiftete Akademie zu Paris den Weg einschlagen, den sie wirklich einschlug, dann musste sie die mannichfaltigen, etwas ungewöhnlichen Sylbenbiegungen, die kühnen Wortzusammensetzungen, die vieldeutigen Synonymen, als entbehrlichen Unrath wegwerfen. Denn eben so war die feinste, aber auch zugleich die ärmste der Europäischen Sprachen. — S. 79. Sie würde so reich seyn, als die Italiänische, wenn die kühnen Wortbildungen und die Redewendungen der Schriftsteller von *Ronsard*, *Jodelle*, *Theophil*, *Montagne*, *Malherbe* allgemein angenommen worden wären. — Hieran schliesst sich leicht das, was S. 297 ff. über die lexikalische Energie der Töchtersprachen der Lateinischen gesagt ist, und wovon wir hernach sprechen. Leicht konnte gerade hier der Vf. einen Wink über das Schicksal der deutschen Literatur geben, wenn sie bloss von einzelnen, wenn auch noch so gelehrten, Sprachforschern, wie *Adelung*, geregelt worden, und nicht mehr so bildsam gewesen wäre, wie sie sich unter den Händen der trefflichen Schriftsteller, nicht bloss der *Klopstock*'schen Periode, welche der Vf. anderwärts mit dieser Rücksicht anführt, sondern auch unserer Tage gezeigt hat. — Noch S. 87. sind die Töchtersprachen der Lateinischen in Absicht der Bildung der Participien einander gleich: wir geben es zu; aber in Absicht des Gebrauchs derselben und des Gerundium ist z. B. die Italiänische der Französischen beträchtlich überlegen. In der blossen Angabe der Formen der Sprachen konnte diess, und eben so der sehr geschickte, den Griechen wenig nachstehende Gebrauch der Participien in der lateinischen Sprache übergangen werden; aber er durfte nicht überall übergangen seyn. — Den Töchtersprachen der Lateinischen fehlen die Wortzusammensetzungen (S. 88.): der Vorzug des Reichthums der germanischen Sprachen besteht in diesen Zusammensetzungen (S. 98.). Aber diese haben noch eine andere Quelle des extensiven Reichthums

thums in den Vortheilen, die sie aus dem Einfluss der Lateinischen zogen. Diess gilt ganz vorzüglich von der Englischen, die Biegungssylben derselben sind scharfsinnig (S. 91.) in dieser Hinsicht verglichen, als als halb lateinischen, halb germanischen Ursprungs. In anderen Rücksichten aber gilt dasselbe (s. S. 100.) von andern germanischen Sprachen auch. Der Purismus der holländischen Sprache wird S. 97. mit Recht hier erwähnt; anderwärts wird eben so treffend S. 383. die lexikalische Bestimmtheit dieser Sprache im schlichten, populären Vortrage, und S. 319. die Neigung des Reichthums derselben zum Ausdruck des Gemeinen und Häuslichen geschildert — wer dächte dabey nicht an den Charakter der niederländischen Schule in der Malerey? — Die holländische und englische Sprache erhalten S. 101. in Rücksicht ihrer Participial-Constructionen (statt besonderer Sätze) ein Lob, welches die italiänische Sprache in eben dem Grade vorher verdient hätte. Von S. 103—112. ist von der Bildsamkeit der slawischen Sprachen weitläufig, aber doch so oberflächlich gehandelt, dass man die wichtigsten Data für die Bildsamkeit dieser Sprachen vermisst. Die Tafel der Derivate von *czynie*, ich thue, S. 104., hätte sich um das Doppelte und Dreyfache vergrössern lassen, um jenen Reichthum zu beurkunden. Kein Wort steht hier von den vielen *Verbis derivativis* dieser Sprachen, besonders den fast von jedem Stamm-Verbo ausgehenden *Frequentativis*, von den Verbal-Substantiven, wie *czytanie*, Lesen, von dem ganz ausgezeichneten Reichthum an Adjectiven, die von Substantiven aller Art gebildet werden, auch da, wo sie wenige andere Sprachen haben, z. B. *synowski* (söhnlich), von *syn*, Sohn, auch von allen Arten der Handwerker und Gewerbe, bey deren jedem überdem gewöhnlich für die Namen des Handwerkers, der Frau und des Lehrlings desselben, für das Gewerbe selbst und für das Verbum der Ausübung desselben charakteristische Endformen vorhanden sind, ohne dass es einer Zusammensetzung bedürfte, z. B. *mydlarz* Seifensieder, *mydlarka* Seifensiederin, *mydlarstwo* Seifensieder-Handwerk, *mydlarczyk* Seifensieder-Bursch, *mydlarski* seifensiederisch, *mydlarnie* Seifensiederey (von *mydło* Seife, wovon *mydlę* ich seife ein, *mydlny* seifig, *mydlasty*, *mydlowaty*, *mydlisty*, *mydlnisty* seifenartig, *mydlaniec* Seifstein, *mydliny* Seifenwasser). Eben so viele Derivate bilden sich von *krawiec*-Schneider, *krawcowa* Schneiderin u. s. w., *krawczę* ich schneidere. Eben so ist das Russische *sapožniczaiu* ich schustere.

Von der *Energie* heisst es S. 319., dass die poetische Diction ihr wichtigster Probirstein sey. Dagegen übertrifft nach S. 21. jede rohe Sprache an Kraft und Nachdruck die cultivirte. Diess lässt sich vereinigen, aber verglichen und näher erörtert hätte beides werden müssen, um einen wahren und bestimmten Begriff zu gewähren. Wenn für den letzteren jener Sätze die hebräische Sprache als Beyspiel einer rohen angeführt wird: so ist diess noch minder richtig. Weniger ausgebildet ist diese, als 13 der hier verglichenen Sprachen, aber sie hatte einen zu bestimmten grammatischen Charakter, als dass sie „roh" heissen dürfte. Und sollte denn Alles, was in rohen Sprachen gesagt ist, ohne Unterschied, vielleicht selbst steigend mit dem Grade der Rohheit, energischer seyn, als Producte gebildeter Sprachen? Wenigstens die höchst matte und nachdruckslose hebräische Prosa ist es auf keinen Fall. Von der Zusammendrängung der Vorstellungen geht eine Art des Nachdrucks aus. Dieser Zusammendrängung ist die gebildete Sprache, wenn sie der unerlässlichen Correctheit und Bestimmtheit entbehren soll, nicht in dem Grade fähig, als die weniger gebildete. Darin, dass man sich in den Gesängen des hebräischen Alterthums vieles zwischen denken muss, was die Phantasie des Sängers beym Ausdruck übersprang, liegt ein grosser Theil ihrer Kraft; sie liegt eben deshalb in arabischen Liedern, und eben so in anderer Beziehung bey allen Nationen in Gesängen voll lyrischer Sprünge. Die Phantasie der Sänger stellt ihre Gemälde mit lebendigen Farben dar; Sprachen mit einer dadurch cultivirten Diction bleiben energisch. Abgesehen von diesem Einflusse verscheucht in Sprachen mit vielsagenden Naturlauten selbst die grammatische Bildung diese Energie seltener, als in abgeleiteten Sprachen, in welchen jene Naturlaute nicht mehr so bedeutungsvoll tönen. Wenn es wahr ist, was der Vf. S. 23. sagt: „Fast alle neuere Sprachen haben durch den allgemeiner verbreiteten Geist der Philosophie — durchgängig etwas *Abstractes*, welches sie selbst vor den berühmtesten Sprachen des Alterthums, der griechischen und lateinischen, auszeichnet, und wofür die in allen neuern Sprachen gangbaren Wörter: Vernunft, Gefühl, Urtheilskraft, Leidenschaft, Wissenschaft" als Beleg angeführt werden: so müsste schon darin eine Ursache geringerer Energie liegen. Aber jene einzelnen Wörter für feinere Unterscheidungen und Bestimmungen müssen ja nicht da gebraucht werden, wo Energie herrschen soll; und wer dürfte überhaupt an das System der philosophischen Schule denken, wenn er dichtet oder Dichter liest? Wenn die neuern Sprachen wirklich weniger energisch sind: so sind sie es, weil sie sich nicht frey an der Hand der Natur, sondern nach fremdem Muster ausbildeten und fixirten. Eine artige Bemerkung des Vfs. in diesem Abschnitt S. 317. bestätigt unsern Satz. Die germanischen Sprachen (ausser der englischen) bilden alle Bezeichnungen der Abstractionen und geistigen Begriffe aus eigenen Wurzelwörtern, während die Töchtersprachen der lateinischen gerade hier alles von ihrer Mutter geborgt haben. *Begriff* und *Vernunft* tönt deshalb bedeutungsvoller, als *idée* und *raison*. — Der Vf. nennt S. 284 u. 347. die lateinische Sprache die energischeste von allen. Die Behauptung hat ihre wahren Seiten, aber entwickelt sind diese nicht: denn Eine Stelle aus Tacitus kann den Beweis nicht enthalten. Der Charakter Eines Mannes beurkundet noch nicht den Charakter der Gravität bey der ganzen Nation, der sich zu jenem Zwecke so schön darstellen liess; und wie viele herrliche Stellen könnten aus den Klassikern der beiden

den alten Sprachen für Energie und alle Arten von Sprachvorzügen angeführt seyn, statt dass man in den drey ersten Abschnitten überhaupt nur Eine poetische Stelle eines Römers, gerade eine nicht energische bey der Energie, kaum ein paar aus griechischen Dichtern, und einige, weniger sorgfältig gewählte, aus Prosaikern als Beleg angeführt findet. Der Vf. rechnete wohl darauf, dass allen seinen Lesern Belege aus diesen Klassikern von selbst genug und besser vor die Seele treten. — Sehr trefflich handelt dagegen der Vf. S. 297 f. von der *Ueberbildung* einer Sprache mit steter Rücksicht auf die französische. Treffend sagt er S. 299. von solcher Ueberfeinerung und der Herabwürdigung der ursprünglich kraftvollen Ausdrücke durch ihren zu häufigen Gebrauch: „das Bedeutungsvolle wird dem Zierlichen, das Pathetische dem Feinen, das Starke dem Leichten, das Nachdrückliche dem Klaren und Deutlichen aufgeopfert; beide werden oft mit einander verwechselt, die wörtlichen Bezeichnungen des ersten dem letztern beygelegt, und so — werden jene *ernsteren* Vollkommenheiten des Ausdrucks durch diese *leichtern* verdrängt. Die Sprache verarmt; für die höhere Prosa und noch mehr für die schwungvolle Poesie wird sie allmählig gleichsam ausgezehrt." u. s. w. Dabey ist S. 304. das Tiefgefühl des Italieners und Spaniers gerühmt, welches die Kraft ihrer Sprachen erhalte, und von S. 317. die Energie der germanischen Sprachen. Dabey wird die Gefahr bemerkt, welche die deutsche Sprache in der *Gottsched*ischen Periode lief, einseitig, verfeinert und flach zu werden. Wahr ist das Lob der englischen Sprache S. 332., wahr ist der Vorzug der starken Prosopopöieen, die sich bey ihrer Unterscheidung der Geschlechtslosigkeit von dem Geschlecht so leicht bilden; aber bloss nachlässige Verwechselung ist es, wenn gesagt wird: „die englische Sprache kennt nur Ein sogenanntes Geschlecht." — An deutschen Philosophen rühmt der Vf. Sinn für schönen Vortrag; er hat mit Recht *Lessing*, *Mendelsohn*, *Garve* genannt; aber weit weniger, als einige demnächst genannte Männer, durfte hier *Eberhard* fehlen.

Zu der Beurtheilung des *ästhetischen* Theils des Buchs gehen wir nun über. Wir rechnen dahin besonders auch die Uebersichten des Anbaues der Sprache durch ihre Dichter und Prosaisten. In diesen ist der Vf., wie wir schon bemerkten, ganz an seinem Platze. Aber auch in den einzelnen Erörterungen und Vergleichungen spricht sich eine sehr schätzbare Bekanntschaft mit der Literatur der verglichenen Nationen, Urtheil, Geschmack und Gefühl aus. Indessen auch hier stösst man oft auf den falschen Gesichtspunkt, welchen der Vf. nur zu gewöhnlich bey der Vergleichung der Sprachen gewählt hat. Er vergleicht am meisten Originaltexte der einen Sprache mit Uebersetzungen der andern. Es ist nicht zu läugnen, dass Uebersetzungen nöthig waren, weil wenige Leser aller dieser Sprachen kundig genug sind, um derselben entbehren zu können. Die Uebersetzungen selbst sind auch, wenn sie nicht von dem Vf. selbst herrühren, die besten, die man hat, und die ihm eigenthümlichen sind nicht ohne Verdienst und mit Geschmack gearbeitet. Allein die wahren Vergleichungs-Rücksichten der Vorzüge der Sprachen liegen keinesweges hauptsächlich in den darin gelieferten Uebersetzungen. Es ist zwar interessant, S. 312. mit einer Stelle des *Tacitus* die italiänische und französische Uebersetzung verglichen zu sehen; aber es ist nicht entscheidend. Oft leistet eine Sprache als Original völlig das, was sie als Uebersetzung nicht zu leisten vermag. Und eine andere Sprache ist geschmeidiger zur Nachbildung wenigstens einiger andern, ohne mehr originelle Gewandtheit zu besitzen. Der Vf. erkennt diess anderwärts, z. B. S. 82 u. 275., selbst an. Oft waltet auch der Zufall über diese Art der Bearbeitung einer Sprache. Wer hätte z. B. vor *Vossens* Meisterwerken unsere Muttersprache der Gestalt fähig erachtet, in welcher diese Hand uns die verschiedenartigsten Dichter des Alterthums darstellt? Es hätte sich verlohnt, S. 421. zu der Stelle aus dem Abschied des Hektor die Uebersetzung zu vergleichen. In Absicht dieser Uebertragungen in andere Sprachen sagt der Vf. S. 108. offenbar zu viel: „es sey fast kein Werk von Bedeutung, besonders in der französischen Literatur, von welchem Polen und Russland nicht Uebersetzungen aufzuweisen hätten," und dagegen S. 66. u. 274. zu wenig: dass die Sprachen beider Länder „noch so wenig schriftstellerische Producte, insbesondere wenig Originale aufzuzeigen haben." Von der russischen Literatur gilt letzteres noch mehr; aber die polnische hatte ihr goldenes Zeitalter durch treffliche Originalschriftsteller früher, als die deutsche es hatte (s. die Vorrede zu *Bandtke's* poln. Wörterb. B. I.) — Die Unmöglichkeit der Nachbildung der Stücke einer Sprache zeigt übrigens allerdings einen auszeichnenden Charakter dieser. So ist die S. 82. angeführte bekannte Stelle aus *Tasso's Geruf. liber.*

*Teneri sdegni e placide e tranquille*
*repulse e cari vezzi e liete paci*
*sorrisi, parolette, e dolci stille*
*di pianto, e sospir tronchi, e molli baci etc.*

allerdings der zarteste und lieblichste Ausdruck der menschlichen Sprache überhaupt, und auch *Gries* hat ihn nur schwach nachzubilden vermocht:

Verliebten Zorn und ruhiges Versagen,
und fröhlicher Versöhnung süsses Gut,
und Lächeln, Schmeichelworte, sanfte Klagen,
und Küsse u. s. w.

In der sogenannten *specifischen Vergleichung des intensiven Reichthums der neuern Sprachen*, welche aber eine Würdigung der Literatur derselben überhaupt ist, rühmt der Vf. S. 218. zwar auf der einen Seite den Einfluss, welchen Feinheit des Umgangs und mehr lebhaftes als tiefes Gefühl auf Reichthum und Geschmeidigkeit der französischen Sprache gehabt habe, den germanischen seyen diese Vorzüge unerreichbar; aber er ist, wie oft, ungerecht gegen erstere, wenn er eben daselbst sagt: „Kein einziges echt petrar-

petrarchisches Sonnet oder *lyrisches Gedicht überhaupt* — in der ganzen Literatur des Galliers." Sind denn nicht unter den lyrischen Gedichten *Fontenelle's*, *Rousseau's* manche denen des *Horaz* und *Petrarca* an die Seite zu setzen, nicht *Le tems* von *Thomas*, nicht z. B. der Anfang von *Bernard's art d'aimer:*

*Tendre fruit des pleurs de l'Aurore*
*toi dont Zéphire va jouir,*
*Reine de l'empire de Hòre,*
*hâte-toi de t'épanouir* etc.

S. 220. ist die Zusammenstellung des *Chiabrera* mit *Metastasio* seltsam. Der erstere soll seiner Nation *Pindar* und *Anakreon* zugleich seyn, und einem *Metastasio* nachlispeln. Er ist aber so wenig *Pindar* und *Anakreon* zugleich, als *Kosegarten* es unter den Deutschen ist. Mit diesem dürfte er am natürlichsten zu vergleichen seyn. Aber in den Niedlichkeiten, von denen hier die Rede ist, dürfte nicht der Vorzug der himmlischen Werke *Metastasio's* gesucht werden, welchen die Musen unter so vielen Operndichtern allein so begünstigten. — Der Vf. eilt über so manches Merkwürdige flüchtig hinweg, und sagt Nichts von der Häufigkeit des Epos (des ernsten und des burlesken) in der italiänischen, der Romanzen in der spanischen, der Satiren und Episteln in der französischen Literatur, nichts über die seltsame Erscheinung, dass die portugiesische schöne Literatur in einem einzigen Epos sich fast ganz erschöpft hat. Nach S. 230. sollen die Britten in der hohen Ode minder glücklich und classisch seyn, als die Deutschen. Aber haben denn jene nicht einen *Gilb. West*, nicht *Gray's Progress of poësy?* Im philosophischen Lehrgedicht sollen Engländer und Deutsche unter den Südländern keine Nebenbuhler haben: aber können diese jenen nicht *Racine's Religion*, *Boileau's Art poëtique*, und manche kleinere Gedichte von *Bertola* an die Seite setzen? — *Tullin*, dem S. 238. „die feurige Phantasie eines *Young*, ein mehr als deutscher Schwung" zugeschrieben wird, bezeichnet mit allen seinen wirklichen Vorzügen doch für Dänemark die Epoche der *Opitze* und *Utze* in Deutschland, und ist nicht geeignet, als Muster der gegenwärtigen dänischen Dichtersprache aufgestellt zu werden. *Ewald* ist, nach der Stimme der ganzen Nation, ihr tiefster, bedeutendster und merkwürdigster Dichter. — Der Vf. führt S. 326. eine Stelle von ihm an, ohne irgend ein Wort darüber zu sagen, und ohne ihn auch nur zu nennen. Das Geschmacks - Urtheil über Prosaiker ist leicht sehr verschieden; in Dänemark rühmt man indessen fast immer andere, als der Vf., z. B. *Malling* im historischen Stil. Wenigstens aber hätte nicht *Rothe* deshalb angeführt werden müssen, der zwar eine gewisse merkwürdige Energie, aber eine zu eigenthümliche Sprache sich gebildet hat, als dass er Muster seyn könnte. — Von der *schwedischen* Literatur bescheidet sich der Vf. selbst, unvollständig nur ein paar Worte anzuführen. Er kannte nicht die einzige Original - Oper, welche die Schweden haben; *Gustaf Wasa* von *Kelgren*, die ganz dem *Metastasio* nachgebildet, und voll köstlicher Stellen ist. So singt am Schlusse der Chor:

*Lefve den Hjelte, som Sverge förlossat!*
*Lefve vår Konung, lefve vår Far!*
*Svearnes bojor han modigt förkrossat,*
*Svearnes hürlex skydde hans dar!*

Die Beyspiele von der Vollkommenheit und Erhabenheit des poetischen Ausdrucks im Italiänischen S. 305. sind überzeugend: aber herrlicher sprach er sich z. B. in dem Chor aus, welches in *Metastasio's* unsterblicher *Olympiade* im dritten Act vor der Opferhandlung am Tempel des Jupiter Olympicus gesungen wird:

*I tuoi strali, terror de' mortali,*
*ah sospendi, gran padre de' numi,*
*ah deponi, gran nume de' Re* etc.

Vor Allem hätte hier *Petrarca's* berühmte Friedens-Canzone genannt werden müssen:

*Italia mia, benche 'l parlar sia indarno* etc.

deren Eindruck Fürsten und Völkern das schon gezogene Schwert entrückte.

Zu S. 373. hätte angeführt werden können, dass der ältere französische Stil dem gleich ungebundenen italiänischen und spanischen noch ähnlich genug war. S. 444. fehlt die Bemerkung, dass die deutsche Sprache unter allen neuern sich am besten zum Hexameter passt, und die französische sie so gut als *gar nicht* hat, und die merkwürdige Eigenthümlichkeit der spanischen und italiänischen Poesie, dass sie bey aller Melodie, die ja besonders in der letztern so wunderschön ist, keine Scansion von Jamben, Trochäen oder andern Arten der Füsse kennt. S. 489. lässt der Vf. dem Wohlklange der polnischen Sprache volle Gerechtigkeit widerfahren; indessen deutlich wird nicht, dass in ihr viele Consonanten mehr für das Auge in der Schrift, als für das Ohr in der Aussprache zusammenstossen; *rzch* hätte gar nicht angeführt werden sollen, es kommt äusserst selten vor.

Wir merken nur noch die sehr glückliche Anwendung einer Stelle aus *Tasso* S. 262. an, wo mit dem Charakter der *Sophronia* aus dem zweyten Gesang der *Gerus. liber.* das Ganze der Manier *Mendelssohn's* und zugleich der Charakter jeder echt classischen Prose geschildert wird. — Doch genug, um die Aufmerksamkeit auf die Gegenstände dieses Werks und seinen Reichthum an trefflichen Ideen von neuem zu wecken. Es wird keinem Leser gereuen, diesem Führer zur Unterhaltung und Belehrung gefolgt zu seyn, wenn man sich ihm auch gleich nicht ganz anvertrauen kann.

*(Die Fortsetzung folgt nächstens.)*

Num. 134.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 5. Junius 1806.*

## LITERATURGESCHICHTE.

1) Görlitz, b. Anton, und vom *zweyten* Band an b. dem Vf. u. in Comm. zu Leipzig, b. Hertel: *Lexikon der seit dem funfzehnten Jahrhunderte verstorbenen und jetztlebenden Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler*, aus den glaubwürdigsten Quellen möglichst vollständig zusammengetragen, von *Gottlieb Friedrich Otto*, Prediger zu Friedersdorf bey Görlitz und Mitgliede der Oberlauf. Gesellsch. der Wissensch. *Erster* Band. *Erste* Abtheilung. *A — D.* 1800. *Zweyte* Abtheilung. *E — G.* Nebst Supplementen zu beiden Abtheilungen. 1801. 1 Alph. 20½ Bogen. — *Zweyter* Band. *Erste* Abtheilung. *H — Layritz.* 1802. — *Zweyte* Abtheilung. *Ledel — Q.* 1803. 2 Alph. 7 Bog. — *Dritter* Band. *Erste* Abtheilung. *R* und *S.* 1803. — *Zweyte* und letzte Abtheilung. *T — Z.* Nebst Supplementen zu allen *drey* Bänden. 1803. 2 Alph. 4½ Bogen. gr. 8. (Bey dem Vf. noch um den Pränumerationspreis oder 6 Rthlr. im Buchh. für 8 Rthlr.)

2) Erlangen, in Comm. b. Palm, und vom *fünften* Band an zu Nürnberg, b. Lechner: *Gelehrtes Fürstenthum Bajreut, oder biographische und literarische Nachrichten von allen Schriftstellern, welche in dem Fürstenthum Baireut gebohren sind und in oder außer demselben gelebt haben und noch leben, in alphabetischer Ordnung.* Verfasset von *Georg Wolfgang Augustin Fikenscher*, ordentl. Professor der Geschichte am illustren Collegio Christian-Ernestino zu Baireut, u. s. w. *Erster* Band. *A* bis *C. Zweyte*, ganz umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. 1801. 15 Bogen. — *Zweyter* Band. *Dambach* bis *Funck.* 1801. 16 Bogen und 2 Blätter. — *Dritter* Band. *Gabriel* bis *Hageisheim.* 1801. — *Vierter* Band. *Hagen* bis *Issenflamm.* Beide Bände zusammen 27 Bogen und 2 Blätter. — *Fünfter* Band. *Kadesreuter* bis *Lumscher.* 1803. 20 Bogen und 2 Blätter. — *Sechster* Band. *Maier* bis *Otto.* 1803. 13 Bogen. — *Siebenter* Band. *Pabst* bis *Ruppenstein.* 1804. 17 Bogen. — *Achter* Band. *Saher* bis *Seifried.* 1804. 15 Bogen und 2 Blätter. — *Neunter* Band. *Seiler* bis *Unger.* 1804. 11 Bogen. — *Zehnter* Band. *Verdier* bis *Zinner.* 1804. 11 Bogen. — *Eilfter* Band, den *ersten* Nachtrag, die Zusätze und Verbesserungen enthaltend. 1805. Zusammen 15 Bogen. — *Zwölfter* Band, die Register enthaltend. 1805. 9 Bogen. gr. 8. (Subscriptionspreis 6 Rthlr. Ladenpreis 8 Rthlr.)

3) Altdorf, b. Herausg., und in Comm. bey Lechner in Nürnberg, und bey Besson in Leipzig: *Georg Andreas Will's*, weil. kaiserl. Hofpfalzgrafens und ältesten Professors zu Altdorf, *Nürnbergisches Gelehrten-Lexicon, oder Beschreibung aller Nürnbergischen Gelehrten beyderley Geschlechts, nach ihrem Leben, Verdiensten und Schriften, zur Erweiterung der gelehrten Geschichtskunde und Verbesserung vieler darinnen vorgefallenen Fehler, aus den besten Quellen in alphabetischer Ordnung fortgesetzt*, von *Christian Conrad Nopitsch*, Pfarrer zu Altenthann. *Fünfter* Theil oder *erster* Supplementband, von *A — G.* 1802. 2 Alph. 11 Bogen. — *Sechster* Theil, oder *zweyter* Supplementband, von *H — M.* 1805. 2 Alph. 15 Bog. 4. (Subscriptionspreis 6 Gulden Rhein.)

4) Zeitz, b. Webel: *Verzeichniß der in den beiden Städten Zeitz und Naumburg gebohrnen Künstler, Gelehrten und Schriftsteller, die außerhalb des Stifts Naumburg-Zeitz ihren Wirkungskreis fanden, von der Reformation bis auf gegenwärtige Zeiten. Ein Beytrag zur vaterländischen Gelehrtengeschichte, nebst der Ankündigung eines Stift Naumburg-Zeitzischen Schriftsteller- und Künstler-Lexici von dem funfzehnten Jahrhunderte an bis auf unsere Zeiten, und einem Anhange*, als Probe der Bearbeitung desselben, von *Christian Friedrich Möller*, Pfarrer zu Gleina und Purtschütz im Stifte Naumburg-Zeitz u. s. w. 1805. 4 Bogen. 8.

Immer erkaltet der Eifer deutscher Literatoren noch nicht, die in Hinsicht der schriftstellerischen Industrie noch unbearbeiteten Gegenden und Städte ihres Vaterlandes auf eben die Weise, wie nunmehr mit dem meisten geschehen ist, zu versorgen. Dieser Eifer verdient desto mehr geehrt zu werden, da er von Seiten des Publikums so schlecht unterstützt wird, dass die meisten Unternehmer solcher eben so mühsamen als nützlichen Literaturwerke keine Verleger dazu finden können, sondern sie auf eigene Kosten und Gefahr zu Tage fördern müssen. Von Rechts wegen sollten sie wenigstens in keiner öffentlichen Bibliothek fehlen; dadurch würde schon eine beträchtliche Anzahl von Exemplarien abgesetzt werden, obgleich auch jetzt weniger, seitdem die Säcularisation so viele Klosterbibliotheken vernichtete, wo man dergleichen Bücher häufiger, als in manchen andern antraf. Sey es immer, dass sie viele mikrologische Umstände enthalten; man ist doch darüber längst einverstanden, dass in dieser Rücksicht das Zuviel eher zu entschuldigen

digen ist, als das Zuwenig: obwohl wir unsrer Seits es nie billigen konnten, wenn der Sammlergeist sich sogar auch auf solche Schriftsteller erstreckt, die nur eine einzige unbedeutende Schrift, eine elende Predigt oder eine Disputation, die oft genug nicht einmal aus ihrer eigenen Fabrik kam, drucken liessen. Es werden doch durch dergleichen Bemühungen viele vorher unbekannte oder nur halb bekannte Thatsachen ans Licht gebracht, die uns diesen oder jenen Gelehrten genauer, als vorher, kennen lehren, die uns die Urheber mancher interessanten Schriften bekannt machen, ja, die sogar politischen und kirchenhistorischen Begebenheiten zur Erläuterung dienen.

Die Männer, deren Werke Rec. jetzt anzuzeigen hat, verdienen alle das Lob der Genauigkeit in Erforschung und Darstellung der Lebensumstände der zu ihren Ressorts gehörenden guten, mittelmäsigen, und — schlechten Schriftsteller, so wie ihrer Geistes- und Feder-Producte. Alle haben ihren Fleiss nicht etwa blos den neuern und jetzt lebenden, sondern auch den frühern und längst verstorbenen Autoren ihrer Gegenden gewidmet. Alle zogen auch die Künstler mit in ihren Plan. Alle gaben auch überall, manchmal gar mit einer gewissen Uebertreibung, an, wo in frühern Schriften ihrer erwähnt wird, oder wo umständlichere Nachrichten von ihnen anzutreffen sind. Jene Producte selbst werden so, wie es sich gebührt, nach strenger chronologischer Ordnung, mit ihren verschiedenen Auflagen und Uebersetzungen, aufgeführt; die in Kupfer gestochenen Bildnisse der Autoren angezeigt u. dgl. mehr. Was von einem jeden besonders zu wissen seyn mag, soll nun in möglichster Kürze gezeigt werden.

Der *erste*, Hr. *Otto*, beschäftigt sich mit Schriftstellern und Künstlern aller Art, die in der Oberlausitz nicht allein geboren, sondern auch nur erzogen worden sind; daher man z. B. auch den 1697. verstorbenen Leipziger Professor der Theologie, *Valentin Alberti*, bey ihm findet, ob er gleich von Geburt ein Schlesier war; ferner mit solchen, die im Auslande ihre Versorgung gefunden haben und dort gestorben sind; dann auch mit Ausländern, denen diess in der Oberlausitz wiederfahren ist; selbst sogar mit solchen dieser letztern, die sich nur einige Jahre dort aufgehalten und geschrieben haben. Bey denen, die nur ganz kurze Zeit daselbst lebten, schränkt er sich auf die während ihres dortigen Aufenthaltes herausgegebenen Schriften ein. Bey sehr wenigen machte er hievon eine Ausnahme, aus Ursachen, die er bey jedem angiebt. Die hieraus entstandenen Klassen der Schriftsteller sind durch Sternchen und Kreutzchen von einander unterschieden. Bey vielen Schriften verweiset der Vf. auf Recensionen; welches die beiden folgenden Literatoren unterlassen. Seine Quellen führt Hr. *O.* fleissig an; wo diess nicht geschicht, beruhen die Nachrichten auf handschriftlichen Beyträgen der von ihm in der Vorrede zum *ersten* Band genannten Literaturfreunde und seinen eigenen Sammlungen, die er gleich nach seinen Universitäts-Jahren anlegte. Das eben daselbst gethane Versprechen, in der letzten Abtheilung des Werks sowohl eine topographische und wissenschaftliche Uebersicht aller im Lexicon aufgeführten Schriftsteller und Künstler, als auch ein Verzeichniss der sehenswürdigen Bibliotheken, Kunstsammlungen, Münz- und Naturalienkabinete in der Oberlausitz zu liefern, konnt' er nicht erfüllen, hofft aber diess nach zehn Jahren in einem Bande mit Nachträgen, dergleichen er schon in der *zweyten* Abtheilung des *ersten* Bandes und in derjenigen des letzten mittheilt, zu leisten. Wir wünschen, dass diess noch eher geschehen könne, und dass der unermüdliche Vf. seine Sorgfalt auch über die *Niederlausitzischen* Schriftsteller und Künstler verbreiten möchte; es versteht sich, wenn man ihm durch häufigern Ankauf des vorliegenden Werks Lust und Muth dazu machen wird. Noch wünschen wir, dass es ihm alsdann gefallen möchte, gewisse kleinliche, nach Leichtgläubigkeit und Frömmeley schmeckende, Erzählungen von seinem Plane zu entfernen.

Der Vf. des *zweyten* Literaturwerks, Hr. Prof. *Fikenscher*, zu Bayreuth, hatte schon im J. 1797. unter dem Verlagsort *Augsburg*, die *erste* Abtheilung des *ersten* Bandes desselben herausgegeben: weil sie aber, bey der weiten Entfernung von jener Stadt, von vielen Fehlern und Unvollkommenheiten entstellt ward, hauptsächlich aber, weil der Verleger im Verfall gerieth, und von der *zweyten* Abtheilung erst fünf Bogen abgedruckt waren: so beschloss er, das Gedruckte umzuarbeiten und das ganze Werk, wie es jetzt vor uns liegt, auf einem andern Weg ins Publikum zu bringen. Wir unsres Orts danken ihm für seinen ausharrenden Fleiss, und wünschen ihm Glück zur Vollendung des Ganzen. Er hat sich dabey etwas engere Gränzen, als Hr. *Otto*, gesteckt, indem er nämlich nur solche Schriftsteller behandelte, welche von jeher in dem Fürstenthum Bayreuth, das heisst, in einem der Orte *geboren* wurden, die im J. 1801., wo der Anfang des Werks erschien, zu diesem Lande gehörten. Folglich konnt' er, wenn nicht Ungleichartigkeit entstehen sollte, keine Rücksicht auf die neuern Veränderungen oder Vertauschungen mancher Ortschaften zwischen Preussen und Bayern nehmen. Man darf also Schriftsteller, die zwar lange oder den grössten Theil ihres Lebens im Bayreuthischen zubrachten, aber im Auslande geboren wurden, hier nicht suchen. Da diess hauptsächlich der Fall mit den allermeisten Lehrern auf der Universität zu Erlangen ist: so bemerken wir diess mit gutem Vorbedacht. Ihnen ist die vor kurzem von Hn. *F.* herausgegebene gelehrte Geschichte dieser Universität gewidmet. Die Vollständigkeit der Schriftenverzeichnisse suchte er auf den höchsten Grad zu treiben; wobey ihm seine eigene, auf mehr als 14000 Stücke sich belaufende Sammlung vaterländischer Producte, die wohl die einzige in ihrer Art seyn mag, die nützlichsten Dienste leistete. Durch die dadurch bewirkte Autopsie ward er in den Stand gesetzt, die verschiedenen und besonders die irrigen Angaben und Nachrichten anderer in den unter dem Texte stehenden Noten zu berichtigen. In Ansehung mancher noch lebender Autoren gieng es ihm

ihm, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt. Er fand sie zur Mittheilung ihrer Biographieen und Schriftenregister entweder zu träge, oder zu unwillfährig, oder zu eigensinnig. Um nicht noch weitläufiger zu werden, traf er vom *fünften* Band an verschiedene Aenderungen, die aber der Arbeit selbst nicht nachtheilig wurden. — Wenn auch nicht fast jede Seite des Werks die musterhafte Sorgsamkeit des Vfs. in Rücksicht auf Vollständigkeit und Genauigkeit bewiese: so würden sie die den ganzen *elften* Band füllenden, unter drey Rubriken gebrachten Nachträge, Zusätze und Verbesserungen beurkunden. Diejenigen, welche jetzt lebende Schriftsteller betreffen, erstrecken sich bis ins J. 1805. hinein. Noch nutzbarer wird diese Arbeit durch die, den *zwölften* und letzten Band einnehmenden sieben Register. Das erste ist ein summarisches Verzeichniss der in dem gelehrten Fürstenthum Bayreuth verzeichneten Schriftsteller, deren Zahl sich auf 1170 beläuft, worunter 220 damals noch lebende sich befinden. Das zweyte ist ein topographisches Register in Bezug auf die Geburt der Schriftsteller. Das dritte, ein ähnliches in Bezug auf ihre letzten oder gegenwärtigen Aufenthaltsörter. Das vierte, ein chronologisches Register nach den Geburtsjahren derselben. Das fünfte, eine Classification derselben nach den Wissenschaften. Das sechste ist ein Verzeichniss der Schriften, die der Vf. bey der Ausarbeitung seines Werks zu Rathe zog. Das siebente, ein allgemeines alphabetisches Register über alle in dem Werke beschriebenen Schriftsteller.

Das *dritte*, noch unvollendete Werk, enthält äusserst reichhaltige Supplemente zu dem Nürnbergischen gelehrten Lexikon, das der im J. 1798. verstorbene Altdorfische Professor *Will* von 1755 bis 1788. in *vier* Theilen herausgegeben hat. Der bis an sein Ende unermüdlich thätige Vf. wollte selbst einen *fünften* Theil liefern. Es waren auch bereits im J. 1783. die für die Buchstaben *A.* und *B.* bestimmten Bogen abgedruckt: aber, aus Mangel an hinreichender Unterstützung, hatte es dabey sein Bewenden. Hr. Pfarrer *Nopitsch*, mit allen zur Fortsetzung erforderlichen Hülfsmitteln ausgerüstet und von mehrern Gelehrten dazu ermuntert, fasste den Muth, in *Will's* Fusstapfen zu treten, freylich wohl auch auf eigene Kosten, da kein Buchhändler die seinigen daran wagen wollte. Er liess jene Bogen umdrucken, weil sich seit 1783. mehrere Veränderuneen mit den darauf beschriebenen Autoren zugetragen hatten und weil ganz neue Artikel einzuschalten waren; und so brachte er es denn, bisher zu seinem Schaden, bis zu Ende des Buchstaben *M.* Rec. kann die, allen Schätzern der Literaturgeschichte gewiss erfreuliche Nachricht geben, dass der *dritte* und letzte Theil noch in diesem Jahr erscheinen wird. Möchte man aber dann auch nur den braven Mann, der an Fleiss und Genauigkeit seinen eben gerühmten Vormännern nichts nachgiebt, durch stärkern Ankauf des Werks, das in Rücksicht auf Literatur und Kunst tausenderley brauchbare, zum Theil vorher unbekannte, Notizen enthält, patriotischer, als bisher, unterstützen! Dankbar rühmt Hr. *N.* den Beystand des, ohnehin schon wegen seiner literarischen Dienstfertigkeit rühmlich bekannten Hn. D. und Prof. *Siebenkees* zu Altdorf.

Bey dem eisernen Sammlerfleiss, der in den bisher beschriebenen drey Literaturwerken herrscht, bleibt Rec. nur sehr wenig zu bemerken oder nachzutragen übrig, und dieses Wenige ist grösstentheils so unbedeutend, dass er Bedenken trägt, die Leser dieser Blätter damit zu behelligen. Ueber Stil und Einkleidung liess sich eines und das andere erinnern, wenn man streng urtheilen wollte: allein, bey Büchern solchen Schlags, worin es mehr auf die Sachen, als auf die Worte ankommt, pflegt man es hiermit so genau eben nicht zu nehmen.

Der Vf. von Nr. 4., schon als gewandter historischer Schriftsteller vortheilhaft bekannt, übertrifft in Ansehung des letztern von uns erwähnten Umstandes jene drey Vormänner. Seine Schrift ist indessen mehr Vorschmack oder Ankündigung dessen, was er erst in Zukunft liefern will, nämlich eines Naumburg-Zeitzischen Schriftsteller- und Künstler-Lexikons. Was er darüber voraus verspricht, und die am Ende beygefügten Probeartikel, berechtigen zu nicht gemeinen Erwartungen. Man glaube ja nicht etwan, als wenn jene Länder des obersächsischen Kreises arm an Schriftstellern und Künstlern wären! Hr. *M.* giebt erst ein alphabetisches Verzeichniss der in der Stadt Zeitz gebornen Künstler, Gelehrten und Schriftsteller, die ausserhalb Zeitz ihren Wirkungskreis fanden, und deren sind 187, wovon 57 in dem Lexikon aufgeführt werden sollen; und dann ein ähnliches der in der Stadt Naumburg gebornen, in seinen Plan gehörigen Männer, deren 279, und darunter 98, die sich zu dem Lexikon qualificiren. Die Menge derer, die er bearbeitet hat und vorführen will, ist, nach dem Verhältniss des Landes, sehr gross, da das *B.* allein über 70 und das *S.* an 100 Rubriken darstellen wird. *Jöcher* zählte unter dem *A.* nur fünf Naumburg-Zeitzische Schriftsteller; *Adelung* that ihrer noch drey hinzu; in dem *Möllerischen* Lexikon aber wird die Zahl auf 21 steigen. Auch in diesem Lande hat die Zahl der Schriftsteller in der neuern Zeit zum Erstaunen zugenommen. In *Waiz'ens* gelehrtem Sachsen, das im J. 1780. erschien, waren ihrer nur vierzehn: jetzt — beynahe hundert! Unter den verstorbenen sind sehr ehrwürdige Namen, z. B. *Chph. Cellarius*, *Georg Grävius*, *Veit Lud. v. Seckendorf*, *J. Seb. Mitternacht*. Wird Hr. *M.* gehörig durch Subscriptionen unterstützt: so wird das Buch, das nicht über 1 Rthlr. 16 gr. kosten soll, noch in diesem Jahre erscheinen.

Berlin, b. Frölich: *Bruchstücke aus Neander's Leben;* von *Charlotte Elisabeth Konstantia von der Recke*, gebornen Reichsgräfin *von Medem*. Herausgegeben von *C. A. Tiedge*. 1804. VI u. 146 S. 8. (12 gr.)

Die edle Vfn. stiftet durch diese interessante Lebensbeschreibung und Charakteristik einem sehr würdigen Geistlichen ein schönes Denkmal, einem Manne, des-

dessen Leitung sie die hohe Stufe ihrer sittlichen Bildung mit verdankte, und den sie als Freund innig verehrte. Sie schrieb diese Blätter; wie der Herausg. bemerkt, unter anhaltenden körperlichen Leiden; und es schien, als ob ihr schönes reines Gemüth, welches sich in dieser Darstellung überall zurückspiegelt, an dem würdigen Charakter, den sie nachzeichnete, sich aufrecht erhielt. „Gewiss, setzt er, und Rec. mit ihm, hinzu, wird diess kleine Buch Seelen finden, die gern still und sinnend bey einem Denksteine verweilen, welchen die zarteste Humanität aufgerichtet hat. *Neander's* Leben ist so arm an Begebenheiten, als es reich an prunkloser Tugend ist. Zu Eckau in Kurland wurde er den 26. December 1724. geboren, und genoss, nach dem frühen Verluste seines Vaters, der sorgfältigen Erziehung seiner geistvollen Mutter, deren frommes Beyspiel ihm sein ganzes Leben hindurch ehrwürdig und gegenwärtig blieb. Eine hierdurch veranlasste Bemerkung der Vfn., so wahr als schön gesagt, verdient hier eine Stelle: „Ermunternd, sagt sie, muss jedem Weibe der Gedanke seyn, dass beynahe alle durch Verdienste ausgezeichnete Menschen die feinere Bildung ihres Gemüths, die edlern Gefühle ihres Herzens, ihren tugendhaften Müttern verdanken. Möchte mein Geschlecht seine ehrenvolle und grosse Bestimmung der Mutterwürde gehörig achten, und nie leichtsinnig vernachlässigen! Möchte jedes Weib über ihre Gefühle und Handlungen so wachen, dass es nie *fürchten* dürfte, von ihren Kindern belauscht zu werden! Möchten doch alle Mütter öffentlich und in der Stille so handeln, dass ihre Kinder im Andenken an sie immer eine Schutzgottheit ihrer eignen Tugenden antreffen, wie *Neander* diese im Bilde seiner Mutter verehrte!" — Von 1740—1743. studirte er zu Halle, bekleidete nach seiner Rückkehr zwey Hauslehrerstellen, und wurde im J. 1750. als Landprediger für das Rittergut Kabillen berufen. Kurz hernach erhielt er auch einen Ruf als Professor nach Halle, den er aber ablehnte, entschlossen, seine ganze Kraft dem Bedürfnisse des Landvolks zu widmen, welches in Kurland seine moralische Bildung bloss durch die Prediger erhält. Mit seiner lettischen, seiner deutschen, und seiner adligen Gemeine lebte er auf dem vertraulichen Fusse eines wahren Volkslehrers, als Freund, als Gesellschafter und anspruchloser Rathgeber. Eine im J. 1753. von ihm verfertigte Epistel an seinen einzigen Bruder wird hier mitgetheilt, weil sich darin sein heitrer Geist und seine frohe Laune verräth. Seine Gattin, die er ein halbes Jahrhundert hindurch zärtlich liebte, überhob ihn der häuslichen und landwirthschaftlichen Sorgen, um die und deren Gegenstände er völlig unbekümmert war. Die Parallele, welche die Vfn. zwischen der Lage, Belohnung und Achtung der Landprediger ihres Vaterlandes und derer in Deutschland macht, fällt sehr zum Vortheile der erstern aus. Im J. 1756. übernahm *N.* eine grössere und einträglichere Predigerstelle zu Gränzhof; und auch hier gewann er allgemeine Liebe und Verehrung. Um diese Zeit fieng er an, die schätzbaren und herzvollen geistlichen Lieder zu verfertigen, deren viele in alle neuere Gesangbücher, und einige auch neulich in *Matthisson's* lyrische Anthologie aufgenommen sind. Ihre Sammlung erschien zu Riga, 1772 und 1773., in *zwey* Theilen. In Kurland war er, schon vor vierzig Jahren, der Erste, der die Privatbeichte abstellte, und dafür die allgemeine, aber mit hoher Würde und Rührung, einführte. Er trug keine Lehre vor, die seine Vernunft als falsch anerkannte; aber nie erlaubte er sich, schwache Gemüther durch Ideen zu verwirren, die sie zu fassen nicht vermochten. Keine einzige Stimme erhob sich gegen ihn auch nur mit dem leisesten Tadel. Seine Liedersammlung wurde in alle die Kirchen aufgenommen, in welchen das neue Mietauische Gesangbuch nicht eingeführt war. Im J. 1775. wurde *N.* Probst der Doblenschen Diöcese, und wirkte dort, wie im Consistorium, sehr wohlthätig. Im J. 1784. ward er als Superintendent der Herzogthümer Kurland und Semgalen *berufen*, wollte sich aber von seiner bisherigen Gemeinde nicht trennen, deren Anhänglichkeit an ihn durch diese Entsagung noch verstärkt wurde. Auf Verlangen des letztverstorbenen Herzogs von Kurland und der dortigen Ritter- und Landschaft, entwarf er eine neue Kirchenordnung, die zwar abgedruckt, aber bis jetzt noch nicht eingeführt ist. Von seiner Fassung und edeln Sinnesart führt die Vfn. mehrere Beyspiele und Aeusserungen an. Bis an sein Lebensende nahm er mit jugendlichem Enthusiasmus an allen Zweigen der Literatur Antheil. Er starb den 21. Jul. 1802. Zuletzt noch ein Verzeichniss seiner gedruckten Schriften.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Meissen*, in Comm. b. Erbstein: *Ueber den Gang der ersten französischen Revolution, bis auf die Reise des Pabstes Stephan nach Frankreich und die Salbung Pipins des Kurzen.* Ohne Jahrzahl (1805.) 4 Bog. kl. 8. (7 gr.) — Wir finden in dieser Schrift, welche, sparsamer und auf gross Octav gedruckt, leicht auf zwey Bogen hätte gebracht werden können, die Geschichte der ersten oder sogenannten Merovingischen Periode des französischen Staats, zusammengedrängt, richtig, mit Einsicht und angenehm dargestellt; aber, in welcher Absicht? Auf diese Frage können wir auch nicht die entfernteste Antwort entdecken.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Freytags, den 6. Junius 1806.*

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, in d. Realschulbuchh.: *Zwey unvorgreifliche Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens, zunächst in Beziehung auf den Preußischen Staat.* 1804. VIII u. 191 S. 8. (18 gr.)

Ein Ungenannter giebt hier sein, wie er es nennt, *unvorgreifliches*, Gutachten über zwey, besonders in unsern Tagen verschiedentlich angeregte, Materien, das protestantische Kirchenwesen betreffend, und er zeigt sich durch die Art, wie er es thut, als einen denkenden und freymüthigen, wenn gleich nicht immer ganz unbefangenen, Mann.

Das *erste* dieser Gutachten betrifft *die bisherige Trennung der beiden protestantischen Kirchen;* aber es umfasst mehr, als diese Ueberschrift vermuthen läßt, indem es sich hauptsächlich auch mit den Mitteln, sie *kirchlich zu vereinigen*, beschäfftigt. Nach der Erklärung des Vfs. auf dem Titel soll es sich zunächst auf die Kirchen im Preussischen beziehen; die Vorrede (S. VII.) dehnt jedoch diesen Zusatz dahin aus, dass hier nicht allein von den Verhältnissen *dieses* Staates die Rede sey, sondern dass sich der Vf. nur, weil es nöthig war, mit den Beweisen der Ausführbarkeit ins Einzelne zu gehen, an ein besonderes Paradigma halten musste, wozu ihm natürlich sein Vaterland am nächsten war. — Um Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen in ihren verschiedenen *Lehrmeinungen*, in den *Gebräuchen* und der *Verfassung* ist es dem Vf. ganz und gar nicht zu thun; vielmehr *wünscht er* (S. 3.) *gar sehr, daß es hierin beym Alten bleiben möge:* denn kein verständiger, von der Uniformitätssucht nicht angesteckter Mensch könne *irgend einen Gewinn daraus ahnen*, wenn man eine Eintrachtsformel zu Stande brächte zwischen der *formula concordiae* und der Dortrechter Synode. — Rec. bekennt offenherzig, dass er diese Aeusserung nicht ganz reimen kann mit dem, was im *ersten* Abschnitte dieser Abhandlung *von den Nachtheilen, welche aus der bisherigen Trennung beider Kirchen entstehen*, gesagt worden ist. Denn sind beide Kirchen *eins* in Lehrmeinungen und Gebräuchen und in der Verfassung: so fallen wenigstens die, von dem Vf. angegebenen, Nachtheile der bisherigen Trennung weg, und dass sie wegfallen mögen, ist ja der Zweck seiner Schrift; wie kann er also *einmal wünschen*, dass es hierin beym Alten bleiben möge, und *doch zugleich* auch seine Vorschläge thun, die (wie es auch ist) eine völlige Indifferenz gegen den Parteyglauben voraussetzen. — Die aus der Trennung beider Confessionen entstehenden Nachtheile reducirt unser Vf. auf folgende *drey:* 1) stände sie der Beförderung *wahrer Religiosität*, 2) der *Moralität* und *Cultur* im Wege; (man muss über beides das Buch selbst nachlesen, um sich zu überzeugen, dass der Vf. neben dem vielen Wahren, was er beygebracht, doch auch manches übertrieben und in ein gar zu nachtheiliges Licht gestellt hat) 3) *leide das Interesse des Staates darunter.* Er meynt nämlich, dass die, in der Regel nur in geringerer Anzahl vorhandenen, *Reformirten*, durch ihre abgesonderte Kirchen und Schulen eine nicht unbedeutende Verschwendung (?) von Staatskräften veranlassten, und wer würde ihm nicht, wenn er unbefangen darüber nachdenkt, in der Hauptsache Recht geben; aber wer würde nun auch nicht wünschen, dass es — nicht so wäre? Bey der hier angebrachten Schilderung der Amts- und Nebengeschäfte der lutherischen und reformirten Prediger ist er nun aber doch sehr unbillig in der Art ihrer Würdigung. *Alle* — die lutherischen — (sagt er S. 30., dem er aber S. 158. geradezu *widerspricht*) *sind zu sehr beschäftigt, als daß ihnen Zeit und Lust bliebe, etwas für ihre eigne Vervollkommnung zu thun.* Der reformirte Prediger hingegen *ist, wenn er seine sonntägliche Predigt und seine zwey* (es haben manche *vier* und *sechs*) *Katechisationen wöchentlich abgehalten und seine Schule besucht hat, ganz Herr seiner Zeit.* Das heisst: *diese Zeit ist für das gemeine Wesen verloren und — „wird ihm selbst zur Last!!"* Wie könnte doch der Vf. so absprechend über einen ganzen Stand urtheilen, von dem er nur sehr wenige, und unter diesen wiederum nicht lauter gewissenlose kennen gelernt hat? Er sagt ja selbst gleich darauf (S. 31.): *er kann freylich seine Predigt besser ausarbeiten, was er auch wohl thut* (wie denn in der Regel der reform. Prediger zu den besseren des Orts gehört), *damit ist aber wenig gewonnen!* — Nicht? womit denn? möchte man fragen. Es fordern wohl nur wenige Aemter so viel eigenes Studium, als das Predigtamt, vorausgesetzt, was man doch voraussetzen sollte, dass ein gewissenhafter Mann es verwaltet. Der Prediger muss daher auch Musse haben, um (was mit Recht von ihm verlangt wird) fortschreiten zu können mit seinem Zeitalter, um seine Vorträge sorgfältig auszuarbeiten und sich und seiner Gemeinde vollkommen Genüge zu leisten. Hoffentlich wird aber unser Vf., der, seinen Aeusserungen zufolge, selbst Prediger ist, nicht in dem, *ihm* unverzeihlichen, Wahne stehen, als wäre der Religionslehrer nur die *eine* Stunde geschäftig, welche er öffentlich redet, und als gehöre keine, oder doch nur eine geringe Vorbereitung dazu, um eine Predigt, oder seine Katechisationen — wie er es

es nennt — *abzuhalten.* Ist *er* aber einer von den Glücklichen, die mit grosser Leichtigkeit diese Geschäfte, und zwar *gewissenhaft*, verwalten, nun so ist das doch nicht in der Regel. Die mehresten brauchen mehr Zeit dazu, und diese gönne man ihnen, weil sie nicht — *verloren* ist, wenn sie so angewandt wird. — Das Mittel, welches der Vf. im *zweyten* Abschnitte seines Gutachtens zur kirchlichen Vereinigung beider Confessionen empfiehlt, soll den Unterschied im Lehrbegriff und im Rituale unangetastet lassen, und es ist (S. 48.) wörtlich so ausgedrückt: der Staat erkläre, *dass es überall, weder in bürgerlicher, noch in kirchlicher und religiöser Hinsicht, für eine Veränderung solle gehalten werden, wenn, wer bisher nach dem einen Ritus und bey einer Gemeinde der einen Confession communicirt hat, in Zukunft, es sey nun immer, oder abwechselnd, bey einer Gemeinde der andern Confession und nach dem andern Ritus communicirt.* — Wahrscheinlich hat den Vf. die, in der Brüdergemeinde schon bestehende, ähnliche Einrichtung bey diesem Vorschlage geleitet; aber es möchte doch mehr noch, als solch eine obrigkeitliche Erklärung (wenn sie nicht das *Bürgerliche* nur, sondern das *Kirchliche* und *Religiöse* in sich fasst) dazu erforderlich seyn, um unsere Gemeindeglieder dahin zu bringen, dass sie den Genufs des Abendmahls mit einer andern Gemeinde nicht mehr für einen Uebertritt zur Confession derselben ansehen sollten. Es ist alles wahr und richtig, was der Vf. vom Abendmahl sagt, und dass es die Bestimmung nicht habe und haben könne, *Meinungen zu bezeugen;* aber er wird diess Dafürhalten dem grossen Haufen (von dem ist nur die Rede) um so weniger begreiflich machen, je weniger dieser von andern Unterscheidungen weiss und wissen kann. Am allerwenigsten möchte es gebilligt werden, dass das Verwechseln des einen Ritus mit dem andern auch bey den Predigern Statt finden könne, so dass also kein Consistorium und kein Patron mehr nöthig habe, zu fragen, von welchem Bekenntniss der Candidat sey, und dass es diesem freystehen müsse, auch als Prediger noch, von einer Gemeinde zur andern überzugehen. — Freylich, diese Anwendung seiner Regel *folgt* aus dem vorgeschlagenen Vereinigungsmittel; aber da der Vf. nicht will, dass den Gemeinden auf irgend eine Art ein anderer Confessionsglaube aufgedrungen werden soll, als der ist, zu welchem sie sich immer bekannt haben, an ihren Kirchen aber bald lutherische, bald reformirte Lehrer angestellt werden können: so möchte man daraus fast schliessen, als müssten Prediger und Candidaten sich zu *keiner* Confession, oder vielmehr *zu beiden* Confessionen bekennen, um, wenn die Umstände oder ihr Vortheil es verlangen, allen Alles zu seyn. Wird das aber den Gemeinden anstehen? Werden diese nicht mit Grunde vieles dagegen einwenden? und wenn sie es nicht thäten, bewiese das nicht den Mangel an Confessionsglauben? und wäre es dann nicht eben so leicht, zu erklären, es sollen *nur Protestanten*, nicht Reformirte und Lutheraner, seyn? — Rec. dünkt es immer, als wäre *dieser* Schritt (wenn ja einer geschehen sollte) der sicherere zum Ziele; glaubt aber doch dem würdigen *Plank* (s. Dessen Schrift: *über Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Hauptparteyen*, Tübingen 1803.) beystimmen zu müssen, wenn er sagt, dass man auch die äussere Vereinigung beider Parteyen nicht allzurasch betreiben, sondern nur darauf denken solle, die Hindernisse derselben wegzuräumen: denn nur allzuleicht ist der, jetzt erloschene, Parteyeifer neu belebt, und es läst sich von der Wirkung des Zeitgeistes, der die bessere Stimmung herbeygeführt hat, sicher noch mehr für die Zukunft erwarten.

Das *zweyte* Gutachten verbreitet sich *„über die Mittel dem sogenannten Verfall der Religion vorzubeugen."* Der Vf. untersucht hier vorläufig, was es mit der Klage über den Verfall der Religion, wenn „Geistliche und Weltleute" sie führen, auf sich habe. Seine Schilderung ist kraftvoll und lebendig, und mit Ausnahme einiger, zu allgemein angebrachter, Züge wahr und treffend. Er giebt zu, dass die sichtbare Abnahme der Theilnehmer an den öffentlichen gottesdienstlichen Zusammenkünften auf eine verminderte Anzahl religiöser Menschen schliessen lasse; dass aber diese doch ein sicheres Mittel wären, auch in andern die Entwickelung religiöser Anlagen zu befördern. Er findet nun aber den Grund des Uebels theils *in der innern Einrichtung der öffentlichen Religionsübungen*, theils *in der Beschaffenheit derer, welchen die Verwaltung derselben übertragen ist.* Beiden zu Hülfe zu kommen, hält er für nöthig, und auf beides sind seine Vorschläge gerichtet. — Mit Recht tadelt er unsern *Kirchengesang*, so wie er ist, und obgleich Rec. nicht alles unterschreiben möchte, was der Vf. über Materie und Form unserer neuern religiösen Gesänge, in Vergleichung mit den alten, sagt, so sind doch die Ansprüche, welche er an den geistlichen Dichter macht, sehr gegründet und der vollsten Beherzigung sehr werth. Auch ist es nicht zu läugnen, dass es zu wünschen wäre, den Gesang einen für sich bestehenden Theil der öffentlichen Andachtsübungen ausmachen zu lassen, aber zu hoffen ist es nicht. — Eben so bestimmt, als gegen unsere Kirchengesänge, erklärt er sich gegen die *gemischten Versammlungen* unserer Zuhörer, und er wünscht, dass es überall so wäre, wie in den Brüdergemeinden, wo die verschiedenen Geschlechter und Stände zu verschiedenen Zeiten zusammenkommen. Aber ohne eine, nicht denkbare, vielleicht auch nicht rathsame, zwingende Veranstaltung, möchte auch dieser Vorschlag, selbst auf *dem* Wege nicht, welchen der Vf. empfiehlt, ausführbar seyn. — Dass der Grund, warum das *öffentliche Gebet und der Gebrauch der Sacramente* im Allgemeinen das nicht leisten, was sie zu leisten bestimmt sind, in der Art liege, wie beides verwaltet wird, kann man, auch ohne die Schuld den Verwaltenden aufzubürden, zugeben. Wer hier helfen *könnte, will* nicht, und wer gern *wollte*, kann nicht immer. Es möchte also wohl nur spät erst — vielleicht *zu spät* — auf das alles Rücksicht genommen werden, was von diesem und mehrern Schriftstellern

schon

schon oft laut genug ist gesagt worden. — In *der Beschaffenheit der Religionslehrer* findet der Vf. eine zweyte Ursache, warum unser Gottesdienst in Verfall gerathen ist, und im Grunde möchte der Sitz des Uebels hier noch gewisser zu suchen seyn, als in der Form unserer Andachtsübungen. Dass die Schilderung von der Beschaffenheit der Geistlichen überhaupt, welche hier gegeben wird, übertrieben nachtheilig sey, und dass die Mehrzahl der Prediger gewiss nicht in diesem schwarzen Schatten stehe, in welchen unser Vf. sie gestellt hat, möchte denn doch leichter zu beweisen seyn, als das Gegentheil. Doch, das eine oder das andere angenommen, Noth thut es immer, auf die Bildung der Mitglieder dieses Standes eine grössere Aufmerksamkeit zu richten, als man ihnen bis dahin gewidmet hat, und es scheint in dieser Hinsicht sehr zweckmässig und ausführbar zu seyn, was in den *homil. kritischen Blättern* (Band XI. S. 361—387.) hierüber gesagt wird. Der Kürze wegen bezieht sich Rec. darauf: denn der Vorschlag unsers Vfs., dass niemand zum Studium der Theologie zugelassen werden solle, der nicht auch einen andern Beruf anzeigt, zu welchem er sich zugleich geschickt machen wolle, und den er dann, wenn er späterhin zur Erkenntniss käme, dass *er* zum Predigtamt, oder (was wohl öfter eintreten möchte), dass *das Predigtamt* für ihn nicht tauge, wählen könnte — ist so beschaffen; dass die Ausführung desselben weder denkbar, noch wünschenswerth seyn möchte. Besser wäre es immer, man gäbe, schon auf Schulen, dem, der Neigung zum Predigtamte hat, die nöthigen Belehrungen über das, was von ihm verlangt und bey ihm vorausgesetzt wird; man bildete dann, wenn er dennoch dabey beharrt, seinen Geist und sein Herz mit steter Hinsicht auf diese Bestimmung aus, und erfände ein Mittel, auch auf der Universität seinen innern Beruf dazu rein zu erhalten, als dass man ihm das gelehrte Studium der Theologie erlassen, und ihm einbilden will, es gehöre *so wenig* zum Prediger, dass er nebenbey noch Medicin oder Cameralia treiben, und doch geschickt genug dazu erfunden werden könne. Der denkende Vf. hat es wohl gefühlt, was dagegen spricht; gefühlt, dass bey der jetzigen Lage des Predigerstandes nur das *residuum* derer, die in dem andern Fache, das sie wählten, nicht ihr Fortkommen absähen, diesem verbleiben würde: aber weil er diess und manches andere nur unbedeutend findet, hat er es zu leicht berücksichtigt und geglaubt, durch das, was er darüber beybringt, *alles* beseitigt zu haben. Rec. scheint das nicht so; aber er ehrt das religiöse Gefühl des Vfs., das sich hier und in mehrern andern Stellen der Abhandlung so deutlich ausspricht; nur wünscht er, dass der an sich richtige Grundsatz, Religion müsse Sache *der Gesinnung* seyn, uns nicht dahin führe, dass wir sie bloss zu einer Sache *des Gefühls* machen.

Berlin, b. Frölich: *Le Margrave Charles et la Marquise de Salmour Balbian.* Anecdote historique du dix-septième siècle. Par *Benoit Patono*, ancien Officier Piémontois. 1804. 10 Bog. kl. 8. (12 gr.)

Der auf dem Titel erwähnte Markgraf Karl, eigentlich Karl Philipp, geboren 1672., war das vierte Kind des grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, das er mit seiner zweyten Gemahlin, Dorothea von Holstein-Sonderburg-Glücksburg, erzeugte. Sein Bruder, Kurfürst Friedrich der dritte, nachheriger erster König von Preussen, vertraute ihm den Oberbefehl über die Brandenburgischen Truppen an, die er im J. 1695. dem Herzoge von Savoyen gegen die Franzosen zu Hülfe schickte. In Turin verliebte sich der Prinz in Katharina Maria de Balbiano (nach andern Balbiani), verwittwete Gräfin von Salmour, und liess sich in der Venerie bey Turin auf eine tumultuarische Art mit ihr trauen. Aber sehr bald ward diese Verbindung von dem Kurfürsten durch den Herzog von Savoyen getrennt, indem man die Dame in das Kloster zum heil. Kreuz einsperrte, aus dem sie nach einiger Zeit entkam, Savoyen verliess, und fortfuhr, sich Markgräfin von Brandenburg zu nennen; wovon man Brandenburgischer Seits weiter keine Notiz nahm. Der Prinz war noch während ihres Aufenthalts im Kloster zu der Belagerung der Festung Casal abgegangen, nach welcher er noch in demselben Jahr am $\frac{13}{23}$ Julius mit Tod abging. Genauere Umstände von dieser Begebenheit lieferte, unsers Wissens, zuerst Hr. Kanzler *le Bret* in seinem Magazin Th. 7. S. 520—531., und zwar, wie es in der Vorrede heisst, *aus einer savoyischen Nachricht*, die man als sehr echt gerühmt habe. Vier Jahre hernach liess der verstorbene Hofrath *Schmidt*, genannt *Phiseldeck*, das italiänische Original abdrucken in seinen historischen Miscellaneen Th. 2. S. 209—216. Die in jenem Magazin befindliche Nachricht ist in Nebenumständen etwas ausführlicher. Das Original hat indessen doch in anderm Betracht einen höhern Werth, welcher noch dadurch verstärkt wird, dass der Herausg. drey von der Italiänerin französisch geschriebene Briefe an den Kurfürsten, an die Kurfürstin und an den Oberpräsidenten von Danckelmann zugleich mit vorlegt. Sie sind ohne Datum, scheinen aber bald nach der Verweisung in das Kloster und noch beym Leben des Prinzen geschrieben zu seyn. Ob nun der zu Berlin privatisirende Hr. *Patono*, von dem das gel. Deutschland noch ein Paar Schriften angiebt, diese Quellen benutzt habe, giebt er nicht zu erkennen: wohl aber spricht er in der Vorrede und S. 139. von *gedruckten* (?) Briefen der Marquise an den Markgrafen, die ihn auf den Entschluss geführt hätten, diese *historische Anekdote*, oder vielmehr diesen *Halbroman*, zu schreiben. In der Vorrede (S. III.) sagt er selbst, er habe dem historischen Stoffe Dichtungen oder *quelques episodes et un denouement romanesque* beygefügt. Die romanhafte Entwickelung besteht darin, dass er seinen Helden bey einem Sturm auf die Festung Casal durch eine feindliche Kugel sterben lässt. Er verfährt hierin doch — wie sollen wir sagen? — ehrlicher oder aufrichtiger, als unsere deut-

deutschen Halbromanisten, indem er in einer Note zu S. 128. seine Erdichtung gesteht; zugleich auch bescheidener, weil er sich einen *Romancier très-indigne* nennt.

Die von Hn. *P.* sogenannten *Episoden* möchten wir lieber, wenigstens zum Theil, *Auswüchse* nennen. Der ganze Eingang zu der Schrift ist ein solcher, ein weitschweifiges Ding, das sich mit weit weniger Worten interessanter hätte darstellen lassen. Erst S. 10. erscheint sein Held. Ein solcher Auswuchs ist auch die S. 2 f. vorkommende Note, die aber eine richtige und vielleicht hier zum erstenmal gemachte Bemerkung enthält, dass nämlich fast alle vorzügliche Generale des Hauses Oestreich Italiäner waren, die der Vf. alle nach einander nennt, und wodurch Rec. überrascht wurde. Am Ende setzt er noch hinzu: *Et ce modeste et bienfaisant Héros, qui est la gloire, le soutien, et l'esperance de sa maison, l'Archiduc Charles en un mot, où est-il né? à Florence qui doit s'en enorgueillir.* Sein Patriotismus läfst ihn noch Folgendes beyfügen: *Ce ne sont pas les grands hommes qui ont manqué à l'Italie morcelée, mais ce sont la concorde et un patriotisme eclairé, unanime, et toujours dirigé vers le même bout.* — Einer der stärksten Auswüchse findet sich S. 33—55., wo der Vf. das Kamaldulenserkloster bey Turin, wohin er den Markgrafen Karl sich verirren läfst, ausführlich beschreibt; was man übrigens mit Vergnügen liest, wie denn Hr. *P.* in der That eine gute Erzählungsgabe besitzt. — Auffallend ist es, wenn S. 120 bis 122. alle bey der Belagerung der Festung Casal gebliebene Savoyische und Piemontesische Officiere genannt werden; doch bittet der Vf. in der Anmerkung deshalb um Verzeihung, und meynt, die Leser, die so etwas nicht interessire, könnten es ja überschlagen. Derselbe Fall möcht' es wohl auch bey manchem seyn in Betreff der Beerdigung des Markgrafen, die mit einer Menge geringfügiger Umstände verbrämt und überdiess ganz erdichtet ist, da man aus der Geschichte weis, dass der Leichnam nach Potsdam gebracht, und dort beygesetzt worden ist. — Seine Heldin läfst er, auch geschichtswidrig, neun Monate nach ihrem Geliebten im Kloster sterben.

## SCHÖNE KÜNSTE.

Arnstadt u. Rudolstadt, b. Langbein u. Klüger: *Idonie, oder das Käftchen mit der Chiffer.* Eine Geschichte aus den Papieren eines Freimaurers. *Zwey* Thle. 1804. 36 Bog. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Idonie ist die Frucht einer ehelichen Verbindung, die zwischen einem jungen Grafen und einer Prinzessin auf ihrer Flucht, gegen den Willen der Aeltern der letztern, geschlossen worden. Das Kind wird, um es den Verfolgungen seiner mütterlichen Verwandten zu entziehen, in einer Schachtel an der Thüre eines Landpfarrers ausgesetzt, der es aufnimmt, gut erzieht, und das dem Kinde beygelegte, mit einem Chiffre bezeichnete Käftchen, welches die Beweise seiner Abkunft enthält, aufbewahrt. Die Begebenheiten dieser Idonie sind es, die in diesem Roman eben so abenteuerlich romantisch, und in einer eben so geschmackwidrigen Manier erzählt werden, als die Geschichte der moldauischen Prinzessin im Syrius oder Bohemann (f. A. L. Z. 1805. Nr. 228.), dessen Vf. wahrscheinlich auch der Urheber dieser Idonie ist. Auch hier treibt ein zweyter Bohemann, ein Geister citirender Freymaurer, Willmanns, ehemaliger Hofmeister von Idoniens Vater, sein Wesen, und an Gespensterscenen, Entführungen, Ueberfällen, Dolchstichen, Mordbrennern, Banditen ist kein Mangel. Die eigentliche Geschichte der Heldin dieses Romans hätte sich auf wenige Bogen bringen lassen; den gröfsten Theil desselben nehmen Episoden ein, die entweder gar keinem, oder nur sehr entferntem Zusammenhange mit jener stehen. Dahin gehört die Liebesgeschichte des Vfs. selbst, und seiner Caroline Zangemeister, der auch dieses Buch dedicirt ist, und die er bey Ingersleben, einem Gothaischen Dorfe kennen lernte; die Begebenheiten einer italiänischen Gräfin, Isidore, welche wieder die Abenteuer ihrer Freundin u. Landsmännin, Gräfin Amalie, die sich in eines Amtmanns Sohn verliebt, dem sie zur Stelle eines Amts-Adjunct. verhilft, mittheilt, und die von Wort zu Wort aus einer andern Schrift entlehnten Nachrichten von der Freymaurerey, besonders aus der Schröpferschen Periode, mit welchen Willmanns Isidoren und Idonien, die er sogar in den Orden aufnimmt, und in allem Ernste Geister sehen läfst, unterhält. Das Ganze ist ein Gewebe einer ungezügelten Einbildungskraft, und eines noch ungebildeten Geschmacks. Ihre Geschichte erzählt die italiänische Gräfin Amalie, von der man jedoch nicht erfährt, ob sie je zuvor den deutschen Boden betreten hatte, so, als ob sie mitten unter uns vorgefallen wäre; sie singt sogar mit ihrem Geliebten Lothario deutsche Arien. Phrasen wie folgende, die in grofser Menge vorkommen, sollen wohl anzeigen, dass dieser Roman in *Jean Pauls* Manier, oder im Geiste des Vfs. des *goldnen Kalbes* geschrieben sey: „Ein lieblicher Traum hing über meinem Leben, wie ein Vorhang Raphaels, hinter dem sich mir die Gottheit verbarg, und der nicht all' ihre Glorie bedecken konnte. Neben diesem schossen Strahlen in meiner Seele hervor, vor denen ich knien mochte, gleich einem anbetenden Engel." — „Ich blicke rings umher, und sehe immer nur dich im tausendwinklichen Spiegelkasten meines Existenzcubus." — „Die Menschen sehen den höhnend an, der seine Empfindungen laut werden läfst; und die Staub- und Dämpfdecke auf dem Flügelfortepiano seines Herzens ein wenig zu lüften wagt." Wer sich von des Vfs. Gefühl des Schicklichen und Anständigen einen Begriff machen will, muss die Erzählung der Gräfin Isidore von einem nächtlichen Besuche, den sie im Bette von einer Erscheinung, einer weissen Gestalt, erhielt, selbst lesen; wir scheuen uns, sie hier zu wiederholen.

Num. 130.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. Junius 1806.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Der Freund des grauen Mannes.* Auch eine Volksschrift. *Erstes* bis *zwölftes* und letztes Stück. 1800 — 1805. 1138 S. 8. (3 Rthlr.)

Der *graue Mann* des Hn. Hofr. *Jung* ist allerdings, wie in der A. L. Z. 1805. Nr. 181 — 83. gezeigt ward, eine Schrift, die Aufmerksamkeit verdient. „Aber," dachte Rec., als ihm auch dieser Freund des grauen Mannes zugeschickt ward, „könnte man nicht selbst des Guten zu viel bekommen, und wäre es nicht für einmal an dem grauen Manne genug?" Indessen musste nun auch diese Schrift gelesen seyn, und Rec. eilt, nach vollendeter Lesung derselben Bericht davon abzustatten. So wie er schon früher glaubwürdig gehört hatte, ist Hr. Professor *Rulemann Eylert*, Pastor emeritus zu Hamm in der Grafschaft Mark, Vf. dieses Buchs, und die eigne Bekanntschaft mit den sämmtlichen zwölf Stücken derselben hat ihm nicht nur diese Nachricht bestätigt, sondern ihn auch überzeugt, dass diess ohne Indiscretion hier gesagt werden darf; auch setzt die Kenntniss des Umstandes, dass ein aus seinen Amtsgeschäften ausgetretener *Greis* die Musse, deren er am Abende seines Lebens geniesst, zu dieser Arbeit anwendet, den Leser dieser Zeitung schon vorläufig in den Stand, sich eine etwas bestimmtere Vorstellung von dem vermuthlichen Gehalte des Werks zu machen, und stimmt ihn zum voraus zu einer gewissen Nachsicht und Milde des Urtheils, wenn der Vf. deren bedürfen sollte; ist ihm also eher vortheilhaft als nachtheilig. Doch zur Sache. Auf dem Umschlage des *ersten* Stücks wird gesagt: „der graue Mann habe viele gute Freunde, einer derselben wolle ihn begleiten, und wünsche unter seiner Empfehlung auch gut aufgenommen zu werden; zudringlich wolle er nicht seyn; nur wenn er erfahre, dass er nicht ganz unangenehm komme, wolle er sich jährlich vier oder sechsmal einfinden." Diese bescheidene Ankündigung gefällt. In dem Buche selbst hat der herzliche und fromme Ton der Zueignungen der einzelnen Stücke an gewisse genannte und ungenannte Personen dem Rec. ebenfalls wohlgefallen; auch glaubt er gerne, dass der Vf. es mit dem Christenthum redlich meyne, und dass es ihm bey niemanden so wohl sey, als bey Menschen, von denen er glauben kann, die Sache Jesu liege ihnen eben so sehr, als ihm am Herzen. Allein darum kann er doch diesem Werke so wenig als dem grauen Manne selbst Geschmack abgewinnen; und folgende kurze Angabe einiger Proben von dem darin Gefundenen wird manchen Leser überzeugen, dass ihm diess nicht so sehr zu verdenken, oder gar als Zeichen einer übeln Gesinnung gegen den christlichen Glauben auszulegen sey. Schon das, dass unser Vf. mit *Ernst Uriel von Ostenheim*, dem grauen Manne, dessen Denkart in diesen Blättern hinlänglich beleuchtet ist, so ganz sympathisirt, alles heilig und gerecht findet, was dieser Mann sagt und thut, ist ein sehr übler Umstand, und wird ihm das Zutrauen vieler entziehen, die sonst seine Frömmigkeit lieben und schätzen würden. Auch hält Rec. dafür, dass noch ganz andre Dinge in dem *Freunde des grauen Mannes* zurückzunehmen und abzubitten wären, als dass er S. 63. (vgl. mit S. 192.) gesagt hatte, „*die meisten Frauenzimmer in Schwaben hätten Kröpfe.*" Warum drückt er sich an manchen Orten so *hart* über andre aus? Oder so *übertrieben*, wie, wenn er S. 580. sagt, dass man auf christlichen Kanzeln von Jesu *fast gar nichts mehr höre.* Warum vergilt er sogleich Böses mit Bösem, wenn etwa einer sich in unartigem Tone über den *grauen Ueberrock* aufhält, den er, eben so wie es einst unter jungen Leuten Mode war, gelbe Weste und Hosen zu tragen, weil Werther solche trug, dem Hn. *Baron von Ostenheim* nachträgt? Es sind nach S. 4. „belletristische *Gassenbuben*, die wegen dieses Ueberrocks mit Koth nach ihm werfen." Die Gegner *Lavaters* werden S. 85. 86. ebenfalls „*Buben*," ja „*satanische Menschen*" genannt, wobey Rec. noch bemerken muss, dass der Vf. sich sehr irrt, wenn er glaubt, *L.* habe auf das gegen ihn Geschriebene gar nicht geachtet, und sich wohl gehütet, etwas darauf zu antworten; er hat im Gegentheil seinen Gegnern bey jeder Gelegenheit einen Becher voll *Zornwein* eingeschenkt und ihnen davon reichlich zu schmecken gegeben. Inzwischen wenn man auch hiervon wegsehen wollte, weil man im Eifer manchmal ein Wort zu viel sagt, womit man es nicht so genau nehmen darf: so erhebt sich doch in anderer Rücksicht der Ton und Geist dieser Schrift eben so wenig beträchtlich über den grauen Mann, dessen Begleiterinn sie ist. Hr. *E.* bindet genau so wie Hr. *J.* bey jeder Gelegenheit mit freyerdenkenden Theologen an, die, wie sich am Rande versteht, in allen Stücken gegen ihn den Kürzern ziehn müssen; er disputirt wie Hr. *J.* nur gar zu gerne mit philosophischen Moralisten, welche das natürliche Verderben des Menschen bey ihren Moralsystemen zu wenig in Anschlag bringen, und ob er ihnen gleich mitunter schöne Complimente macht, und ihnen gewöhnlich anfangs gewissermassen Recht giebt, so bekommen sie am Ende doch immer Unrecht.

recht. Indessen muss man bekennen, dass Hr. *E.* als Theologe, mithin als Mann vom Fache, weniger Blössen als Hr. *J.* giebt, der nur ein Dilettante im Fache der Theologie ist; dagegen ist sein *Freund des grauen Mannes* nicht so unterhaltend zu lesen, wie der graue Mann selbst, und Hr. *E.* muss den rechten Ton für das Publicum, das solche Bücher liest, nicht recht getroffen haben: denn während Hn. *J's grauer Mann* sich noch immer eines *großen Publicums* erfreut, muss Hr. *E.*, dessen Arbeit sich gewiss neben der des Hn. *J.* gar wohl sehen lassen darf, S. 1061. 62. klagen, „dass die Anzahl seiner geliebten Leser und Freunde dergestalt abgenommen habe, dass er *aufhören* müsse, ob er gleich noch manches auf dem Herzen hätte;" und er verhehlt es nicht, dass es ihm wehe thue, „dass das *Volk des Herrn* nicht fester zusammenhält, manchen christlichen Schriftsteller *isolirt* wirken lässt, und sein *Freund des grauen Mannes* sogar von *vielen christlichen Freunden* dem Verleger aufgekündigt worden ist." Auch sieht Rec. aus dem *sechsten* Stücke, dass schon vor Erscheinung desselben verschiedene Freunde des Vfs. dafür hielten, sein Buch befriedigte den eigentlichen *Gelehrten* nicht, und das *Volk* verstünde es nicht; ein andrer Freund des Hn. *E.* glaubte aber, die Schrift wäre auf *Gebildete*, die sich für aufgeklärt hielten, berechnet, und für diese, durch Lectüre ohne Tiefe und Gründlichkeit halbverdorbenen Leser wäre sie recht nützlich, *was Hn. E. aus der Seele geschrieben war*, dem Rec. aber gar nicht einleuchten will, indem diese Klasse des Publicums gewiss nicht nach dem *Freunde des grauen Mannes* greifen wird, um ihrer Einbildung auf seichtes Wissen, und ihrer ohne eignes Denken zufällig aufgegriffenen, nur halbwahren Ideen los zu werden. Im Gegentheil fürchtet Rec., dass dieser Theil der Lesewelt durch vorliegende Schrift in ihrer Denkart nur noch befestigt werden würde; und ihre *Verstockung* wünscht doch der menschenfreundliche Vf. nicht. Was würde sie z. B. zu der *methodistischen Bekehrungsgeschichte* sagen, die in dem *vierten* und *fünften* Stücke dem Rev. *John Newton* zu London nacherzählt worden ist? Ach *ihre* Belehrung würde dadurch, wie zu befürchten steht, nur noch weiter hinausgerückt werden. Und was würde sie sagen, wenn sie S. 377. läse, dass Judas, der Verräther Jesu, in einem Gedichte eines „*beliebten* Dichters der Vorzeit" sagt: *Ich Hund hab' meinen Gott verrathen!* Was sagen, wenn sie S. 832. auf ein geistliches Lied stiesse, in welchem der unbekannte Vf. dem Erlöser sagt, Er möge sich selbst die Mühe nehmen, ihn zu bessern? (*Mein Herz*, heisst es, *taugt nichts von Anbeginn, ich kanns nicht besser machen; mach du dir selber was daraus!*) Doch es ist überflüssig, ein Mehreres aus dieser periodischen Schrift auszuheben, da sie nun *aufgehört* hat, und selbst viele Freunde des Hn. *E.* (offenbare Laodiceer?) müde geworden sind, sie länger zu halten. Eine *Parentation* zum Andenken der Verblichenen zu halten, haben wir keinen Auftrag bekommen, ob wir gleich nicht bergen können, dass es ein ungerechtes Urtheil wäre, wenn man daraus, dass sie in ihre Ruhe eingegangen ist, der *graue Mann* hingegen und ähnliche periodische Schriften immer noch ein guter Verlagsartikel sind, schlösse, dass sie weniger Werth als ihre glücklichern Geschwister hätte: denn diesen möchte man vielmehr bey dem Ende ihrer verewigten Schwester zurufen: „*Seyd nicht stolz, sondern fürchtet Euch!*" Auch darf Rec., um der Wahrheit ihr Recht widerfahren zu lassen, nicht verschweigen, dass Hr. *E.* über *das Heidnische in dem katholischen Cultus* (S. 834 ff.) eine recht gute Abhandlung geliefert hat, womit er sich aber freylich bey dem *Volke des Herrn* in der *katholischen* Kirche nicht gerade empfohlen haben wird, indem selbst wohldenkende Katholiken, ob sie gleich die Missbräuche ihrer Kirche genau kennen, es doch nicht gut vertragen können, wenn dieselbe von *Protestanten* zum Sitze des Heidenthums gemacht wird. Ferner hat Rec. in dem, was über *Petri Verläugnung Jesu* und *Judä Verrath* vorkommt, einzelne gute praktische Bemerkungen angetroffen; weniger sind dem Vf. *poetische* Bearbeitungen biblischer Geschichten gelungen; sein durch mehrere Stücke durchgeführter *Nathanael* hat vielleicht seiner Schrift mit den Tod zugezogen; schon das Sylbenmass ist unglücklich gewählt; wer kann es lange aushalten, in einem Gedichte zu lesen, das von Anfang bis zu Ende folgendes Sylbenmass hat:

„In dieser traurigen Lage<br>
Fand sich Nathanaels Geist nicht;<br>
Doch war sein Inneres jetzo<br>
So stark vom Grame durchdrungen" u. s. f.

Der *ästhetische* Geschmack scheint überhaupt in dem Vf. nicht zur völligen Reife gediehen zu seyn; unmöglich hätte er sonst seine ganze Schrift mit den herzbrechenden Reimen beschliessen können:

„*Ein jeder etwas hat*, worin er ist verliebet;<br>
Ein jeder etwas hat, das ihm Gesellschaft giebet;<br>
Ein jeder etwas hat, das ihm verkürzt die Zeit;<br>
Ein jeder etwas hat, worin er sich erfreut;<br>
Ein jeder etwas hat, worauf er stützt und trauet;<br>
Ein jeder etwas hat, das er am liebsten schauet.<br>
Was wähl' ich mir denn nun?<br>
O Jesu, du allein,<br>
Du sollst mein Schatz, mein Gut, mein Trost, mein Alles seyn."

Rec. glaubt hier füglich seine Anzeige *schliessen* zu können; nur erlaubt er sich noch eine Bemerkung. Hr. *E.* sagt S. 191., dass der am 3. März 1800. verewigte Dr. und Prof. *Berg* zu Duisburg auf seinem Todbette auf die grosse Gelehrsamkeit, die er besass, gar keinen Werth gelegt, und dass der Prof. *J. J. Ulrich* zu Zürich sterbend alles zu vergessen gewünscht habe, nur Christum nicht. Diess mag nun für Sterbende die grösste Weisheit seyn; nur bittet Rec. den Vf., diese Verachtung aller Wissenschaft und Gelehrsamkeit niemanden früher als auf dem Todbette zu empfehlen; er selbst, Hr. *E.*, würde ja hoffentlich weder Professor noch Prediger geworden seyn, wenn er nicht mit dem: „*Christum lieb haben*," auch ein gelehrtes „*Wissen*" verbunden hätte; und nicht durch blosses

blosses Glauben, Lieben und Hoffen ward *Berg* der grosse Orientalist, den die gelehrte Welt in ihm verehrte.

Nürnberg, b. Raw: *Taschenbuch für Freunde des Christenthums.* Auf das Jahr nach Christi Geburt 1805. Von Dr. *Joh. Heinr. Jung Stilling*, kurbadenschem Hofrathe zu Heidelberg. (Mit dem Bildnisse des Kurfürsten von Baden.) 160 S. 12. Geheftet, und mit einem Futterale versehen. Dasselbe auf d. J. 1806. 180 S. 12. (10 gr.)

Es fehlte, laut dem Vorberichte, immer noch an einem Almanache für Leser, *denen Christus Alles in Allem ist.* Diese Lücke in dem deutschen Buchhandel wollte der Vf. ausfüllen, und findet dieser *erste* Versuch bey *solchen* Lesern Beyfall: so soll jährlich eine Fortsetzung folgen. Hr. *J.* führte seinen Anfangsversuch nach folgendem Plane aus: Die ersten Blätter enthalten die gewöhnliche Kalenderarbeit; der heidnische Kalender eines *Fabre d'Eglantine*, den selbst in Frankreich nur noch der 18. Brumaire auf kurze Zeit schützen konnte, ist natürlich weggelassen. Dann folgen zwölf Abschnitte, nach den zwölf Monaten; in jedem wird ein *Räthsel* zu erbaulichem Nachdenken aufgegeben, und auf jeden Tag ist ein *Denkspruch* bestimmt, der dem gottsuchenden Leser Anlass zu guten Entschlüssen und ihrer Ausführung geben kann. Die Auflösung der Räthsel folgt in dem nächsten Jahrgange. Hr. *J.* berichtigt hierauf zwey *scheinbare Unrichtigkeiten* in der biblischen Zeitrechnung. Auch hier äussert er sich in Ansehung der Zukunft des Herrn dahin, dass sie *spätstens* im J. 1836. eintreffen werde; „unsre Zeitumstände bringen diese Vermuthung, wie der Vf. versichert, *beynahe zur Gewissheit;* aber ich darf mich jetzt noch nicht weiter wagen, bis sich die Zukunft mehr entwickelt." Ueber die *heilige Siebenzahl* werden ebenfalls einige Bemerkungen mitgetheilt; auch verschiedene religiöse Gedichte, eine merkwürdige und wahrhafte Geschichte von einem ehemals armen Bauernknaben aus dem Elsasse, und Nachrichten von der sel. Frau Geh. Räthin *Cranz*, geb. *von Savigny*, aus Zweybrücken, finden sich in diesem Almanache. Es erhellt freylich nicht aus den letztern Nachrichten, dass diese Dame gerade das Stillingsche Christenthum zu dem ihrigen gemacht habe, und es wäre also möglich, dass sie die an ihr gerühmten guten Werke ausgeübt und die ihr zugeschriebenen Tugenden besessen hätte, ohne dass der allein seligmachende Glaube, ohne den alle Tugenden nur glänzende Laster sind, diese moralischguten Eigenschaften geheiligt hätte; allein da sie in diess Taschenbuch aufgenommen wurden: so müssen alle Zweifel, die man diessfalls noch hegen könnte, weichen. Ausgezeichnete Vorzüge wird kein Erleuchteter bey einem Anfangsversuche voraussetzen. — Wir wollen nun sehen, wie es mit dem *zweyten* Jahrgange steht. In Hinsicht auf diesen geben wir mit Vergnügen den *Freunden des Christenthums* die Nachricht, dass sie von nun an bey ausgezeichneten Verdiensten um die christliche Kirche die Aussicht haben, nach ihrem Tode in das Pantheon des *Kalenders dieses Taschenbuchs* aufgenommen zu werden. Der Wunsch, dass dem Verdienste diese Krone geflochten werden möchte, lag schon lange in des Vfs. Seele verborgen; glücklicher Weise hat er es nun selbst in seiner Macht, diesen Wunsch auszuführen, und bereits hat er in den Kalender für 1806. *dreyssig Namen* frommer und verdienstvoller Personen, auch *Lavaters*, aufgenommen, denen nun natürlich diejenigen, welche bis dahin ihren Platz einnahmen, weichen mussten. Bey diesem *jüngsten Gerichte* ist inzwischen unserm *Todtenrichter* etwas Menschliches begegnet. *Abel*, das erste Vorbild auf den grössten Blutzeugen, und *Seth*, zu dessen Zeit man anfing zu predigen von des Herrn Namen, oder sich nach ihm zu nennen, also auch ein heiliger Name in der von Gott eingegebenen Schrift, die bis dahin in dem Besitze des *zweyten Januars* waren, wurden durch den freylich übrigens braven Toggenburger, *Ulrich Zwingli*, verdrängt. Wir bitten inständig, diese biblischen Männer nicht so eigenmächtig aus dem Kalender herauszuwerfen, und noch dazu um eines Mannes willen, der nach der Meinung der katholischen Kirche, in welcher auch Kinder Gottes sind, die gräulichste Verwüstung in Gottes Heiligthum angerichtet hat. Hr. *Jung* restituire in dem nächstkünftigen Taschenbuche die depossedirte Unschuld *in integrum.* Darauf müssen wir im Namen aller Freunde des Christenthums ernstlich antragen. Es ist übrigens auch in andrer Rücksicht kein übler Einfall, andre Namen in den Kalender einzuschieben: denn es müssen doch einige biographische Notizen von den Leuten gegeben werden, die diese Namen tragen. Diess füllt schon einen nicht unbeträchtlichen Theil des Taschenbuchs, und wenn der Vf. jedes Jahr dreyssig neue Namen in die Ehrenlegion seines Almanachs aufnimmt: so ist ihm dadurch auf zwölf Jahre der Stoff für einen Theil des Taschenbuchs schon gegeben. Dass wir ihm diesen Stoff neidisch missgönnen, wolle der billig und christlich gesinnte Vf. nicht denken: denn es ist unser wahrer Ernst, dass er durch diese kurzen Nachrichten in seinem Publicum allerhand historische Kenntnisse verbreiten kann. Die in dem vorjährigen Taschenbuche aufgegebenen *Räthsel* sind in dem diessjährigen erklärt, und wieder zwölf neue Räthsel in Hexametern (mitunter mit Daktylen, wie: jungfräulich) aufgegeben, über deren jedes man einen Monat nachdenken kann. Wir müssen unsers eignen Vortheils wegen diese Räthsel unterdrücken, weil die Leser leicht unsre Rec. darüber vergessen könnten. Dagegen müssen wir einige der *Jung*'schen *Sprüche auf jeden Tag im Jahr* anführen. Derjenige, welcher auf den 14ten Januar fällt, ist wegen eines mit Dinte corrigirten höchst auffallenden Druckfehlers merkwürdig. Es sollte heissen: *Hast du ein Heimathsgefühl* (Anspielung auf *Stillings* Heimweh-Buch) *bey dem Gedanken an Christum, so freue dich!* Statt *Heimathsgefühl* ist aber gedruckt *Heirathsgefühl!!* Weiterhin stösst man auch auf folgende Sprüche: *Das arme Sünder-Gefühl leistet alles.* (Doch nicht immer ein vortreffliches

liches Taschenbuch?) *Studire so lange an deinem Herzen, bis du gefunden hast, du seyst der größte Sünder.* (Hierbey ist aber zu bemerken, *a*) dass, wenn diess jeder thut, es gar keine Schande ist, sich als den *größten Sünder* zu betrachten, *b*) dass die alle Gestalten annehmende Eitelkeit manches Frommen sich eben in dem Gedanken, der *größte* Sünder zu seyn, unendlich gefällt. Hier gelte also der folgende Spruch: *Gefällt dir etwas an dir*, z. B. dass du der grösste Sünder bist, *so fürchte dich!* Und ein anderer weiter unten: *Wer sich am tiefsten bückt, ist oft am stolzesten.*) *Ein christlicher Christushasser ist satanischer Natur.* (Der Vf. wollte sagen: Ein Christushasser in der Christenheit ist satanischer Natur; aber wenn sein Hass wie bey Saulus nur *Unverstand, Kurzsichtigkeit* wäre?) *Was ist stärker als Gott? Die Liebe.* (Diess ist nach unserm Dafürhalten baarer Unsinn. Nach Johannes ist *Gott selbst* die Liebe. Wie kann denn die Liebe *stärker* als Gott seyn? Und wie kann man sich Gott *ohne Liebe* denken?) *Das Blut Christi macht das Seelenkleid weiß, hell und glänzend: Ein großes und wahres Geheimniß* (das man aber enthüllen sollte, da Christus nicht eine *Ver*hüllung, sondern eine *Ent*hüllung seinem Knechte Johannes gegeben hat). Solcher Sprüche könnten noch viele ausgehoben werden, wenn Raum dazu da wäre. Dass dagegen auch manche gute und lehrreiche Sprüche vorkommen, wird man leicht denken; es müsste ja auch traurig seyn, wenn es anders wäre. Einige religiöse Poesieen finden sich am Ende dieses Taschenbuchs, und vorher lieset man noch eine Abhandlung über die in Aegypten entdeckten *Thierkreise*, aus denen man folgern wollte, dass die Erde viel älter sey, als die Bibel angiebt. Diess wollen wir übergehen, und verbitten uns nur die Artigkeit vom Vf., wenn er mit Rücksicht auf diese Recension den Spruch anführen sollte: *Satan lügt, auch wenn er die Wahrheit sagt.* Denn wir wollen ihm sogleich mit einem andern Spruche aus seinem Taschenbuche antworten, welcher also lautet: *Gieb nie dem Satan die Schuld, sondern dir selbst!* –

## KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Schneeberg*, in d. neuen Verlagsh.: *Darstellung der vorzüglichsten Gelehrten des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, nebst dem Bemerkungswürdigsten ihrer Schriften, und den interessantesten Begebenheiten, welche sie veranlasste(n), sich in einem wichtigern (?) Lichte zu zeigen.* Ohne Jahrzahl, aber 1804. 5½ Bog. kl. 8. (9 gr.) — In welcher Absicht oder wem zum Besten dieses Büchlein zusammen geschrieben worden sey, findet man nirgends gesagt. Für Gelehrte ist es nicht: denn es enthält allbekannte Literarnotizen. Für Ungelehrte kann es auch nicht seyn; in diesem Falle müsste es minder trocken und mager seyn, und mehr Anziehendes haben. Auch kann es solchen, die gelehrt werden wollen, nicht nützen: denn, ausser der eben erwähnten, zurückstossenden Eigenschaft, ist es viel zu nachlässig und fehlervoll, sowohl von Seiten des Vfs., als des Setzers und Correctors ausgefallen. Ueberdiess werden Schriftsteller darin angeführt, die keineswegs unter die vorzüglichen, geschweige unter die *vorzüglichsten*, wie sie der Titel ankündigt, gehören. S. 54. sagt der Vf. selbst von einem *Hartmann Scholf* (einer von den vielen argen Druckfehlern, statt *Schedel*), er verdiene unter die *unbedeutendsten* Schriftsteller gezählt zu werden; welches jedoch mit diesem nicht einmal der Fall ist. Von *Margarethen von Oestreich*, einer Tochter Kaisers Maximilian I., wird S. 54. gesagt, sie verdiene unter den Gelehrten des sechszehnten Jahrhunderts *zuerst* angeführt zu werden. Soll man diess Unwissenheit oder Galanterie nennen? Auf der andern Seite vermisst man sehr merkwürdige Männer, z. B. die beiden *Pithou*, die *Manucci*, *Franz Hotman*, *Fulvius Ursinus*, *Arias Montanus*, *Foglieta*, *Tycho Brahe*, *Just. Lipsius*, und sehr viele andere. — Von Nachlässigkeiten im Stil, wie z. B. S. 3. Gerson schrieb viel, aber *meistens lauter* kleine Tractate, und wohin auch die französischen Wörter: *Attachement*, *Debauchen*, *fameux* (ein Lieblingswort des Vfs.) gehören, wollen wir nichts Näheres erwähnen: desto mehr erfordert es unsere Pflicht, Beyspiele von Sachfehlern zu geben. So werden S. 48. *Plinii Hist. Nat.* und *Epistolae* Einem Römer dieses Namens beygelegt. — S. 51. wird gesagt, *Joh. Müller* werde *Regiomontanus* genannt von einem Dörfchen im Trierischen, dessen Name noch dazu verschwiegen wird, da er doch, wie selbst Anfänger wissen, diesen Beynamen von dem Städtchen Königsberg in Franken erhalten hat. — S. 84. stösst man auf etwas ganz Neues. Der Franzose *Isaak Casaubonus* wird zu einem deutschen Landsmann umgeschaffen: denn er ist von *Greifswalde* gebürtig. — Der deutsche Name des grossen Humanisten *Konrad Celtes* (S. 49.) war nicht *Meissel*, noch viel weniger *Meusel*, wie dort mehrmals wiederholt wird, sondern *Pickel*. — *Theodore de Nimes* (S. 10.) soll vermuthlich *Theodoricus de Niem* oder *Nihem* seyn. — Was mag sich wohl der Vf. S. 36. bey folgenden Worten gedacht haben: „Er besass ein erstaunendes Gedächtniss und transcendentale Memorie?" — Die S. 37—40. eingeschaltete Notiz von der Familie *Medici*, nicht *Medicis*, ist sehr hölzern und flach. — Endlich müssen wir noch beweisen, dass das Schriftchen von Druckfehlern wimmelt, wenn es nicht überhaupt ganz und gar Ein Druckfehler ist. Schon der Titel prangt mit einem, und dann dürfte schwerlich eine Seite ohne einen oder einige gefunden werden. Nur einige der ärgsten! *Festura* statt *Festum*; *Duxain* st. *Dupin*; *Tosta* st. *Tostatus*; *Aquila* st. *Avila*; *Stämmerlien* st. *Hümmerlin*; *Orcumensisch* st. *Oecumenisch*; *Bouxen* st. *Brixen*; *Angehus* st. *Angelus*; *Bagle* st. *Bayle* (gewöhnlich ist er *Bagle* gedruckt); *Angilus* st. *Annius* von Viterbo; *Aruo* st. *Struv*; *Fridhemius* st. *Trithemius*; *Paul Joverius*, auch *Javius*, st. *Jovius*; *Böcatin* st. *Boccalini*; *Spiess-Stammer* st. *Spiesshammer*; *Burkheimer* st. *Pirkheimer*; *Rodavinus* st. *Rhodiginus*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 9. Junius 1806.*

## RECHTSGELAHRTHEIT.

Ulm, in d. Stettin. Buchh.: *Vermischte Abhandlungen über Gegenstände der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit.* Von *K. G. Neundorf*, vormals erstem Raths-Konsulenten in der Reichsstadt Esslingen. 1805. 275 S. 8. (16 gr.)

Gründliche Rechtskenntnisse, eine ausgebreitete Belesenheit, und ein guter, correcter Vortrag zeichnen diese Abhandlungen vortheilhaft aus; und wenn die darin dargestellten Gegenstände auch nicht immer das Lob der Neuheit haben: so gebührt ihnen doch das Verdienst der Deutlichkeit und einer belehrenden Zusammenstellung interessanter Rechtswahrheiten. I. *Gedanken über das Fehlerhafte in dem Zeugenverhör, und Vorschläge zur Verbesserung desselben.* Der Vf. eifert mit Recht gegen den hin und wieder eingeführten Gerichtsgebrauch, die Zeugen von einem einzelnen Commissär vernehmen zu lassen. Dass die Parteyen selbst bey der Vernehmung zugegen seyn sollen, hält Rec. deswegen für bedenklich, weil dadurch leicht auf der einen Seite Zwistigkeiten und Feindschaften gestiftet, auf der andern aber die Zeugen veranlasst werden können, von der einfachen und ruhigen Erzählung der Wahrheit abzuweichen. Die Zulassung der Anwälde unter gewissen Einschränkungen und Modificationen scheint uns zweckmässiger zu seyn. Unerlässlich ist aber die Pflicht des Gerichts, dem zur Vernehmung der Zeugen deputirten Commissär einen oder zwey Assessoren des Gerichts beyzuordnen. Bey den Patrimonialgerichten auf dem Lande jedoch ist ein solches Gesetz theils unanwendbar, theils unnütz. Dort besteht das Gericht meistens nur aus dem Gerichtsdirector und dem aus der Gemeinde genommenen Landrichter, Schulzen, Schöppen, oder wie die Beysitzer in den verschiedenen deutschen Provinzen heissen. Diese Beysitzer sind von dem Gerichtsdirector ganz abhängig, und ihre Anwesenheit wird einen parteyischen und klugen Gerichtsdirector nicht im geringsten hindern, auf die Zeugen bey dem Verhör den entschiedendsten Einfluss zu haben, sie zu unbestimmten, einer ungleichen Auslegung fähigen Aussagen zu veranlassen, ja wohl gar etwas anders nieder zu schreiben, als sie deponirt haben. Die Beyordnung anderer von dem Gerichtsdirector des Gerichts, wo der Process angebracht ist, unabhängiger, der Rechte kundiger Personen ist aber nicht wohl thunlich und kostspielig; und es möchte hierin ebenfalls eines von den vielen Gebrechen der deutschen Patrimonialgerichtsbarkeit bestehen. II. *Von dem Gebrauch des Looses bey Entscheidung streitiger Rechtsfälle.* Eine gute und belehrende Zusammenstellung derjenigen Fälle des Civilprocesses, in welchen nach dem gemeinen Rechte die Entscheidung durchs Loos Statt findet. Der Meinung des Vfs. sind wir nicht über die Verloosung solcher Sachen, die einen *Affectionswerth* haben. Hat die Sache nur für einen von den mehrern Berechtigten einen besondern Werth der Vorliebe: so muss sie dieser erhalten, wenn er mehr geben will, als die übrigen. Behaupten alle, dass die Sache für jeden von ihnen einen besondern Werth der Vorliebe haben: so muss sie durch Aufbieten demjenigen, welcher das meiste dafür geben will, zugeschlagen werden. Träte aber der Fall ein, dass zwar ein jeder für die Sache eine besondere Vorliebe zu haben behauptete, aber nichts mehr als der andere geben wollte: so werden sie sich *von selbst* zur Verloosung entschliessen. Von der freywilligen Verloosung ist aber hier eigentlich nicht die Rede. Der III. Aufsatz stellt die Behauptung auf, *dass bey den Vergleichen, welche vor den Untergerichten geschlossen worden sind, die Reue binnen acht Tagen erlaubt seyn solle.* Sehr wahr und durch die Erfahrung bestätigt ist, was der Vf. von dem indirecten Zwange anführt, wodurch oft die Vergleiche bey den Untergerichten hervorgebracht werden. Nur scheint uns das vorgeschlagene Mittel, von der einen Seite betrachtet, unzulänglich, von der andern Seite gefährlich zu seyn. Man kann dem Richter nicht verbieten, der Partey, welche erklärt, dass sie von dem Vergleiche wieder abgehen wolle, Vorstellungen zu machen, im Falle einer anscheinenden Streitsucht und Hartnäckigkeit. Wenn wir uns nun einen so leidenschaftlichen, parteyischen Richter denken, wie der Vf. annimmt: so wird derselbe immer noch Gelegenheit genug haben, die Partey zur Genehmigung des ersten Vergleichs zu bewegen. Dagegen lehrt die Erfahrung, wie oft persönliche Feindschaften und Schikanen der Grund vieler Processe sind. Haben sich nun redlich denkende Richter alle Mühe gegeben, ihnen durch einen Vergleich zu begegnen: siehe, kaum sind die Parteyen aus der Gerichtsstube entfernt: so erwacht der alte Hass, der eine oder vielleicht beide Theile kehren um, und erklären, dass sie der Vergleich gereue, und der Process wird mit neuer Erbitterung fortgesetzt. Rec. hält es mithin für bedenklich, den Vorschlag des Vfs. anzunehmen; dagegen würde er die Anwälde der Parteyen immer bey dem Vergleiche zugegen seyn lassen, und wenn der eine Theil ganz ohne Anwald wäre, ihm zum Behuf des abzuschliessenden Vergleichs einen rechtlichen Beystand zuordnen. Es ist be-

bekannt, dafs in manchen Procefs-Ordnungen dem Richter die Gewalt gegeben ist, denjenigen Anwald, der sich dem Vergleiche hartnäckig und ohne Grund widerfetzt, von der Verhandlung zu entfernen, und aus der Gerichtsftube abtreten zu laffen. Diefe Verordnung würde Rec. dahin modificiren, dafs in einem folchen Falle der Unterrichter von Amts wegen einen Bericht an den Oberrichter nach abgefchloffenem Vergleiche erftatten, und denfelben vor dem Abgange dem Advocaten, welcher hatte abtreten müffen, zur Wahrnehmung feiner rechtlichen Nothdurft mittheilen sollte. Dem Oberrichter wäre das Recht zu ertheilen, aus wichtigen Gründen, den vorher abgefchloffenen Vergleich zu fufpendiren, und einen neuen Vergleichstermin anzubefehlen, in welchem entweder der vorher ausgefchloffene, oder ein anderer Advocat nach Befinden für den vorher unberathenen Theil zugelaffen werden follte. Hätte jener aber wirklich einer muthwilligen Streitfucht fich fchuldig gemacht: fo wäre er mit einer angemeffenen Geldftrafe zu belegen. IV. *Confrontation zwifchen Aeltern und Kindern ift in keinem Falle erlaubt.* Ein mit vieler Wärme gefchriebener Auffatz. Wir find mit dem Vf., welcher die Confrontation zwifchen Aeltern und Kindern für unftatthaft hält, in der Hauptfache einverftanden, doch mit folgenden *Einfchränkungen: a*) Sind die Aeltern und Kinder Zeugen gegen einen dritten Angefchuldigten, und zeigt fich in ihren Ausfagen einige Verfchiedenheit oder ein Widerfpruch: fo ift die Confrontation zuläffig und nützlich. Jenes, weil es gar nicht dem Refpecte zuwider läuft, fich gegenfeitig wegen eines Irrthums zu erklären und zu verftändigen; diefes, weil die Verfchiedenheit und der anfcheinende Widerfpruch leicht von einem Mifsverftändniffe, oder einer augenblicklichen Vergeffenheit herrühren können, beiden aber durch ein wiederholtes Nachdenken über alle Umftände der Sache, wozu die Confrontation die Veranlaffung darbietet, am beften begegnet wird. *b*) Die Perfon des Gefetzgebers ift von der des Richters wohl zu unterfcheiden. Wenn ein ausdrückliches Gefetz in Anfehung des Hochverraths verordnet hätte, dafs Kinder gegen ihre Aeltern und umgekehrt auf erhaltene Nachricht von dem Verfuch folches anzeigen und gegenfeitig die Ankläger feyn follten, bey Strafe im Unterlaffungsfalle für Mitfchuldige gehalten zu werden: fo ift der Richter bey diefem Verbrechen berechtigt, zur Confrontation zwifchen Aeltern und Kindern der Ueberführung halber zu fchreiten. Ganz anders verhält fich die Sache, wenn von der gefetzgeberifchen Klugheit und *de lege ferenda* die Rede ift. Nie würde Rec. zu einem folchen Gefetze rathen, welches die natürliche Ordnung der Dinge umkehrt. V. *Der Executiv-Procefs ift in den deutfchen Reichsgefetzen gegründet.* Ein Commentar über den R. Art. von 1654. §. 174. Rec. ift der völligen Ueberzeugung, dafs der Executivprocefs eine in ganz Deutfchland Statt habende Verfahrungsart fey, und daher auch in denjenigen Provinzen, wo er durch Landesgefetze nicht ausdrücklich eingeführt und beftimmt worden ift, Platz greife. Es ift ferner mit der höchften Gewifsheit anzunehmen, dafs derfelbe fchon zur Zeit des jüngften Reichsabfchiedes bekannt war: — denn fonft würde darin §. 174. nicht haben gefagt werden können, dafs bey rückftändigen Zinfen, im Fall des Saumfals auf blofse Vorzeigung der Obligation *per paratam executionem*, wider die Schuldner verfahren werden folle; — allein eben fo wenig ift zu läugnen, dafs nur der Gerichtsgebrauch der Grund diefes Proceffes fey, dafs man nur behaupten könne, jenes Reichsgefetz habe durch die ausdrückliche Anerkennung des executivifchen Verfahrens in Einem beftimmten Falle, daffelbe in andern Fällen, da wo es der Gerichtsbrauch eingeführt, ftillfchweigend ebenfalls gut geheifsen, und dafs daher die nähere Beftimmung des fchwankenden Gerichtsbrauchs von den Territorialgefetzgebungen zu erwarten fey, wie folches in Sachfen bereits zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gefchehen ift. In der VI. Abhandlung rechtfertigt der Vf. den *Vorfchlag, daß denjenigen Beyfitzer des Gerichts, deffen Sohn einer der Parteyen als Advocat Beyftand leiftet, nicht einmal bey Vorlefung der Relation und bey der Abftimmung gegenwärtig zu feyn, freyftehen follte.* VII. *Ueber die Defertion der Appellation erkennt der Unterrichter, wenn die Appellation noch nicht bey dem Obergericht eingeführt worden ift.* Wir find, um unfer Urtheil kurz mitzutheilen, des Vfs. Meinung wegen C. 4. X. *de Appellat.* mit dem Zufatze, dafs, wenn gegen ein wegen der Defertion der Appellation ertheiltes Decret des Unterrichters die Wiedereinfetzung in den vorigen Stand gefucht wird, diefs bey dem Oberrichter gefchehen müffe, nach Anleitung des Verfahrens beym Reichskammergericht in dem Fall, da das Rechtsmittel der Revifion interponirt worden ift, worüber *Cramer* in feinem Syftem des Reichsproceffes fagt: *Reftitutio in integrum puncto ipfius revifionis defertae, in Camera peti nequit, fed ad Revifores pertinet.* VIII. *Wenn der Kaufcontract rückgängig wird, fo ift der Fifcus fchuldig, den erhaltenen Accis zurück zu geben.* IX. *Der praktifche Nutzen der Unterfcheidung zwifchen matrimonium perfectum und confummatum* durch einen feltnen Rechtsfall erläutert. Ein Bräutigam betrank fich am Hochzeittage fo fehr, und führte fich fo fchlecht auf, ohne jedoch die Braut zu mifshandeln, dafs diefe fich nicht mit ihm zu Bette begab, fondern zu ihren Anverwandten floh, und bald darauf auf die Trennung der Verbindung wegen unüberwindlicher Abneigung antrug. Das Ehegericht betrachtete diefe Verbindung, wiewohl die priefterliche Trauung gefchehen war, doch nicht als eine vollkommene Ehe, weil noch nicht die *copula carnalis* dazu gekommen war, und trennte fie. Diefe Abhandlung ift intereffant und fehr gut ausgeführt. X. *Der Gläubiger, welcher bey dem Concurs des Hauptfchuldners ein Prioritätsrecht hat, kann daffelbe bey dem Concurs über das Bürgenvermögen nicht auch verlangen.* XI. *Die eigenen Gläubiger des Schuldners haben kein Vorzugsrecht vor den Bürgfchafts-Gläubigern.* XIII. *Ein Diener des Staats kann von Rechtswegen die gefetzlich feftgefetzte Befoldung verlangen, wenn fchon desfalls keine ausdrückliche Verab-*

*abredung vorgegangen ist.* Der Vf. erhielt die Anwartschaft auf eine Consulentenstelle in Esslingen, versah für einen kränklichen Kollegen eine Zeitlang unentgeldlich die Geschäfte, und — als er nach dessen Tode einrückte, wollte der Magistrat die mit der Stelle durch Herkommen und Gesetz verbundene Besoldung schmälern, weil ihm nicht bey Ertheilung der Anwartschaft die Besoldung des Vorfahrers ausdrücklich versprochen worden war. Er klagte bey dem Reichshofrathe und behielt Recht. XIV. *Ueber das Unanständige und die nachtheiligen Folgen, welche entstehen, wenn ein Geistlicher auf dem Lande* (aber auch in der Stadt) *Handlung treibt, und an seine Pfarrkinder Kapitalien ausleiht.* Sehr wahr. XV. *Ein zwischen dem Kranken und seinem Arzt geschlossener Contract ist ungültig.* Ein guter Commentar über l. 9. C. *de Profess. et Med.* XVI. *Apologie der Disputirsätze.* Keine weise Gesetzgebung wird die Disputirsätze ganz verbieten; nur müsste in der Regel jedem Theile nur Ein Satz erlaubt, auch der Richter in Ertheilung der Fristen zu Abfassung der Disputirsätze weniger nachgiebig seyn. Rec. kennt ein Land, wo das processualische Verfahren im Ganzen sehr zweckmäsig eingerichtet ist; wenn aber die Sache bis zu den Disputirsätzen über den geführten Beweis oder Gegenbeweis kommt: so scheint der Richter seiner Verpflichtung, Director des Processes zu seyn, ganz uneingedenk, und überläst diesen ganz den Advocaten der Parteyen, die sich zuweilen Viertel- und halbe Jahre Zeit nehmen zur Einfertigung der einzelnen Disputirsätze. XVI. *Ueber die Auslegung dunkler oder zweydeutiger Zeugenaussagen.* Der Vf. macht zuvörderst mit Recht auf die Erklärungsregeln aufmerksam, die man zu Rathe ziehen muss, ehe die Entscheidung für den einen oder den andern Theil gefällt werden kann. Im ganz zweifelhaften Falle hält aber Rec. dafür, dass nicht gerade für den Beklagten die Entscheidung ausfallen müsse, sondern gegen denjenigen überhaupt, der den Beweis führen sollte, er sey Kläger oder Beklagter, aus dem einfachen Grunde, weil er beweisen sollte, und nicht bewiesen hat. Denn verworrene, dunkle und widersprechende Zeugenaussagen, an welchen die Auslegungskunst vergebens ihre Regeln versucht, sind so gut, als gar nicht vorhanden zu betrachten. Eine andere wichtige Frage wäre es: ob nicht im Civilprocesse der Richter, welcher eine Dunkelheit und Widersprüche in den Aussagen der Zeugen bemerkt, das Befugniss erhalten sollte, sie nochmals zu vernehmen, um die Missverständnisse zu berichtigen, die Dunkelheiten aufzuklären, und die anscheinenden Widersprüche zu heben. XVIII. *Von Zurückdatirung der Schuld- und Pfandverschreibungen.* Der Vf. verwirft alle Urkunden, in welchen ein unrichtiges Datum gesetzt ist, in so fern das Geschäft daraus erwiesen werden soll, und will, dass der Beweis anders woher geführt werden müsse. Die Meinung des Rec. geht dahin. Wenn aus der Urkunde im *processu executivo* geklagt wird; und der Beklagte sofort bescheinigt, dass er zu der Zeit, da die Urkunde an dem bestimmten Orte habe sollen unterschrieben werden seyn, daselbst nicht gegenwärtig gewesen sey: so muss der Kläger angebrachtermasen abgewiesen werden, weil im Executivprocesse alle *capita libelli* sofort liquid seyn müssen. Anders verhält sich die Sache im ordentlichen Processe. Wenn der Beklagte seine Unterschrift nicht abzuschwören vermag: so kann die Urkunde nichts anders, als ein vollgültiger Beweis der eingeklagten Schuld seyn. Mängel in unwesentlichen Stücken bewirken keine Nullität. Die Zurückdatirung hat nur auf die Berechnung der Zinsen Einfluss. Was dagegen die Pfandverschreibungen anlangt: so ist die Bestimmung der Zeit wegen des Vorzugsrechts vor andern spätern Gläubigern ein wesentlicher Umstand; und sobald die Zurückdatirung erwiesen ist, kann das behauptete Vorzugsrecht gegen andere angeblich spätere Gläubiger aus dieser Urkunde nicht erwiesen werden. Diese Abhandlung ist übrigens sehr interessant und gut geschrieben. XIX. *Der Inquirent sollte nie auch Referent seyn.* Sehr wahr. — XX. *In Concurssachen nützt zuweilen die Appellation eines Gläubigers auch einem andern Gläubiger, welcher nicht appellirt hat; und dieser andere ist an den Kosten des Appellationsprocesses dem Appellanten verhältnissmäßigen Ersatz zu leisten schuldig.* Den letztern Satz läugnen wir. Titius appellirt gegen das Locationsurthel, durch welches Cajus ihm vorgesetzt worden war. Die Appellations-Sentenz weiset den Cajus in die fünfte Klasse; diess verursacht, dass nicht nur Titius bezahlt wird, sondern auch für den Mevius noch einige hundert Gulden übrig bleiben. Es ist eine natürliche Folge des Umstandes, dass die Forderung des Titius nicht so gross war, um die ganze Masse zu erschöpfen. Titius hat gar nicht die Absicht gehabt, den Vortheil des Mevius zu befördern: ja, was nicht zu übersehen ist, er hat für ihn gar nichts gethan, alles lediglich für sich. Wo sollte also die Verbindlichkeit des Mevius herkommen, zu den Kosten der Appellationsinstanz beyzutragen? Ein *negotiorum gestor* muss doch des andern Geschäfte besorgt haben; allein Titius hat nur für sich gesprochen. So wenig Mevius zu den Kosten etwas beygetragen hätte, wenn die Appellation des Titius rejicirt worden wäre, eben so wenig kann er dazu angehalten werden, da Titius ein günstiges Urthel bekommen hat; der Zufall aber wollte, dass nach dessen Bezahlung noch etwas für einen andern Gläubiger übrig blieb. — Ganz unanwendbar ist l. 31. §. 7. D. *de neg. gest.*: denn in dieser Stelle wird vorausgesetzt, dass die Interessenten Miteigenthümer und Streitgenossen sind: welche Eigenschaft die Gläubiger im Concursprocesse, deren Interesse so sehr verschieden ist, durchaus nicht haben. XII u. XXI. *Die schädlichen Folgen, wenn der Contradictor die Gränzen seines Amtes überschreitet.* Beyläufig auch etwas über den Uebelstand, wenn der Oberrichter vor Erkennung der Appellationsprocesse die Formalien nicht sorgfältig prüft. Ist gut, aber keines Auszugs fähig. XXII. *Ein Vorschlag zur Verbesserung der Correlations-Anstalt.* Er geht dahin, dass eigentlich zwey Referenten von einander unabhängig ihre Relationen zu gleicher Zeit ausarbeiten, und zu gleicher

cher Zeit im Gerichte vorleſen ſollen. Durch dergleichen doppelte Relationen würde allerdings die Unparteylichkeit und Gründlichkeit der Erkenntniſſe ſehr erhöht werden. Allein die Mitglieder der Spruchcollegien und der Gerichte würden auch ihre Arbeiten ſehr vermehrt ſehen, und die armen Parteyen die jetzt ſchon oft über die Gebühr theuern Erkenntniſſe nun vollends mit Golde aufwiegen müſſen. In den Tribunalen, wo die Räthe auf fixe Beſoldung dienen, würde die Anſtellung einiger neuen Mitglieder wegen der vermehrten Arbeiten nothwendig werden. Wo ſollen aber die neuen Beſoldungen für dieſe herkommen? Dieſer Vorſchlag dürfte alſo ſchwerlich zur Ausführung kommen.

Wir muntern den Vf. zur Fortſetzung dieſer Abhandlungen auf.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

COBURG, b. Ahl: *Archiv lehrreicher und nützlicher Unterhaltungen* aus den Schriften berühmter Gelehrten. Ein Buch für Jedermann. *Erſter* Theil. Herausgegeben von *P. Cöleſtinus Stöhr*, Benedictiner in Banz. 1804. 138 S. 8. (10 gr.)

Wir unterſchreiben die Worte des Titels, daſs in dieſes Archiv *lehrreiche und nützliche* Unterhaltungen niedergelegt ſind, welche der Sammler aus vielen berühmten und unberühmten Schriftſtellern alter und neuer Zeit unter gewiſſe Rubriken zuſammengetragen hat. Ihr Inhalt iſt Philoſophie des Lebens. Manche hier aufgeſtellten Ausſprüche des Scharfſinnes und des Witzes darf und ſoll man freylich nicht als unbedingte Wahrheit nehmen; aber bedingte, particuläre Wahrheit wird man ihnen gern einräumen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Köthen*, b. Herausg., u. *Halle*, b. Hemmerde u. Schwetſchke: *Plan und Ordnung der Stadtſchule zu Köthen.* Auf hochfürſtlichen Befehl durch den Druck bekannt gemacht vom Rector *Vetterlein.* — *Zweyte* verbeſſerte Auflage. 1804. IV u. 90 S. 8. (8 gr.) — Die reformirte Stadtſchule zu Köthen hat durch den Vf., einen ſchon ſonſt rühmlich bekannten Gelehrten, eine Verfaſſung erhalten, wie ſie allen Anſtalten in ſolchen Städten zu wünſchen iſt; vorausgeſetzt, daſs ſich die Hülfsmittel, worunter wir beſonders die gehörige Zahl von tüchtigen Lehrern rechnen, ſo zuſammenfinden, als in Köthen. Da vorher bloſs eine lateiniſche Schule nach altem Schnitte daſelbſt beſtand, die ganz in Verfall gerathen war: ſo übernahm der Vf., vom fürſtl. Conſiſtorium dazu beauftragt, die Reform derſelben, mit beſtändiger Rückſicht auf die Fortſchritte des Schulweſens in unſern Zeiten, und auf die Bedürfniſſe der Stadt und des Fürſtenthums. Es war alſo ſehr natürlich, daſs der Zweck und die Beſtimmung der Anſtalt von dem bisher üblichen ganz abwich. Jetzt iſt ſie für alle diejenigen eingerichtet, welche eine nichtgelehrte und eine gelehrte Bildung erhalten ſollen, alſo für Knaben aus dem unterſten Stande, die zu Handwerken beſtimmt ſind, für Knaben wohlhabender Aeltern; die ihren Kindern eine feine Bildung geben wollen, und für die Studirenden. Der Inhalt des Schulplans iſt in fünf Abſchnitten vertheilt. 1) Abſicht der Schulanſtalt. 2) Allgemeiner Lectionsplan. 3) Klaſſeneintheilung, ſtehende und Hülfslehrer, tabellariſche Ueberſicht der Lectionen. 4) Aeuſserliche Erforderniſſe und Lehrmittel. 5) Schulordnung. Unſern Leſern, welche bereits hinlänglich mit ſolchen Schulen, deren wir ſeit den letzten vierzig Jahren ſchon eine groſse Anzahl haben, bekannt ſind, brauchen wir den Plan dieſer Anſtalt nicht weitläufig darzuſtellen. Es verſteht ſich, daſs die wiſſenſchaftliche Claſſification der Schüler eingeführt iſt; daſs das parallele Klaſſenſyſtem alſo auch in der Schule zu Köthen das alte bequemere, aber in aller Hinſicht nachtheilige, verdrängt hat; daſs Verſtandesübungen und wiſſenſchaftlicher Unterricht, auch in den untern Klaſſen, eben ſo wohl eingeführt ſind, als neben den alten Sprachen auch die Unterweiſung in der deutſchen Sprache u. dgl. Beſonders hat uns das zahlreiche Lehrerperſonale gefallen. Es beſteht aus fünf Lehrern der Stadtſchule, aus zwey Lehrern des fürſtlichen Seminarii, einigen beſoldeten Candidaten der Theologie, einigen fähigen Seminariſten und einem franzöſiſchen Sprachmeiſter, welche in ſieben Klaſſen unterrichten, und zwar, wie natürlich, nach einer ſtufenweiſen Folge vom Leichten zum Schweren. Eine Vermehrung des Lehrerperſonales iſt auch eine unerläſsliche Bedingung für ſolche Anſtalten, deren Zweck nun viel mehr erweitert und deren Unterrichtsgegenſtände einen viel beträchtlichern Umfang gewonnen haben, als die alten ſogenannten lateiniſchen Schulen haben konnten. Hoffentlich hat auch die fürſtl. Regierung, welche ſich bey der Umänderung dieſer Anſtalt ſehr vortheilhaft auszeichnet, die Befreyung der Lehrer von Nahrungsſorgen, wofern ſie nöthig war, berückſichtigt. Sehr lobenswerth finden wir es unter andern, daſs der Schulplan der Schule zu Köthen nicht permanent oder feſtſtehend iſt, ſondern daſs er alle Jahre einer neuen Prüfung unterworfen werden ſoll; daſs die Programme allemal deutſch geſchrieben werden müſſen, mit der einzigen Ausnahme, wenn der neue Rector noch nicht als *Gelehrter* bekannt iſt, in welchem Falle das erſte Programm *lateiniſch* abgefaſst ſeyn muſs; daſs zur Unterweiſung in der Philoſophie, oder beſſer *zum Philoſophiren*, die Experimentalpſychologie und dann Logik, doch mehr nach alter Manier, gebraucht wird; daſs die Sprechmethode auch im Lateiniſchen empfohlen wird (jedoch mit der Vorausſetzung, daſs es mit der gehörigen Einſicht, Beurtheilung und Gewandtheit geſchehe); daſs überall vortreffliche deutſch geſchriebene Hand- oder Lehrbücher gewählt worden ſind, und daſs die Diſciplin eine vernünftige Mittelſtraſse hält. Andre ſehr gute Einrichtungen, die aber für unſere Blätter zu detaillirt, und zum Theil aus *Gedike'ns* u. a. Pädagogen Vorſchlägen entlehnt, alſo bekannt ſind, können wir nur im Vorbeygehen mit Beyfall erwähnen. Weit weniger billigen wir es, daſs den Knaben wohlhabender Aeltern, die nicht ſtudiren, ſondern nur eine feine Bildung haben ſollen, der Unterricht in den alten Sprachen ſogar abgerathen wird, ungeachtet dieſelben auch bis in die erſte Klaſſe gelangen können. Denn kein Unterrichtsſtoff iſt in formaler und materialer Hinſicht ſo vielfach bildend und belehrend als die alte Literatur: dazu kommt der Gebrauch, den das gemeine Leben, zumal eines gebildetern Menſchen, davon zu machen hat; auch wird eine Menge von Einſichten, als Mythologie, ihm ganz fremd bleiben. Das lateiniſche Verſemachen erklärt der Vf. für Pedanterey alter Schulen, und erlaubt es daher in ſeiner Schule nicht. Warum ſollte aber nicht ein vernünftiger Unterricht auch hierin ſeinen Nutzen für die genauere Kenntniſs der Sprache und für die Ausbildung der Fähigkeit ſich anzuſtrengen haben? Der Vf. hat im erſten Stücke der kurzen Nachrichten von der Stadtſchule zu Köthen um Oſtern 1804 von den Veränderungen der Schule Nachricht gegeben, als ein Supplement zu dieſer Schrift, deren erſte Auflage uns unbekannt iſt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. Junius 1806.

## ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Fragmenta de viribus Medicamentorum positivis*, sive in sano corpore humano observatis a *Samuele Hahnemann*, M. D. Pars *prima*. Textus VIII u. 269 S. Pars *secunda*. Index VI u. 470 S. 1805. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Titel dieser Schrift erregt Erwartungen, welche durch die Vorrede noch mehr gesteigert werden würden, wenn nicht die Erinnerung an des Vfs. frühere pharmakologische Arbeiten sie einigermaßsen mäfsigte.

Der Inhalt der Vorrede ist folgender: Was den Körper nährt, heisst *Nahrungsmittel;* was (selbst in einer kleinen Menge eingenommen) den gesunden Zustand desselben in einen kranken, und so den kranken in den gesunden umzuändern vermag, heisst *Arzneymittel*. Die erste Pflicht des Künstlers ist es, die vollkommenste Kenntnifs von seinen Kunstwerkzeugen zu erlangen; niemand glaubt dafs es der nämliche Fall beym Arzte sey; niemand hat sich bemüht zu erforschen, was die Arzneymittel für sich wirken, d. h. was für Wirkungen sie im gesunden Körper hervorbringen, damit offenbar werde in was für Krankheiten im allgemeinen sie zweckmäfsig angewendet werden können. Die Wirkungen der Arzneymittel, wenn wir uns derselben in Krankheiten bedienen, erscheinen nicht, wie sie an sich sind, sie sind durch die Zufälle der Krankheit modificirt. Die Erscheinungen sind gemischter und zusammengesetzter Natur, sie tragen wenig zur Ausbildung der Kunst bey; man kann sie *relative* nennen. *Absolute* oder *positive* Wirkungen der Arzneymittel nennt der Vf. diejenigen, welche sie in dem gesunden menschlichen Körper äufsern, und keine andern Arzneymittel sollten in Krankheiten angewandt werden, als solche, deren absolute Wirkungen man zuvor erforscht hat. Die Versuche zu diesem Endzwecke will der Vf. gröfstentheils an sich selbst, einige an andern vollkommen gesunden Menschen (*a morbo aperto alienissimis*) angestellt haben. — Jedes einfache Arzneymittel äufsert auf den gesunden Körper mehrere eigenthümliche Wirkungen, aber nicht alle zugleich und in einer bestimmten Ordnung, nicht alle in einzelnen Individuen. Einige Wirkungen erscheinen früher, andere später, beide können sehr von einander verschieden einander gerade entgegen gesetzt seyn; jene nennt der Vf. *primäre*, diese *secundäre* Wirkungen. Jedes Arzneymittel in einer bestimmten Gabe gereicht, wirkt auf eine gewisse längere oder kürzere Zeit hin, nach deren Verfluss alle durch dasselbe erregten Zufälle verschwinden. Je kürzer die Wirkungsperiode eines Arzneymittels überhaupt ist, desto schneller treten nach seiner Anwendung die primären Wirkungen ein. Zuweilen beobachtet man Erscheinungen einer dritten Ordnung. Länger fortdauernde Zufälle (*reliquiae*) finden nur dann statt, wenn durch enorme Gaben heftige Störungen des Wohlbefindens veranlafst wurden. Je nach der verschiedenen Individualität dauern die primären oder secundären Wirkungen länger fort. — Nach mittelmäfsigen oder kleinen Gaben kommen nur die primären, weniger die secundären Wirkungen zum Vorschein.

So sicher dem Vf. selbst der hier vorgezeichnete Weg zu einer genauern Kenntnifs der Wirkungen der Arzneymittel und ihrer Anwendbarkeit in Krankheiten scheint, so wenig dürfte es bey einer genauen Beleuchtung der Sache in der That der Fall seyn. Wenn man alle Zufälle genau kennt, die durch die Einwirkung einer äusseren Potenz auf den Organismus hervorgebracht werden: so ist damit noch keineswegs gegeben, was für ein abnormer Zustand dadurch zum Normale zurückgeführt werden könne. Nach des Vfs. Ansicht müfsten die Wirkungen der Arzneymittel und die Bedingungen des kranken Zustandes als positive und negative Kräfte, die Gesundheit als ein neutraler Zustand gedacht werden, wozu man auf keine Weise berechtigt und veranlafst wird; die von ihm vorgeschlagene Methode, die Pharmakologie zu bearbeiten, wird zwar allerdings auf interessante Resultate für allgemeine Physiologie und Pathologie führen, aber ein Fundament für die *Materia medica*, in so ferne sie einen Theil der speciellen Therapie ausmacht, wird auf diesem indirecten Wege nicht erfunden werden. Das Princip der *Materia medica* mufs nach allgemeinen Rücksichten festgesetzt, die einzelnen Abtheilungen derselben auf eine directe Weise, durch Versuche, die man an dem kranken Organismus selbst anstellt, ausgearbeitet werden. — Für die specielle Therapie kann aus der Arbeit des Vfs. nach einer solchen Anlage kein Gewinn erwartet werden; es ist jetzt nur noch die Frage, in wie ferne die Lehre von den einzelnen Arzneymitteln und den ihnen im allgemeinen zukommenden Wirkungen dadurch aufgeklärt werde. Auf den 269 Seiten Text sind folgende 24 Arzneymittel abgehandelt; nämlich: *Aconitum Napellus*, *Tinctura acris*, *Arnica montana*, *Atropa Belladonna*, *Camphora*, *Cantharides*, *Capsicum annuum*, *Matricaria Chamomilla*, *Cinchona officinalis et regia*, *Menispermum Cocculus*, *Balsamum Copaivae*, *Digitalis purpurea*, *Drosera rotundifolia*, *Hyoscyamus niger*

*niger*, *Ignatia amara*, *Ipecacuanha*, *Sedum palustre*, *Helleborus niger*, *Daphne Mezereum*, *Strychnos nux vomica*, *Papaver somniferum*, *Pulsatilla (anemone pratensis (?))* *Rheum*, *Datura Strammonium*, *Valeriana officinalis*, *Veratrum album*. — Der Name des Arzneymittels bezeichnet den Abschnitt; hierauf folgt die Form oder zuweilen die verschiedenen Formen, in denen es gereicht wurde; dann die Dauer der Wirkung; der Gabe, in welcher es angewendet wurde, ist nirgends gedacht, der Erfolg der Versuche wird durch die Aufzählung mehrerer krankhaften Zufälle ausgedruckt, die ohne Ordnung, ohne alle Hinweisung auf ihre Verbindung unter einander und ihre Succession genannt werden. — Nur selten ist in einer Anmerkung der Zeit gedacht, welche zwischen dem Genuss des Mittels und dem Eintritte der Zufälle verstrich; — die von dem Vf. in der Vorrede bemerkten primären und secundären Wirkungen sind nicht von einander unterschieden. Den angeblich eigenen Versuchen des Vfs. sind die Beobachtungen anderer unter besondern Aufschriften angehängt. Unter den Zufällen kommen mehrere vor, die allerdings vor Hn. *H.* noch niemand beobachtet haben mag, z. B. unter *Camphora: caput obstipum et oblique humerum versus revulsum. Drosera rotundifolia: tumor parvus rotundus in medio linguae corpore non dolorosus. Ignatia amara: Caput grave; Caput propendulum; caput mensa suffultum; in malleolo manus sinistrae sensus paralizans et dolor quasi a distorsione. Helleborus niger: inconcinnus vestitus. Rheum: Anorexia Coffeae nisi saccharo condiatur probe. Veratrum album: herniae molimina; herniam incarcerare tentat.* Die Sprache, in welcher die Zufälle ausgedrückt sind, lautet zuweilen etwas sonderbar, z. B. *Dyskynesia et lassitudo crurum; dolor continuus in Calotta, dolor crampoides*, u. s. w. Der Text ist nichts als ein unter die Namen der Arzneymittel rubricirtes Register von Krankheitssymptomen; dem *zweyten* Theile steht die Erklärung einiger häufig gebrauchten Wörter voran, und dann folgen die Krankheitssymptome in alphabetischer Ordnung mit dem Namen des Arzneymittels, durch welches sie hervorgebracht werden, und der Seitenzahl, wo man das nämliche (und nicht eine Sylbe weiter) in dem *ersten* Theile zu lesen bekommen kann. Merkwürdig ist allerdings ein Buch, wovon der Text 269 weitläuftig gedruckte und das Register 470 sehr eng gedruckte Seiten beträgt.

Diese Bemerkungen würden zwar hinreichen den Leser zu überzeugen, dass er in diesem dicken Werke, schon der Anlage wegen, gar keine Belehrung finden werde; der ohnehin geringe Werth der Schrift wird noch dadurch vermindert, dass der Vf. die Versuche nie mit den einfachen Arzneykörpern, sondern mit den geistigen, Tincturen, deren Bereitung und Gehalt er nicht angiebt, anstellte, und man bey manchen Mitteln nicht weiss, wie viel auf Rechnung des Weingeistes oder der aufgelösten Substanz gesetzt werden muss. — Rec. glaubt, das Publikum bedürfe keiner besondern Warnung; ohne Zweifel sind ihm Hn. *H.* Grosssprechereyen mit dem Belladonnasafte, seine angebliche Entdeckung eines neuen kalischen Salzes in zu frischem Andenken, als dass es sich durch den vielversprechenden Titel der hier angezeigten Schrift zum Ankaufe derselben verleiten liesse. Der Vf. mag sich über das Misslingen seiner merkantilischen Speculation mit der frohen Hoffnung trösten, dass sein Werk bald vergessen und sein guter Name dadurch nicht weiter werde beeinträchtigt werden.

Magdeburg, b. Keil: *Ueber die Aehnlichkeit der Salzsoole mit dem Seewasser und dem Nutzen der Soolbäder.* Nebst Nachricht von einer auf dem Gradirwerke der Schönebecker Saline eingereichten Badeanstalt in Salzsoole. Von *Joh. Wilh. Tolberg*, d. A. W. D. u. Königl. Salinen - Arzt. *Erstes* Heft. 1803. XII u. 56 S. 8. (4 gr.)

Die Analogie in welcher die Salzsoolenbäder mit den Seebädern in Rücksicht des festen Gehalts stehen, bedarf keines umständlichen Beweises; Hr. D. *T.* verdient aber dafür Dank, dass er seine Verhältnisse dazu benutzte, die Heilkraft der Soolbäder (was bisher nicht geschehen) auch durch die Erfahrung zu beweisen. Auf seinen Antrag und nach eingeholtem Gutachten des königl. Ober - Colleg. med. et Sanit., wurde vorerst und zunächst für die Arbeiter am Salzwerk, zu Schönebeck ein Badehaus errichtet, das zwey heizbare Zimmer enthält und vier Kabinette mit Wannen, in welche sich der Badende die kalte Soole und das heisse gemeine Wasser, nach der jedesmaligen ärztlichen Bestimmung oder nach seiner Empfindung, einzapfen kann; genau eingerichtete Kugeln zeigen den jedesmaligen Grad der Löthigkeit des Bades durch ihr Schwimmen oder Untersinken an. Das Werkchen selbst ist in *drey* Abschnitte getheilt. Der *erste* enthält *den Nutzen und die Bestandtheile des Seewassers und dieser Aehnlichkeit mit der Salzsoole. Zweyter* Abschnitt. *Beschaffenheit und Nutzen einer Soolquelle auf der Schönebeckschen Saline.* Unweit der 14 löthigen Soole, die versotten wird, quillt in einer Tiefe von 103 Fuss noch eine ärmere 3—4 löthige, die eben ihres geringen Salzgehalts wegen dem Seewasser desto ähnlicher und deswegen von dem Vf. zum Baden angewendet wird. Sie enthält in 100 Pfunden 15350 Gran feste Bestandtheile, worunter das Kochsalz 14692 Gran beträgt, 180 Gran Glaubersalz und 168 Gran Bitterkochsalz sind; ausserdem besitzt sie noch einen grossen Theil geschwefeltes Wasserstoffgas und kohlenstoffsaures Gas, welche flüchtigen Bestandtheile aber aus Mangel der Prüfungswerkzeuge nicht näher bestimmt werden konnten. Das Wasser der Ostsee enthält in 100 Pfund nur 12200 Gran feste Bestandtheile. Der Vf. lässt also seine Soole noch mit heissem Wasser vermischen, das von dem Abfluss einer Dampfmaschine genommen, und wodurch zugleich dem Bad die erforderliche Temperatur gegeben wird, die er von 16—20 Gran Reaumur am zuträglichsten fand. Er erzählt zwey Fälle, wo veraltete Drüsen- und Gelenkgeschwülste und Geschwüre von angeerbter Syphilis

lis und ein bösartiges skrofulöses Geschwür mit vielen Drüsengeschwülsten durch den Gebrauch von ungefähr 28 solcher Bäder trefflich geheilt wurden. Die nächste Wirkung des lauen Bades von 20 Gran Reaum. war eine angenehme Wärme, wobey die Haut in den Händen und an den Fussfolen mehr oder weniger zusammenschrumpfte; nach 10 — 15 Minuten entstand eine leichte Röthe, die auch nach dem Bade fortdauerte, und mit einem nicht unangenehmen Kribbeln und Gefühl von Wärme verbunden war. Ein kühleres Bad machte vorzüglich heiter und leicht. Beym fortgesetzten Baden entstand, bald früher bald später, ein kleiner pustulöser Ausschlag, besonders auf der Brust und am Rücken, mit dessen Erscheinung der Vf. das Baden beschliessen liess. Was der Vf. nur theoretisch über die Heilsamkeit dieses Soolenbads sagt, übergeht Rec., weil er von solchen theoretischen Darstellungen nicht viel hält; die Heilkräfte der Bäder und der Arzneymittel sind blofs Sache der Erfahrung. Das einzige muss Rec. doch anführen, dass der Vf. seinem Soolenbad dadurch zu viel Ehre erweist, dass er es auch als eisenhaltiges Wasser beurtheilt und anrühmt; drittehalb Gran Eisen in 100 Pfunden Wasser verdienen keine Rücksicht. *Dritter* Abschnitt. *Vorzüge des Soolbades.* Sogar der Genuss der Seeluft fehlt, nach unsers Vfs. Meinung, beym Gebrauch der Soolbäder zu Schönebeck nicht. Das fast eine Viertelmeile lange und 50 Fuss hohe Gradirhaus soll nach unsers Vfs. Berechnung, die Rec. noch nicht als völlig richtig anerkennt, in einem Raum von noch keiner Viertelmeile Länge und 40 Fuss Breite täglich die Atmosphäre mit ungefähr 575,380 Mass Feuchtigkeit und in dieser mit 46,000 Pfund Salz anschwängern; eine Anschwängerung, die, wie der Vf. mit Recht sagt, wohl keine Seeluft an irgend einer Küste besitzt. Ausser diesen Salztheilen enthälte diese Luft auch Schwefelleber — und fixe Luft, ein Vorzug der den Seeküsten abgeht; die hepatische Luft in Schönebeck äussere ihre Wirkung auf Metalle nicht blofs in der Nähe, sondern noch in der Entfernung einer Meile, z. B. in *Gnadau* bleibe ein messingener Thürbeschlag nur wenig Stunden blank, und laufe dann gleich grün an; sollte diess Wirkung der hepatischen Luft seyn? Rec. der mit dem Vf. über die Vorzüge des Soolbades vor dem Seebad wenigstens nicht aus den angegebnen Gründen übereinstimmt, (so hat z. B. dieser den Einfluss des Lichts auf das Seewasser ganz übersehen), erklärt sich die Heilsamkeit der Seeluft auch aus andern Gründen, als aus den in ihr enthaltnen Salztheilen. Es ist allerdings merkwürdig, dass sich in Schönebeck unter den Gradirern und Salzsiedern selten ein Schwindsüchtiger befindet, und dass Lungensüchtige von äussern Verletzungen sich auf dem Gradirwerk oder in den Siedehäusern wieder erholen. Der hepatischen Luft allein möchte diess wohl nicht zugeschrieben werden dürfen; sonst könnte in Aachen kein Mensch an der Lungensucht sterben.

**Marburg**, in d. acad. Buchh.: *Grundriss der medicinischen Encyclopädie und Methodologie.* Zum Behuf seiner Vorlesungen, von *J. W. H. Conradi*, Prof. zu Marburg. 1806. 165 S. 8.

Bisher hielt Rec. Hn. *Burdach's* Werk für die beste Encyklopädie der Medicin; aber er muss gestehn, dass das vorliegende Buch einige wesentliche Vorzüge hat, die nicht blofs in der reichern Literatur, sondern auch in der umfassenden gründlichen Kenntniss der einzelen Fächer und in der gedrängten Kürze bestehn. Vortrefflich ist, was der Vf. gleich Anfangs über die allgemeinen Erfordernisse zum medicinischen Studium sagt. Hätte er nur noch eindringender die Nothwendigkeit des Beobachtungsgeistes und den Schaden des Hanges zur Speculation geschildert, eines Hanges, der der Jugend in der Regel eigen ist, und den die Mode jetzt so sehr begünstigt. Vortrefflich sind des Vfs. Grundsätze über die Vortheile des Sprachstudiums. Unter den medicinischen Wörterbüchern erwarteten wir *hier* aber nicht *Erotian* zu finden, der eher, als Hülfsmittel beym Studium des Hippokrates aufgeführt werden musste. Ueber die Philosophie als Vorkenntniss der Medicin, fand sich Rec. weniger befriedigt. Wenn alle Schul-Philosophie, wie bekannt, der Medicin mehr geschadet als genutzt hat, so wird es die neueste nicht weniger als die ältere: und man darf nun nicht mehr zwischen wahrer und falscher Philosophie unterscheiden. Wozu dem jungen Arzte ein Studium empfehlen, was ihn geradezu von seinem Zweck abführt, ihm falsche Ansichten seiner Kunst eröffnet, und ihm nur die ohnehin sehr beschränkte Zeit raubt? Den echt philosophischen Geist erwirbt sich der Jüngling (Rec. spricht aus inniger Ueberzeugung) nur durch das gründlichste, grammatische Studium alter Sprachen und durch unablässige Beobachtung der Natur. Der alte Hippokratische Ausspruch: *Ein philosophischer Arzt ist ein Göttergleicher Mann:* muss nach dem Zusammenhange vielmehr so übersetzt werden: *Ein Arzt, der ein Weiser ist, (der die Sokratischen Tugenden hat) das ist ein Göttergleicher Mann!* .. Bey allen übrigen Fächern findet Rec. gar nichts zu erinnern. Ob nicht das Studium der alten Aerzte einen etwas zu grossen Raum einnimmt, möchte man wohl mit Recht fragen. Unsere jungen Sophisten werden damit besonders unzufrieden seyn, da sie sich gewöhnt haben, in *Schelling* ihren *Hippokrates* und *Plato*, in *Görres* und *Troxler* ihren *Galen* und *Celsus* zu finden.

## OEKONOMIE.

**Erfurt**, in d. Hennings. Buchh.: *Die ökonomische Hausmutter*, oder *praktischer Unterricht in der Oekonomie, Hauswirthschaft, Kochkunst, Zuckerbeckerey und Kellerey, für deutsche wirthliche Weiber und Mädchen.* Bearbeitet und herausgegeben von Freundinnen ökonomischer (!) Wirthschaftlichkeit. *Erster* Band. 1803. 328 S. *Zweyter* Band. 1803. 292 S. *Dritter* Band. 1804. 514 S. 8. (3 Rthlr.)

Wenn die Herausgeberinnen echte ökonomische Wirthschafterinnen wären: so würden sie nicht mit die-

diesem aus 20 andern Schriften gesammelten Recepten so viel Papier verschwendet haben. Unsere Frauen und Töchter besitzen ja bereits eine ganze Bibliothek Kochbücher, die alle mögliche Küchenrecepte, von der Biersuppe an bis zur Schnepfendreckpastete enthalten; wozu also noch diese neue Sammlung, die für die Leckermäuler nicht einmal etwas Neues enthält? Zum Beweise ist eine kurze Inhaltsanzeige hinreichend. Im *ersten* Bande werden Suppen und Kalteschaalen, Gemüse und Vorkosten; gekochte, gedämpfte, fricassirte Fleischspeisen; Saucen; Fische; Pasteten; Braten; Würste und Auflagen auf Gemüse; Puddings und Klöse; Eyer- Mehl- und Milchspeisen, Cremen und Muse, von allen möglichen Arten behandelt. — Der *zweyte* und *dritte* Band ist ein alphabetisches Verzeichniss von Pflanzen, Thieren, Fischen, Vögeln, Getränken, die in Küche und Keller zur Nahrung der Menschen zubereitet, aufbewahret und auf diese und jene Weise als Dauerspeise zum Genuss gebraucht werden können. So z. B. wird bey *Aal* gesagt, auf wie mancherley Weise er zubereitet werden kann; dann wie er als Dauerspeise marinirt und geräuchert wird. Im Artikel *Bier*, wird auf 35 Seiten die ganze Procedur des Malzens und Brauens erzählt, auch nicht vergessen, silberne Löffel bey Gewittern in das gährende Bier zu legen; zum Beweise, dass man auch mit dem Guten, Alfanzereyen sammelte. *Brod* und *Essig* erfodern wiederum jedes 18 Seiten. Angehängt ist dem *dritten* Bande: 1) Die Gemüse in Kellern, Gruben, Gewölbern aufzubewahren. 2) Obst zu trocknen. 3) Das Gemüse zu trocknen, nach *Eisens* Vorschrift. 4) Gartenfrüchte einzumachen. 5) Das Schlachten der Schweine, des Rindviehes, der Schafe und Hammel. 6) Das Mariniren, Einpöckeln und Räuchern der Fische. — Diesem Buche müssen wir nun gleich folgendes beyfügen:

*Ebendaselbst: Die sorgsame Köchin,* oder *die Kunst, alles, was Küche, Keller und Speisegewölbe von Nahrungsmitteln umfasst, für die grösstmöglichste Dauer geschickt zu machen und zu bereiten,* als: *alle Gewürzkräuter, Gemüse- und Obstarten frisch zu erhalten, zu trocknen und einzumachen; alles Fleisch, Wildpret, Geflügel und Fische frisch zu erhalten, einzusalzen, zu räuchern* u. s. w. *Erster* Theil. 1804. 292 S. *Zweyter* Theil. 1804. 514 S. 8. (2 Rthlr.)

Diese *zwey* Theile sind nichts anders, als der *zweyte* und *dritte* Band der vorhergehenden *ökonomischen Hausmutter*, die vom Verleger bloss diesen neuen Titel erhalten haben. Dieser Kunstgriff der Verleger, ihren Schriften nach einiger Zeit ein andres Aushängeschild zu geben, wodurch das Publikum offenbar hintergangen wird, scheint immer mehr überhand zu nehmen, und verdient daher um so lauter gerüget zu werden. Aber die Henningsche Buchhandlung macht es noch ärger: denn sie giebt ihren Verlagswerken gar *drey* Titel:

*Ebendaselbst: Neues ökonomisches Kochbuch,* oder *Unterweisung ohne alle Vorkenntnisse jede Art von Speisen gut und auf verschiedene äusserst wohlfeile Art zu bereiten.* Mit beständiger Rücksicht auf diejenigen, so auf dem Lande wohnen. *Erster* Theil. 1804. 328 S. *Zweyter* Theil. 1805. 392 S. *Dritter* Theil. 1805. 514 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Diess ist nun die ganze obgedachte, aus *drey* Bänden bestehende, *ökonomische Hausmutter*, deren *erster* Band nur zwey, der *zweyte* und *dritte* Band aber drey verschiedene Titel hat, und wovon keiner eine neue Auflage seyn kann da Seitenzahl und alles andre ganz zusammen stimmt. Doch ist der Verleger noch so billig, seine dreyköpfige Geburt später um einen geringern Preis zu geben.

## TECHNOLOGIE.

PYRMONT, in d. Hellwing. Hofbuchh.: *Das Ganze des Schornsteinbaues,* oder die Kunst den Rauch in den Schornsteinen auf die zweckmässigste Art fortzuleiten, das Anbrennen der Schornsteine zu verhüten, ein ausgebrochenes Feuer in denselben schnell zu löschen und sie sehr leicht zu reinigen, von *Johann Heinrich Moritz Poppe*, Schwarzburg-Sondershausischem Rathe u. s. w. 1804. 170 S. 8. (12 gr.)

Ein so wichtiger Theil unserer Häuser-Baukunst, als die Anlage guter Schornsteine ist, verdiente allerdings eine solche ausführliche Behandlung, als er in der vorliegenden Schrift erhalten hat. Bau-Verständige und Hausbesitzer werden sie nicht ohne Belehrung und Dank aus der Hand legen: denn sie werden durch den Vf. auf die mancherley theils physischen, theils localen Ursachen des Rauchens der Schornsteine aufmerksam gemacht; sie lernen einsehen, ob und wo und wie weit die von Zeit zu Zeit vorgeschlagenen mancherley Formen und Constructionen der Schornsteine ihre Dienste leisten können; sie lernen das Brauchbare von dem Unnützen in diesem Fache unterscheiden. Alles ist hier vom Vf. mit gründlichem Nachdenken und mit prüfender Beurtheilung behandelt. Und da die Erfahrung lehrt, dass beym Löschen brennender Schornsteine oft sehr unzweckmässig und zum Nachtheil des Gebäudes verfahren wird: so war es verdienstlich, dass der Vf. auch diesen Gegenstand mit eben der kalten Vernunft prüft und das Nachdenken des Lesers auf das wirklich Zweckmässige hinleitet. Endlich hat er auch mit menschenfreundlicher Berücksichtigung Mittel zur Reinigung der Schornsteine vorgeschlagen, die aber in der Ausführung noch erst näher geprüft werden müssen, wiewohl sie das Gepräge der Ausführbarkeit und Einfachheit an sich tragen.

# ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Mittwochs, den 11. Junius 1806.*


## PHILOSOPHIE.

Genf, b. Paschoud: *Essais de Philosophie, ou Etude de l'esprit humain*, par *Pierre Prevost*, Professeur de Philosophie à l'academie de Genève. Suivis de *quelques opuscules de feu G. L. Le Sage*, Corresp. de l'Acad. des Sciences, de l'Institut nat. An XIII. (1805.) *Tome I.* XXVII u. 334 S. *Tome II.* 335 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

„Die Philosophie, sagt Hr. *Prevost* in der Vorrede, studiert die Natur. Die Natur der Körper ist der Gegenstand der Physik; die Natur des menschlichen Geistes das Object einer andern Wissenschaft, deren Name noch nicht fest bestimmt ist. Ein Theil beschäftigt sich mit der Analyse der Geistesvermögen, ein anderer mit den Regeln des Denkens. Dieses ist die Logik, welche zwar offenbar in dem ersten Theile mit begriffen ist, aber doch wegen der Wichtigkeit ihres Studiums, die eine ausführliche Entwickelung nothwendig macht, als eine besondere Wissenschaft betrachtet werden muss. Aus demselben Grunde muss auch die Philosophie des menschlichen Geistes aus der Moral eine besondere Wissenschaft machen. Die gegenwärtigen Versuche haben nicht diese, sondern die Logik zum Augenmerk. Die Logik hat mich bisher mehr beschäftigt, als die Moral, theils wegen ihres Einflusses auf die Physik, die ich aus Neigung und Pflicht cultivire, theils weil sie in einem unmittelbaren Verhältniss zu der Analyse der Geisteskräfte steht, auf welche erst die Analyse der Willenskräfte folgen kann." Aus dieser Stelle erhellt der Gesichtspunkt und Zweck des Vfs. bey diesen Versuchen. Sie sind nichts anders, als ein in Aphorismen abgefasstes Lehrbuch über die Logik, mit vorausgeschickter Psychologie, welche nach des Vfs. Ansicht der Logik zur Grundlage dienen muss, und ohne deren Beyhülfe sie nichts anders als ein sehr wenig befriedigendes empirisches System seyn würde; ein Lehrbuch, welches mehr angewandte, als reine Logik enthält, und in welchem man tiefe Untersuchungen vermissen wird, aber doch einen hellen Blick, Klarheit und Deutlichkeit der Gedanken in einem lichten, ungeschmückten Vortrage und ein reines Interesse für Wahrheit findet. Da indessen französische Werke der Art selten zur Kenntniss der Deutschen gelangen: so halten wir eine etwas nähere Anzeige desselben nicht für überflüssig.

Der *erste* Theil enthält die Analyse der Geistesvermögen, die aber mehr beschreibend, als erklärend ist, und sich darauf einschränkt, die beobachteten Erscheinungen treu darzustellen. Sich in den Gränzen ausgemachter Thatsachen zu halten, nichts aufzunehmen, was etwa noch zweifelhaft seyn könnte; dieses war das Gesetz, welches sich der Vf. dabey vorschrieb. Uebrigens geht er dabey denselben Gang, den *Ferguson* in seiner Moralphilosophie befolgt; er fängt mit einigen gemeinsamen Erscheinungen der menschlichen und thierischen Natur, mit der Organisation, den Sinnen und Trieben der Thiere an, vergleicht dann die thierische und menschliche Natur mit einander; betrachtet darauf den Menschen als geselliges Wesen überhaupt, den Ursprung der Gesellschaft, den Zustand der Rohheit, der Barbarey und der bürgerlichen Cultur, die menschliche Thätigkeit, Künste und Sprache. Das *zweyte* Buch, von den ersten Aeusserungen des Denkens, handelt von dem Ursprung aller *Ideen* aus den Sinnen, und von den Formen, welche sie in dem denkenden Geiste annehmen, Raum und Zeit, und den Kategorieen. Hier wird *Kant* ausdrücklich genannt. Nach der Erklärung, nichts als ausgemachte Thatsachen aufzunehmen, und nach der Aeusserung von *Kants* Philosophie, Vorr. S. XII., sie sey *maintenant connue en France par des abrégés assez clairs et assez bien faits, pour qu'on en puisse juger. Il ne semble pas que les esprits y soient disposés à l'accueillir*, hätte man dieses nicht erwartet. Dagegen muss es nicht wenig befremden, wie der Vf. beide Sätze: alle Ideen entspringen aus den Sinnen; und: alle Ideen nehmen gewisse Formen von dem Erkenntnissvermögen an, so friedlich als ausgemachte Sätze der Erfahrung neben einander stellen; es befremdet noch mehr, wie er überhaupt eine empirische Darstellung der Erscheinungen des Erkenntnissvermögens mit einem entscheidenden Urtheil über den Ursprung der Vorstellungen anfangen konnte. Allein man wird bald inne, dass er die Kantische Idee nur als eine seiner Ueberzeugung entgegengesetzte Behauptung historisch und problematisch anführt. Denn in dem zweyten Theile des zweyten Buchs untersucht er, wie die Vorstellung von der Ausdehnung durch die Sinne, und durch welchen Sinn insbesondere entstehe, wobey er *Condillacs* und *Destutt de Tracy's* Resultate giebt, welche immer die Materie und Form der Anschauung mit einander verwechseln. Er drückt sich aber dabey mit grösster Bescheidenheit und Behutsamkeit aus. *En reconnaissant que nos idées viennent des sens, on éprouve quelque difficulté à tracer l'origine de celle d'étendue. Nous venons de voir un philosophe qui tranche cette difficulté, en présentant l'idée de l'espace comme une forme primitive de notre sensibilité. Quelques Psychologistes ont mieux réussi dans leurs recherches. Et en général, depuis* Locke

es philosophes étrangers au Kantianisme, ont cru expliquer comment, et par quel sens, nous ju... il y a des objets extérieurs. — Verbindung ...en Empfindungen mit gewissen organischen Be... ...en nach *Bonnet*. — Allgemeine Eintheilung ...prünglichen Vermögen des Menschen. Das ...uch handelt von der Empfindung besonders, ...rscheidet die physische und moralische Sinn... , und bey jener die äussern und innern Em... ...gen; die letzten sind solche, welche kein äu... Organ haben, als Hunger, Kälte, Wärme! ...n Organsinnen überhaupt, und besonders wird ...lich gehandelt vornehmlich vom Gehör, Ge... ...d Gefühl; S. 88. sagt er: man sieht durch das ...nur zwey Dimensionen, mit andern Worten, ...ntfernung der Objecte von dem Auge. Wir ...len letzten Satz zu, wenn von unmittelbaren ...ungen des Gesichtsinnes die Rede ist; können ...cht einsehen, wie er aus dem ersten Satze fol... ...ler gar identisch mit demselben seyn solle. Näh... ...ir auch nicht bloss Flächen, sondern Körper ...as Gesicht wahr: so würde dadurch der zweyte ...ineswegs umgestossen. Man kann den Abstand, ...fernung von Flächen und Körpern, nicht se... ...ndern aus den Empfindungen des Gesichts wie ...fühls schliessen — ein Factum, welches durch ...spiel von *Cheseldens* Blinden und mancherley ...e Täuschungen nicht umgestossen wird. Dieses ...er Vf. auch selbst an S. 98. Von dem Gesetz ...jection und dem Einfachsehen mit zwey Au... *Viertes* Buch: Von den Geistesvermögen. Sie ...in *einfache*, Gedächtniss, Einbildungskraft, ...tion, Verbindung, Association der Vorstellun... ...ufmerksamkeit, und in *zusammengesetzte*, Ge... ...Geschmack, abgetheilt, und in derselben Ord... ...gehandelt. Aber warum wird das Verstandes... ...gen ganz übergangen? Die Logik füllt diese ...aus. *Fünftes* Buch: Von dem Begehrungsver... . Der Vf. sagt *facultés actives*. Die Bewegungs... ...des Willens theilt der Vf. ein in vernünftige ...vernünftige; unter den letzten begreift er die ...te, die animalischen Begierden (*appetits*), die ...den, deren Gegenstand kein körperliches Be... ...s, sondern ein lebloses Object ist, als das Ver... nach Erkenntniss, der Geselligkeitstrieb und ...rtrieb (*desirs*); endlich Begierden, deren Ob... ...s Wohlseyn oder Uebelseyn eines lebenden We... ...nserer Selbst, oder anderer Wesen unserer Art ...*ctions*). Die vernünftigen Beweggründe be... sich entweder auf den Nutzen oder auf die ...; die letzten sind uneigennützig. Das *sechste* enthält eine ausführliche Entwickelung der ...ie des Sehens, und der Einbildungskraft, um ...en beiden Beyspielen zu zeigen, welchen reich... ...n Stoff die kurzen Sätze des obigen Abrisses ...en. In dem ersten Versuche bemüht sich der ...*eids* Gesetz der Projection als das einzig rich... ...beweisen, und die dagegen gemachten Ein... ...ngen zu heben oder mit der Theorie zu verei...

Der zweyte Versuch enthält *Dugald Stewarts* Theorie der Einbildungskraft, nebst einer klaren Uebersicht der so sehr abweichenden Begriffe der berühmtesten neuern Denker von der Einbildungskraft und ihrem Verhältniss zum Gedächtniss. Die neuern Versuche der Deutschen, in die Theorie der Einbildungskraft mehr Licht zu bringen, scheint der Vf. nicht zu kennen. Dennoch ist seine Darstellung der verschiedenen Begriffe und der Gränzbestimmungen interessant, und zumal für Franzosen lehrreich, weil sie das Bedürfniss einer gründlichen Untersuchung einleuchtend macht. Diese wird zwar durch die folgende Theorie *Stewart's* nicht entbehrlich; aber sie ist doch durch interessante Beobachtungen und Benutzung derselben zur Erklärung mehrerer Erscheinungen lehrreich. *Stewart* unterscheidet *mental Conception* und *Imagination* beynahe eben so, wie *Platner* Phantasie und Einbildungskraft. Die Ursache, warum Vorstellungen des Gesichts leichter reproducirt werden, als Vorstellungen von Tönen oder Gerüchen, setzt er darin, dass die ersten immer zusammengesetzt sind, die letzten weniger Mannichfaltigkeit enthalten. Daher kann man eine Reihe von Tönen leichter erneuern, als einen einzelnen, isolirten Ton. Ueber die mit den Vorstellungen der Einbildungskraft verbundene Ueberzeugung von der Wirklichkeit ihrer Gegenstände kommen feine Reflexionen vor. Der Vf. ist geneigt, dieselbe als unzertrennlich von jeder Einbildung zu betrachten, jedoch so, dass sie nur augenblicklich ist, und sogleich durch die Reflexion über die willkürliche Gewalt, mit welcher wir die Bilder hervorbringen und entfernen können, verschwindet. Daher die Täuschung des Traumes. In *diesem* Zustande erscheinen und verschwinden die Bilder, ohne dass ihre Folge durch Willkür bestimmt ist. Wir halten sie also für Vorstellungen eines Wirklichen, so wie wir in dem Wachen die Empfindungen auf Objecte beziehen, weil sie sich unwillkürlich aufdrängen und fortdauern. Daher hängt auch oft der Wahnsinn von dem Mangel des Vermögens, die Folge unserer Gedanken willkürlich zu bestimmen, ab. Ueberhaupt ist dieser Aufsatz sehr reichhaltig an feinen Bemerkungen über die Wirkungen und Folgen der zügellosen und der gehörig beherrschten Einbildungskraft, und über die gehörige Diät und Disciplin dieses Vermögens.

Der *zweyte* Band beschäftigt sich mit der Logik. Man würde sich aber sehr irren, wenn man hier eine Entwickelung der Gesetze des formalen Denkens suchen wollte. Nicht sowohl die allgemeine reine, als die angewandte Logik macht den eigentlichen Gegenstand dieses Werks aus. Sie zerfällt in *drey* Bücher. Das *erste* handelt von der *Wahrheit*; das *zweyte* von der *Methode*; das *dritte* von dem *Irrthum*. Man ist im Besitz der Wahrheit, sagt der Vf. S. 1., wenn man bejahet, was ist, und verneinet, was nicht ist. Wahrheit ist also nur in den Urtheilen enthalten. Die Wahrheit ist *bedingt* oder *absolut*. Das Merkmal der bedingten Wahrheit ist die Identität zwischen dem Princip und den Folgerungen. Die absolute Wahrheit hat nicht ein und dasselbe Merkmal. Wir erkennen sie durch

durch directe und indirecte Mittel. „Die directen Mittel, welche man auch unmittelbare Merkmale dieser Art von Wahrheit nennen kann, sind 1) das *innere Gefühl*, welches uns die Wahrheit folgender und ähnlicher Sätze verbürgt: *ich will; ich denke.* 2) Die *Sinne: dieser Gegenstand ist außer mir; dieser Körper ist tönend.* 3) Die *Erinnerung: ich habe gesehen, gehört.* Die indirecten Mittel oder mittelbaren Merkmale der absoluten Wahrheit sind 1) das *Zeugniß;* 2) die *vorausgesetzte Aehnlichkeit zwischen dem Bekannten und Unbekannten*, worauf sich alle aus der Erfahrung abgeleiteten allgemeinen Urtheile, und vorzüglich alle Bestimmungen der Zukunft gründen, als: *die Sonne wird Morgen aufgehen; die Körper sind schwer.*" Worauf sich eigentlich die Zuversicht gründet, mit welcher wir solche allgemeine Erfahrungsurtheile aussprechen, ist eine schwierige Untersuchung. Der Vf. übergeht sie als nicht unumgänglich nothwendig für die Analyse des Raisonnements. Nur so viel, sagt er, ist leicht zu bemerken, dass jeder Gebrauch des Erkenntnisvermögens bey der Ueberzeugung jener Urtheile Abstraction und Association voraussetzt; ob aber beide alles vollkommen erklären, ist, wie er sagt, eine andere Frage, von deren Untersuchung er ebenfalls absteht. Die Aehnlichkeit ist entweder nahe oder entfernt. Die erste gewährt alle allgemeine Resultate oder Erfahrungswahrheiten, die zweyte heisst Analogie, und ist eigentlich eine Methode, welche mit Vorsicht anzuwenden ist. Die Vollständigkeit der Erkenntnissmittel der absoluten Wahrheit sucht der Vf. durch folgende Eintheilung zu beweisen. Das Object, worüber ich urtheile, ist entweder da, wo ich bin, oder wo ich nicht bin. In dem ersten Falle ist es entweder in mir, oder ausser mir. In dem zweyten Falle ist es entweder da, wo ich gewesen bin, oder wo ich nicht gewesen bin, aber andere gegenwärtig waren!! Da die Wahrheit gewiss oder wahrscheinlich ist: so handelt der Vf. in besondern Theilen von der *Gewißheit* und von der *Wahrscheinlichkeit*. In dem *ersten* Theile, von der Gewissheit, kommt sehr wenig vor, was den formellen Verstandesgebrauch betrifft; der Vf. beschäftigt sich mehr mit den Wissenschaften, deren Wirkung die Gewissheit ist. Hierbey mancherley Eintheilungen der Wissenschaften, *Baco's* genealogischer Stammbaum derselben, nebst einigen richtigen Bemerkungen, und des Vfs. eigne Classification, welche einige Fehler des *Baco* vermeidet, aber dagegen andere, vorzüglich den hat, dass sie nicht systematisch ist. Geschichte und Philosophie sind die beiden Haupteintheilungen. Wir geben die Untereintheilungen der Philosophie zur Probe. 1) *Philosophie de raisonnement par Mathematiques*, 2) *de raisonnement mixte. Nature corporelle, incorporelle. Philosophie des corps. Philosophie naturelle proprement dite ou Physique raisonnée. Philosophie des esprits. Esprit humain. Autres esprits. Philosophie de l'esprit humain. Analyse de ses facultés (ou Psychologie). Logique, Morale. Theorie des arts mechaniques — liberaux: Theorie du langage, Critique* etc. *Philosophie des autres êtres* (sollte als Gegensatz von *esprit humain*, *esprits* heissen). *Philosophie generale des êtres et de l'univers. Science transcendentante. Theologie (mêlée d'autorité et d'operations de l'esprit).* Da die Gewißheit unmittelbar oder mittelbar ist: so handelt der Vf. von der Evidenz, vorzüglich von Axiomen, und dann von der Demonstration. Axiome sind allgemeine Sätze von unmittelbarer Gewissheit. Er stellt eine Tabelle von Axiomen auf, und bestimmt ihren Gebrauch in den Wissenschaften, welcher darin besteht, dass sie die Stelle von Definitionen und Lehrsätzen vertreten. Sie können eigentlich als Hypothesen betrachtet werden, die man annimmt, um das Folgende zu beweisen; man könne auch die Moral nach einem hypothetisch angenommenen Principe behandeln. Die ganze Lehre gehörte also eigentlich in die Lehre von der Methode. Hier ist eine Probe von der Tafel der Axiomen. Die Axiome beziehen sich entweder auf die verschiedenen Arten der Gewissheit, oder auf ein besonderes Object, das man vor Augen hat. Die ersten sind entweder besondere oder gemeinsame. Zu der ersten Classe gehören folgende: *a*) Für den innern Sinn: *Ich bin ein beharrendes Wesen, und werde durch mannichfaltige Eindrücke modificirt.* *b*) Für die äussern Sinne: *Was die Sinne klar bezeugen, ist.* *c*) Für das Gedächtniss: *Was das Gedächtniß klar bezeuget, ist gewesen.* *d*) Für das Zeugniss: *Die Sprache* (der Geberden oder auch jede andere) *kündigt Gedanken an.* *e*) Für die Erfahrung: *Die Gesetze der Erfahrung sind unveränderlich.* Wir enthalten uns aller Bemerkungen über diese Classification, die sich von selbst darbieten. Wer wollte sich nicht einer solchen Freygebigkeit erfreuen, durch welche alle unsere Erkenntniss in lauter Axiome (!) verwandelt werden kann. Der Abschnitt von der Wahrscheinlichkeit ist sehr ausführlich; doch betrifft er hauptsächlich die mathematische Wahrscheinlichkeit. Das *zweyte* Buch, von der Methode, ist besonders reichhaltig an nützlichen Regeln. Es handelt von der Methode überhaupt, worunter der Gebrauch der dem Menschen möglichen Mittel zur Erforschung der Wahrheit verstanden wird; dann besonders von den Methoden der Erfindung mit besonderer Rücksicht auf die bloss raisonnirenden, und auf die Erfahrungswissenschaften überhaupt, und in Beziehung auf einzelne, in dieselbe einschlagende Fragen; endlich von der Benutzung des mündlichen und schriftlichen Unterrichts, und von der Kunst des Unterrichts. Es fehlt uns nicht an deutschen Werken, worin alles dieses schon besser geleistet worden ist. Indessen haben diese Versuche noch durch die bestimmte Rücksicht auf die Anwendung, besonders auf Erfahrungsgegenstände, ihren eigenthümlichen Werth. Besonders gilt dieses von den im Anhange befindlichen Abhandlungen des berühmten *Le Sage*, über die Methode der Hypothese und der Ausschliessung, nebst einer kurzen Geschichte der letzten, welche der zweyten Abhandlung zur Einleitung dient. Diese Methode ist nichts anders, als eine Art von Induction, wo man nach vollständiger Aufzählung der Fälle, und Ausschliessung der unmöglichen oder unwahrscheinlichen, einen bestimmten Erfahrungssatz bildet. Dieser Gegen-

genstand kann, ungeachtet der lehrreichen Bemerkungen des Vfs., von einem logischen Kopf noch mit weit mehr Präcision und erschöpfender Gründlichkeit bearbeitet werden. Hr. *Prevost* kündigt eine Sammlung der nachgelassenen Aufsätze dieses Gelehrten an, wovon diese Abhandlungen eine Probe sind.

Zwickau u. Leipzig, b. Schumann: *Moral und Recht sind Eins*, oder *Grundlinien zur ersten Rechtsmoral in der Welt.* Von *J. G. Heynig.* 1803. 271 S. 8. (18 gr.)

Diese Grundlinien sind vornehmlich für die Modificirung der Gesetzesverfassung mancher Länder bestimmt, und darum auch wohl dem Hn. *Minister von Montgelas* dedicirt. Der *erste* Satz in denselben ist: Es giebt Gutes und Böses, Recht und Unrecht in der Welt, weil gute und schlechte Menschen zugleich auf unserer Erde leben. Der *zweyte* Satz ist: Menschen und Völker werden nicht recht behandelt oder belehrt und unterrichtet, indem man ihnen zu wenig von Rechtsgesetzen und Zwangspflichten, und zu viel von Religion und Moral vorpredigt, und indem man Gott mehr als ein gütiges und liebreiches Wesen vorstellt, aber weniger als ein gerechtes, strenges und unerbittliches Wesen. Der *Hauptsatz* ist endlich: Es giebt und gab niemals und nirgends einen sogenannten *Naturstand* der Menschen und der Völker; es giebt und gab niemals und nirgends ein sogenanntes *Naturrecht;* es giebt und gab niemals und nirgends einen sogenannten *ursprünglichen Contract* einer Gesellschaft. Alle Menschengesellschaften und Staaten in der Welt haben sich mit einem Paar; also mit einer Gesellschaft angefangen. Hieraus wird gefolgert, dass der Staat das *Recht* habe, einen Mörder hinrichten zu lassen; weil der Mörder sich das *Unrecht* herausgenommen habe, einen Bürger todt zu schlagen. Das *Recht* ist die Bestimmung dessen, was dem Menschen, als solchen, zu *thun* obliegt. Die *Rechts-* und *Gesetzesformel* heisst unter mehrern angegebenen auch so: Jeder soll und *muss schlechterdings* nach *Recht* und *Gewissen* handeln. Die *Gesetzesentstehung* stellt sich der Vf. so vor: anfänglich mögen sich wohl die Menschen *eine geraume Zeit hindurch* in ihren kleinen Staaten und Gesellschaften *gut* und *friedlich* mit einander vertragen haben, diess lag in der Natur der Dinge; erst als Kriege und Feindseligkeiten in der Völkerwelt einrissen, da verfiel man auf bessere Staatseinrichtungen und Gesetzgebungen. In allen einfachen Staaten war (anfänglich) die *Gesetzesexecution* (d. h. die Vollziehung der *Criminalgesetze*) jedem Mitglied der Gesellschaft selbst überlassen! erst als jene *Kriege* entstanden, eigneten sich die *alleinigen gebietenden Herrn die Execution der Gesetze* zu. Rechtsmoralische Lehren und Grundsätze sind: Jeder soll dem Andern das Seine lassen, und Keiner den Andern weder an seinem Leibe, noch an seinen Sachen verletzen. Speciellere Untersuchungen über die Rechtmässigkeit der Todesstrafen heissen folgende Behauptungen: Die Einrichtung und Anordnung von einer *mittelbaren Gesetzesexecution* durch *Obrigkeiten* kann nur gültig und zulässig seyn, wenn und wiefern die Obrigkeit jeden Rechtsschänder und Missethäter auf *die nämliche Art*, *so schnell und ohne viele Umstände*, und *so ohne alles Ansehen der Person und ohne Rücksicht* bestraft, wie es jeder Beleidigte selbst bey der Bestrafung seines Beleidigers gethan haben würde und müsste. Nun will Hr. *H.* Grundsätze zur völligen Entscheidung in der Lehre von den Todesstrafen angeben. Rec. findet aber bloss eine Anwendung der eben angegebenen Grundsätze auf einzelne Fälle, als Beyspiele. Unter der Ueberschrift: Gründe zur Bestrafung der Verbrecher nach dem Grundsatz: *Gleiches mit Gleichem*, wird diese Anwendung fortgesetzt und mit acht Gründen belegt. Da man aber nicht immer nach dem *jus talionis* verfahren könne, so könne man bey Bestrafung der Verbrecher *Surrogate*, oder Surrogatsstrafen anwenden, zumal da in unsern Zeiten die hohe Cultur die Menschen einander so ungleich gemacht habe, dass man nicht einmal nach dem *Naturgesetz: Gleiches mit Gleichem*, immer verfahren könne. Die nähere Beurtheilung und Bestimmung der Strafe für Mord und Todschlag zeigt nun: 1) dass es kein *wahres vollwichtiges Surrogat und Aequivalent* für die Todesstrafe giebt; 2) dass durch die Anwendung eines unzureichenden Surrogats bey Bestrafung der Mörder dem Rechtsgesetz und dem *Gemordeten nicht* genug gethan wird; und dass folglich jeder Mörder und *Lebenszerstörer* eines Menschen *ohne Ausnahme* und *ohne Umstände* mit dem Tode bestraft werden muss. Es folgen nun hieraus *acht* unumstössliche Beweise dafür, dass jeder *Mörder* und *Lebenszerstörer* eines Menschen *wollen* müsse, *dass ihm das Leben wieder genommen werde!* In den Schlussbemerkungen und Erläuterungen sagt der Vf. noch, dass seine Schrift: die gerettete Rechtmässigkeit der Todesstrafen, als Einleitung zu dieser angesehen werden kann. Er beseitigt sodann den Einwurf: dass auf diese Art der Mord durch einen andern Mord bestraft werde. — Man sieht aus dieser Darstellung der Ideen und des Gedankenganges die Unbekanntschaft des Vfs. dieser Schrift mit den Ideen der reinen Rechtslehre. Ihm sind der *Naturstand*, das *Naturrecht*, der *ursprüngliche Contract*, Begriffe von Erfahrungsgegenständen, deren Daseyn er läugnet, und vom wesentlichen Unterschiede zwischen *ethischen* und *juridischen* Begriffen weiss er nichts. Das Ganze ist in einem unreinen Deutsch und trivialen Stil geschrieben, und Ausdrücke, wie das *Gesitte*, eine Schlange im *Moos*, *brutalisiren* und *humanisiren* statt als Thier und als Mensch handeln, sind nicht selten.

---

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Donnerstags, den 12. Junius 1806.*

## KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

**Paris**, b. Magimel: *Histoire du Corps impérial du Génie;* des sièges et des travaux qu'il a dirigés, et des changemens que l'attaque, la defeuse, la construction et l'administration des forteresses ont reçus en France, depuis l'origine de la fortification moderne jusqu'à nos jours. Par *A. Allent*, Lieutenant-Colonel du Génie, Secrétaire du Comité des fortifications, membre de la Legion d'honneur. *Premiere Partie*, depuis l'origine de la fortification moderne jusqu'a la fin du règne de Louis XIV. An XIII. (1805.) XII. u. nebst dem Inhaltsanzeiger 724 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Der Vorrede nach war es der General Marescot, erster Generalinspecteur des *Corps du Génie*, der im J. 9. dem Ausschusse der Fortificationen den Vorschlag that, die Geschichte dieses *Corps* zu schreiben. Der Vorschlag wurde mit Beyfall aufgenommen, und dessen Ausführung Hn. *A.* übertragen.

Der Vf. theilte sein Werk in 16 Kapitel, denen zuletzt noch unter 10 verschiedenen Numern mehrere interessante Bemerkungen zur Erläuterung des Textes beygefügt sind. Verschiedene unter dem Texte angebrachte Noten enthalten die Titel der vom Vf. benutzten Materialien. Die Geschichte selbst beginnt mit der Epoche der Erfindung des Pulvers, die bekanntlich wesentliche Veränderungen in der Balistik, der Kriegsbaukunst, dem Festungs- und Minenkriege hervorbrachte. — Die fünf ersten Kapitel stellen diese Veränderungen dar, und enthalten zugleich eine gedrängte namentliche Aufzählung der ersten französischen Ingenieure, die Darstellung der Vervollkommnung des Angriffs und der Vertheidigung, wie auch der Construction und der Verwaltung fester Plätze, von Franz I. an bis zum Tode des Kardinals Mazarin. In dieser merkwürdigen Epoche tritt Ludwig XIV. auf. Dieser thätige Regent vervollkommt während seiner Regierung alle militärische Einrichtungen, vergrössert seine Staaten durch Eroberungen, und befestigt sie im Frieden. Er läst Häfen und Kanäle graben, und das Ingenieurcorps sieht man von diesem Augenblick an sich erweitern, organisiren und einen Rang unter den übrigen Corps der Armee einnehmen. Auch wurde dessen Dienstleistung von nun an ein wichtiger Zweig der Kriegskunst und der allgemeinen Verwaltung. Dieser Regierungsperiode Ludwigs XIV. widmet der Vf. mit Recht den grössern Theil dieses Bandes. Er handelt die ganze Regierung dieses Königs ab, und erwähnt die unermesslichen Arbeiten, wie auch die grosse Zahl von merkwürdigen Belagerungen während derselben. Die verschiedenen Abschnitte enthalten abwechselnd bald Kriegsbegebenheiten, bald Friedensereignisse, die beide einen wichtigen Einfluss auf die Ausbildung des Geniecorps hatten. In den Friedensperioden zählt der Vf. die festen Plätze, Häfen und Kanäle auf, welche durch Ingenieur-Officiere erbaut oder entworfen worden; und theilt die merkwürdigsten Modificationen des Ingenieurcorps in Ansehung der Kunst, Organisation und Dienstleistung desselben mit. Hierbey sucht er den Einfluss des jedesmaligen Friedens auf die Militärarbeiten, die verlornen, eroberten, erbauten oder verlassnen Plätze, auf die Gränzen des Staats und das System seiner Vertheidigung aus einander zu setzen. In einer schnellen Uebersicht der merkwürdigsten Kriegsbegebenheiten aber entwickelt er den Einfluss, den die festen Plätze, die verschiedenen Linien, gewöhnliche und verschanzte Läger, wie auch die übrigen Kriegsereignisse auf die Kriegsbaukunst hatten. Diese Uebersicht stellt nur die Kriegsbegebenheiten im Allgemeinen dar, während er bey den merkwürdigsten Belagerungen die besondern Umstände des Angriffs und ihrer Vertheidigung, wie auch die Fortschritte der Kunst, die Fehler der Belagerer, Unglücksfälle u. dergl. m., kurz alles, was seiner Erzählung einigen Werth und Interesse zu geben vermag, aufzählt. Zugleich erwähnt er die wichtigsten Dienstleistungen der Ingenieure, wie auch diejenigen Vorfälle, die eine besondere Genialität, Beweise von Muth, oder einen vorzüglichen Diensteifer verrathen; und nennt hierbey die ausgezeichneten Individuen, so wie er auch bemerkt, bey welcher Gelegenheit sie ehrenvolle Wunden erhielten, oder wo der Tod ihrem ruhmvollen Leben ein Ende machte. — Ein glücklicher Einfall, der bey allen Armeen Nachahmung verdiente! — Ferner bemerkt der Vf., was das Geniecorps den verschiedenen Regenten, Ministern und andern grossen Männern, die es theils errichteten, leiteten und aufmunterten, zu verdanken hat; und sucht den Einfluss zu entwickeln, den der Charakter, die Talente und die schönen Dispositionen der Generale auf den Angriff der festen Plätze gehabt haben. Besonders hat er sich bemüht, den Diensteifer und die Festigkeit der berühmtesten Gouverneure hervorstechend darzustellen u. s. w.

Diess über den Plan des Vfs., der, wie man hieraus sieht, sehr umfassend ist, und viele interessante Gegenstände abhandelt.

Unter Frankreichs älteste Ingenieure zählt der Vf. nach Erfindung des Pulvers (1487.) Peter von Navarra. Vor dieser Epoche finden wir zwar in Frankreich schon Ingenieure, und der P. *Daniel* sagt hierüber im *ersten* Theile seiner Gesch. von Frankreich (S. 556—57.), dass schon Philipp August — der Wiederhersteller der Kriegsbaukunst in Frankreich — viele Ingenieure unterhalten habe. — Diese *Ingenieurs* (oder *engignours*, wie man sie damals nannte) hatten bereits unter diesem Regenten einen Chef, der auch die *Mineurs (Minours)* befehligte. Philipp Mouskes, Bischof von Tournai, sagt daher in seiner zu Anfange des 13. Jahrhunderts in Versen geschriebenen Geschichte folgendes:

*Le Sire des engignours.*
*Commandere les minours.*

Die Ingenieurs dirigirten damals die *engins*. — „*Li engigneurs engins dressent*" — sagt hierüber *Wilhelm Guyart* in seiner Geschichte Philipp Augusts. — In der Folge nannte man sie auch *Maîtres d'engins*, und sie standen unter dem *Grandmaître des Arbalêtriers* (Ober-Rüstmeister). Das Wort *engin* war der generische Name alles damals gebräuchlichen Geschützes und Maschinenwesens. Die Erbauung der Festungen gehörte eigentlich nicht zu ihrem Fache, sondern für die damaligen Herrn, Maires und Gouverneure der Plätze; oder der Schatzmeister liess sie durch hierzu geschickte Architecten erbauen.

Nach Erfindung des Pulvers und der nachmaligen Einführung des Geschützes, wurden die verschiedenen Zweige abgesondert; das Geschütz kam unter den Feldzeugmeister, und die Kriegsbaukunst unter den Kriegsbaumeister. Diess ist der Grund, warum der Vf. mit einer Periode beginnt, in welcher man das Ingenieurcorps, als für sich selbst bestehend, betrachten kann.

Nach Peter von Navarra findet man bis zum Tode Ludwigs IX. nur Lafontaine und Miradel, beides Franzosen, als Ingenieure angeführt. Unter Heinrich II. und den letzten Valois wird im J. 1563. in der Person des Serré ein Oberintendant der Fortificationen ernannt, der in dieser Eigenschaft die Belagerung von Orleans leitet. Vom J. 1542 — 1573. vermehren sich die Ingenieure, die moderne Befestigungskunst, und die neue Art, Plätze anzugreifen, entwickelt sich. Diese Kunst, welche besonders in Italien zuerst aufblühte, wurde dort durch die Medicis befördert; daher versah nun Italien das übrige Europa mit Ingenieurs. Katharina v. Medici zog während der Regierungen ihres Gemals und ihrer Kinder mehrere Ingenieurs nach Frankreich, weil sich in diesem Lande damals nur wenige Militärpersonen dieser Kunst widmeten. Campi, Hieronimo und zwey Marini's zeichnen sich besonders aus, und vier andere Italiäner befestigen Brouage. Diese Auszeichnung von Ausländern reizte die Ehrbegierde der Franzosen, und bald sah man mehrere Einheimische mit ersteren wetteifern. Unter ihnen zeichneten sich Feuquières bey der Belagerung von Orleans, St. Remy bey der Vertheidigung von Quentin u. a. besonders aus; und Adam von Crapone erhielt seiner Kenntnisse wegen, durch welche er sich das Zutrauen Heinrichs II. erworben hatte, den Titel eines Ingenieurs der Fortificationen. Als solcher lässt er an mehrern Plätzen arbeiten, und entwirft die Kanäle der Provence und des Languedoks u. s. w. — Auch andere ausgezeichnete Officiere fingen nun an, die Kriegsbaukunst zu studiren. Einer unter diesen, Montluc, verdient besonders deswegen namhaft gemacht zu werden, weil er der erste war, der bey der Belagerung von Thionville 1558. die Laufgräben mit Crochets versah.

Unter Heinrich IV. erhielt Sully (im J. 1602.) nächst der Stelle eines *Grossmeisters der Artillerie* die eines *Oberintendanten des Geniewesens*. Jetzt zeichnete sich besonders Errard de Bar-le-Duc aus, der im J. 1600. die Citadelle von Amiens erbaute, und zuerst in Frankreich über die Kriegsbaukunst schrieb. Mit ihm theilte Chatillon den Namen eines grossen Ingenieurs, und beide discutirten oft in Heinrichs und Sully's Gegenwart über Fortifications- und Belagerungsplane. Unter den übrigen Ingenieurs, die sich jetzt sehr mehrten, zeichneten sich noch Delagarde und Bonnefonds aus. Nächst den durch Sully, Errard und Chatillon in dem Angriff und der Vertheidigung der Plätze bewirkten Verbesserungen erhielt die Vertheidigung durch Villars, Gouverneur von Rouen, dadurch eine wesentliche Verbesserung, dass er zuerst gegen des Belagerers Werke Contre-Approchen erbaute, die, wie bekannt, die *Arbeiten und* das weitere Vordringen dieses letztern sehr erschweren. — Nach dem Kriege wurden die Ingenieurs in die festen Plätze vertheilt, und sie erhielten nun die Namen derselben oder der Provinzen, wie auch der Armeen, denen sie zugetheilt worden waren. — Chatillon erhielt zuerst den Titel eines Directors; seine Direction erstreckte sich über die Provinz Champagne, Bar und die drey Bisthümer.

Unter *Ludwig XIII.* erleidet die Administration der Festungen nur wenige Veränderungen. Dem grossen Sully folgt in der Würde eines Oberintendanten der Festungen dessen Sohn der Marquis von Bethune; und nach dessen Tode erhalten sie Leon von Durfort und Servien; und als der letztere 1636. diese Würde niederlegte, vereinigte Sublet Desnoyers mit der Oberintendantur der Festungen zugleich das Kriegs-Portefeuille. Bald amalgamirten sich aber unter Louvois die Geschäfte der Intendantur mit denen des Ministers und obgleich von nun an dieser Titel ganz verschwand: so blieb doch noch eigentlich die Sache. D'Argencour erbaut in der Würde eines General-Ingenieurs mehrere Forts auf der Insel *Rhé*; stellt Brouage wieder her, und erbaut das Schloss von *Oleron*. Auch Desnoyers zeichnet sich in dieser Periode besonders aus, und baut vieles. Unter dieser Regierung machten sich zwey Ingenieure, nämlich de Ville und Ragan, sowohl durch ihre Geschicklichkeit bey Führung der Belagerungen, als durch ihre

Werke

Werke über die Kriegsbaukunst, besonders berühmt. Der Kardinal *von Richelieu* zieht Pompejus Targon, durch die Belagerung von Ostende (1604.) merkwürdig, nach Frankreich; und hier entwickelt er bey der Belagerung von La Rochelle seinen grossen Erfindungsgeist. Ein Deutscher, Namens Claevelt, der mit *Targon* diente, war der erste, der in La Rochelle, obgleich fruchtlos, Bomben warf. Nach ihm bringt Maltus aus Holland die Kunst, Bomben zu werfen und macht zuerst in der Belagerung von La Motte (1634.) davon Gebrauch. Fabre und Lafontaine zeichnen sich ebenfalls aus, und hinterlassen beide einige Werke über die Kriegsbaukunst. Während dieser Regierungsperiode vervollkommnen de Ville und Fabre den Relief und die Trace der Festungen, und unterwerfen beides einer Lehrmethode. In den Belagerungen werden die Circumvallationslinien besser angelegt und durch starke Forts und zwischen diesen liegenden intermediären Redouten gedeckt. Die Trancheen werden zweckmässiger angelegt, und de Ville schlägt lange bedeckte Sappen vor, die man auf der kürzesten Linie nach der Festung hin leiten sollte. Man bedient sich zum Grabenübergang der Faschinen und Flösse, und die Mineurs nähern sich den Mauern auf Brücken von Rohr. Man fängt auch an, die Brêche mit Kanonen zu legen; allein sie werden noch jedesmal durch die Mineurs vorbereitet und vollendet. Die Mineurkunst erweitert sich u. dgl. m.

Fast alle folgenden Kapitel beschäftigen sich mit der Regierung *Ludwig's XIV*. Einen fernern Auszug leiden sie aber wegen der Reichhaltigkeit ihres verhältnissmässig auch mehr bekannten Inhalts nicht. Rec. kann aber versichern, dass er sie alle sehr interessant und belehrend fand. Diess gilt auch von den angehängten Noten, von denen besonders die neunte, welche Bemerkungen über *Vauban* und dessen Arbeiten, wie auch das Verzeichniss seiner sämmtlichen gedruckten und ungedruckten Schriften enthält, sehr interessant ist.

Rec. beschliesst die Anzeige dieses auch schön gedruckten Werks, welches mit Recht als Handbuch einen Platz in der Bibliothek eines jeden Artilleristen, Ingenieur- und Generalstabsofficiers, ja eines jeden andern, der sich mit etwas mehr als dem Garnisondienst beschäftigt, zu empfehlen ist, mit dem Wunsche, dass es die Veranlassung zu einem ähnlichen umfassendern Werke über die Geschichte des Genie-Corps aller Armeen werden möge.

PARIS, b. Magimel: *Ordonnance provisoire sur l'exercice et les manoeuvres de la Cavalerie*, rédigée par ordre du ministre de la guerre. Du 1er Vendémiaire an XIII. Ein Band Text, XXIII u. 497 S. kl. 8. und 4 Tabellen mit Signalen, nebst einem Bande unter gleichem Titel, enthaltend 126 Kpfr. und ein Inhaltsregister. (3 Rthlr. 8 gr.)

In einem dieser Ausgabe vorgedruckten und an sämmtliche Obersten der Cavallerie gerichteten Briefe des Kriegsministers Berthier sagt derselbe, dass er diese provisorische Ordonnanz nach den *Manoeuvres des troupes à cheval* habe bearbeiten lassen. Er fordert sie auf, die in dieser Ausgabe aufgestellten Principien genau zu befolgen; ihm aber zugleich die als Folge der Erfahrung gemachten Bemerkungen mitzutheilen. Das einem jeden Cavallerie-Corps mitgetheilte Exemplar dieses Reglements soll in dem Archive desselben niedergelegt, und alle übrigen Reglements und Ordonnanzen, die Manoeuvres der Cavallerie betreffend, sollen von nun an für null und nichtig erklärt werden. Aus dem diesem Briefe folgenden Bericht an den Kriegsminister Berthier von Seiten der verschiedenen General- und andern zur Abfassung dieser Ordonnanz ernannten Stabsofficieren, ergiebt sich, dass diese Commission ihrer Arbeit besonders die Ordonnanz vom Jahre 1788. zum Grunde legte. Es erschien zwar vor mehrern Jahren — heisst es ferner — eine mit Kupfern versehene Instruction bey Magimel — (1802. I. A. L. Z. 1805. Nr. 336.); allein da dieses Buch mehrere Fehler, falsch berechnete und selbst unnütze Bewegungen enthielt, und leider die meisten Cavallerie-Corps diese falschen Grundsätze in Ausübung gesetzt hatten: so war die Revidirung, Verbesserung und gleichmässige Einführung dieser Ordonnanz durchaus nothwendig geworden. — Dieser Bericht ist von den Divisionsgeneralen: Louis Bonaparte, Canclaux, Nansouty, dem Obersten Maurice und dem Adjutant-Commandant Curto unterschrieben. Die übrigen Mitglieder dieser Commission: die Generale Bourcier, Hautpoul, Klein, Kellermann, Ordener und der Oberst Marx, konnten wegen Abwesenheit nicht unterschreiben.

Die getroffenen Veränderungen und hinzugekommenen Zusätze sind nicht bedeutend. So hat z. B. die *Reiter-Schule* nur einige Veränderungen in Ansehung der Handgriffe mit dem Bajonett, bey den Jägern und Husaren, wie auch in Betreff der Instruction für die abgesessenen Dragoner erlitten. Bey letztern wird der Leser auf die Infanterie-Ordonnanz verwiesen. — Die *Escadron-Schule* hat im Vergleich mit der Ordonnanz vom J. 1788. nur in Rücksicht der successiven Dublirung und Dedublirung, und im Titel der Manoeuvres einige Veränderung erlitten. — *Manoeuvres* heissen in dieser Ordonnanz alle diejenigen Bewegungen, die ein Regiment macht; *Linien-Evolutionen* aber nur solche, die durch mehrere Regimenter ausgeführt werden. — Weil nun die Dragoner ihrer ersten Einrichtung nach absitzen, und dem Wunsche des Kaisers gemäss zu Fuss ein Bataillon formiren sollen: so ist die Vorkehrung getroffen worden, dass ein Regiment, oder jedesmal 4 Escadrons desselben, zu Fuss ein Bataillon zu eben so vielen Divisionen, nebst den dazu gehörigen Ober- und Unterofficieren u. s. w. bilden können. — Wenn ein aufmarschirtes Regiment vom rechten oder linken Flügel mit Pelotons rückwärts abmarschiren soll, so geschieht diess nicht mehr, wie es in der oben erwähnten Instruction festgesetzt worden; sondern ein jedes

jedes Peloton bewegt sich successiv unmittelbar auf der Stelle, wo es steht, um hinter das vor ihm abgezogene Peloton seine Stelle im neuen Allignement einzunehmen. — Diese neue Ausgabe zählt 18 Manoeuvres und eben so viele Linien-Evolutionen. — Die, wie schon bemerkt ist, unbedeutenden Zusätze will Rec. bloss mit den Numern derselben namhaft machen. Diese sind: Nr. 5. 7. 8. 10. 12. 14. 15. 17. und 18. Hinzugekommen sind 4 neue Manoeuvres, als 1) das Durchziehen der einen Cavallerielinie durch die andere (*le passage des lignes* betitelt), wobey sich die vorwärts oder rückwärts bewegende Linie durch die zwischen den Escadrons befindlichen kleinen Intervallen durchzieht. 2) Die Veränderung der Direction während des Marsches; 3) die Frontsveränderung aus der Mitte; nämlich die Axschwenkung mit dem Pivot in der Mitte; und 4) der Marsch *en échelons*, welcher nach der Ordonnanz vom 1. May 1777., jedoch mit einigen Zusätzen versehen, wieder eingeführt worden ist. Nächstdem sind bey den verschiedenen Cavalleriearten gleiche Signale eingeführt worden, welches Rec. um so zweckmäsiger findet, da bey den meisten Gefechten nicht selten verschiedene Truppenarten zusammenfechten und hier die verschiedenen Signale leicht Unordnungen veranlassen können.

Der zu dieser Ausgabe gehörige *zweyte* Band enthält unter gleichem Titel die zu der Ordonnanz gehörigen Kupfer, die sämmtlich vom Obersten Maurice entworfen und durch andere Künstler gut gestochen worden sind. Da dieser Band mit einem eigenen Inhaltsregister versehen worden ist: so kann er auch einzeln gekauft werden. Dieser in Frankreich übliche Gebrauch, von Zeit zu Zeit im Namen der Regierung abgeänderte oder mit Zusätzen versehene Reglements durch den Buchhandel öffentlich bekannt zu machen, ist lobenswerth; deren Anschaffung aber für den Officier im Durchschnitt zu kostspielig. Rec. würde daher rathen, dergleichen gemachte Zusätze und Abänderungen als Supplemente, — wie diess am Ende dieser Ordonnanz mit 2 Manoeuvres und 4 Linien-Evolutionen geschehen — besonders heraus zu geben, wodurch deren Anschaffung, der mindern Kostspieligkeit wegen, sehr erleichtert werden dürfte.

Druck und Papier sind gut; es haben sich aber ungewöhnlich viele Druckfehler eingeschlichen, die zwar unter die Errata's aufgenommen worden, aber dennoch die Benutzung des Werks nicht wenig erschweren.

Göttingen, b. Röwer: *Mémoires sur les Campagnes des Pays-Bas en* 1745., 1746. *et* 1747. publiées par *Arn. Germ. Louis Heeren*, Prof. d'histoire à Göttingue. 1803. 315 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Herausg. dieser Memoiren hat sie aus gleichzeitigen Journalen und Papieren gezogen, weil man von jenen Feldzügen bis jetzt bloss einseitige französische Berichte habe. Wirklich findet sich auch hier manches Detail, das man in den letztern vergebens sucht: so wird S. 66. der Verlust der Alliirten in der Bataille bey Fontenoi bestimmt auf 7379 Mann gesetzt, S. 83. werden die nähern Umstände der Leitersteigung von Gent angegeben. Minder vollständig sind die Nachrichten von dem Treffen bey *Rocoux*, wie eine Vergleichung mit *Espagnacs* Leben des *Marschalls von Sachsen* zeigt:

| *Heeren* S. 199 ff. | *Espagnac* Edit. de 1774. T. 2. p. 175. |
|---|---|
| *Le* 10. *au matin l'armée marcha dans l'ordre où elle devoit combattre le lendemain; elle se campa ainsi que les deux reserves de du Cayla et de Contades sur quatre lignes entre Hognoul et Neudorp. Les Corps du Comte de Clermont et de d'Etrées se placèrent sur la droite; celui de Clermont Gallerande occupa le terrain entre la gauche et le ravin de Sling. Les bagages restèrent à Tongres sous la garde de* 2 *batail. et de* 600 *chevaux.* | *L'armée française, precedée de ses campemens, marcha, le* 10, *de l'autre côté du Jaar, dans l'ordre où elle devoit combattre: le corps de bataille et deux réserves principales, conduites par le Vicomte de Cayla et le Marq. de Contades, campèrent sur quatre lignes, dans l'entre-deux des chaussées de Tongres et de Saint-Tron; la droite à Hognoul, la gauche à Neudorp: le Marechal de Saxe logea dans Houté. Les deux Corps détachés du Comte d'Etrées et du Comte de Clermont-Prince se placèrent à la droite de l'armée, depassant Biersée; deux autres corps détachés à la gauche, masquèrent le ravin de Slings, depuis la hauteur de ce village jusqu'au Jaar: le Marq. de Clermont Gallerande et de Cte de Mortagne les commandaient. Le Cte d'Etrées renforcé de deux brigades d'infanterie et de* 14 *escad. fit l'avantgarde de l'armée; il n'alla à sa destination, tout-à-fait sur la droite, que quand l'armée fut arrivée sur le terrain de son camp. Avant de partir de Tongres, l'artillerie avait été distribuée dans les corps détachés ou à la tête des colonnes; cette artillerie marcha avec les divisions; le reste de l'artillerie suivit les deux chaussées* etc. |

Anstatt dieser interessanten Auseinandersetzung der französischen Angriffs-Disposition, welche *Espagnac* giebt, findet sich hier bloss die Anekdote: dass die Schauspieler des Grafen von Sachsen am Vorabend der Schlacht die letztere auf den folgenden Tag angekündigt haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Freytags, den 13. Junius 1806.*

## NATURGESCHICHTE.

SCHLEIZ, b. Mauke auf Kosten des Vfs.: *Mineralogische Beschreibung der vorzüglichsten Bergwerks-Reviere von Mexico oder Neuspanien.* 1804. 334 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es fehlte bisher an einer genauern Beschreibung der Gebirge und Erzlagerstätte dieses in oryktognostischer Hinsicht so merkwürdigen Erdstrichs, und der Vf., Hr. *Friedrich Traugott Sonneschmid*, welcher jetzt zu Mädlareuth bey Gefell im Voigtlande lebt, verdient demnach Dank für die vorliegende mineralogische Arbeit, welche das Resultat eines zwölfjährigen Aufenthalts in Neuspanien ist. Besonders war es uns angenehm, dass er das Wernersche Mineralsystem zum Grunde gelegt, und nach diesem von mehrern noch wenig bestimmten Fossilien der dortigen Gegend äussere Beschreibungen mitgetheilt hat, wodurch die Mineralogen desto aufmerksamer auf die nähere Bestimmung und Untersuchung derselben gemacht werden können. Der Vf. theilt dieses Werk in *zehn* Abschnitte. Eines Auszuges ist diese Arbeit nicht wohl fähig; indess wollen wir die Hauptgegenstände hier kurz zusammendrängen, um dem Leser einen Ueberblick des Ganzen zu verschaffen. *Erster* Abschn. *Real del Monte, Pachuca und Atotonilco el chico.* Diese machen zusammen die Bergwerks-Jurisdiction von Pachuca aus. Ersteres hat auf allen Seiten Gebirge von Porphyr und porphyrartigem Gestein, seltner aber von Porphyrbreccien. Der Haupterzgang ist la Veta Biscaina, worauf bey der Anwesenheit des Vfs. folgende Metalle und Erze gebrochen haben: Gediegenes Silber, derb und eingesprengt; geschmeidiges Silberglaserz, derb und krystallisirt, gewöhnlich aber nur eingesprengt; derber, eingesprengter und öfters mit Silberglaserz innig gemengter Bleyglanz; Schwefelkies und Kupferkies. Einer der höchsten Punkte dieses Gebirges enthält Porphyr, welcher aus einem perlgrauen, etwas hornsteinartigen Jaspis mit Feldspath, durchscheinenden, zuweilen rothen Quarzkörnern und graulich-schwarzer Hornblende zusammengesetzt ist. Das Barometer stand auf dieser Kuppe 19 Zoll 6½ Linien. Aus dieser Gegend erhielt Hr. *S.* natürlichen Alaun, dessen äussere Beschreibung S. 11. folgt. In einer röthlich-grauen und fleischrothen porphyrartigen Steinart finden sich schmale Streifen und Lagen, so auch scharfeckige Stücken von schwarzem und lauchgrünem Obsidian; erstere sind aber nur 2 — 3 Zoll dick und zuweilen äusserst schmal. Der Obsidian wurde von den alten Mexicanern zu Lanzen, Pfeilspitzen, schneidenden Werkzeugen u. s. w. verarbeitet. Der Vf. sah einen daraus gearbeiteten runden Spiegel von 11 Zoll Durchmesser und ½ Zoll Dicke. Die beiden ganz geraden Flächen hatten eine vortreffliche Politur, und am Rande war ein Griff mit einem Loche befindlich. — Auch im nördlichen Theile dieses Gebirges kommen mancherley Obsidianarten vor, die der Vf. nach der Reihe beschreibt. Besonders merkwürdig sind darunter verschiedene Abänderungen vom Schiller-Obsidian, der bis jetzt ganz unbekannt war. Mehrere kleine Hügel und Felsen bestehen theils aus dichtem und blasigem Basalt, theils aus blasiger Lava. An diese Felsen schliessen sich wieder ganze Berge und Felsen von Porphyr u. dgl. an. Bey den Hüttenwerken Terrones und San Cayetano stehen sehr schöne und regelmässige Basaltsäulen, welche auf einem Lager von Breccie ruhen. Ueberhaupt ist diese Gegend fast durchgehends reich an Basalt, vulkanischem Tuff, Porphyr- und Obsidiangeschieben. Die vorwaltende Gebirgsart bey der Stadt Pachuca, wo der Barometerstand 21 Zoll beträgt, ist ebenfalls Porphyr; ausser diesem giebt es eigne Lagerstätten von rothem eisenhaltigen verhärteten Thon, einer gelblichen und grünlich-weissen Steinart, und einer grauen und bräunlich-schwarzen Gebirgsart. Sie sind sämmtlich erzführend, und die Gänge haben gewöhnlich die Richtung von Osten nach Westen; setzen theils senkrecht durch das Gebirge, theils fallen sie auch südlich. Gangarten sind nebst Quarz, vorzüglich Kalkspath, auch grauer Hornstein. In den Gängen bricht gediegenes Gold, aber in neuern Zeiten selten, gediegenes Silber, geschmeidiges Silberglaserz, Bleyglanz mit Silberglaserz gemengt und Schwefelkies. Aeussere Beschreibung des natürlichen Salpeters, ungefähr eine Meile südöstlich von Pachuca, woselbst auch einzelne vulkanische Berge zum Vorschein kommen. *Zweyter* Abschn. *Zimapan, Real del Doctor, Xacala, Real del Oro, Pechuga, Real del Cardenal.* Der erstgedachte Ort liegt 40 Meilen nördlich von Mexico auf einer kleinen Ebene, deren Oberfläche, so wie die Gegend umher, aus Kalktuff, dichtem Kalkstein, Kalksteinbreccien, Porphyr u. s. w. besteht. Das Barometer zeigte dort 22 Zoll 10 Lin., und Hr. *S.* konnte in 100 Tagen nur eine Abweichung von 4 Lin. bemerken. Weiter hinaus erheben sich mächtige Porphyrgebirge, welche viele Lager und Gänge von Trapp führen, so dass es dem Vf. scheint, dass der die Gebirgsart ausmachende Porphyr wohl ein etwas zerstörter Trapp seyn könne. — Chalcedon, Lager von grauem, schwarzem und braunem Pechstein, wechseln mit einander ab, und in Nestern und

Trümmern, die kein langes Anhalten haben, bricht weisser, gelber und rother Opal, auch eine Abänderung, die veränderlicher Opal genannt wird. Auch hat noch vor kurzer Zeit, in einer nicht mehr gangbaren Grube, gelbes Bleyerz gebrochen. Gegen Norden liegt Serro del Lomo verde, der, so wie die ganze Gegend, aus dichtem Kalkstein besteht. Hier ist die merkwürdige Grube el Lomo del Toro, woraus man ehemals eine grosse Menge Bley gewonnen hat, die aber jetzt nicht mehr gangbar ist. Sie soll auf grossen übereinanderliegenden Nestern oder kleinen Stockwerken gebauet haben, wovon ein einziges an 124000 Centner gutes Erz geliefert hat. Am östlichen Fusse des Districts del Monte gränzt der Kalkstein mit porphyrartigen, dem Mandelstein etwas ähnlichen Gebirgsarten, wobey der eigentliche Porphyr nur selten zu sehen ist. Hier kommen einzelne Stücke von Quarz-Chalcedon, Carneol, weisser und rother Zeolith vor; von letztern sind hier S. 77. die äussern Kennzeichen angegeben. Weiter hinunter, bey dem Arroyo de agua fria, ist die Beschaffenheit des Gebirges ganz anders. Es besteht hier aus abwechselnden Lagern von Wetzstein, Wetzschiefer, grauem Quarz und Hornstein; besonders merkwürdig sind aber die zwischen den genannten Steinarten befindlichen Lager von Grünstein. El Real del Doctor liegt sehr hoch; das Barometer hielt sich dort auf 20 Zoll 3¼ Lin. bis zu 20 Zoll 5 Lin. Auf der Kuppe des Gebirges jenseit stand das Quecksilber nur auf 19 Zoll 5 Lin. Die Gebirgsart ist durchgehends dichter Kalkstein, worin grösstentheils viele Erzgänge enthalten sind. In der Gegend von la Pechuga führt der Vf. krystallisirtes schlackiges Kupfergrün als eine mineralogische Seltenheit auf. Es hat ehemals hier gebrochen. *Dritter* Abschn. *Guanaxuato.* Dieses ist das reichste Bergrevier in Neuspanien, 60 Meilen nordwestlich von Mexico. Hier ist die vorwaltende Gebirgsart Porphyr, porphyrartiges Gestein und dergleichen Breccien. Der merkwürdige und reiche Erzgang von Guanaxuato läuft etwa in der Richtung von Südost nach Nordwest, und fällt 45° südwestlich, mit einer Breite von 30 bis 100 Fuss, die nach der Meinung einiger Bergbeamten manchmal bis an 200 Fuss reichen soll. Umständliche Beschreibung dieser Erzlagerstätte. Die eigentliche Masse derselben besteht aus Quarz und Partieen von der Gebirgsart, worin sie liegt. Auch brechen hier Amethyst, Hornstein, Chalcedon, Halbopal, Kalk- und Braunspath, krystallisirter Gyps, späthiger Eisenstein und Flussspath; letzterer aber äusserst selten. Diese Gangmassen zeichnen sich oft durch sehr schöne Farben aus. Der Vf. macht zu einer künftigen Beschreibung der in Neuspanien üblichen Verquickung der Gold- und Silbererze Hoffnung; er bemerkt aber hier im Voraus, dass die Berg- und Hüttenleute von Guanaxuato zu den geschicktesten des ganzen Landes gehören. Sie amalgamiren noch Erze von 1½ und 2 Loth Silbergehalt im Centner. Braunspath ist in Amerika ein dem Bergbau willkommnes Fossil, indem er gemeiniglich nur in Begleitung reicher Silbererze und auf den edelsten Gängen vorkommt, und auch übrigens, wenn er ohne Erze angetroffen wird, gute bergmännische Hoffnungen gewährt. — Auf diesem Gange fand der Vf. gediegenes Gold, gewöhnlich nur eingesprengt; gediegenes Silber, in allerhand Form; geschmeidiges Silberglaserz, auf verschiedene Art krystallisirt; sprödes Silberglaserz; lichtes Rothgüldenerz, aber nicht oft; Kupferfahlerz, Bleyglanz, Kupferkies, späthigen Eisenstein, Schwefelkies und Zinkerz. Von krystallisirten Gangarten erwähnt der Vf. 1) Quarz, Amethyst und Bergkrystall. Merkwürdig scheint der hier zuweilen vorkommende, von dem Vf. sogenannte blättrige Quarz. 2) Kalkspathe, deren Krystallisationen hier umständlich beschrieben werden. 3) Braunspath, 4) Flussspath, 5) Fraueneis. Noch als Seltenheit natürliches Bittersalz, zuweilen auf diesem Hauptgange von Guanaxuato. Zu dieser Bergwerks-Jurisdiction gehören noch zwey auswärtige Reviere, los Pojos und Comange, deren Ertrag aber jetzt nur gering ist. *Vierter* Abschn. *Zacatecas.* Eine merkwürdige und oft vorkommende Steinart dieses Erzgebirges ist der Trapp, in mannichfaltigen Abänderungen und Uebergängen. Die damit eingemengten Fossilien sind Schwefelkies, Feldspath und Flussspath. Auch geht der Trapp in Grünstein über. Der Vf. hält den Trapp für ein eignes, mit Basalt nicht zu verwechselndes Fossil. Die Erzgänge führen Gold und Silber, welches der vorzüglichste Gegenstand des dortigen Bergbaues ist. Es giebt hier mehrere Arten von Silbererz, die der Vf. nach der Reihe aufführt, als Hornerz, geschmeidiges und sprödes Silberglaserz, Rothgüldenerz, Aschenerz und blaues Silbererz; ferner Bley, vorzüglich als Bleyglanz; Eisen in der Gestalt des magnetischen Eisensteins, magnetischen Eisenkieses, dichten Brauneisensteins, im Eisenocker und im Schwefelkiese; dann Zink und Spiesglas. Westlich hinter Zacatecas erheben sich wieder andere Gebirge, welche ebenfalls aus Porphyr und dem damit verwandten Gestein zusammengesetzt sind, mit mancherley Abänderungen. Auch will man in dieser Gegend Zinnerze gefunden haben. *Fünfter* Abschn. *Sombrerete.* Eins der wichtigsten und ältesten Bergwerksreviere, 140 Meilen von Mexico. Syenit, Porphyr und dichter Kalkstein sind hier die Hauptgebirgsarten. Hierbey stellt der Vf. Betrachtungen über die Entstehungsart dieses Porphyrs aus einer Auflösung und Verwitterung des Syenits an, welche die Aufmerksamkeit der Geognosten verdienen. Unter den Erzlagerstätten haben sich besonders zwey durch ihren Reichthum sehr ausgezeichnet, nämlich der Mutter- und schwarze Gang. Ersterer ist 3—4 Fuss breit, und setzt an einigen Stellen senkrecht, und an andern mit beträchtlichem Fallen ins Gebirge. Das Rothgüldenerz ist in diesem Reviere das gewöhnlichste Silbererz. Der schwarze Gang ist gewöhnlich etwas weniger mächtig als der vorige. Er setzt senkrecht ins Gebirge und enthält Silberhornerz und Rothgüldenerz, aber kein gediegenes Silber. Die Gangarten bestehen aus Quarz, Kalkspath, Fraueneis und Schwerspath. Lichtes Rothgüldenerz ist auf diesem Gange eine Seltenheit. *Sechster* Abschn. *Real de Bolaños, Rosario, Santa Rosa, Pá-*

*nuco*

*nuco und Guarisamey.* Die Gebirgsarten haben hier mit dem im vorigen Revier vieles gemein. Der vorzüglichste Erzgang ist in der Schlucht von Bolaños; er ist 6—12 Fuss mächtig, und führt gediegenes Silber, silberhaltiges Kupfererz, dergl. Bleyglanz, Bleyschweif, Kupfergrün, Kupferkies und Schwefelkies. Diese Gruben haben sonst beträchtliche Ausbeute gegeben; sie geriethen aber im J. 1787. in Brand und blieben mehrere Jahre liegen. Erst vor etwa 10 Jahren sind diese Bergwerke durch eine Compagnie wieder aufgeräumt, belegt und grosse Kosten darauf verwendet worden. Der Vf. fand einige 40 vierspännige Pferdegöpel zur Berg- und Wasserförderung, die beständig im Gange erhalten wurden. Der jährliche Aufwand bey diesen Gruben betrug weit über eine Million Rthlr. S. 241. in der Note wird bemerkt, „dass la Valenziana zu Guanaxuato das schönste Bergwerk von ganz Neuspanien ist, und beynahe den Namen eines unterirdischen Pallastes verdient. Die senkrechte Teufe soll 2400 Rheinl. Fuss betragen. Es hat breite steinerne Treppen, die gemeiniglich einen Winkel von 45° bilden, und folglich sehr bequem sind. Alle Haupt- und Nebenstrecken sind hoch und breit, und einige so weit, dass man mit einem vierspännigen Wagen darin umwenden könnte. Sie sind, eben so wie die Treppen, durch das schönste Mauerwerk, Pfeiler und Bögen, gestützt." Der Vf. theilt noch einige interessante Beobachtungen über das Muttergebirge (*Sierra Madre*) mit, worin die oben erwähnten berühmten Werke von Bolaños liegen. Diese Gebirgsreihe läuft durch ganz Neuspanien, und verbreitet sich bis in das Innere des nördlichen Amerika. Sie besteht aus den vornehmsten bekannten Gebirgsarten. Von den Bergwerken zu Guarisamey nur Weniges. (Rec. besitzt ein kleines Stück sprödes Silberglaserz von Guarisamey, welches nach Hn. *S's.* Versicherung 104 Mark Silber im Centner halten soll.) *Siebenter* Abschn. *Cuencamé, Real de los Catorce und San Luis Potosi.* Gebirgsart im Ganzen dichter Kalkstein. Die Erzgänge des ersten Reviers enthalten vorzüglich bleyische Erze; in einem Gange kömmt viel gediegener Schwefel vor; in einem andern Theile des Gebirges brechen reiche Kupfererze, gewöhnlich in kleinen Nestern. Nahe bey Cuencamé bricht auf einem der dortigen Gänge manchmal gediegenes Spiessglas bey und mit Kalkspath. Real de los Catorce, welches vor ungefähr 20 Jahren entdeckt worden, gehört zu den vorzüglichsten und reichsten Bergrevieren Neuspaniens. Die Gebirgsgruppe, worauf es liegt, besteht unten aus thonartigen Gebirgsarten, und oben aus Kalkstein. Sie ist sehr gangreich, und hat in wenig Jahren eine grosse Menge Silber geliefert. „Die Gänge, sagt der Vf., sind nicht breit; aber bey reichen Anbrüchen machen sie grosse Weitungen, die sich nach und nach wieder zusammenziehen, und zu der vorigen schmalen Beschaffenheit zurückkehren. Die Hoffnung, eine solche mit reichen Silbererzen angefüllte Höhle zu erbrechen, trägt zu dem schwunghaften Betriebe des dortigen Bergbaues viel bey." (Rec. hat eben diesen Fall noch gegenwärtig beym Betrieb einer Eisensteinszeche, wobey zugleich viel reicher Bleyglanz nesterweise einbricht; hier belebt den Eisensteinsbergmann die Hoffnung, solche Bleyglanznester anzuhauen, indem der Eisenstein auf dieser Zeche sehr unartig ist, und nur in geringer Menge auf den Hütten verblasen werden kann. Der Bau wäre also ohne jene Bleyerznester äusserst misslich.) Zur Ausförderung der darin befindlichen Erze werden gemeiniglich nur Säcke und Schaufeln erfordert; denn sie bestehen oft aus einem erdigen Gemenge, das gediegenes Silber, Hornerz und Aschenerz enthält. — Hornerz ist hier die gewöhnlichste Gattung der Silbererze. Aeussere Beschreibung des grünen Hornerzes, auch einer eignen Gattung von Silbererzen von blaulich-grauer, ins lichte Berlinerblau übergehenden Farbe. In San Luis sah der Vf. Zinnerze, die theils in der Nähe, theils bey San Felipe gesammelt werden, und er beschreibt bey dieser Gelegenheit eine in Mexico befindliche seltne Stuffe von Zinnstein, welche aus dieser Gegend herstammen soll. Ein grosser Salzsee (*Lagune*), woraus jährlich etwa 200 bis 250,000 Scheffel Salzerde gewonnen, und wodurch die Amalgamation armer Silbererze sehr erleichtert wird. Der *achte* und *neunte* Abschnitt enthalten die *Beschreibungen der Vulkane Colima und Popocatepec. Zehnter* Abschn. *Einige Nachrichten und Bemerkungen.* Neuspanien hat gegenwärtig nur einige wenige feuerspeyende Berge, aber desto grösser ist die Zahl der jetzt ruhenden Vulkane, die dem Anschein nach ausgebrannt sind. Ungeachtet Hr. *S.* sich nur kurze Zeit in Mexico aufhielt, erlebte er doch mehrere Erdbeben. Diese Stadt hat übrigens eine sehr glückliche Lage, und ein mildes Klima, so dass weder die Wärme im Sommer, noch die Kälte im Winter beschwerlich fällt. Den mittlern Barometerstand fand der Vf. dort 21 Zoll 5 Lin., und die Wärme im Schatten stieg, bey seiner Anwesenheit, in den heissesten Tagen nicht über 89 Grad Fahrenheit. — Noch folgen einige Nachrichten von vulkanischen Eruptionen, und zuletzt die äussere Beschreibung einiger Fossilien, deren Geburts- (oder Fund-) Orte theils ungewiss, theils unbekannt sind, als: schwarze Bergkrystalle in graulich-weisse eingeschlossen; schwarzer Bolus; Bolschiefer; Bergseife; natürlicher Salpeter und eine Abänderung von Nephrit. — Den Liebhabern der Geognosie ist dieses Werk sehr zu empfehlen; die Schreibart ist correct, und das Buch selbst auf gutes Schreibpapier gedruckt.

LEIPZIG, b. Kummer: *Die Wetterpropheten im Thierreich.* Oder Musterung aller derjenigen Thiere, die eine Witterungsveränderung anzeigen oder anzeigen sollen. Von *Wilhelm Christian Orphal.* 1805. 175 S. 8. (14 gr.)

In diesem dankenswerthen Beytrage zur Witterungskunde handelt der Vf. 1) von den alten Bauernregeln, die bisher die Witterungskunde des gemeinen Mannes ausmachten; — 2) von der Witterungskunde überhaupt; — 3.) von der Wirkung der Witterungsverände-

änderung auf Thiere überhaupt; — 4) mustert er alle Thiere, die eine Witterungsveränderung wirklich anzeigen oder anzeigen sollen, einzeln und zwar nach der Linnéischen Ordnung; — 5) giebt er eine kurze Uebersicht der bisher gemusterten und entweder trüglich oder untrüglich gefundenen Wetterpropheten; und endlich 6) stellt er diejenigen Regeln, die in dieser Musterung als richtig befunden worden, und die daher in der Meteorologie als allgemein gültig angenommen werden können, zusammen. Unter den *Säugethieren* sind ihm untrügliche Wetterpropheten: der Maulwurf, die Wasserratte, der Hase und der Esel; unter den *Vögeln:* die Gabelweihe (Milan), der Uhu, der kleine Kauz, der Grünspecht, die wilde Gans, die zahme Aente, der Rohrdommel, der Pfau, die Feld- und Holztaube, der Zaunkönig, die Rauch-, Mehl- und Mauerschwalbe; unter den *Amphibien:* die Kröte, die grüne Eidechse, die Ringelnatter und die Blindschleiche; unter den *Fischen:* der Wetterfisch; unter den *Insecten:* der Ross-, May- und Brachkäfer, der Hornschröter, die Biene, Ameise, die Schmeissfliege und die Spinne; und unter den *Würmern:* der Blutegel. Von den *Witterungsregeln* hier nur einige, gegen die Rec. etwas zu erinnern hat. *Zweyte:* Wenn der Maulwurf viel und hoch aufwirft: so folgt Regen; wenn er aber aus seinem Loche kriecht: so läfst der Sturm bald nach. — Hier ist nur zu bemerken, dafs die Maulwürfe vorzüglich und am öftersten im Frühjahr zur Begattungszeit aus ihren Löchern kommen, um entweder einem Nebenbuhler auszuweichen oder ihn zu verfolgen, oder einen Gatten aufzusuchen, oder sich mit demselben zu necken, und dafs alsdann obige Regel nicht zutrifft. *Fünf und dreyssigste:* Wenn es schon geregnet hat, und die Regenwürmer kriechen häufig aus der Erde und lagern sich auf die Beete: so bedeutet diess mehrern Regen. — Allein es darf nur im Frühjahr über Nacht thauen, und dadurch der Boden feucht werden: so kriechen bey dem schönsten Wetter die Regenwürmer in unzähliger Menge aus dem Boden und begatten sich wechselsweise.

Nun noch folgende Bemerkungen: S. 74. wird der *wilden Gans (Anas anser ferus)* erwähnt, als wenn es diejenige wäre, welche sich im Winter in so grossen Zügen in Deutschland auf den Saatäckern aufhält, da doch diess die *Saat-* oder *Moorgans (Anas segetum)*, eine sehr abweichend verschiedene Species, ist. Jene ist die Stammmutter unserer zahmen, und zieht weit früher schon aus Deutschland, wo sie z. B. im Brandenburgischen in grosser Anzahl an den Seen nistet, in wärmere Länder, und sieht grade wie unsere zahme graue Hausgans aus. Eben so ist S. 85. die *gemeine Taube* (der Feldflüchter) kein Abkömmling der Holztaube *(Columba Oenas)*; sondern es ist *Columba domestica.* — Dafs das *Baden der Tauben*, besonders wenn es nicht eine einzelne, sondern fast der ganze Flug thut, Regenwetter anzeige, ist eine alte unverwerfliche Bauernregel, die Rec. nach seinen so häufigen Erfahrungen als eine der untrüglichsten bestätigen muss, und es ist ihm daher die Taube ein eben so sicherer, und noch weit sichrer, Wetterprophet, als alle andere vom Vf. angeführten Vögel. Wenn der Vf. S. 116. vom *Hirschkäfer* behauptet, dafs er nicht so häufig und oft wie der Ross-, May- und Brachkäfer fliege: so *scheint* er ihn nicht gehörig beobachtet zu haben; da, wo Eichenwaldungen sind, verhält es sich mit ihm gerade wie mit dem Maykäfer.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Manheim*, in d. Kurfürstl. Buchdr.: *Testamentum in genere, in specie inofficiosum, una cum remediis Juris a F. W. Gambsjaeger* systematice expositum, usui praelectionum suarum destinatum, a *J. Vonderbank*, pro gradu Doctoratus — propugnatum in aula Academica Carolino Fridericiana Heidelbergae etc. — Nov. 1803. 76 S. 4. (10 gr.) — Der Vf. hat diesen systematischen Vortrag der angezeigten Materien zum Besten seiner Zuhörer entworfen. Es kann wohl einmal seyn, dafs ein akademischer Docent bey dem Gebrauch fremder Lehrbücher sich in der Nothwendigkeit findet, wenigstens einzelne Stücke nach einem ganz veränderten Plane zu bearbeiten, weil ihn der Leitfaden des Lehrbuchs nicht befriedigt. Rec. will mit seinem Urtheile dem Vf. hierüber und über die Gränzen, welche dieser sich bestimmt hat, nicht vergreifen, wenn es ihm gleich scheint, dafs die Sachen hin und wieder wohl noch etwas anders hätten ausgeführt werden können. Unter den verschiedenen Vorstellungen, welche über die *querela inofficiosi* nach und nach aufgekommen sind, und die in einer Schrift, wie die gegenwärtige, wohl eine vollständige Anführung, mit besonderer Rücksicht auf *Koch's bonorum possessio* §. 8., verdient hätten, nimmt der Vf. die als richtig an, dafs diese Querel von den Descendenten und Ascendenten des Testators, ausser dem Falle einer factischen Unrichtigkeit der im Testament angeführten legalen Ursachen, auch dann anzustellen sey, wenn der Testator gar keinen, oder wenigstens keinen gesetzlich bestätigten Grund der Enterbung ausgedruckt hätte. Er geht hiebey von den Grundsätzen aus, dafs die Ausschliessung eines Pflichttheils-Berechtigten theils aus Gründen, welche die *Form*, theils aus solchen, welche die *Materie*, d. i. die Gründe dieser Ausschliessung betreffen, augefochten werden könne, und dafs zu dem *erstern remedium nullitatis*, zu dem *letztern* aber *querela inofficiosi testamenti* gehöre, welche in diesem Betrachte durch die Nov. 115. nur anders modificirt, aber keineswegs aufgehoben sey. Er hält auch dafür, dafs die emancipirten Kinder, wenn sie übergangen sind, noch jetzt *bonorum poss. c. tabb.* zu suchen haben. — Beyläufig wird angemerkt, dafs Kinder, welche das Ordensgelübde der katholischen Kirche zum Erwerb der Erbschaften unfähig machte, wenn sie während dieses Zustandes im väterlichen Testamente übergangen waren, in der Folge, nach aufgehobenem Gelübde, das Testament als *ruptum* anfechten können, wobey die Meinung *Würschmitt's* bey *Klüber* kl. jur. Biblioth. V, 145 bestritten wird. — Da die Schrift für die Zuhörer bestimmt ist: so hätte *Höpfner's* Commentar nicht bloss nach der ersten Ausgabe von 1789. angeführt werden sollen.

---

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Sonnabends, den 14. Junius 1806.*

## ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Maurer: *Statistisch - topographische Beschreibung der gesammten Mark Brandenburg.* Für Statistiker, Geschäftsmänner, besonders für Kameralisten. Von *F. W. A. Bratring.* — *Erster* Band. Die allgemeine *Einleitung zur Kurmark,* die *Altmark und Prignitz* enthaltend. 1804. XVIII u. 494 S. 4. *Zweyter* Bd. Die *Mittelmark* und *Uckermark.* 1805. 583 S. 4. (à 3 Rthlr. Präa.)

Keine Provinz des preussischen Staats besitzt so viele und zum Theil so sehr ausführliche Beschreibungen, als die Kurmark Brandenburg, und es ist auch nicht zu verwundern, dass die Provinz, in welcher die Hauptstadt des ganzen Staats liegt, am genauesten untersucht worden ist. Dennoch ist es nicht möglich, aus allen schon vorhandenen Nachrichten eine nur einigermasen vollständige Statistik dieser Provinz zusammenzusetzen. Es war uns daher eine erfreuliche Aussicht, dass durch die Bemühungen eines Mannes, dessen Forschungsgeist, Liebe zu dergleichen Arbeiten und Bekanntschaft mit den Quellen der Wissenschaft schon durch andre Schriften bewiesen ist, und der nach der Vorrede zu dem *ersten* Theile auch alle erwünschte Unterstützung genoss, — dass durch ihn endlich alle zur Kenntniss dieser Provinz noch fehlende statistische Notizen herbeygeschafft werden würden. Eine so ausführliche Beschreibung einer Provinz von ungefähr 650 Q. Meilen auf 3 starke Quartbände angelegt, welche in der Vorausbezahlung 9 Rthlr. kosten, lässt auch etwas Vollständiges erwarten. Bey genauerer Prüfung findet man aber, dass noch so viele Lücken übrig geblieben sind, dass man ebenfalls von diesem grosen Werke sagen muss: es hat Materialien zu einer künftigen Statistik — oder gar nur zu einer statistischen Beschreibung geliefert. Dem Vf. kann jedoch dieser Mangel im Allgemeinen wohl nicht zur Last gelegt werden, ob es ihm gleich, aller Wahrscheinlichkeit nach, bey seinen Quellen möglich gewesen wäre, mehr zu geben, als er gab; nicht in Absicht auf die ohnehin schon so grose Bogenzahl, sondern in Absicht auf deren innern Gehalt. Uebrigens kann sich die Kritik bey Werken der Art nicht füglich mit den gelieferten Materialien beschäftigen; denn wenn sie auch hier und da einige Unwahrscheinlichkeiten in den historischen Angaben entdecken sollte: so muss sie sich doch mit der Versicherung des Vfs. begnügen, dass er treu die einzig sichern Quellen benutzt habe, welche er benutzen konnte; auch ist Rec. nicht in der Lage, die gelieferten Angaben mit denjenigen Quellen, welche der Vf. benutzte, zusammenhalten zu können; hier kann also nur von den fehlenden Materialien, von der Form und von den eingestreuten Räsonnements die Rede seyn.

Der Vf. hat, wie der Titel zeigt, sein Werk nicht bloss zum Gebrauch der Geschäftsmänner bestimmt, die sich von der Lage und der äusserlichen Beschaffenheit eines Orts in ihrer Provinz schnell unterrichten wollen, — dazu hätte es nur einer tabellarischen Uebersicht bedurft; — sondern er hat dabey einen höhern wissenschaftlichen Zweck, für Statistiker und Kameralisten im Auge gehabt. Dieser dreyfache Zweck hat sein Werk so stark und theuer gemacht, und doch lässt er zu dem letztern Gebrauch noch gar viel zu wünschen übrig. Freylich muss, da für die Kurmark noch keine auf Vermessungen gegründete Bestimmung des Flächeninhalts der Aecker, Gärten, Wiesen, Weiden u. s. w. zu finden ist (ein groser Mangel für den Statistiker und denkenden Kameralisten!), die Statistik schon dafür dankbar seyn, dass uns jetzt detaillirte Nachrichten von der Aussaat aller Fruchtarten und deren ungefährem Ertrag und von der Zahl des Viehstandes geliefert werden; allein das reicht noch nicht hin, um einen anschaulichen Begriff von der Beschaffenheit, der Güte und dem Werth des Bodens zu geben, wenn nicht eben so genaue Bestimmungen des Inhalts des zu dieser Aussaat und zu Erhaltung dieses Viehstandes verwendeten Bodens zu haben sind. Ueber den Ertrag der Grundstücke und über den Werth des Bodens findet man aber im ganzen Werke keine Notiz; und über die Domänenämter überall nur sehr kurze unbestimmte Nachrichten, ja es ist nicht einmal der Inhalt der zu den Aemtern gehörenden Grundstücke angegeben, der doch überall in den Amtsanschlägen zu finden seyn muss.

Ohne übrigens dem Vf. in seinen Angaben überall genau nachgehen zu können, lassen sich noch verschiedene Bemerkungen über sein Werk machen, besonders auch über das hier und da eingemischte staatswirthschaftliche Räsonnement und die Behandlung einzelner Theile. So ist z. B. seine Eintheilung des Handels in Productenhandel, Waarenhandel, Geldhandel, ausländischen und inländischen Consumtionshandel weder in der Handelswissenschaft noch in der Staatswissenschaft begründet. Der erste Satz S. 12. ist unverständlich; man sollte nach demselben glauben, dass die Kurmark ein so gutes Getreideland wäre, dass sie an die benachbarten fruchtbarern Provinzen noch Getreide abgeben könnte — welches doch,

doch, nach den folgenden von dem Vf. selbst beygebrachten Nachrichten der Fall nicht ist. — Bey den vom Vf. gerühmten Veranstaltungen der Regierung zur Vermehrung der Bevölkerung hätte er doch durch seine eignen Untersuchungen etwas misstrauisch gemacht werden sollen. Nach dem Borgstedeschen Werke über die Kurmark war im J. 1750. die Bevölkerung in der Provinz 545,737, und nach *Bratring* im J. 1801. 834,080. Die Anzahl der Einwohner hatte sich also freylich in 50 Jahren um 53 Procent vermehrt; in den Städten der Kurmark waren aber nach dem vorliegenden Werke im J. 1750. 1384. und im J. 1801. 12254 *Arme;* diese Menschenklasse hat sich also um 786 Procent vermehrt! Man möchte wohl fragen: ob diese auch zu dem besten Kapital des Staats gehören, wofür der Vf. die Menschen überhaupt S. 54. erklärt? — S. 157. findet sich ein sehr grosser Rechnungsfehler, der den Vf. zu einem noch grössern Irrthum verleitet hat; die 3 letzten Colonnen in der Generalfabrikentabelle sind falsch summirt, indem die Totalsumme nur zu 4,121,731 angegeben ist, da sie doch über 12,400,000 Rthlr. beträgt. Diess alles könnte man vielleicht zu den Druck- oder Calculaturfehlern zählen, wenn nicht folgender sonderbarer Satz folgte, bey dem man nicht weiss, wie der sonst mit so grossem Fleiss und so grosser Aufmerksamkeit arbeitende Vf. zu einem so entsetzlichen Verstoss kam. Er sagt nämlich: „Ob man nun mit unsern Statistikern den ganzen Werth der gesammten Kurmärkischen Fabrication, wenn man die handwerksmässigen Gewerbe, die freyen und mechanischen Künste, die Brauereyen, Brennereyen und alle übrigen Industriezweige hinzurechnet, auf *eilf* Millionen annehmen kann, muss ich auf sich beruhen lassen, weil selbst öffentliche Papiere nicht hinreichen, dergleichen Hypothesen auf Wahrheit und Gewissheit zu *reduciren.*" — Zuerst zählt er selbst nach den detaillirtesten Nachrichten die Summe von 12,400,000 Rthlr. bloss für die eigentlichen Fabrikgewerbe auf, und nun meynt er, wenn noch die Arbeit aller Handwerker und Künstler, die nicht in der Tabelle aufgenommen worden sind, dazu käme: so könnte wohl die Summe von 11 Millionen Thalern angenommen werden. Man sieht hieraus, dass er gesammelt hat, ohne an seinen Zweck zu denken: denn alle die gelieferten Tabellen sind doch unnütze Arbeit und Papierverschwendung, wenn man sie nicht zu solchen Berechnungen brauchen kann, die der Vf. Hypothesen nennt. S. 179. werden aus den Handelstabellen sogenannte Schlussfolgen gegeben, wobey es in der Anmerkung heisst: „in so fern sie (die Schlussfolgen?) aus Zollregistern, als den einzigen Quellen über diesen Gegenstand genommen, auf Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit Ansprüche machen können," und dann folgt im Texte: „Dieser (aus den Schlussfolgen berechnete) jährliche Geldverlust der Kurmark — 5,601,466 Rthlr. — ist *unbezweifelt* gewiss." u. f. w.

In Rücksicht der im *zweyten* Bande beschriebenen Provinzen wird Rec. sich auf einige speciellere Data einlassen. Bey den Angaben von der Versicherungssumme der Städte in der Feuersocietät darf man das nicht unbedingt als ein Zeichen von dem gestiegenen Wohlstande, oder auch nur von besserer Beschaffenheit der Gebäude in den Städten ansehen, dass im 17ten Quinquennium (von 1802. an) die Versicherungssummen gegen das vorhergegangene Quinquennium so sehr gestiegen sind: denn man hat in dieser neuen Periode andere Grundsätze bey Aufnahme der Taxen befolgt, als vorher, indem man jetzt mehr auf die Kosten Rücksicht nimmt, welche der neue Bau der Häuser verursacht, und man kann nun freylich mit grösserer Sicherheit auf den wahren Kapitalwerth der Gebäude aus dieser Summe schliessen, als vorher, wo die Taxen mehr von der Willkür der Besitzer abhingen. Einige auffallende Beyspiele sind: Wusterhausen an d. D. ist jetzt mit 500000 Rthlr. und vor 5 Jahren mit 195000 Rthlr. — Nauen jetzt 835000, vorher 346000. — Rathenow jetzt 825000, vorher 267000. — Treuenbriezen jetzt 684000, vorher 176000, und Prenzlau jetzt mit 1,541000, und vorher mit 578000 Rthlr. versichert. — Aus den von *Berlin* mitgetheilten Angaben hebt Rec. einige interessante und charakteristische Notizen aus. Diese Stadt hatte am Schlusse des Jahres 1801. unter andern: 220 geheime Räthe, 177 Kriegsräthe, 599 andere königliche Räthe aller Art, 796 Secretäre, 118 Kanzleydiener, 300 Accise-Officianten, 13018 Arme, sowohl in den Armen- und Waisenhäusern und Hospitälern, als auch solche, welche vom Armendirectorium Unterstützung genossen; (es sind diess beynahe 9 Procent der *ganzen* Zahl der Civileinwohner — 148000.) 655 *Bierschenker*, 28 Buchhändler, 22 Buchdrucker mit 128 Gesellen, 112 Schauspieler, 314 Maler (eine unglaublich scheinende Zahl), 2165 Personen, die, wie die Tabelle sagt, von ihren Mitteln leben, 362 Schullehrer, 72 Prediger, 1121 Schneider- und 1062 Schuhmachermeister, 288 Viehmäster, 4822 Tagelöhner u. f. f. Nach der Zusammenzählung S. 164. sollen in allen Gewerben nur 1048 Gesellen vorhanden gewesen seyn; hier ist ein grosser Rechnungsfehler: denn die Schuhmacher- und Schneidergesellen sind allein zu 1684 Mann stark angegeben. — Von der Consumtion dieser grossen Stadt im J. 1802. heben wir folgendes aus: 6366 Hasen, 22803 Pfd. Sardellen, 1,676157 Pfd. Butter, und 1,149566 Pfd. Kaffee; diess würde auf jede Person jährlich 9⅓ Pfd. Butter und 6⅓ Pfd. Kaffee geben; ein Verhältniss, welches nicht richtig seyn kann; die Acciseregister haben wahrscheinlich die wirkliche Consumtion der Stadt nicht von den in ihren Registern als eingegangen angegebenen Waaren gehörig getrennt. — Die nächtliche Erleuchtung der Stadt kostet jährlich über 38000 Rthlr. Die neue Fabrikentabelle von Berlin ist von der Behörde, welche ihre Aufnahme besorgt, seit 1800. auf eine neue und weit sichrere Art construirt worden; sie lässt sich nämlich bey den Gewerben, welche auf Stühlen arbeiten (bey den andern ist sie noch nicht so weit gekommen), gar nicht mehr auf die von den Fabrikanten willkürlich angegebenen Quantitäten des verarbeiteten Mate-

Materials, der gelieferten Waaren und des Absatzes ein, sondern hat nach Wahrscheinlichkeitsberechnungen für jede Art der Fabrikation eine gewisse Zahl Arbeiter, eine bestimmte Summe Arbeitslohn, und ein bestimmtes Betriebskapital für jeden Stuhl als Durchschnittssatz angenommen, und so verlangt sie von dem Fabrikanten nur die Zahl der gehenden Stühle zu wissen, und macht dann die Berechnung selbst. Unstreitig führt diess zu weit gewissern Resultaten, als die vorher in Berlin und jetzt noch in den Provinzen des preuss. Staats übliche Art, die Tabellen aufzunehmen, und es wäre sehr zu wünschen, dass in allen Provinzen die Fabrikationstabellen auf diese Art verfertigt, und die Officianten von der Aufnahme und Einsendung der jetzigen anerkannt falschen Tabellen befreyt würden. Nach S. 173. soll das Kabinetsministerium die Familiensachen des königlichen Hauses besorgen; diess ist aber seit 1802. nicht mehr der Fall, da diese Angelegenheiten dem Landeshoheitsdepartement übergeben worden sind. Auch ist das Justizdepartement nicht, wie hier gesagt wird, ein Theil des Kabinetsministeriums, sondern ein Theil des Staatsministeriums, von dem das Kabinetsministerium, welches das Departement der auswärtigen Angelegenheiten dirigirt, selbst ein Theil ist.

Ueber den Ertrag des Ackerbau's, der Viehzucht und anderer landwirthschaftlichen Gewerbe findet man auch in diesem Bande gar keine Notizen. Nur durch specielle Berechnungen einiger sich dazu qualificirenden Angaben des Vfs. kann man zu dergleichen Resultaten kommen, und bey deren Zusammensetzung stiess Rec. auf Verhältnisse, welche, wenn sie nicht in Schreib- und Rechnungsfehlern der Tabellen oder des Buchs ihren Grund haben, gewiss Aufmerksamkeit verdienen. So soll die Stadt Frankfurt bey 6579 Magd. Morgen Acker (à 180 rheinl. Q. Ruthen) eine jährliche Aussaat von 4816 Scheffel Getreide und 4368 Scheffel Kartoffeln gehabt haben, ohne 5 Schfl. 3 Mtz. Hirse, 20 Schfl. 10 Mtz. Leinsamen, 29 Morgen mit Klee, 86 Morgen mit Wein und 429 Morgen mit Tabak hinzuzurechnen. — Die Stadt Nauen soll bey 6720 Morgen Acker eine jährliche Aussaat von 5976 Schfl. Getreide, 1200 Schfl. Kartoffeln und 60 Schfl. Leinsamen haben u. s. w. — Der Absatz aller Waaren auf den drey Frankfurter Messen soll im J. 1797. 6,661,000 Rthlr. betragen haben. Das Städtchen Gross-Buckow gewann im J. 1801. 810 Wispel Hopfen. — Von der königl. Herrschaft Wusterhausen findet man einige interessante Notizen; sie ist ein Familiengrundstück des regierenden Hauses, wurde nach und nach für 964,140 Rthlr. zusammengekauft und es haftet auf derselben eine jährliche Apanage von 50,000 Rthlr. für Prinzen des königlichen Hauses. Im J. 1773. war der jährliche Ertrag derselben zu 51,556 Rthlr. angeschlagen. — Der Zauchesche Kreis enthält überhaupt 469,439 Morgen Land, und davon sind 135,176 Morgen, beynahe ⅓tel des ganzen Areals, Holzland. — Merkwürdig ist die Angabe, dass die Kämmerey der Stadt Belitz, welche 2 vererbpachtete Vorwerke, 16 Hufen Land, verschiedene Grundzinsen, Wiesen und Gärten, 1 Wassermühle, 2 Windmühlen, einen Dammzoll, einen See und 9900 Morgen Forst besitzt, nur 1287 Rthlr. jährliche Einkünfte aus allen diesen Besitzungen zieht! wie hoch mag hier das Land genutzt werden? — In der Uckermark waren im J. 1798. 8124 Morgen Acker mit Tabak bepflanzt und man ärntete 43,632 Centner; die Aernte beträgt also auf jeden Morgen 5 Centner 40¾ Pfd. — Diese Provinz hat 340,000 Morgen (15¼ Q. Meilen) Holz, also auf jeder Q. Meile 5074 Morgen. — Uebrigens beweisen diese Auszüge aus dem *zweyten* Bande, dem noch einige Nachträge und Verbesserungen zu dem *ersten* und *zweyten* Thle angehängt sind, hinreichend die Reichhaltigkeit dieses Werks, das wir, so mancherley wir auch dagegen zu erinnern uns verpflichtet hielten, um die Vollkommenheit künftiger Arbeiten des Vfs. zu befördern, doch als einen wichtigen Beytrag zur Kenntniss der Mutterprovinz des preussischen Staates empfehlen müssen.

PARIS u. LEIPZIG, b. Hinrichs: *Nouveau voyage dans le Nord et le Midi de l'Allemagne.* Par *F. J. D. S. D.* 1806. 322 S. 8. (1 Rthlr.)

Die ersten Bogen dieser Reisebeschreibung, welche von schalem Witz, oberflächlichen Räsonnements und epigrammatischen Albernheiten und Empfindeleyen überfliessen, machten einen so widrigen Eindruck auf Rec., dass es ihm Mühe kostete, fortzulesen. Indess, da diese Excrescenzen so mancher leichtfüssigen französischen *Voyageurs* überwunden waren, gesteht Rec. gern, dass er die spätern Briefe z. B. über Cassel, Liebenstein, besonders aber die über Nürnberg und das Collegiat-Stift Spital am Pyen, selbst bey der Geschwätzigkeit, woran man sich bey diesen Herren nun einmal gewöhnen muss, nicht ohne Vergnügen gelesen hat. — — Unser Reisender (vom J. 1801.) erklärt in der Vorrede, dass ihm auf der Reise ein Rosenlicht vorgeleuchtet und er die Gegenstände nur in diesem Lichte betrachtet und beschrieben habe. Diess lässt sich, auch wenn wir es damit gut seyn lassen wollten, doch von allen Theilen seiner Beschreibung, z. B. von Hamburg, nicht sagen. — Hier etwas von seiner *Manier*. In *Berlin* — womit er seine Notizen anfängt, in welchen jedoch diese Königsstadt nur mit wenig Seiten abgefertigt wird, — kann er „die Augen nicht weit genug aufreissen, um alles das Wunderbare, Schöne und Grosse in dieser Stadt zu umfassen, zu verschlingen und zu geniessen." Noch wunderbarer aber erscheint ihm „der Abstand alles dieses *Grossen*" von dem vielen „*Kleinen*," das er fand, z. B. die Hüte und Tituskopfe auf den Gassen, die Schüsseln und Weinbouteillen in den Aubergen, die Kaffeetassen, Zuckerstücke und Liqueur-Gläser in den Kaffeehäusern. — Von da reist er nach Hamburg und findet die tiefen Sandwege gar sehr behaglich, weil man darauf so angenehm im Wagen gewiegt und durch keinen Stoss gestört wird an dem Busen seines Liebchens

chens zu ruhen, sie nach Herzenslust zu küssen u. s. w. und dabey — man denke! — nebenher mit den „verliebten Sternschnuppen" am nächtlichen Himmel zu scharmiren. — In *Hamburg* findet er alles enge, finster, krumm, dreckig — sogar die Kleiderfarben — stinkend u. s. w. Doch will er das nur für die Kehrseite seiner Medaille gelten lassen, und zeigt dann auf der Hauptseite derselben — (ein flaches, unfertiges Gepräge!) — *etwas* von der guten Verfassung, den öffentlichen Anstalten, Umgebungen, u. s. w. *Klopstock*, den er nicht besuchte, weil — er ihm zu alt war — findet er, nach dem Kupfer von Huck, *Voltaire'n* ähnlich (?!), und zieht, um pikant zu seyn, eine Parallele zwischen beiden. Ausser ihm, dem Domherrn *Meyer*, und dem Baron *von Voght*, welche beide damals verreist waren, ist für ihn kein nennenswerther Mann in Hamburg; er rechnet aber doch — naiv genug — bey den *erratis* am Schluss des Werks, den Fehler, *Archenholz* nicht erwähnt zu haben, dem Abschreiber seines Manuscripts als Versehen an. — Die aus Altona gelieferte bogenlange „Prophezeihung, aus dem Griechischen" — hätte füglich den Tod der Papillotte, wozu sie schon verdammt war, sterben können, und das Publicum würde dabey, so wie bey dem Verlust der vorhergehenden Bogen, nichts eingebüsst haben. Von hier an werden die Briefe lesbarer, und hie und da, wie schon vorhin gesagt worden, wirklich interessant, z. B. die ziemlich ausführlichen und richtigen artistischen und literarischen Reminiscenzen aus Nürnberg u. s. w. — In Hannover bewundert er *Leibnitz'ens* Denkmal, besonders aus dem Gesichtspunkt, dass es, auf Kosten eines fremden Privatmanns (dessen ruhmwürdigen Namen er aber — aus leicht begreiflichen Ursachen — nicht hat erfragen können) errichtet sey. Dergleichen Unrichtigkeiten aber kommen mehrere, jedoch nicht so häufig, vor, als eine Menge auffallender Druckfehler und Namenverstümmelungen.

## GESCHICHTE.

PARIS, b. Bernard: *Rivalité de la France et de l'Angleterre, depuis la conquête de l'Angleterre par Guillaume Duc de Normandie, jusqu'à la rupture du traité d'Amiens par l'Angleterre.* Par *Vienot-Vaublanc*, Membre du Corps législatif. 1804. 24 Bog. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Rivalitätsgeschichten sollten von Rechts wegen nur von neutralen Schriftstellern bearbeitet werden: denn immer wird sich Parteylichkeit einmischen, oder nicht ganz vermieden werden können, sobald der Geschichtschreiber der einen oder der andern Nation, die mit einander rivalisiren, angehört. Die Franzosen erhielten bereits vor dreyssig Jahren ein aus eilf Bänden bestehendes Werk über ihre Rivalität mit den Engländern, von dem unlängst verstorbenen *Gaillard*. (s. *Meusel's Bibl. hist.* Vol. VII. P. II. p. 113 ff.) Seiner Weitläufigkeit ungeachtet geht es nur bis zum Ende der Regierung Ludwigs XIV. Hr. *Vienot-Vaublanc* geht nicht allein planmässiger zu Werke, als sein Vorgänger, hält sich fester an seinen Gegenstand, und mischt nicht so viel Allotrien ein, sondern führt auch die Geschichte bis auf die allerneueste Zeit fort. *Gaillard* versprach, möglichst unparteyisch zu erzählen, vergass aber nicht selten sein Versprechen: unser Vf. thut diess noch weniger, zumal in der neuern Geschichte. An allen Streitigkeiten, an allen Kriegen soll England Schuld seyn. Beide erlauben sich hier und da bittere Ausdrücke und Urtheile, die dem Historiker nicht geziemen. *G.* führt häufig seine Gewährsmänner am Rande seines Werks an: Hr. *V.* hingegen gar keinen. Dafür aber ist er in chronologischen Angaben genauer, als jener.

Das Ganze ist in *fünf* Kapitel oder Zeiträume eingetheilt. Der *erste* geht von Wilhelm dem Eroberer oder von 1066. an bis zur Thronbesteigung Philipps von Valois oder bis 1328; der *zweyte* bis zur völligen Vertreibung der Engländer aus Frankreich oder bis 1471.; der *dritte* bis zum Frieden zu Nimwegen oder bis 1679.; der *vierte* bis zur grossen französischen Revolution oder bis 1789.; und der *fünfte* bis auf den Bruch des Friedens zu Amiens oder bis 1803. Die drey ersten sind ziemlich summarisch auf 136 Seiten abgehandelt; die beiden letzten desto umständlicher, nämlich der vierte bis S. 282., und der fünfte, der nur 14 Jahre begreift, bis S. 378.

Den gerügten Mangel an Unparteylichkeit abgerechnet, erzählt der Vf. die Begebenheiten ordentlich und richtig; auch fehlt es ihm, wie den meisten seiner Landsleute, nicht an guter Erzählungsgabe. Was aber jenen Mangel betrifft: so wollen wir nur ein Paar Beyspiele aus der neuesten Geschichte anführen. Der Vf. nennt nämlich, wie mehrere seiner Landsleute, aber ohne Grund, die erste Coalition wider die französische Revolution ein Werk Englands; der Vertrag zu Pilnitz sey durch dessen Einfluss bewirkt worden; dadurch sey der von dem englischen Ministerium seit zehn Jahren über Europa ausgeübte Despotismus an den Tag gekommen (S. 285.). Ein leidenschaftliches Hirngespinnst! Dass aber in der Folge dieses Ministerium die haltbarste Stütze des Revolutionskriegs war, nachdem die wüthenden Jacobiner ihm Krieg angekündigt hatten; wer wird diess läugnen? wer wird es aber auch demselben — versetzt man sich nur in den Gedanken an dessen Stelle — verdenken? — So schiebt der Vf. auch die Schuld des neuesten, noch fortdauernden Kriegs zwischen Frankreich und England einzig und allein auf letztere Macht, ohne Rücksicht auf das, was Pitt und andere brittische Staatsredner, selbst gewissermassen Hr. Fox, zu ihrer Vertheidigung gesagt haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 16. Junius 1806.

## KIRCHENGESCHICHTE.

*Fernere Anzeige der Schriften, die kirchlichen und milden Stiftungsfonds der zur Domkirche sich haltenden Gemeinde zu Bremen betreffend.* (S. J. 1803. Nr. 229. 230. Vergl. Intellig. Blatt der A. L. Z. 1803. Nr. 186.)

Ein Zeitpunkt, wo es zweifelhaft scheint, wer am Ende über den jetzt genannten Rechtsstreit als competenter Richter entscheiden werde, ist wahrscheinlich der schicklichste, um für die literarische Welt dasjenige nach den wesentlichen Punkten darzustellen und zu beurtheilen, was uns inzwischen von Schriften darüber zugekommen ist. Vorhersagung oder Omen hat das, was in der angeführten, mit vieler Aufmerksamkeit von Verschieden-Gesinnten aufgenommenen und „Oldenburg. 1803." 8 S. 4. besonders abgedruckten Recension Nr. 230. S. 340. bemerkt wurde, nicht seyn können noch sollen. Wohl aber möchte dasselbe noch jetzt, wenn (nach *Herder*) etwas *weises zu sagen* oft besser als eine *Weißagung* ist, eine nicht zu verachtende Aufmunterung für alle Theile enthalten, um das, was für Eintracht und Billigkeit zu thun ist, möglichst bald zu thun. Rec. schrieb damals: „Das bekannte Sprüchwort sagt, dass kleine Staaten nur durch *innere* Eintracht wachsen, oder sich wenigstens erhalten. Und bey dieser Betrachtung möchte denn wohl das, was „die Erläuterungen" (von Hn. *Petri*) ausrufen: *Videant Consules, ne quid detrimenti res publica capiat*, anwendbar seyn, wenn die *Möglichkeit*, dass, wer zu lange *allein* herrschen wollte, am Ende vielleicht gar nicht mehr herrsche, durch ein sorgsam gepflegtes Zutrauen in denen, die sich lange für zurückgesetzt halten konnten, sicher entfernt werden solle. — — Ein wahrhaft unbedrängter, nicht durch Stolgebühren, nicht durch Ausschliessungen (von Zünften, einträglichen Amtsstellen u. s. w.) *vor* den Anhängern der andern Confession belasteter Zustand des reformirten sowohl als des lutherischen Theils der an Rechten gleichen *Bürgerschaft* von Bremen (deren Gesammtheit bisher zugleich mit dem Senat den dortigen Staatsregenten constituirt) wird allein die dauerhafte Basis der Erhaltung von Freyheit und Wohlstand für diese ganze respectable Stadt werden" u. s. w. Den Gedanken nach, finden wir ungefähr die nämlichen Deutungen der Zeichen der Zeit in einer mit Rücksicht auf die innern Streitigkeiten der Stadt gehaltenen Neujahrspredigt:

1) *Eintracht empfohlen und gewünscht* in einer Predigt über 2 Kor. 13, v. 11. Am ersten Tage des Jahrs 1804., von *J. L. Ewald*, Prediger an der Stephanskirche (jetzt KR. und Prof. zu Heidelberg.). *Bremen*, b. Seyffert. 16 S. 8.

Wo überhaupt vieles Gute gut gesagt ist. s. besonders S. 6. 7. „Denket an Polen, an die Schweiz, an *Holland*" u. s. w. Wir machen auch namentlich gerne auf die beiden Noten S. 7. 8. aufmerksam. Wie offenkundig es ist, dass die *dogmatischen* Differenzien der beiden protestantischen Confessionen von den Sachkundigen aufgegeben und zwar nicht gleichsam vertragsmäsig (über Inhalt des Glaubens lässt sich nie paciscieren!), sondern aus Ueberzeugung so aufgegeben sind, dass auf der einen Seite die strenge Prädestinationslehre nicht mehr gehört, auf der andern Seite die Ubiquität des Leibes und Blutes Christi und dessen reeller Genuss im Abendmal eben so wenig mehr als entschieden behauptet wird. So reformirt allmählich die Zeit, wenn nur der Untersuchungsgeist nicht gehemmt wird. So befördert die Denkfreyheit in der Continuation die Vereinigungsabsichten der Politik, wenn nur diese nichts übereilen, nicht das noch aus Mangel an Ueberzeugung Getrennte zusammenzwingen will, und dadurch neue Oppositionen erregt, gewisser, und gründlicher als Schwert und Wage.

Fordert nun aber in einem Staate derjenige Theil, welcher einseitig Prärogativen gehabt und sie zur Zurücksetzung des andern Theils (wie z. B. durch ein 112 Jahre lang fortgesetztes Nichtwählen irgend eines Mitglieds aus der Einen Hälfte der Bürgerschaft) zu benutzen notorisch keinen Anstand genommen hatte, nunmehr, nach den neuen politischen Amalgamationen, von dem andern bisher sehr ungleich behandelten Theile plötzlich ein zutrauensvolles Hingeben, ohne dass zuvor thätige Beweise von einer durch verbesserte Grundsätze nun entstandenen Neigung zu eigentlicher bürgerlicher, von Kirchenmeinungen unabhängiger Gleichstellung von dem machthabenden Theile gegeben sind: so fordert man wahrhaftig mehr, als Menschen einander zumuthen dürfen. Betrifft aber die Aufforderung zur zutrauensvollen Resignation der ohnehin zurückgesetzten zu allererst gerade Gegenstände, in denen diese Partey inzwischen noch einigen besondern Vortheil theils anders woher erhalten, theils sich selbst kostbar erworben hatte, und sichert nicht der bisher prädominirende Theil in andern Vortheilen *zur nämlichen Zeit* werkthätig die billige Gleichstellung: so kann die Frage nicht unterdrückt werden: ob denn die neuerlich von der Politik betriebene Annäherung der Religionsparteyen am Ende

Ende nur dahin führen solle, dass überall der Theil, welcher bisher prädominirte, in der Folge der einzig disponirende seyn solle? Klar ist dieses als Thatsache seit der Secularisationsperiode in mehreren Ländern Deutschlands. In alles das, was der zurückgesetzte Theil bis dahin noch für sich besessen oder genutzt hatte, mischte sich der vorher durch Verfassung und Herkommen begünstigte Theil sehr eilfertig ein, und machte sich dem andern darin nur gar zu gerne gleich. Wo bis dahin weder Bürger, noch Beamte von der herrschenden Partey verfassungsmäßsig zugelassen, wo also dem zurückgesetzten Theile wenigstens einige Vortheile im Gewerb, in Amtsanstellungen gesichert waren, da wurde der Grundsatz, dass die eine kirchliche Confession zum Bürger, zum Staatsdiener nicht mehr als die andere, fähig mache, schleunig in Ausübung gebracht; man rückte schnell aus den Mitgliedern der prädominirenden Kirche so viele, wie möglich, ein, um den unaufhaltsamen Drang der Aufklärung gegen alle Ueberreste trennender Vorurtheile factisch zu beweisen. Nur das Reciprocum, welchem nun kein bestimmter Rechtsanspruch, sondern das gnädige, landesväterliche Ermessen zum Maßsstab diente, erschien nicht eben so sichtbar. Und wagte es der zuvor an gewisse vertragsmäßsige Beschränkungen gewohnte, jetzt aber mit lauter Stimme zur wechselseitigen, durchgängigen Gleichstellung eingeladene Theil dem, was er sah, dennoch mehr als dem, was er hörte, zu glauben, und etwa sogar zu staunen, dass er seine Mitglieder bey dieser promulgirten *Gleichheit* der verschiedenen Kirchengenossen in der That von den bürgerlichen Vortheilen noch weiter, als vorher bey der bloßsen Toleranz, *zurückgedrängt* erblickte: so dürfte er sich wohl gar von der machthabenden Klasse belehren lassen, dass jenes sein Staunen nur noch die Folge seiner bisherigen Geistesbeschränktheit und veralteten Intoleranz sey, und er sich vorerst auf die Höhe der Grundsätze emporzuschwingen habe!

Auch zu Bremen war bis dahin das Unglück, dass durch den kirchlichen Unterschied der lutherischen und reformirten Confession, welcher allerdings nie in den bürgerlichen Verhältnissen einen rechtlichen Unterschied hätte begründen sollen, die Bürgerschaft sich in zwey Klassen theilt, wovon die eine durch alle von dem Staatsverein abhängige Vortheile begünstigt, die andere, mehr als gleich zahlreiche, theils nach Verträgen und Herkommen, theils factisch in vielen Punkten zu sehr zurück gesetzt ist, als anderwärts die gesammten Augsburgischen Confessions-Verwandten (Lutheraner und Reformirte zugleich) gegen die Katholischen. Diese Prädomination einer gewissen Bürgerklasse und die Zurücksetzung der andern verfassungsmäßsig gleich zu haltender ist, leider, da, und so lange da gewesen, dass sie auf der einen Seite der missbehaglichen Gefühle und Rückerinnerungen genug erzeugen konnte und musste, auf der andern aber eine satte Zufriedenheit mit dem, was man mit äußserem Rechte hatte, und eine Abgewöhnung der unparteyischen Hinsicht auf das, was man allein nach innerem Rechte zu haben wünschen dürfte, und was man also von dem, was zu viel ist, dem gleichzustellenden Theile wirklich nachzugeben und einzuräumen, den starken, guten Willen haben sollte. Die bis jetzt *Zurückgesetzten*, möchten sie nun zu Bremen Reformirte oder Lutheraner heissen, oder möchte man sie; um alles Religiöse aus der Frage zu verbannen, etwa darnach benennen, dass sie in Hinsicht auf mehrere Zünfte gar nicht aufnehmbar und also Unzünftige, in Hinsicht auf manche Aemter zwar wählbar, aber zu den einträglicheren gewöhnlich die Nichtgewählten sind u. dgl. kurz die zurückgesetzte, größsere Hälfte der Stadteinwohner kam durch den Reichsdeputationsschluss von 1802. in den Fall, dass auch die einzige Kirche, wo sie bisher ihren eigenen Cultus hatten, die gelehrten Schulen, welche sie allein bisher benutzten, und gewisse Waisen- und Wittwenstiftungen, in denen indess Bedürftige aus ihrer Klasse allein eine Zuflucht fanden, während die *begünstigte* Klasse meist aus dem Staatsvermögen für die ihrige sich ähnliche Anstalten errichtet hatte, zu dem Gesammtstaat von Bremen geschlagen wurden, und also unter eine Staatsobrigkeit zu stehen kamen, welche für jetzt (einen einzigen 1802. unter besondern Umständen gewählten Senator ausgenommen!) aus Mitgliedern der begünstigten, der dort durchaus zünftigen, überall wählbaren und auch wirklich gewählten Klasse besteht. Für die Zurückgesetzten entstanden demnach die zwey wichtigen Fragen: Was die Bremische Staatsobrigkeit in Beziehung auf die drey oben genannte, sehr wohl unterscheidbare Gegenstände, als Vortheile, welche sie inzwischen, *während sie* manche andere Nachtheile duldeten, doch besonders genossen hatten, zu beschliessen *von Rechtswegen verbunden*, und was sie dann etwa noch weiter zu *verwilligen* durch Staatsklugheit und Aufklärung veranlasst seyn werde. Dabey verstand sich von selbst, dass, wenn die strenge Frage über das, was *von Rechtswegen* geschehen sollte, zuerst und allein in Betrachtung komme, alsdann die Maxime: der *übernehmende* Staat sey nur gerade das zu thun und zu lassen schuldig, was der *übergebende* zu thun und zu lassen bis dahin das Recht und die Pflicht gehabt, rein und allein gelten musste; woraus eben so klar folgt, dass, ehe das, was von Rechtswegen geschehen soll und nicht geschehen darf, wechselseitig anerkannt und zugestanden ist, andere ein gegenseitiges Zutrauen erfordernde, durch Nützlichkeit, unparteyische Aufklärung u. dgl. motivirte Verfügungen theils zu frühe kommen, theils überhaupt kein obrigkeitliches Zwangsrecht für sich haben. Diese Grundsätze als unläugbar vorausgesetzt, wird nun natürlich jeder Mitbürger der literarischen Republik, welcher auf den eben so regen als stillen Gang der Zeitumstände zu merken für nöthig hält, zuerst die Frage aufwerfen: Wie erklärte sich bey der Besitzergreifung der regierende Senat der Stadt Bremen über sein Recht, jene drey besondere Gegenstände, Cultus, Schulen und milde Stiftungen der mit der bisherigen Domkirche in Verbindung stehenden Bürgerhälfte betreffend? Die

2) Acten

2) *Actenstücke zur Geschichte der neuesten, besonders kirchlichen, Angelegenheiten der Reichsstadt Bremen.* *Erster* Heft. 1803. 124 S. *Zweyter* Heft. 80 S. *Dritter* Heft. 1804. 86 S. *Bremen.* 8. (20 gr.)

geben S. 38. das „Proclama des Senats zu Bremen, worin er den Civilbesitz der neuen Acquisitionen als ergriffen ankündigt." In diesem erklärte der Senat (S. 43.): „Mit Recht glauben wir erwarten zu können, dass . . alle Einwohner . . mit frohem Herzen in diese neue Verbindung eingehen, *sich mit uns und unserer constitutionsmässigen Freyheit behelfen* u. s. w. Sie werden sich . . bald durch die Erfahrung überzeugen können, dass *Gerechtigkeit* und *Billigkeit* unter uns herrschen, dass der *Glaubensfreyheit* eines jeden keine Beschränkung bey uns angesonnen, und dass die *Gelegenheit zur freyen Ausübung ihres Gottesdienstes*, welche ein grosser Theil der hiesigen Einwohner durch die wohlthätigen Anstalten Sr. Brittischen Majestät hieselbst genoss, auch in dem veränderten Verhältnisse, für dieselben *fortdauern* werde." Mehr finden wir hieher gehöriges in dem Proclama nicht. Und das gesagte ist, man wiederhole es sich aufmerksam! in der That so wenig, dass, wer, ohne Kenntniss der alten Verträge und Sanctionen, an den bisherigen Genuss *aller* mit dem Dom bis dahin in Verbindung gestandenen wohlthätigen Anstalten auch nur als an ein wohl hergebrachtes Herkommen zu denken vermochte, lieber gar nichts, als bloss soviel zugesichert zu lesen wünschen musste. Keine Beschränkung der Glaubensfreyheit? Diess verstand sich doch zwischen Protestanten und Protestanten ohnehin! Auch ist es, bloss im engsten Sinn genommen, nach den Reichsgesetzen längst keine Rechtspflicht, und kann nach der Natur der Sache nie Gegenstand einer Zusage seyn, weil der Glaube über allen rechtlichen Zwang ist. Oder wollte der Bremer Senat die Glaubensfreyheit im weitern Sinn des Worts, nach welchem allerdings jede, um eines gewissen Kirchenglaubens willen entstandene, *Zurücksetzung* in der bürgerlichen Gleichheit eine wahre *Beschränkung der Glaubensfreyheit* ist, zugesagt haben? Von dieser des aufgeklärten Zeitgeistes würdigen Auslegung erfuhren wir für diesen Fall noch nichts. Die einzige eigentliche Zusage betraf also *Fortdauer* der *Gelegenheit* zum besondern Cultus. Aber wie unbestimmt klang selbst dieses Zusagewort! Gleich wie etwas accidentelles wird das bisherige feste und gesetzmässige bloss eine *Gelegenheit* genannt, bloss im allgemeinen *Fortdauer* der Gelegenheit versprochen, so dass jeder fühlen musste, man habe nicht bestimmter über das Vollständige in Erhaltung der bisherigen Anstalten sich ausdrücken wollen. Man musste leicht verstehen, dass sich der Senat ein Recht, über Modificationen dieser Gelegenheit zu *verfügen*, zuschreibe, dass er voraussetze, sie, wenn er es für gut fände, etwa auch nicht fortdauern lassen zu dürfen. Noch mehr aber (und diess gerade wird gewöhnlich bey gleichen Theilen, noch viel mehr bey Theilen von ungleicher Macht der Divergenzpunkt!) musste es auffallen, dass von andern wohlthätigen Anstalten, welche bloss den mit dem Gottesdienst der Domkirche indess verbundenen Bürgern zu gut gekommen waren, gar nichts erwähnt war. Hat eine bestimmte Bürgeranzahl (gleich viel ob ihre rechtmässige Vereinigung für diesen besondern Genuss durch Kirchenconfession, Zunft, Stiftungsbedingungen u. dgl. eine bestimmte geworden ist!) auf dergleichen Reliquien der alten Wohlthätigkeit, welche nicht für eine vermehrte Zahl der Competenten zureichen können, besondern Anspruch gehabt: so kann man es weder Religions- noch Menschenhass nennen, wenn man den Kreis der Admissibeln nicht ausdehnen lassen will, so lange man nicht ein entschädigendes Reciprocum, oder die Gewissheit vor sich sieht, dass alle Bedürftige von der dazu berechtigten Bürgerzahl immer und vollständig gut versorgt und dann doch noch andere zugelassen werden können. Ist ein Krankenhaus für die Weissgerber gestiftet, so können die Rothgerber nicht über Menschenhass klagen, dass jene, die Weissgerber, ihre Anstalt für sich behalten und nicht etwa ihren Nachbarn, den Rothgerbern, zur Special-Inspection und Administration überlassen wollen. Was demnach das Proclama in Hinsicht auf alles mit der Domkirche indess verknüpfte *sagte*, und was es *nicht sagte*, konnte, wenn man nach der constitutionsmässigen Freyheit denken und selbst urtheilen durfte, dem Verständigen, wenn er dabey etwas zu verlieren hatte, gleich wenig beruhigend seyn. Bald aber ergab es sich klar genug, dass der Senat wirklich den Staat von Bremen als den *Eigenthümer* von allem, was für die oben genannten drey Gegenstände: Cultus, Schulen und Stiftungen der Domgemeinde als Fonds vorhanden war, und folglich sich selbst *nicht bloss als Oberaufseher*, sondern als die höchste *Administrations-* und *Dispositionsbehörde* ohne Ausnahme ansah. Diess ist auch das Hauptmoment, wofür alle die Schriften, welche mit dem Sinn des Senats harmoniren wollten, ihre Gründe ins möglich beste Licht zu stellen suchen. Unter diesen Aufsätzen zeichnen sich aus, als meist juristisch die Sache betrachtend, der im *dritten* Heft der Actenstücke u. s. w. wieder abgedruckte

3) *Ueber die Appellation an das Kais. Reichscammergericht in Sachen der Diakonen der Domkirche und der Verwalter des St. Petri Waisenhauses zu Bremen wider den Reichsstadt Bremischen Senat.* Von *C. F. von Hoffmann.* *Wetzlar.* 1803. (S. 1 — 22.)

4) *Beleuchtung eines Theils der von dem Hn. Domprediger Joh. Dav. Nicolai,* unter dem Titel: *Ueber den Zustand der lutherischen Domgemeine in der fr. Reichsstadt Bremen* u. s. w. (s. A. L. Z. 1803. Nr. 229.) *in den Druck gegebenen Schrift.* Von *Joh. Fr. Gildemeister*, d. Rechte D. *Hamb.* 1803. 44 S. 8. (Von dem uns besonders zugekommenen *Nachtrag* von S. 45 — 54. zeigen wir hier bloss die Existenz an, weil er etwas persönliches betrifft.)

Die Schrift des Hn. D. G., *wahrscheinlich die frühere* von den beiden, hat zwar richtig bemerkt, dass Hr.

Hr. *Nicolai* (S. 209. 210. seiner Schrift) im siebenten §. des zehnten Artikels des Westphälischen Friedens: „*Imp. . . concedit Reginae regnoque Sueciae Archiepiscopatum Bremensem . . cum omni jure quod ultimis Archiepiscopis Bremensibus competierat in Capitulum et Dioecesin Hamburgensem . . . . cum omnibus et singulis ad eos pertinentibus, ubicunque sita sunt, ecclesiasticis et secularibus bonis et juribus, quocunque nomine vocatis, terra marique, in perpetuum et immediatum Imperii feudum* . . . den nun folgenden Schluss; „*cessante Capitulorum caeterorumque Collegiorum ecclesiasticorum eligendi et postulandi omnique alio jure, administratione terrarum ad hos Ducatus pertinentium*" — unrichtig so übersetzt habe: „*vorbehalten* wird bey der Verwaltung und Regierung der zu diesen Herzogthümern gehörigen Länder der Capiteln und übrigen geistlichen Collegien das Recht sich zu wählen und zu postuliren und alles andere Recht." Es war aber auf jeden Fall diese Unrichtigkeit, welche Hr. *G.* mit unnöthig grosser Mühe in der möglichsten Breite darstellt, um auf Hn. *Nicolais* übrige Beweisstellen einen Schatten zu werfen, ohne Wichtigkeit für die wesentlichen Fragen. Allerdings *cessirten* die Capitel, allerdings wurde Schweden belehnter Besitzer auch alles dessen, was zum Bremischen Domcapitel gehört hatte. Aber gerade als dieser Besitzer traf nunmehr Schweden und nachmals das in Schwedens Rechte eingetretene Dänemark und Kurbraunschweig über gewisse Fonds zum Cultus, den Schulanstalten und den Stiftungen bey der Bremischen Domkirche theils freye, theils vertragsmäßsige Verfügungen. Und nur *mit* diesen rechtlichen Verfügungen, und durch dieselbe gesetzlich modificirt und bestimmt sind die dreyerley mit der Domkirche verbundenen Gegenstände jetzt 1802. an den Staat von Bremen übergegangen, so dass also die ununterbrochene Festhaltung jener Bestimmungen nunmehr nicht Sache der Gnade, oder einer Disposition dieses Staats, sondern volle, mit den übernommenen Vortheilen zugleich übergegangene, Rechtspflicht und Schuldigkeit für denselben ist.

Man kann nur gar zu leicht bey dergleichen Streitfragen die genaueren Unterscheidungen der Begriffe übersehen, von denen alles abhängt. Diese nur gar zu häufig eintretende Ursache des Irrens zeigt alsdann zwar auf der Einen Seite, dass man bey denen, welchen man widersprechen zu müssen einsieht, dennoch den besten Willen und die Ueberzeugung, kein Unrecht sich anzumaßsen, zutraulich voraussetzen könne und dürfe; aber sie zeigt auch andrerseits, dass, wenn der eine dissentirende Theil Obrigkeit ist, diese aus dem Widersprechen derer, welche in andren Rücksichten Unterthanen in der bestimmten Sache, aber eine rechtliche Partey sind, ebenfalls nicht eine Neigung zum Ungehorsam, zum Misstrauen u. dgl. zu folgern habe. Man entwickle vielmehr (und hiezu hat ja die Obrigkeit eines nicht allzu grossen Staats Zeit und Mittel!) mit väterlicher Würde und Bündigkeit die Gründe der Sache so genau und überweisend wie möglich, und sage sich von selbst, was doch jeder Billige mit aller gebührenden Ehrfurcht denken und bekennen muss, dass blosse allgemeine Zusicherungen des besten Willens, und blosse Bescheide der Instanz, welche weiss, dass man sie zugleich für Partey halten muss, gegen die Zurückgesetzten in solchen Fällen nicht viel gutes wirken können und nichts entscheiden dürfen.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

## GESCHICHTE.

Berlin, b. Schöne: *Denkwürdigkeiten für Preussen aus dem achtzehnten Jahrhundert.* In chronologischer Ordnung, von *Hennig.* 1805. 188 S. kl. 8. (16 gr.)

Diese Sammlung von dem, was in Preussen, vorzüglich im alten Königreiche Ostpreussen im achtzehnten Jahrhundert merkwürdiges vorgefallen ist, lässt sich im Ganzen als ein nützliches Unternehmen empfehlen, das freylich noch mehr ausgedehnt, und wie auch die Nachträge zeigen, noch reichlicher hätte ausgestattet werden können. Der Vf. hat seine gesammelten Materialien in *vier* Abschnitte geordnet. Der *erste* giebt eine Uebersicht der Begebenheiten in Königsberg von 1701 bis 1800. nach *fünf* Abtheilungen in chronologischer Ordnung; der *zweyte* die Begebenheiten in den Provinzialstädten und auf dem platten Lande; der *dritte* die Todesfälle merkwürdiger Personen in diesem Zeitraume, und der *vierte* die in diesem Jahrhundert in Preussen entstandenen milden Stiftungen. — Die ersten *drey* Abschnitte können, ihrer Natur nach, nicht vollständig seyn; aber der *vierte*, der es seyn könnte, ist es nach des Vfs. eignem Geständnisse nicht, und es ist freylich eine mühsame Arbeit, von einer Provinz eine so genaue Uebersicht der darin vorhandenen Stiftungen zu liefern, wie sie uns *Brüggemann* von Pommern so musterhaft geliefert hat. Man findet übrigens in der Schrift manche interessante historische Notiz, z. B. dass die Krönungsfeyerlichkeiten Friedrich I. sechs Millionen, und die Huldigungsfeyerlichkeiten Friedr. Wilhelms I. 2547 Rthlr. gekostet haben; dass am 24. Nov. 1710. vom Könige befohlen wurde, *alle* Zigeuner, Männer und Weiber, jung und alt, aufzuhängen; indessen muss dieser Befehl doch nicht mit aller Strenge ausgeübt worden seyn: denn am 4. Januar 1726. erschien ein neuer königlicher Befehl: dass die Zigeuner, welche 16 Jahr alt wären, gehangen, und ihre Kinder in die Zuchthäuser gebracht werden sollten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. Junius 1806.

## KIRCHENGESCHICHTE.

*Fortgesetzte Anzeige von Schriften über die kirchl. Angelegenheiten in Bremen.*

(*Fortsetzung von Num. 143.*)

Hn. *Gs.* Hauptsatz ist S. 27.: „Der König (von England) *war der alleinige Eigenthümer des Doms und alles dessen, was dahin gerechnet werden mag.* Nun aber hat er abgetreten der Stadt Bremen alle von dem Herzogthum und von dem Domcapitel Bremen und überhaupt von dem Kurfürsten zu Braunschweig-Lüneburg abhängige Rechte, Gebäude, Eigenthum und Einkünfte in der Stadt Bremen und ihrem Gebiete, wie diese Namen haben." In einem gewissen Sinn alles recht gut und wahr; und doch gerade in dem Sinn, in welchem es auf den streitigen Fall bezogen wird, völlig unrichtig. Dass der Begriff: *alleiniger* Eigenthümer, bey den Stiftungen, wo der *einstige* Eigenthümer das Seinige als *Schenkung* gab, und die zur Domkirche sich haltende Bürgerhälfte das übrige beytrug, sogleich wegfalle, versteht sich ohnehin. Weiter unten hievon das Historische! Der übertragende Staat, und nicht die Domgemeinde, war aber allerdings, soviel Rec. einsieht, von mehreren der streitigen Gegenstände, von dem Gebäude der Domkirche, den Erhaltungsfonds für dieses und für die Prediger daran, auch wohl (so viel Rec. aus den vor ihm liegenden Schriften zusammen schliessen kann) von den Besoldungsfonds der Schulanstalten u. s. w., alleiniger Eigenthümer. Aber was folgert nun Hr. *G.* §. 6. daraus? „Diesem nach stehet die *Disposition* über die Güter und Einkünfte, die vorhin der Domkirche, der Schule u. s. w. von ihrem königlichen Eigenthümer *gelassen* (bloss gelassen?) waren, nunmehr *eben sowohl* dem Rathe und der Bürgerschaft der Stadt Bremen zu, als die Disposition über die sonstigen, gleichmässig der Stadt übertragenen vormals königlichen Güter. . . . Dass *auch auf die Administration* niemand anders als die Stadt selbst einen rechtlichen Anspruch hat, ergiebt sich von selbst." Wie denn? Folgt diess wirklich so ganz unbeschränkt, wie es hier in der Kürze festgestellt seyn soll? Hr. *G.* selbst ist zu einsichtig, dieses behaupten zu wollen. Er deutet *Ausnahme und Beschränkung* als möglich an; aber er führt sie, in so fern beides wirklich notorisch Platz findet, gar nicht aus. Und hierin erscheint mehr der *Advocatus causae* als der parteylose Rechtsgelehrte. Doch, dem unparteyischen Beurtheiler ist es genug, dass nur zugegeben werden musste: „Irgend eine *Ausnahme* davon, irgend eine *Beschränkung der Disposition* wird (?) sich nur dann begründen lassen, wenn dargethan werden kann, dass sie auch gegen Se. Grossbritan. Majestät statt gehabt habe." Hat der vorige Eigenthümer bey dem einen Theil der Gegenstände eine Ausnahme, bey dem andern eine Beschränkung der Disposition gemacht, so *ist* ja das bereits begründet, was zur gerechten Schlichtung der Streitfrage führt. Was hierüber Rec. als Fremder erst aus den in den gewechselten Druckschriften zerstreut hervortretenden Urkunden sich zusammen stellen konnte, das konnte und musste unstreitig der des speciellen Staatsrechts von Bremen kundige Theil der dortigen Geschäftsmänner, welchem sogar die Archive zu Gebot stehen, längst genau wissen und jetzt pflichtmässig und offen anwenden: welche *Ausnahme* nämlich, und welche *Beschränkung der Disposition*, und folglich *auch der Administration*, (nur *nicht* der landesherrlichen Oberaufsicht) der übertragende Staat schon lange her zu einer rechtlichen Schuldigkeit für sich selbst gemacht hatte, und was also der übernehmende Senat nicht erst in Form einer freyen Zusage, einer Folge seiner eigenen Disposition u. dgl. gleich einer Gnade geben durfte, weil diese Form für den, welcher eine rechtliche Erwartung hat, nie erfreulich, nie befriedigend seyn kann, da sie ihn laut an die Gefahr erinnert, dass die Disposition auch wohl anders hätte ausfallen können, oder unter menschlich möglichen Veränderungen einst anders ausfallen möchte.

Unterscheiden wir nun die Gegenstände! *Ausgenommen* von der *Disposition* des Eigenthümers wird offenbar das, was er *schenkt*, und das, wovon er, unter einem gewissen Canon, das *dominium utile* an andere, zu einer mit ihnen bedungenen, fortlaufenden Bestimmung abgiebt. Von dieser Art nun ist alles das, was Schweden und Kurbraunschweig von seinem Eigenthum beym Dom zum *Waisenhaus der Domgemeinde* eingeräumt hat. Diess finden wir zur Evidenz gebracht durch die Schrift:

5) *Ueberblick und Gesichtspunkt der beym Kais. Reichskammergericht eingeführten Appellation der Diaconen der lutherischen Domgemeine und Verwalter ihres St. Petri Waisenhauses zu Bremen wider den Reichsstadt Bremischen Senat.* Von D. *Friedr. Dietz.* *Wezlar* im Nov. 1803. (wieder abgedruckt im *dritten* Heft der Actenstücke S. 23 — 86.)

Schweden concedirte und verordnete 1691. in Gnaden zu diesem Waisenhaus mehrere im Rescript (§. 5.) genannte Theile seiner Domeigenthümlichkeiten, und behielt sich über die *Verwaltung nichts* bevor; über die

die specielle *Verwendung eben so wenig.* Bloss stillschweigend versteht es sich, dass das eingeräumte zu dem bestimmten Zwecke verwendet werde. Der letzte Landesherr, Kurbraunschweig, erkennt *noch* 1783. das von Schweden einst Verwilligte als „zu Errichtung eines evangelisch-lutherischen Waisenhauses *geschenkt*" (s. die Haupturkunde hierüber bey *Dietz* §. 12.). Von diesem Geschenkten kann also 1802. die Stadt Bremen, als Staat, nicht mehr Eigenthümer werden, darüber keine Disposition, die Verwendung oder Verwaltung betreffend, erhalten haben. Zugleich überliess Kurbraunschweig als Landesherr der „*Domgemeine* zu Bremen" (Rec. behält die eigenen, eine Domgemeine und die Gemeindevorsteher und die Waisenhausadministratoren als Paciscenten anerkennenden Worte der Urkunde bey!) — auf Vorstellung „der *Vorsteher* der Domgemeine zu Bremen" weiter den *Platz* der Domcapitelscurie zu Erbauung eines *neuen* Waisenhauses, wofür *in recognitionem dominii directi* 4 Rthlr. entrichtet und dazu *von den administratoribus des Waisenhauses Instituti* ein sicherer Fond angewiesen werden soll." Ueber diesen zwar nicht geschenkten, aber 1783. auf die bestimmteste Weise zum *dominium utile* abgegebnen Platz gab demnach, wer kann diess misskennen? Kurbraunschweig als besitzender Staat die *Disposition* ab, und dieses nicht nur stillschweigend, sondern sogar ausdrücklich durch die Erklärung, dass, wenn der Platz zu anderm Gebrauch in Zukunft wollte gewidmet werden, derselbe eben deswegen zu seiner freyen Disposition *zurückfallen* sollte, wie nicht weniger, wenn die *Inspectores and Administratores* des Waisenhauses wissentlich gestatten sollten, dass von dem Bremischen Stadtmagistrat (da sie dessen Unterthanen in anderen Rücksichten waren) . . etwas den königlichen Gerechtsamen nachtheiliges unternommen würde, da vielmehr hiemit ausdrücklich *bedungen* werde und *verpflichten* sich die *zeitige Inspectores und Administratores dieses Instituti für sich und ihre Nachfolger in officio* die Exemtion dieses Platzes von der Jurisdiction und allen übrigen Anmassungen des Magistrats in Bremen aufrecht zu erhalten und — — *Anzeige* zu thun;" worüber auch von den Inspectoren und Administratoren ein *Revers* ausgehändigt wurde; ein Zeichen, dass ihnen hier nicht befohlen, sondern mit ihnen als einem nicht sterbenden Collegium etwas *bedungen* worden war. Da der übernehmende Staat gegen das Waisenhaus der Domgemeinde sich nur das, was nach dieser Urkunde die bisherige Eigenthumsherrschaft des Doms und seiner Appertinenzien sich dagegen vorbehalten hatte, als übertragen zueignen kann: so ist klar, dass da die Domcurie selbst Schwedische *Schenkung* genannt ist, nichts als die jährlichen 4 Rthlr. *qua recognitio dominii directi* von dem erst durch Kurbraunschweig dem Waisenhause eingeräumten *Platze* der Domcurie auf Bremen übergieng, dass aber *eine freye Disposition* darüber an den Bremischen Staat nur alsdann *zurückfallen* könnte, wenn der *Platz* gegen die Bestimmung verwendet würde, die Inspectoren und Administratoren des Waisenhauses aber nicht, wie sie sich reversirt hatten, ihre Schuldigkeit, jenes zu verhinde thun wollten. Es war also immer bey weitem ni genug, dass der Senat zu Bremen unter dem 4. Fe 1803. versicherte, den *Zweck* der Dotation, und e lich den 12. Febr. auch die *innere Einrichtung* ni ändern zu wollen. Kurbraunschweig hatte d was es zu dieser Dotation gab, so gegeben, d es für sich — und folglich auch für den Staat, d von ihm die Landesherrlichkeit darüber bekommt weder Disposition, noch Administration, also gar k *Recht* zum Aendern, oder zum Versprechen des Nic änderns, sondern, wie Hr. *Dietz* es bestimmt u schreibt, nur die *zuschauende* oder beobachten nicht einmal die mitwirkende *Oberaufsicht*, dass zum bestimmten Zwecke wirklich verwendet wer vorbehielt. Liess es der Senat hiebey, so geschah v seiner Seite nicht mehr als das stricte Recht, das Proclama, in welchem ein festes und „*wie Er Gott hoffe, untrügliches*" Vertrauen erklärt, dass j der gute Bürger seiner eidlichen Verpflichtung ge die Obrigkeit eingedenk bleiben werde, wäre, w man immer wünschen muss, entbehrlich und nic veranlasst gewesen. Dass Kurbraunschweig ohne über alles, was dem Waisenhaus durch ununterb chene Mildthätigkeit von der Domgemeinde zu gut g kommen ist, (Hr. *Nicolai* hat in seiner ersten Schr S. 129. davon über 400,000 Rthlr. angezeigt) we Disposition noch Verwaltung hatte und an Brem überweisen konnte oder wollte, versteht sich vo selbst. Kann man, nach allem diesem, das Resul des *Dietzischen* Ueberblicks anders, als sehr gegrün det finden? Allerdings ist die landesherrliche, nun mehr Bremische Oberaufsicht über den dem Wai haus theils von den vorigen Landesherrschaften u von der Gemeinde geschenkten theils als *domini utile* gegebenen Besitzstand, als das höchste Gegenm tel gegen Vernachlässigung oder stiftungswidrige Verwendung jenes Vermögens zu respectiren. Aber eben so gewiss ist sie auch nicht über ihre stricte Gränz nicht zu irgend einigen positiven Abänderungen in der bisherigen durch Erfahrung erprobten Art der Verwaltung und Verwendung auszudehnen, so lange gegen diese gute Ueberlieferung der Vorzeit nicht ein auf andere Art unverbesserliche Zweckwidrigkeit erwiesen ist. Gerechtseyn ist das erste. Grossmuth, Klugheit, Aufklärung, landesväterliche Fürsorge u. s. w. sind wichtige Beförderungsmittel des menschlichen Wohls; aber strenges Recht geht vor allem und ist von allem freywillig möglichen Guten die Begründung. Das Recht gleicht der geraden Linie, während die Ansichten auch der Wohlwollendsten über jene Mittel der Klugheit tausendfach divergiren, und sich nur gar zu leicht in dem Bestreben endigen können: dem Nachbar sein Glück nach einem fremden Maassstabe bestimmen und dazu ihn nöthigen zu wollen. Besonders dem jetzigen Zeitgeiste nichts ungewöhnliches, seit er die centnerschweren Worte: Staatsoberaufsicht, Staatswohl, Staatspolizey u. s. w. in all ihrer Unbestimmtheit und spielenden Veränderlichkeit der guten, alten Göttin, Themis, gleich als einer

ner beschränkten Pedantin, so leicht entgegen zu werfen gelernt hat! Ein Unfug, welchem die Nemesis mit dem furchtbaren: Heute mir, morgen dir! auf dem Fuße nachfolgt.

Wie nun bey dem Waisenhaus der Domgemeinde eine völlige *Ausnahme von Disposition und Verwaltung* der Staatsobrigkeit begründet erscheint, so treten in Hinsicht auf alles Gottesdienstliche in der Domkirche und auf die dazu bis dahin vorhandenen Fonds, als ihre bestimmten Mittel zum Zweck, sehr starke *Beschränkungen der Disposition* gegen den Staatseigenthümer als rechtlich längst gegründet ein. Das, was das Bremische Besitznehmungsproclama zusagte, dass „die Gelegenheit zur freyen Ausübung ihres Gottesdienstes, welche ein großer Theil der Bremischen Einwohner durch die wohlthätigen Anstalten Sr. Britt. Majestät und der Staaten, welche noch früher über den Dom zu disponiren gehabt hatten) *genoß*, auch in dem veränderten Verhältnisse für dieselben fortdauern werde," war nicht etwas, worüber der Bremische Senat erst zu disponiren hatte. Er befolgte dadurch nur die Disposition des §. 63. von dem Reichsdeputationshauptschluss, welcher „die bisherige Religionsübung eines jeden Landes *gegen Aufhebung* und *Kränkung jeder Art* geschützt, insbesondere (so dass) *jeder Religion* der Besitz und (was hieher das treffendste ist) der *ungestörte Genuß* ihres eigenthümlichen Kirchenguts und Schulfonds, nach der Vorschrift des Westphälischen Friedens, ungestört verbleiben." War Schweden, nachher Dänemark, endlich Kurbraunschweig immer Eigenthümer von der ganzen „Strukturcasse" (so nennt man die Casse, aus welcher die Domkirche und die damit verwandten Schulanstalten nicht nur nach den Gebäulichkeiten, sondern auch nach Besoldungen und andern Bedürfnissen erhalten wurde!): so hatten doch diese Staaten über den Genuss gewisser Kirchen- und Schulfonds von lange her und immer nach den nämlichen Grundsätzen ihre Disposition so fixirt, und selbst die Verwaltung der Fonds so eingerichtet, dass eben dadurch jene ein für allemal gemachten Dispositionen unveränderlich bestimmt seyn konnten und sollten. In Absicht auf den sanctionirten *Genuß* waren daher die zum Besten der Domgemeinde fest ausgesetzten Fonds der Kirchen- und Schulenerhaltung längst dem Eigenthum gleich. Hierüber ist die Haupturkunde angeführt worden in der

6) *Kurzen Beantwortung* der von den Herren, Pastor. *Petri* und D. *Gildemeister*, gegen meine Schrift, über den Zustand der lutherischen Domgemeine in der fr. Reichsst. Bremen gemachten Erinnerungen. Von dem Domprediger *J. D. Nicolai*. 64 S. 8.

Mit gutem Vorbedacht hatte Rec. (A. L. Z. 1803. S. 330. Nr. 229.) des Hn. *N.* erstere Schrift: Ueber den Zustand u. s. w. eine gemäßsigte genannt, weil an ihr nicht zu verkennen, aber auch wohl zu erklären und zu rechtfertigen war, dass die damalige den Ueberzeugungen und Gründen des Vfs. nicht gemäße öffentliche Behandlung und besonders die noch anonyme Beurtheilung der Sache auf sein Gemüth einen tiefen und empfindlichen Eindruck gemacht hatte, über welchen er aber dennoch im grössten und wesentlichen Theile der Schrift völlig die Gewalt zu behalten sich bestrebte. Wie nun jene Schrift eine gemäßsigte war, so ist die *kurze Beantwortung* eine völlig ruhige, ohne deswegen weniger bündig und sachdienlich zu seyn. Bey mehreren Punkten, wo ihm seine jetzt genannten Gegner persönlich wehe zu thun sich erlaubten, ist sie grossmüthig und schonend. (s. jene Punkte aufgezählt in der weiter unten zu nennenden Ausführlichen Beurtheilung S. 92. 93.) Dem Vf. genügte die Berichtigung mancher ungegründeten und halbwahren Gegenreden, während er die Urheber durch ihren sonstigen Charakter entschuldigt. Das wichtigste neue Moment für die Sache giebt S. 23 ff. Nach einer Resolution und Verordnung nämlich von den schwedischen K. Karl XI. *wegen des Kirchen-Schul- und Structur-* (ökonomischen Erhaltungs-) *Staats* in denen Städten Bremen und Verden *d. d.* Stockholm *d. n* 11. *Jul.* 1685. hat dieser Staatseigenthümer der Domappertinenzien zu Bremen die ihm bis dahin zuständige *freye Disposition* schon damals für die benannten Gegenstände auf die bestimmteste Weise *beschränkt*. Der damalige von den schwedischen Ministris abgefasste Kirchen-Schul- und Structurstaat in den beiden Städten Bremen und Verden .. soll nach jener *Verordnung* ein „beständiges und perpetuelles Werk" seyn und bleiben, „zu welchem Ende denn auch Se. Königl. Majestät die in selbigen Staat aufgeführte und verschlagene *Intraden und Mittel zu solchem Werk* hiemit gnäd. wollen gewidmet und selbigem *beständig* beygelegt haben, welche *durch anderweitige Dispositiones nicht mögen turbiert und geschmälert*, weniger denen gänzlich entzogen und anders wohin verwendet werden." Ausdrücklich wird hierauf die Communität von 12 Personen confirmirt; es werden „insgemein die auf dem Kirchenstaat aufgesetzte Personen wie auch die ihnen beygelegte *Salaria* und Besoldungen approbiert;" es war sogar im Art. 12. „damit *dieses Kirchen und Schulwesen und was dem anhängig*, im richtigen Gang und ohn verrückten *tenor* allwege erhalten werden möge," der Wille des Königs, dass es hinführo ein *Separatwerk verbleibe* und mit der *Kammer* zu Stade anders nichts zu schaffen habe, als dass vorgeschlagener maßsen der Baumeister (Verwalter) von Einnahme und Ausgabe der Kammer *richtige Rechnung* abstatte" u. s. w. So wenig juridisch begründet ist also, was Hr. D. *Gildemeister*, S. 23. der Beleuchtung, zum Resultat machen wollte: „die Domkirche, die lateinische Schulen u. s. w. genossen also, was die Durchlauchtigsten Eigenthümer ihnen *jedesmal* zu geben oder zu lassen *beliebten*. So grundlos und rechtswidrig ist, was eben dieser Schriftsteller S. 32. wähnt, dass die Herzoge von Bremen die Domkirche und was sie (und ihre Vorfahren) zur Ausübung der lutherischen Religion freywillig hergaben, nun auch *jeden Augenblick hätten zurücknehmen* können; und dass also auch der

der Staat von Bremen sich, wenn er wollte, eben dieser Befugniss der Zurücknahme in ihrem ganzen Umfang bedienen und den Lutheranern die Sorge überlassen *könnte*, zur öffentlichen Ausübung der Religion die Kosten selbst herbey zu schaffen." Folgt aus der Freywilligkeit des Gebens das ewige, willkürliche Zurücknehmendürfen der Gabe? Ist das geschenkte, das zur Nutzniessung abgetretene, das zu bestimmten Verwendungen für immer separirte, nach den Grundsätzen Bremischer Rechtskundigen alle Augenblicke revocabel? O, die guten Alten! Selbst die Landesherrn und „Minister" wussten sehr gut, wessen sie sich begeben und wie sie die landesherrliche Disposition selbst beschränken müssten, wenn für Anstalten des Geistes und Herzens, trotz der endlosen Bedürfnisse der Kammern, etwas bleibendes auf die späte Nachwelt sollte übergehen können. Nur auf Ehrfurcht für Recht und Verordnungen, auf ein Uebergewicht von Treu und Glauben gegen die tagtäglich schöner mit dem heiligen „Wohl des Ganzen" sich beschönigende Gier der materialistischen Plusmacherey, auf ein spirituelles Gefühl, dass jeder Staat um der Menschen willen, und seinen Schutz der Zusammenwirkung für allseitige Perfectibilität zu gewähren, nicht aber die Menschen um des Staats und der Staatsrepräsentanten willen da seyen, kurz: auf die Grundartikel der Humanität hofften und rechneten sie. Die guten Alten! Auch liess gerade in eben diesem Geiste noch 1763. (s. *Nicolai* über den Zustand u. s. w. S. 79.) Georg III. durch die Domprediger den Diaconis der „evangelischen Gemeinde" vorstellen, dass Se. Königl. Majestät nicht nur die *gesammten Structur-Einkünfte*, *ohne davon das geringste für sich zurück zu behalten*, zu Erhaltung der Domkirche und Schulen auch der Prediger und Schulbedienten u. s. w. gewidmet haben, sondern auch zu Widerherstellung des in Verfall gerathenen Structuretats der Structur über 17,000 Rthlr., welche die Kammer der Structur vorgeschossen, 1754. allergnädigst *geschenkt* worden.

In wie fern der Bremische Staat die in obiger mildstiftenden schwedisch-landesherrlichen Verordnung gegründete, und von Kurbraunschweig rechtlich und grossmüthig durch Thathandlungen anerkannte Gewissheit, dass die aus den Dom-Appertinenzien entstandenen Kirchen- und Schulfonds der Domgemeinde, über die Bremische Landesherrlichkeit nicht anders als mit den beschriebenen Beschränkungen auf eine bestimmt angegebene, separate Verwaltung und Verwendung übergegangen seyn könne, factisch anerkannt oder zweifelhaft gemacht habe, vermag Rec. aus den literarischen vor ihm liegenden Aufsätzen nicht genau einzusehen. Hr. GR. *v. Hoffmann* thut (*drittes* H. der Actenst. S. 13.) in seinem für den Senat verfassten Gutachten gegen die Appellation der Diakonen u. s. w. den *kurzen* Ausspruch: „die *Anordnung der Verwaltung* (des Fonds der Domkirche und der damit verbundenen Stiftungen) hängt von der Obrigkeit ab." Nicht immer sind die kurzen Orakel die bündigsten. Vor dem 12. Art. der schwedischen landesherrlichen Fundation hieng die Anordnung der Verwaltung von der Landesobrigkeit ab. Seitdem ist „verbleibend" und weislich angeordnet, wie sie seyn solle. Auffallend in Beziehung auf den Schulfonds war dem Rec. aus einem mit biederem Selbstgefühl verfassten Memorial des Hn. Rector *Bredencamp* (Actenstücke *zweytes* H. S. 52 ff.) die Anzeige, dass „die bis jetzt so blühende lateinische Domschule" (denn minder begünstigt zu seyn ist oft, durch Erregung des vollsten Eifers, mehr Glück als Schaden!) und vorzüglich die obern Klassen derselben, aller treuen Bemühungen ihrer Lehrer ungeachtet, in kurzer Zeit in grosse Abnahme gerathen werden, da von eilf Freytisch-Stipendien seit Ostern (1803.) fünf Stellen, unter welchen drey der Regel nach hätten verlängert werden müssen, völlig unbesetzt geblieben" u. s. w. Es scheint nicht, dass man an der bisherigen Landesherrschaft dergleichen etwa gewohnt gewesen sey. Der Senat, oder, wie es im Bremischen Curialstil heisst, „die HochEdle Wissheit" antwortete (nach S. 60.) nicht über die Sache, sondern verwies *Hn. Br.* fürs künftige an eine neuerlich ihm näher vorgesetzte Instanz, das Scholarchat. Möchten doch nie Instanzstreitigkeiten, überhaupt nie die äusserliche Form das Wesen und die Sache hemmen! Eine höhere Aufgabe der regierenden Staatsweisheit kennen wir nicht.

Uebrigens hätte Rec. von dem Sammler der Actenstücke gewünscht, dass er alle wichtigere, gar nicht oder nur zerstreut gedruckte Vorstellungen, auf welche sich manches andere bezieht, wie die Memorialien der Diakonen (S. 70—73.) als eigentliche Actenstücke aufgenommen, und dann, dass er historische, zur Beurtheilung der Sache unentbehrliche, Notizen, wie man sie ausser der Localität nicht haben kann, untergesetzt hätte; z. B. auf welchem Fonds die kaum erwähnten Freytischstipendien beruhen?

(*Die Fortsetzung folgt.*)

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. *Nürnberg*, b. Schneider u. Weigel: *Vollständige Geschichte der Stadt und Festung Gibraltar*; nebst einer ausführlichen Beschreibung *aller* Belagerungen derselben und ihrer Vertheidigung durch die Engländer. 1805. 98 S. kl. 8. m. Kpfn. (9 gr.) — Ein, selbst dem Vorbericht zufolge, 22 jähriger Ladenhüter, der jetzt mit einem neuen Titel und Vorbericht versehen, durch den Krieg zwischen England, Frankreich und Spanien in Umlauf gebracht werden soll. Die zwey beygefügten Kupfer, von welchen das eine die Ansicht von Gibraltar, das andere aber die schwimmenden Batterien vorstellen, sind ganz in dem Geiste der gewöhnlichen nürnberger Krambilder gearbeitet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. Junius 1806.

## KIRCHENGESCHICHTE.

*Fortgesetzte Anzeige von Schriften über die kirchl. Angelegenheiten in Bremen.*

(Fortsetzung von Num. 144.)

Erhellt aus dem bisherigen, welche *Ausnahme* in Absicht auf das Petri-Waisenhaus, und welche *Beschränkungen* für eine bestimmte Art der Verwaltung und für den eigentlichen Zweck der Verwendung, in Hinsicht auf die der Domgemeinde zum Genuss bestimmten Kirchen- und Schulfonds, vorlängst die vordem freye Disposition der Landesherrschaft modificiert haben: so sind die beiden Hauptpunkte der Streitfragen, so weit es der Raum erlaubte, aufgeklärt. Zwey damit zunächst verwandte Punkte sind desto kürzer zu entwickeln. Die meisten von den Schriftstellern, welche das Verfahren des Bremischen Senats in dieser Sache vertheidigen, gefallen sich in dem Schluss: Es giebt, im *rechtlichen* Sinn genommen, *keine Domgemeine*, welcher die bisher erwähnte Fonds der Wohlthätigkeit geschenkt, in *dominium utile* überlassen, zur Verwaltung durch Repräsentanten (Domprediger, Diakonen u. dgl.) anvertraut seyn könnte. Folglich muss der übernehmende Staat der alleinige Eigenthümer seyn. Die von Hn. *Gildemeister* §. 3. aufs möglich beste dargestellte Prämisse: dass im rechtlichen Sinn keine Domgemeine vorhanden sey, dass sie *ohne irgend etwas, das einem Collegiatrechte ähnlich sähe*, immer nur eine Menge Einzelner geblieben sey, hat Hn. Domprediger *Nicolai's* Beantwortung durch mustermäsige Unterscheidung der Begriffe (nur der geübte Logiker erringt in solchen Fällen den Preis!) ins Klare gebracht. Eine *Parochialgemeinde* für die *Stadt* Bremen war und ist die Kirchengemeinde, welche sich zur Bremischen Domkirche hält, nicht. Dennoch ist sie (s. Beantwortung S. 12.) fürs erste eine ununterbrochene und sehr vermehrte Fortsetzung derjenigen Gemeinden, welche von 1525. an zu Bremen als lutherisch und mit Parochialrechten existirten. Zwar gab nun der Stader Vergleich 1639. zu, dass nur die in der Stadt Bremen vorhandenen Parochien auch über die dem Domgottesdienst ergebenen Einwohner die Parochialrechte ausüben durften. Daher die den Staatsparochien vertragsmässig zukommenden Stolgebühren! s. Actenst. *erster* Heft S. 52. Note. Gerade eben dieser Vergleich aber enthält fürs zweyte auch das von *Heinr. v. Henninges* u. a. Kirchenrechtslehrern zum Begriff einer legal „sociirten" Gemeinde erforderliche *aliquod juris vinculum* in jener bedungenen Einwilligung der Stadtbremischen Obrigkeit, „ihre, der lutherischen Religion zugethane, Bürger u. s. w. in dem freyen Exercitio der Augsburgischen Confession und lutherischen Religion und Gebrauch der heil. Sakramente und anderer lutherischen Ceremonien *in dem Thumb und* auf begebende Nothfälle *in ihren Häusern* gänzlich unturbiert und unbedrängt zu lassen und denselben daran *eine Verhinderniss nimmermehr zuzufügen*, noch dieselbe wegen des *Exercitii Lutherani im geringsten zu prägraviren*." Vertragsmässig hätten demnach die jedesmaligen dem Domgottesdienste geneigteren Bremischen Einwohner das Recht, sich in Absicht auf die Domkirche und alle für sie dort (sogar bleibend!) verordnete Vortheile als Kirchengemeinde ausser dem damaligen Bremischen Staate so zu vereinigen, wie es ihnen die damalige Landesherrschaft des Doms für immer anbot. Sie hatten ungehindertes Recht dort das zu werden und zu seyn, wofür sie der dortige Landesherr, mit einer würdigen, für grosse und kleine Mächte nachahmungswerthen Behandlung gelten liess, nämlich eine rechtliche, freywillig zugelassene und freywillig zusammenhaltende Domgemeinde unter einer anständigen und bey freyen Gemeinden gewöhnlichen Vorsteherschaft von Dompredigern, Aeltesten und fungirenden Diakonen u. dgl. Denn wie oft wurden sie in den landesherrlichen Rescripten nicht bloss die Domgemeine genannt, sondern auch (man erwäge auch in dieser Rücksicht die oben excerpirte kurbraunschweigische Cession des *Dominium utile* von dem Platze der Domkurie d. d. 1783.) ihre Vorsteher und Diakonen als solche behandelt? Und gerade in das, was diese Landesherrschaft als rechtlich anerkannte, und in keine andere Behandlungsart der neuen Acquisitionen, soll denn doch der übernehmende neue Landesherr, der *Staat* von Bremen, eingetreten seyn! Waren die Mitglieder der Domgemeinde bis dahin der *Stadt* Bremen gleich nichts anders als eine Menge einzelner, so waren doch eben dieselbe dem Landesherrn, welcher bis dahin die Domkirche und vieles andere ihr bleibend, folglich als einer für bleibend angesehenen Communität, theils schenkte, theils auf immer widmete, eine förmliche Domgemeine. War diese gleich ohne *Parochialrechte* in der Stadt, auch ohne Parochialzwang für den Dom, so waren doch ihre *Collegiatrechte* in Absicht auf das Verhältniss zum Domgottesdienst notorisch; unbestritten von Seiten Bremens, zugestanden von Seiten der beym Dom geltenden Landesherrschaft. Oder sind die (der uralten Christenverfassung nachgeahmten) Einrichtungen, eigene freywillig dienende Aelteste und Diakonen zu haben, mit denen selbst der Landesherr pacisci rte, ferner die Vortheile einer zu ihrem Besten für beständig bestimmte Structur-

Structurcaffe zu geniefsen, andre Güter aber felbft infpiciren, adminiftriren und allein durch und für Gefellfchaftsmitglieder verwenden zu laffen; auch, wie Hn. *Nicolai's* Beantwortung S. 21. nachträgt, gleich allen andern lutherifchen Gemeinden im ganzen Herzogthum bey Einführung ihrer Prediger im Nothfall ein *votum negativum* einzulegen, nicht wahre, in der Ausübung aufgeftellte Collegiatrechte freyer Kirchengemeinden? Die Anwendung fpricht fich von felbft aus. Das, denken wir, was fie dem vorhergehenden Staate gewefen find, eben das follten fie in diefer von dem übrigen Verhältnifs zur *Stadt* Bremen unterfchiedenen Beziehung, auch dem jetzt im Befitze des Doms gefolgten und allen vielleicht nachfolgenden Staaten *von Rechtswegen* feyn und bleiben!

Nach allem diefem ift von der Frage über die künftige Verfaffung der Domgemeinde und der ihr gefchenkten oder gewidmeten Güter nur noch ein Punkt zu entwickeln übrig, welcher, weil er nicht wie alles bisherige, in der unveränderten Fortfetzung des bisherigen Zuftands beftehen foll, Recht und Billigkeit zugleich auffordert, um eine beiden Theilen genügende Aenderung auszumitteln. Ift nämlich vermöge des bisherigen die Domgemeinde zu Bremen das, was fie *als folche* betrachtet war, bis 1802. unter einem *andern* Landesherrn gewefen: fo ift eben diefe Domgemeinde auch durch die Ueberweifung an den Bremifchen Staat unter einen ihr *in diefer Beziehung neuen* Landesherrn gekommen. Und ift diefes, fo ift der Schlufs des erften §. im fiebenten Artikel des Weftphälifchen Friedens, dafs, wenn eine Gegend (wie hier der Bremifche Dom und deffen Appertinenzien) unter einen Landesherrn *anderer* Confeffion komme, den Gemeinden die eigene Anftellung tüchtiger Lehrer an Schulen und Kirchen, unter den nöthigen Vorfichtsmasfregeln über deren Tauglichkeit, gefichert feyn und *ipfo facto* eintreten folle, auf die lutherifche Domgemeinde gar nicht fo unanwendbar, als Hr. *G.* S. 39. diefes gegen Hn. *Nicolai* darzuftellen fucht. Vgl. die ftaatsrechtliche Auslegung diefes §. in Hn. *Häberlins* Handbuch des deutfchen Staatsrechts Bd. I. S. 174. Die Einwendung: der Friede rede von Gemeinden, und eine rechtliche Domgemeinde gebe es nicht zu Bremen, löft fich nach dem vorhergehenden durch eine nothwendige Unterfcheidung der Begriffe in folgender Wahrheit auf: in dem Staat und der Stadt Bremen war bis 1802. keine Domgemeinde, fondern blofs gewiffe Bürger, die nach der vertragsmäfsig von Bremen zugeftandenen Befugnifs anderswo eine Kirchengemeinde ausmachten. Seit nun aber diefes Anderswo felbft in den Staat von Bremen gerade fo übergieng, wie es war, fo exiftirt auch in diefem, als *Staat*, jetzt eine Domgemeinde rechtlich, die aber, wie zuvor, für die *Stadt* nicht eine Parochialgemeinde ift. Als Domgemeinde hat fie ihre Landesherrfchaft, welche fie für diefs längft erkannt hatte, geändert, und nun einen Landesherrn erhalten, deffen regierende höchfte Behörde, der bremifche Senat, factifch (wenn gleich nicht rechtlich-nothwendig) von einer andern Kirchenconfeffion ift. Sollten ihr nun nicht auch die für dergleichen Aenderungen im Weftphälifchen Frieden ausgemachten Befugniffe, welche das gegen Lehrer nöthige, aber nicht aufzunöthigende, Zutrauen auf alle mögliche Fälle fichern, *nach der Analogie* zukommen? Und war der in dem Memorial der Kirchendiakonen ausgefprochene Wunfch der meiften, achtungswerthen Gemeindeglieder: dafs die Lehrer, immer unter landesherrlicher Oberauffscht und Confirmation, von einem Kirchencollegium *gleicher* Confeffion geprüft und gewählt würden, nicht gerade nach der Analogie des Friedensfchluffes und anderer Beyfpiele in der Stadt abgemeffen? Hätte die Aufklärung etwa fie abhalten follen, diefen nach ihrer Anficht der Umftände nicht überflüffigen Wunfch zu hegen: fo darf man wohl mit aller Ehrerbietung gegen die ohne Zweifel aufgeklärte Bremifche Staatsobrigkeit fragen, ob nicht die Aufklärung gebiete, einen folchen Wunfch, fo lange die Verfchiedenheit der Ueberzeugungen ihn noch erzeugt, nicht abzuweifen. Nur eine folche Nachgiebigkeit, nicht aber ein entfremdendes Beharren auf Verweigerung des Billigen, kann einft die Zeit herbeyführen, wo beide Theile gegen einander dergleichen Wünfche der Behutfamkeit nicht mehr hegen mögen. Nichts ift in der Zwifchenzeit leichter, als für diefen Gegenftand den wahren Zweck der Gemeinden und der Obrigkeit vereinbar zu machen, da der obrigkeitliche Zweck, ohne alle Polemik betrachtet, diefer ift, dafs die Gemeinde keinen untauglichen wählen könne. Unter den tauglichen mag fie dann wohl den, welchem andere, wären es auch zufällige, nur noch aus Meinungen entftehende, Umftände das meifte Zutrauen gewähren, erwählen, *und für den* reinen Gegenftand des Zutrauens mehr eine väterliche als eine herrifche Beftätigung der Landesregierung hoffen und erwarten.

Wir haben nunmehr die Hauptmomente der Sache aus den verfchiedenen Schriften herausgehoben, um die übrigen nach ihren Partikularitäten mehr zu charakterifiren, als zu beurtheilen. Schon der Titel:

7) *Mithridat gegen Nicolai*, oder recenfirende Bemerkungen über die Schrift des Hn. Domprediger *Nicolai* über den Zuftand der lutherifchen Domgemeine in der freyen Reichsftadt Bremen. (*Non quis fed quid!*) Altona. 1803. 54 S. 8.

charackterifiert diefes *quid*. Der Bremifchen Obrigkeit macht der Urheber diefes Gegengifts die Infimation S. 51. „Ihr fey durch den Weftphälifchen Frieden Art. V. §. 50. fogar *geboten*, Hn. *N.* die falfchen Ueberfetzungen (Eine blofs zufällige ift für Hn. *N.* Gegner ein gar vergnüglicher Fund!) und Auslegungen deffelben fcharf zu verbieten ... *wonach fein Buch der Confiscation wohl nicht werde entgehen können.*" Das Wefentliche des Buchs zu widerlegen, war freylich fchwerer, als der Rath, es für mundtodt zu erklären. Nur fehlt für diefen Rath die Erfindung eines Mithridats gegen die Publicität in Deutfchland! Das Schlufswort gegen *Nicolai*: *Clericus taceat in republica!* hat als ein

ein *Ipse fecit* des Vfs. nirgends, am allerwenigsten in einem *freyen* Reichsstädtischen Gemeinwesen, auch nur sprüchwörtliches Ansehen. Es erinnert bloss an das anerkannte: *Si tacuisses* etc. S. 12. will: „die Lutheraner in Bremen, für welche der Stader Vergleich die vom Senat zu Bremen vorher verweigerte Erlaubniss zum Besuchen des Doms stipuliren liess, wovon sie (allerdings) nach Belieben Gebrauch machen konnten oder nicht, (wovon sie aber als wirklich associirte den Gebrauch gemacht haben) erhielten kein Recht auf den Cultus im Dom selbst, sondern nur auf dessen *Benutzung, so lange* er vom Erzbisthum oder Herzogthum Bremen besorgt werden würde." Woher diese Beschränkung auf die überweisende Landesherrschaft? Sollen nur Rechte, nicht auch die Rechtspflichten auf die übernehmende Landesherrschaft mit gleicher Kraft übergehen? *Wie lange* der Cultus dort für die Domgemeinde besorgt werden sollte, diess war ihnen landesherrlich, durch den *auf immer* dazu separirten hinreichenden Theil der Structurcasse, zugesichert. Ob von dieser der überweisende Landesherr (nach S. 16.) den ersparten Ueberfluss behalten *durfte*, weiss Rec. nicht. Das zur perpetuirlichen Fundation von den Vorfahren gegebene blieb. Soll denn aber, wenn der überweisende Staat das Entbehrliche behielt, der übernehmende alsdann das Recht haben, das, was für ewige Zeiten zu einem gewissen Gebrauch fixirt ist, für ein Eigenthum, worüber er freye Disposition wenigstens ausüben *könnte*, zu erklären? Selbst am Pontus würde man ein solches Gut nicht für ein *jetzt noch* disponibles Gesammtvermögen (S. 24.) ausgeben. S. 35. meint: „die Scheidung (der Reformirten und Lutheraner zu Bremen) liegt nur bey den *Theologen*" u. s. w. Ganz anders urtheilte mit Recht Hr. D. *Ewald*, wie Rec. diess aus seiner Eintrachtspredigt schon anführte. Die Scheidung der *Protestanten* in Deutschland liegt nirgends mehr in den *Dogmen*, wohl aber in den *Gütern* und in dem sehr erklärbaren Bestreben, der Minorität durch die Einigung der Meinungen in die Einigung der bis dahin besonders gehaltenen Vortheile zu kommen. Die Scheidung liegt, um ganz bey der Sache zu bleiben, da, wo man den Lutheranern zumuthet, nicht nach strictem Recht auf das ihnen zukommende zu halten, während es eben dort Zünfte giebt, welche deswegen *reine* genannt werden, weil die lutherische Braut eines reformirten Zunftgenossen sich noch reversiren muss, dass „*alle* aus der von ihr geschlossenen Ehe zu erzielenden Kinder reformirt werden sollen." (*Nicolai's* Beantwortung S. 48. und den *Nachtrag* der *Gildemeisterischen* Schrift S. 50.) Die Scheidung liegt da, wo der eine Theil der den Staat constituirenden Bürger (Bremen ist als *Reichsstadt in corpore* Reichsstand, die Gesammtheit der Bürger, von denen die Hälfte lutherisch ist, hat das Recht der Landeshoheit, und der Magistrat davon nur die Verwaltung. s. *Häberlins* Handb. des t. Staats-R. 2. Th. §. 211.) bloss weil er nicht reformirt heisst, in mehreren Zünften *nicht zünftig* werden kann, ungeachtet die Deputirten des Senats und der Bürgerschaft hierin Gleichheit herzustellen, schon beym Stader Vergleich von 1645. *ad protocollum* versprochen haben (s. Ausführl. Beurtheilung u. s. w. S. 103.). Die Scheidung liegt da, wo (s. ebendas. S. 38.) die Lutheraner zwar vom Bürgerrecht nach der Staatsverfassung nicht ausgeschlossen sind, aber mit mehreren Kosten als ein Reformirter dasselbe erhalten, ungeachtet sie nach dem Stader Vergleich von 1639. um der Religion willen nicht *prägravirt* werden sollen. Der Scheidungspunkt liegt da, wo die reformirte kleinere Hälfte der Bürgerschaft in 113 Jahren von öffentlichen Aemtern zum wenigsten sieben Millionen Rthlr. genossen, welche die andere nicht mit genoss, weil sie zwar rechtlich wählbar ist, gewöhnlich aber von den wählenden, zu deren Kirchenconfession sie nicht gehört, besonders wenn die Stelle von Einfluss oder einträglich ist, nicht gewählt wird.

Alle diese und viele andere rechtliche Localverhältnisse sind mit ganz ausgezeichneter Sachkenntniss und Gründlichkeit erörtert in der überhaupt, juridisch-historisch und philosophisch betrachtet, mustermäsigen Schrift:

8) *Beyträge zur Beurtheilung der kirchlichen und staatsbürgerlichen Rechte der lutherischen Bürger der freyen Reichsstadt Bremen.* Im May 1803. 191 S. 8.

Vornehmlich bey dieser Schrift fiel es dem Rec. auf, dass die meisten Aufsätze, welche mit den Ansichten des Senats zu Bremen *nicht* harmoniren, ohne Namen und Verleger erschienen sind. Schon die Möglichkeit, dass ein Unterthan, welcher so gründlich, instructiv und bescheiden schreibt, wie der Vf. dieser Beyträge, die entfernteste Unannehmlichkeit besorgen möchte, sollte in einem constitutionsmäsig *frey* sich nennenden Staate undenkbar seyn. Wie viel Ehre würde es dem Bremischen Senate vor der aufgeklärten Mit- und Nachwelt machen, wenn er einen Mitbürger, welcher sich (abgesehen von der Materie) durch die ganze Behandlungsart derselben in dieser Schrift als einen ihrer geschicktesten Rechtsgelehrten und Schriftsteller ausgezeichnet hat, selbst durch obrigkeitliche Aufmunterungen bewogen hätte, sich zu nennen und die Partey, deren Sache er so unparteyisch gründlich beleuchtete, öffentlich ihrem Rechte näher zu bringen. Dergleichen Untersucher sind die wahren Friedensstifter! Und schon den Gedanken, als ob man auch nicht *auf diese Art* von der Obrigkeit zu Bremen öffentlich dissentiren dürfe, bey Auswärtigen zu verhüten, wäre der Mühe werth gewesen. Gerade um der gedrängten Fülle willen kann Rec. von dieser Schrift nichts ausheben, sondern bloss versichern, dass sie, besonders für den Auswärtigen, welcher sich in den rechtlichen und örtlichen Verhältnissen der Sache orientiren will, die unentbehrlichste sey. Dagegen finden wir nicht Ursache, die

9) *Nähere Erklärung und Bestätigung* eines Aufsatzes in Nr. XVI. der Marburger theolog. Nachrichten dieses Jahrs *Bremens kirchliche Angelegenheiten*

*heiten betr.* von *G. W. Petri*, Pastor primar. an der Kirche des heil. Ansgar. Bremen 1803. 104 S. 8.

im Einzelnen zu beurtheilen. Alle ihre wesentliche Punkte sind bereits erörtert. Der hier „näher erklärte" Auffatz ist die in der A. L. Z. 1803. Nr. 229. zugleich mit *Nicolai* über den Zustand der lutherischen Domgemeine zu Bremen kurz angezeigte *Erläuterung*, die verworrene Ursache mehrerer literarischen Verworrenheiten in dieser Materie. Man hat der dortigen Recension zum Theil es übel gedeutet, dass sie, neben der *Nicolaischen* Schrift, der Erläuterung nicht viel gedachte. Wer kann für den Unterschied von Licht und Schatten, von Untersuchung und Behauptung. Wir fanden weder in jener Erläuterung, noch finden wir in der näheren Erklärung etwas zur Hauptsache gehöriges, was wir nicht bey dieser beschwerlichen Recensentenarbeit erwogen und an der gehörigen Stelle berücksichtigt hätten. Mehrere kirchlich historische Nebenumstände sind übrigens allerdings aus der nähern Erklärung zu lernen. Ihr Vf. ist seit dem 21. März 1804. nicht mehr unter den Lebenden. Seine Producte beweisen, dass er nicht der Mann war, der eigentlichen Streitfrage auf den Grund zu sehen, und ihre Verwicklungen sich und dem Publikum zu entwirren. Hr. *Nicolai* in seiner Beantwortung versichert, dass er, wenn er ihn als Vf. der Erläuterungen nur vermuthet hätte, nicht dagegen geschrieben haben würde. Diess würde Rec. bedauern. Die über persönliche und collegialische Rücksichten erhabene Sache bedurfte eines kräftigen Einflusses der Publicität. Durch Complimente und Achselzucken ist dieser nicht herbey zu leiten; Wahrheit aber gleicht lieber dem Eisenerz als dem Bleyglanz. Der Erfolg zeigte (und in den Actenstücken kann man diess gesammelt überblicken), dass fast alle auswärtigen Beurtheiler (und sollten diese die eingenommenen und parteyischen seyn?) nicht von dem sich überzeugten, was anfangs *victrix causa* zu seyn schien. Diese notorische Bemerkung mag auch dem Rec. der A. L. Z. als äussere Rechtfertigung gelten gegen mehrere kleine Schriften, welche durch einen sonderbaren Zelotismus wider seine Recension und deren weitere Erklärung den Glauben an die kaltblütige, weltbürgerliche Unparteylichkeit der Vff. schwer gemacht haben. Die

10) *Gegenerklärung* gegen die Erklärung des Recensenten der *Nicolaischen* Schrift: Ueber den Zustand der Domgemeine zu Bremen in Nr. 186. des Intellig. Blatts der A. L. Z. *Oldenburg*, b. Stilling. 1803. 16 S. 8.

versichert, dass diejenigen reformirten Prediger, welche an die *Redaction* der A. L. Z. schrieben, so bald sie die Rec. der *Nic.* Schrift gelesen hatten, es nicht als Reformirte, nicht als Prediger, sondern als Mitbürger der literarischen Republik gethan haben, weil jeder Sachkenner von jeder Confession und jedem Stande die *schreyende Parteylichkeit* der Rec. einsah u. s. w. In ihren Briefen eilten sie als die für das Heil der *Bremischen Republik* im Stillen sorgenden Wächter herbey, deren Rufen und Treiben die Ruhe des dortigen Staats retten müsse. Den Dompredigern, welche doch die Streitfrage als bisherigen Mitvorstehern der Domgemeinde nichts fremdes seyn durfte, rieth der Senat, pflichtmässig *sich* zu beruhigen und ihr Augenmerk der ihnen anvertrauten Seelsorge zu Aufrechthaltung und Beförderung des Einflusses der öffentlichen Gottesverehrung auf bürgerliche Ruhe und Eintracht *ganz und ungetheilt* zu widmen. Actenstücke 2. Heft S. 24. Was die Sache betrifft, so stimmten fast alle andere öffentliche Blätter über *Nicolai's* Schrift im Wesentlichen mit der A. L. Z. überein. Gerade das Attentat der andersdenkenden Schriftsteller, über die der Bremischen Domgemeinde für immer von vorigen Landesherrn gewidmeten Fonds eine neue Disposition für möglich, eine andere Verwaltungsart für rechtlich zu erklären, muss fast nirgends Sachkenner als Beurtheiler gefunden haben. Mögen nun ein paar von ihnen, jetzt als Gegenerklärer, (wie fein und gemässigt!) dem Rec. sogar eine „*wirklich beyspiellose Dreistigkeit*" zuschreiben, indem er (S. 11.) die *Stirne habe*, Hn. *Nicolai's* Ton einen sehr gemässigten, ihn einen *mit Energie bescheidenen Mann* zu nennen. Die Stellen, welche sie aus der *N.* Schrift als Beweise eines andern Tons anführen, haben entweder im Contexte ihren besseren Sinn, oder sie gehören zu den Beweisen, dass *man den* Pelz nicht wohl waschen kann, ohne ihn *nass zu machen*, oder sie sind, wie sogleich ein Beyspiel folgen soll, wissentliche Verdrehung der alles sich erlaubenden Vff. Die Stellen, wo sie dem Rec. Unkunde der Sache aufbürden, hat ein uns unbekannter Vf. in der

11) *Beurtheilung einer* kleinen Schrift einiger reformirten Prediger in Bremen, *Gegenerklärung* u. s. w. genannt. 1803. 20 S. 8.

so commentirt, dass es uns, wie auch gegenwärtige Recension zeigt, wie aus der Seele geschrieben ist. Er hat sehr darauf gedrungen, dass die Lutheraner zu Bremen zwar nicht als Bürger, aber desto gewisser als die sich zum Dom haltende Gemeinde die Landesherrschaft verändert haben, dass der Senat zu Bremen nicht erst seit 113 Jahren, sondern seit der Zeit da die dortigen Melanchthonianer, zu denen damals fast der ganze Rath gehörte, zu den reformirten Confessionsverwandten sich hielten, zwar nach der Möglichkeit ein überhaupt protestantischer, nach der Wirklichkeit aber ein reformirter sey, und dass folglich 1802. die Domgemeinde unter die landesherrliche Oberaufsicht und den Schutz einer evangelisch-reformirten Landesobrigkeit übergegangen war.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. Junius 1806.

## KIRCHENGESCHICHTE.

*Fortgesetzte Anzeige der Schriften über die kirchl. Angelegenheiten in Bremen.*

(*Fortsetzung von Num. 145.*)

Von der Möglichkeit, dass der Senat auch aus Lutheranern rechtlich bestehen könnte, gegen die Wirklichkeit räsonniren wollen, wäre nichts als Sophisma. Von den Anschwärzungen, welche sich die Vff. der Gegenerklärung wider Hn. Dompr. *Nicolai* erlaubten, nur Eine Probe. Die Gegenerklärer haben (S. 11.) als Worte der Nicol. Schrift: „Die *Kraft*, welche die (Dom) Gemeinde *in sich fühlt*, vertreibt die Besorgniss, dass man ihr ihren Kirchenfond entreisse," citirt, mit dem denunciantischen Ausruf: „Ist das etwas Anderes, *als Pochen auf* 18000 Fäuste? denn sonst kann nur das *Recht* solche Besorgnisse heben?" Hr. *N.* aber hatte unmittelbar nach den citirten Worten sich zum voraus erklärt: „*Ich meyne nämlich*, sagt er, *die Kraft*, selbst für sich zu reden, selbst Ausleger des westphäl. Friedens zu seyn, und die ihr am Herzen liegende Sache nicht einem Rosenhahne aufzutragen" u. s. w. Diese würdige und wahre Selbsterklärung von der Kraft, die Hr. *Nic.* bey der Domgemeinde fand, lassen die Gegenerklärer weg, unterschieben ihm den Sinn, als ob er auf *Gewalt* von Seiten der Domgemeinde rechne und antrage, und *folgern* S. 13., dass er „Fanatismus, Misstrauen, Hass und Zwietracht verbreite, sogar den Geist der Empörung gegen die Obrigkeit wecke, der ohnehin zu den Epidemien unserer Zeit gehöre." Zu welcher Epidemie gehört denn aber jene grausame Wortverdrehung, jene Erfindung eines Sinns, der ein Criminalverbrechen wäre, in einem Schriftchen von zwey Bogen unter den Pöbel geworfen? Sie sagen, dass sie Hn. *Nic.* Schrift *verabscheuen*. Welches Prädicat ist ihrer Misshandlung jener Citation, und ihren ausdrücklich daraus gezogenen Folgerungen angemessen? Humanität, Christenthum, Protestantismus verhüllen das Angesicht, wenn Gelehrte, wenn Geistliche, wenn Mitbürger sich solch ein Benehmen gegen ihres Gleichen nicht verbieten. Die

12) *Kurze Antwort auf* die angemasste (sic) *Beurtheilung der* kleinen Schrift von einigen reformirten Predigern: *Gegenerklärung* u. s. w. genannt. Oldenburg, b. Stalling. 1804. 16 S. 8.

macht die Sache noch schlimmer, da *Schikane* immer das schlimmste ist. Sie müssen zwar S. 11. den sich selbst rechtfertigenden Zusammenhang jener Nicolaischen Stelle eingestehen, wollen sie aber dennoch lieber „nach dem *Geiste* der ganzen Schrift gedeutet haben, als ihr einen Sinn unterlegen, der — gar kein Sinn sey." Kein Sinn nämlich soll in der Behauptung: die Gemeinde fühle Kraft, für sich selbst zu reden, den westphäl. Frieden (versteht sich, für die gegenwärtigen Fragen) auszulegen, sich nicht Rosenhahnen zu überlassen u. s. w. liegen, weil die 18000 Mitglieder die Kenntnisse hierzu gewiss nicht *alle* besässen. Wenn diess nicht Schikane ist! So etwas von Predigern? — Gern möchten wir glauben, was die

13) *Oeffentliche Erklärung von Bürgern* der fr. Reichsstadt Bremen und Mitgliedern der dortigen lutherischen Domgemeinde, *veranlasst durch* eine Druckschrift unter dem Titel: *Kurze Antwort* u. s. w. (wie zuvor) 1 Kor. 13, 4—7. 1804. 15 S. 8.

hofft, dass (S. 7.) keiner der dortigen Religionslehrer Vf. jener Gegenerklärung und kurzen Antwort u. s. sey. Auf jeden Fall haben die 40 Unterschriebenen in einem Tone gesprochen, der für polemisch schwärmerische Volkslehrer und Volksschriftsteller, die den Anachronismus begehen, sich als Geistliche in alles zu mengen, zur Lehre und Warnung dienen kann. Die *Kraft*, für sich selbst zu reden, haben diese Mitglieder der Domgemeinde bewiesen. Sie erklärten „ihren festen Entschluss, dass sie jede Herabwürdigung hiesiger Religionslehrer von der einen und andern evangelisch-protestantischen Confession durch alle erlaubte Mittel verhindern zu wollen, und dass sie im Geiste dieses Entschlusses nicht zugeben würden, dass irgend einer unserer achtungswürdigen Domprediger herabgewürdigt werde." Wer muss diess nicht loben? Sie beweisen sich des Titels: *Verehrte Mitbürger!* mit welchem sie das

14) *Oeffentliche Schreiben* an einige verehrte Mitbürger der fr. Reichsstadt Bremen *von den Vff. der kurzen Antwort.* (Röm. 12, 9.) 1804. 13 S. 8.

anredet, würdig, auch aus dem würdigsten Munde! Denn siehe, diese feste Erklärung half; sie ward die Friedensstifterin, und das kriegerische Friedensgeschrey verhallte. Auch hatte der gute Ton jener Bürgererklärung sogar die Kraft, dass die Vff. dieses öffentlichen Schreibens jetzt selbst einen anständigern wenigstens suchten; wenn gleich in der That das jetzt von den letztern gewählte andere Extrem von Allduldsamkeit und Gelehrigkeit mit allen ihren gewaltsam freundlichen Krümmungen und Verbeugungen, mit dem Motto: die Liebe sey nicht falsch, schwer vereinbar scheint. Mit einem Mal verwandeln sich jetzt alle Empörungsvorwürfe gegen Hn. *Nic.* Schrift in blosse Mög-

Möglichkeiten. Ohnehin sind es jetzt nicht die so *verehrten* Mitbürger, nur die Geringen in Kellern und Bierhäusern (S. 5.) sind es, von denen die Sorgsamen befürchteten, dass sie möchten entflammt werden *können*. Und daher hatten sie also, bis die biedern 40 Bürger den Hrn. Predigern, was sie sich selbst hätten sagen sollen, erklärten, von all jenen bösen Dingen *als von geschehenen* geweissagt? Uebrigens erklären sie zwar bestimmt, unter den Bremischen reformirten Predigern zu seyn; nehmen aber dabey eine Wendung, welche, weil dergleichen Männern nicht so leicht etwas handgreiflich unlogisches zugeschrieben werden darf, gegen jene Erklärung, so lange sie namenlos ist, die historische Kritik zweifelhaft machen muss. „Wenn unsere Schrift, sagt S. 4., diesen edeln Geist (der Duldung und Liebe) nicht athmete, so *wäre sie sicher* von keinem (?) jetzigen hiesigen reformirten Prediger. *Sie muß also wohl in keinem unduldsamen Geiste geschrieben seyn*, *weil* sie wirklich von einigen hiesigen reformirten Predigern ist." Welche Schlusskraft? Welches Zeugniss in eigener Sache? Nicht besser, wie der vorige, ist S. 7. der Schluss: „*Wenn* wir nun *ehrlich glaubten*, dass durch die erste Schrift des Hn. *P. Nicolai* (welche Absicht er auch dabey hatte) Parteygeist und Misstrauen genährt werde, und noch mehr genährt werden *könne*, *mußten* wir [gerade wir?] dieser Wirkung nicht entgegenwirken?" Wenn man versichern will, *ehrlich geglaubt* zu haben: so muss man nicht eine *Kraft*, die der Schriftsteller selbst für eine *geistige* erklärt, als *Kraft der Fäuste*, als Empörung erregend u. s. w. öffentlich den „Geringen in Kellern und Bierhäusern" (auf welche diese Einige Prediger, wie sie selbst angeben, wirken wollten) auslegen. Wäre es je möglich, dass sie im Eifer des allzu ehrlichen Glaubens jene unmittelbare eigene Auslegung seines Worts bey Hn. *N.* übersahen: so forderte die rechtliche Ehrlichkeit, lieber (wie sie diess gemeynt zu haben behaupten) anzunehmen, dass die Stelle keinen Sinn habe, als einen, welcher allerdings verabscheuungswürdig wäre, in dieselbe hinein zu erklären. — Uebrigens meynen die Vff., dass man *Verdacht gegen ihre Redlichkeit* fassen *müßte*, wenn sie nicht erklärten, dass sie von Hn. *N's erster* Schrift *noch jetzt eben so denken*. Sie haben für *alle* ihre Behauptungen Gründe angegeben, von denen *keiner* widerlegt ist. Wer darf läugnen, dass sie *ehrlich glauben*, es sey *keiner* derselben widerlegt! Sie mag denn widerlegen, wer die Kraft dazu hat.

Viel von jener nöthigen Kraft und Bündigkeit trat bereits gegen sie und zu weiterer Beleuchtung der Sache selbst auf, unter der Aufschrift:

15) *Ausführliche Beurtheilung der* kleinen Schriften einiger reformirten Prediger in Bremen: *Gegenerklärung* u. s. w., *kurze Antwort* u. s. w. und: *Oeffentliches Schreiben* u. s. w. genannt. 1804. 167 S. 8.

deren Vf. mit dem Vf. der schon angezeigten *Beurtheilung* einerley Person ist, und durch diese Schriften selbst sich als sehr sachkundig legitimirt. Er führt den (angeblichen) Hn. Predigern, als Vffn. S. 17. das Unwürdige und Unnöthige ihrer denunciantischen Emsigkeit zu Gemüth; dass „Prediger einen nambaften Amtsgenossen (und neuen Mitbürger), welcher immer als ein liberaler Theologe geschätzt worden sey und dem *bekanntlich* bürgerliche Ordnung und deren Erhaltung beständig äusserst am Herzen gelegen habe, des Obscurantismus, Fanatismus und der Erweckung des Geistes der Empörung gegen die Obrigkeit, *in einer Stadt, wo seit der Erscheinung der berühmten Schrift keine unruhige Bewegung wahrgenommen worden ist* [!], beschuldigen, ja namenlos beschuldigen konnten." Allerdings lag ja die Nicolaische Schrift vor den offenen Augen der bremischen Obrigkeit. Wozu jenes Hindeuten? O der unglückseligen Vielthätigkeit, welche aus vollen Backen so lange die Zwietracht exorcisirt, bis der böse Dämon mit sieben der schlimmsten von seinen Gesellen aus einem Herzen in tausende fährt. Sehr richtig unterscheidet S. 27., wie die Lutheraner bis 1802. als bremische Bürger sich 1) zur dasigen Stadt, 2) zu gewissen Parochialobliegenheiten in der Stadt bey den einst lutherischen Kirchen verhielten, welche „die Uebermacht in Bremen, als sie vormals zur reformirten Confession überging, sich zugeeignet hat," und wie sie dennoch 3) als Domgemeinde von dem König von England als Landesherren des Doms und *summus Episcopus* abhing, folglich in dieser Hinsicht 1802. die Landes- und Kirchenherrschaft änderte und daher die Rechte anzusprechen hat, welche der Westphälische Friedensschluss auch der einen Confession der Protestanten zuspricht, wenn sie unter einen *Landesherrn* von der andern Confession kommt. Doch scheint es uns noch genauer und der Sache angemessener, wenn man, um alle Missdeutungen abzuschneiden, die Unterscheidung macht, dass Kurbraunschweig unmittelbar und ursprünglich Landesherr und Kirchenbischof des Doms und der dort von ihm angestellten Prediger und anderer Diener war, für die aus Bremensern sich dorthin haltende Domgemeinde aber eben dieses mittelbar und nach ihrem guten Willen wurde, während sie, um die dort auf immer für sie fixirten Vortheile zu geniessen, auch die dortigen *jura episcopalia* des Landesherrn gerne respectirte. Nicht zu vergessen die liberale Behandlung von diesem, und die Erkenntlichkeit von ihrer Seite, wodurch sich ein wechselseitig festes Band erhielt.

Dem, was die Gegenerklärer an der Rec. in der A. L. Z. rügen wollten, folgt der Beurtheiler Punkt für Punkt so genau und enthüllt die Erdichtungen von Sachunkenntniss u. dgl. so unwidersprechlich, dass wir ihm seinen einsichtsvollen Eifer für die Sache eben so sehr danken, als wir seine Geduld bewundern. Welche Neckerey, dass jene Gegenerklärer den Dom nicht mehr Kirche, sondern bloss *Versammlungshaus* der Lutheraner (S. 30.) zu nennen affectirten. Mehr als Neckerey aber sind die kahlen Zweifel, durch welche sie ihre Verlegenheit über die (oben ausgehobene) schwedische Verordnung wegen Perpetuität und Separation der Kirchen- und Schulfonds für den auf immer

immer ratificirten Etat zu verbergen suchen. Da schon die Fragmente von diesem Document, von Hn. *Nicolai* in der Beantwortung producirt, auf diese Gegner, wie Minerva's Schild, zu wirken anfing: so macht sich der Beurtheiler das eigenthümliche Verdienst, durch Mittheilung des ganzen Documents (S. 53—63.) die Authenticität über die Zweifel der Verzweifelnden zu erheben. Eben so eigenthümlich und wichtig ist seine S. 72—79. aus ungedruckten Actenstücken und dem Unterhandlungsprotocoll gezogene Geschichte der Entstehungsart des Stader Vergleichs von 1639., nach welcher der Senat allein, und nicht die den Bremischen Staat constituirende Gesammtheit, jenen Vergleich abgeschlossen hat und der Gemeinde (d. i. hier der Bürgerschaft) nicht einmal als Mitcontrahenten erwähnt haben wollte (S. 77.).

Den eigentlichen Localeffect der ersten Nicolaischen Schrift, von welcher die wahre öffentliche Aufmerksamkeit für diese Sache ausging, giebt S. 120. so an: Die Erbitterung war bey vielen sehr hoch gestiegen, seit die (von P. Petri verfassten, aber ohne seinen Namen in den theol. Annalen und bald auch besonders gedruckten) *Erläuterungen* den Lutheranern zu Bremen den Namen einer Kirchengemeinde absprachen, den (von der Intendantur separirten) Kirchenfonds des Doms und der Schulen läugneten, und das Eigenthumsrecht an das Waisenhaus wegstreiten wollten. Man nannte diese seit dem 13. May 1803. in alle Hände gebrachten Blätter eine Lügenschrift u. s. w. Seit dem 13. Jul. lasen dagegen die Lutheraner die Schrift des Hn. *Nicolai*, welcher nach S. 99. sich mit dem Ruhm eines wahrheitliebenden Mannes (auch eines Miterhalters von dem alten, gründlichen Gelehrtenruhm der Bremischen Geistlichkeit) sich dem Greisenalter nähert. Die Besorgtgewordenen überzeugten sich aufs neue ganz klar von ihren Rechten, *und von nun an bemerkte man keine unruhige Bewegungen mehr unter ihnen*, da sie den Ausgang der Streitigkeiten unbesorgt erwarten zu können einsahen. „Diess, sagt der Vf., ist faktisch. Diess kann ein Bewohner Bremens nur dann läugnen, wenn er es durchaus läugnen will. *Nic.* erste Schrift war eine Ruhestifterin." Rec. findet diess auch, psychologisch betrachtet, sehr wahrscheinlich. Er begreift psychologisch eben so leicht, wie anfangs einige Prediger (wie viele Predigerzwiste hat nicht Bremen schon gehabt!) unrichtig einen andern Effect vermuthen, und daher auch bey der A. L. Z. (*zum Theil* aus bester Absicht) intercediren konnten.

Statistisch erörtert S. 114. 115., dass sich nach den Copulationslisten wahrscheinlich die Zahl der Reformirten zu Bremen (wo 1744. die *letzte* regelmässige Zählung der Einwohner statt gefunden hat) auf 12—13,000, die der Lutheraner auf mehr als 22—23,000 belaufe, welche letztere sich alle zu der Domkirche halten, während die ersteren in sieben Kirchspielgemeinden der Stadt vertheilt sind. So sehr ungleich dieses Verhältniss der Zahl ist, noch ungleicher ist dennoch zum Schaden der Majorität der realisirte Genuss der constitutionell gleichen Gerechtsame. Hievon und von dem, was man in dieser Streitigkeit die geheime Wunde nennen möchte, spricht nun keiner der übrigen Schriftsteller freymüthiger, als der Vf. Wir hoffen, dass auch dieses Uebel, seit es laut genannt ist, wenigstens im Stillen desto eher seinen Arzt finden werde. Die Vereinigung der zweyerley Classen von Protestanten in *bürgerlicher* Ruhe und Ordnung ist zu Bremen da und anerkannt. Die *dogmatische* Vereinigung wird nur durch ruhiges Warten auf das Fortwirken des Zeitgeistes gründlich ausführbar. Die Plane zu einer Vereinigung der Kirchspiele und der Kirchengüter aber, auf welche in manchen Zirkeln beym Anfang dieser Besitzstreitigkeiten hingearbeitet wurde, mussten gerade bey den eingetretenen Senatserklärungen über diesen Theil der neuen Acquisitionen dem Theile, welcher sich accommodiren sollte, in erhöhtem Grade unthunlich und nicht rechtlich genug erscheinen, weil dabey, wie der Vf. offen heraussagt, von einem Herüberziehen der grössern Zahl zu der weit kleineren, vom Vertheilen der grossen, freyen Einheit (der Domgemeinde) zur Nahrung der sieben kleineren Kirchspiele, welche den Parochialzwang haben, vom Aufgeben so mancher Gerechtsame, welche die Domgemeinde als solche bisher gehabt hatte, dagegen aber nicht vom gleichzeitigen Aufheben der bürgerlichen Prägravationen, die sie als Lutheraner erdulden, die Rede war (S. 125. 135.). Im Kleinen abermals die alte Geschichte aller *politisch* vorgeschlagenen *äusseren* Kirchenvereinigungen! Sie erwecken den Argwohn selbstsüchtiger Absichten, verrathen Einseitigkeit in den Prätensionen der Machthabenden, erbittern mehr und spalten die Kluft weiter, wie zuvor!

Bey dieser *innern* Beschaffenheit der Sache konnte die

16) *Skizze* eines Handbuchs für Bremische Bürger zur Prüfung über die Frage: *Wie viel sind Religionen unter Euch?* Bremen, b. Seyffert. 1804. 135 S. 8.

die wahre Panacee nicht gewähren, ungeachtet, besonders S. 72 ff. 85 ff., einige literatur-historische Collectaneen in den Abschnitten über lutherische und reformirte Confession nutzbar sind. Die früheren Kapitel, von Religion überhaupt, und von der jüdischen, christlichen insbesondere, sind weder populär genug für ihren Localzweck, noch, wenn der Gelehrte sie prüfen sollte (z. B. S. 52. vom Alter des sogenannten *Symbolum apostolicum* etc.), hinreichend richtig. S. 61. sagt: „*Alle* Christen, welche nicht zu den Katholiken oder zu den Griechischen gehören, werden *seit* 1529. *Protestanten* genannt." Welch eine historisch- und logisch-unrichtige Definition. S. 70. „Man hat keine Spur davon, dass Luther oder *die damaligen Lutherischen Lehrer* Melanchthons Aenderung im Art. vom Abendmahl in der Augsb. Confession *gemissbilligt* haben." S. 126. schlägt *Simultanverhältnisse* in den Kirchen u. dgl. vor. Wer hievon irgend Erfahrung hat, weiss, dass diese die ins Unendliche potenzirte Zwietrachtskraft enthalten. Ein sehr unzweckmässiges

ges Wort entfiel dem Vf. S. 127., daſs zu Bremen die eine Confeſſion noch keine ihr als Eigenthum gehörende Kirche beſitze. Davon hängen ja doch die Parochialrechte nirgends ab. Das Kirchengebäude kann dem Staat gehören, und doch könnte die Domgemeinde darin Parochialrechte zu üben die Erlaubniſs erhalten; allerdings aber erſt erhalten, wenn die kirchliche Gleichſtellung von beiden Seiten mit gleichem Ernſt und Billigkeitsgefühl gewollt und vermittelt wird. S. 134. denkt ſogar an Vereinigung auf *neue* Symbole. Recht wohlmeynend wird hinzugeſetzt, daſs dieſe wenige, kurze, möglichſtgute, ſeyn ſollten. Daſs die alten alt ſind, iſt, dünkt uns, das Beſte daran. Neue würden ja aus zwey Parteyen drey machen; die vierte, durch Geſchichte und Erfahrung vorſichtig gewordene Claſſe, nicht gerechnet, welche ſich das möglichſtgute Uebel lieber ganz verbitten, und eben daher auch keine Partie ſind. Auch Bremiſche dahin geſandte Deputirte unterſchrieben die Dortrechter Synode (1618.), und wie lange hinderte dieſes, frey zu ſagen, was jetzt wohl der Vf. ſagen kann: daſs die dortigen Darſtellungen der Prädeſtinationslehre mit ſich ſelbſt im Widerſpruch ſtehen.

*(Der Beſchluſs folgt.)*

## GESCHICHTE.

**Zürich u. Bern:** *Die ehemalige und gegenwärtige Schweiz*, in Rückſicht ihrer politiſchen und militairiſchen Lage gegen das übrige Europa. 1804. *Zwey* Theile. 214 u. 175 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Nicht ganz entſpricht der Inhalt dieſes Werks ſeinem Titel, welcher mehr erwarten läſst, als jener leiſtet. Einer der vielen, mit der Helvetien aufgedrungenen jetzigen Verfaſſung unzufriedenen Schweizer ſtellt hier ein Totalgemälde der unſäglichen Drangſale auf, welche die Schweiz ſeit der gewaltſamen Einmiſchung Frankreichs in ſeine innern Angelegenheiten erlitten hat, und dadurch dahin gebracht iſt — eine von Frankreichs Wink abhängende Provinz zu werden. Zur Einleitung in die Geſchichte dieſer verhängniſsvollen Epoche iſt eine concentrirte Ueberſicht der älteſten und ſpätern Geſchichte des freyen glücklichen Schweizervolks gegeben, worin ſich der Vf. indeſs hauptſächlich nur bey den hochberühmten Thaten ſeiner alten Helden von Grandſon, Murten u. ſ. w. verweilt und dieſe großen Scenen aus andern Schriftſtellern entlehnt darſtellt. Dann folgt im *dritten* Abſchnitt, mit dem Zeitpunkt der anfangenden franzöſiſchen Revolution, die Erzählung der verſchiedenen innern Gährungen, wodurch es den benachbarten Revolutionsmännern gelang, mit allzu vielem Glück den Samen der Zwietracht über die friedlichen Alpen hinzuſtreuen und ſich im Innern des Landes Anhänger zu verſchaffen, die den geheimen Abſichten ihrer Führer treu genug dienten — bis alles, reif zum Unterjochungs-Kriege, den mörderiſchen Waffen des Directoriums erlag. Der Vf., welcher ein Militair zu ſeyn ſcheint, ſetzt im Anfang dieſes Abſchnitts, nach der Schilderung der glücklichen innern und äuſsern Lage, worin ſich die Schweiz bey dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution befand, die Beſchaffenheit des äuſserſt unvollkommenen Militairweſens aus einander, wodurch das Unglück des Landes beym Einbruch der Franzoſen vergröſsert ward. Im *vierten* Kapitel endlich iſt die Periode von der Einnahme von Bern an bis zum Anfang des Jahrs 1804. erzählt, und zuletzt der mit Frankreich geſchloſsne Allianz-Tractat ſeinem Weſen nach gemuſtert. — Dieſe bloſse Recapitulation der allgemein bekannten unſeligen Begebenheiten, welche die Schweiz ins Verderben ſtürzten, beſchränkt ſich übrigens hauptſächlich auf die Kriegsvorfälle und erwähnt die innern Verhältniſſe nur im Vorbeygehn; ſo alſo, daſs von Vollſtändigkeit gar nicht die Rede ſeyn *kann*, und es ſcheint, daſs der Vf. es nur beſonders auf die ſcharfe Kritik des Einfluſſes des jetzigen Frankreichs angeſehn hat, welche den letzten Bogen füllt. — Der Vortrag iſt da, wo der Vf. ſelbſt ſpricht und nicht bloſs entlehnt, einfach, aber derb, und, wo ihn ſein kaltes Blut nicht, wie oft, verläſst, ziemlich frey von einſeitiger Beurtheilung und von Perſönlichkeiten. Indeſs hat die politiſche Geſchichte der Schweiz durch dieſe Schrift, welche weder neue Aufſchlüſſe und Reſultate, noch ſonſtige von dem bisherigen verſchiedene Anſichten enthält, nichts gewonnen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Bibliſche Literatur.** *Lund*, b. Berling: *Disp. polemico-theol. Commentarium Vaticinii Jeſaiani c. LIII. a Cel. Paulo, Prof. Jenenſi confectum, disquiſitioni ſubjiciens.* Praeſ. *Andrea Hylander*, Th. D. et Prof. Praepoſito et *Paſtore gregis ſacri* in Hardeberga et Sandby ... Auct. *Olaus Sundén*, Phil. Mag. et Concionator Leg. Extraord. d. X. Jun. 1803. 36 S. 4. — Dieſe Polemik betrifft *Paulus's* Clavis über den Jeſaias (1793.) und *Auguſti's* Apologie des Königs Uſiah (Jena 1800.) als „*conata novatorum.*" Schade, daſs der Vf. nicht auch die vollſtändigere Rechtfertigung, welche *Paulus* für ſeine Erklärung in den *Memorabilien* bekannt gemacht hat, vergleichen konnte. Gut iſt es, daſs die Darſtellung, welche *P.* in der Clavis von ſeiner Anſicht gab, ganz eingerückt iſt. Die Widerlegung iſt nicht unbeſcheiden, enthält aber nichts, was nicht längſt bekannt und von andersdenkenden Erklärern in Rechnung genommen wäre. Eine der beſten Bemerkungen ſcheint zu ſeyn, daſs חֲדַל אִישִׁים ſchon von Abarbanel durch חָסֵר אֲנָשִׁים *kräftiger Männer ermangelnd* überſetzt wurde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 20. Junius 1806.

## KIRCHENGESCHICHTE.

*Fortgesetzte Anzeige der Schriften über die kirchl. Angelegenheiten in Bremen.*

(*Beschluss von Num. 146.*)

Ein anderes Heilmittel zeigte die

17) *Vergleichung der Reformirten zu Altona und der Evangelischen zu Bremen.* Aus dem Journal: *Hamburg und Altona*, besonders abgedruckt (und mit *H.* unterzeichnet). Hamburg. 1804. 34 S. 8.

Der ärztliche Rath ist kurz und, wie uns dünkt, gut: Mögen die Regenten der freyen Reichsstadt Bremen beide Confessionen (wie wahre Regenten, als solche, keiner Confession irgend einen Vorzug geben sollen) gerade so billig und gleich behandeln, als der Souverain von Dänemark die Reformirten zu Altona, die Remonstrantisch-Reformirten zu Friedrichsstadt u. s. w. Um zu erinnern, dass die Obrigkeit im Bremischen Gemeinstaate hiezu nicht bloss in den Fortschritten des Zeitgeistes, der Staatsklugheit und der Billigkeit u. dgl. Beweggründe genug finden könne, sondern dass aus der Entstehungsgeschichte von der gewaltsamen und nur durch revolutionäre Macht in äusseres Recht verwandelten Zurücksetzung der Lutheraner ganz specielle Motive hervorgehen sollten, wird von der letzteren eine kurze, lebhafte, warnende Schilderung von 1555 an vorausgeschickt. Sonderbarer Wechsel der Dinge! Die Melanchthonischen Annäherungen zum Kryptocalvinismus, wegen welcher der Domprediger *Albr. Hardenberg* 1561. seines Amtes zu Bremen entsetzt ward, erhielten durch den kühnen Bürgermeister, Dan. von Büren, welcher zunächst nur drey vom Senate und einen Prediger, *Grevenstein*, auf seiner Seite hatte, und durch einige glücklich dirigirte Insurrectionen des sogenannten Volks, d. h. etlicher Tausende von der stürmischen Minorität, das Supremat nicht nur in den Kirchen, sondern auch in den meisten Amts- und Bürgerverhältnissen. Gerade auf *Hardenbergs* Kanzel aber wurde nach 77 Jahren das Lutherthum wieder im strengsten Sinne des Stifters eingeführt. So werden oft Verfolgte herrschend. Möchten sie es nur nie durch Verfolgung werden. Wohl versteht sich von selbst, dass die Anmassungen der Väter vom Jahre 1561., wo die Lutheraner einzelne absetzten, so wenig als der von 1562. u. s. w., wo die den Reformirten sich nähernden Philippisten den ganzen Zustand der Gemeinden zu Bremen mit Gewalt umwandelten, den Nachkommen von 1802. auf keiner Seite zugerechnet werden können. Doch scheint die Rückerinnerung, auf welche Weise man in einen gewissen Besitzstand gekommen sey, zu Erregung des Zartgefühls und zuvorkommender Billigkeit gegen die lange genug Zurückgesetzten wohl benutzt werden zu dürfen; nur, möchten wir wünschen, durchaus in einem die freundliche Wirkung sichernden, milderen Tone, als der ist, in welchem der Vf. hie und da seine Wahrheiten fühlbar macht. Am Schlusse giebt der Vf. seine Bemerkungen gegen die schon bekannten Erklärungen „Einiger Prediger" und einige Aufsätze in den theolog. Annalen (Nr. 36. 38. 40.), welche in das Urtheil zusammenfliessen: „Gesetzt auch, die Bremischen Reformirten könnten sich vor den Reichsgerichten mit Episkopalrechten oder andern Ausflüchten helfen [was, im Vorbeygehen zu sagen, Rec. nach seiner Kenntniss von jenen Rechten nicht für thunlich hält!], vor dem Richterstuhle des Publicums sind sie doch nie im Stande, ihr Betragen zu rechtfertigen." Uebrigens ist dem Rec. von dem rechtlichen Gange der ganzen Sache gar nichts, als was er im dritten Hefte der Actenstücke gedruckt fand, bekannt.

Weil in psychologischer Hinsicht für das Urtheil über die Entwicklung dieser Streitigkeiten die Frage: von welchen Eigenschaften das Personale der gerade jetzt am Dom angestellten Prediger sey? nicht ganz gleichgültig seyn kann, so führt Rec. noch an:

18) *Predigten*, welche bey Gelegenheit der 50jährigen Amtsjubelfeyer des Hn. *Heinr. Erhard Heeren*, wohlverdienten Predigers an der Domk. St. Petri, am Sonnt. Jubilate 1804. *im Dom gehalten* worden sind. Bremen. Zum Besten des St. Petri Waisenhauses. 79 S. 8.

Schon nach den drey darin enthaltenen Predigten von den Hnn. *Bredencamp* (der auch als fleissiger Philologe bekannt ist), *Rotermund* und *Nicolai* geniesst gewiss die Gemeinde ihrer Zuhörer inhaltsreiche, gründlich gedachte, praktisch belehrende Kanzelvorträge, nach verschiedenen Fassungskräften. Von dem Jubelgreise selbst sind in der ersten, und vornehmlich in der zweyten Rede rühmliche Lebensumstände treu befolgter Amts- und Menschenpflichten öffentlich bezeugt. Die respectable Anhänglichkeit der freywilligen, so zahlreichen Gemeinde an solche Lehrer hat demnach ihre reellen Gründe, welche zugleich der bisherigen Regierung den Nachruhm sichern, dass sie diese Kirchen- und Schulanstalten nicht wie Wohlthaten für *Fremde* besorgt habe. Ein solches einmal durch innere und äussere Verhältnisse festgeknüpf-

knüpftes Band heilig zu erhalten, wie wichtig ist diess für jeden Staat! Auflösen, ruft uns die Zeitgeschichte zu, ist leicht. Aber dem Neuen eben die Sanction beylegen, mit welcher das Alterthum dergleichen guterhaltene Anstalten wie mit einem Strahlenkreise umgiebt, ist schwer, wo nicht unmöglich. Hr. *Nicolai* hat, in der dritten Rede, sehr wahr, kräftig und freymüthig dargestellt, was Kirche und Staat an sich sind, und was sie mit und für einander seyn können und sollen. Möchten diese allgemeingültigen Grundsätze alle specielle und locale Rücksichten überwiegen, allen Streit ins Meer der Vergessenheit verdrängen, und als letztes Resultat nichts als den Entschluss übrig lassen: Die wichtigste Neuerung soll diese seyn, dass, mit ungetheilten Kräften Aller für Alle, das bisherige Gute erhalten, fortgesetzt und zu den zeitgemäsen Verbesserungen hingeleitet werde, und diess auf die einzige unter Menschen wirksame Weise, das heisst, durch kluges, redliches, sanftes Anpassen des Künftigen an das, was schon geltend war und ist! So, nur so wird Zufriedenheit auf Erden geboren, das Wohlgefallen des Ewigen Geistes an seinen Menschenkindern!

## SCHÖNE KÜNSTE.

**Leipzig**, b. Hinrichs: *Systematische Encyklopädie der stilistischen Wissenschaften;* ein Lehrbuch der deutschen Sprache, nach ihrem ganzen Umfange und in ihrer gegenwärtigen Gestalt; von *Karl Heinr. Ludw. Pölitz.* 1805. XVI u. 276 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Unter den stilistischen Wissenschaften werden hier Grammatik, Theorie des Stils, Rhetorik und Poetik verstanden, und der Vf. liefert dieses Compendium zu Vorlesungen über diese Gegenstände als Resultat seiner Forschungen, nach einer mehrjährigen wiederholten Bearbeitung aller einzelnen Theile der deutschen Sprache. Die *Einleitung* enthält seine *eigenthümliche* Ansicht der für die Aesthetik gegenwärtig nöthigen Gestalt, und hält sie für ästhetisch begründet, in sich selbst feststehend, ohne sich geradezu auf dieses oder jenes philosophische System ausschliessend zu gründen. Er geht dabey von der Idee des Absoluten aus, und das unerklärbare Verhältniss des Unendlichen zum Endlichen scheint ihm die eigentliche Sphäre der Menschheit zu seyn. Die Phantasie, glaubt er, realisire durch die *Kunst*, und durch die Darstellungen der Kunst, die absolute Harmonie zwischen dem Unendlichen und Endlichen, zwischen Freyheit und Nothwendigkeit, indem sie die transcendentalen Ideen der Vernunft mit einer versinnlichenden Hülle bekleide, und sie in idealischen Formen vor uns hinstelle. Alle Künste haben die gemeinschaftliche Aufgabe zu lösen, den Stoff in idealischen Formen darzustellen; sie selbst aber stehen, als Schöpfungen der Phantasie, nie unter dem Gesetze des Stoffes, sondern einzig unter dem Gesetz der Form. Das Idealische ist dem Vf. das Absolute, wie es in der Endlichkeit erscheinen kann. Das Gesetz der Form werde erschöpft durch die innigste Harmonie zwischen Correctheit und Schönheit der Form, wodurch diese vollendet werde. Die redenden Künste stellen durch articulirte Töne, oder Worte, dar. Bey ihnen werde also die Sprachfähigkeit, als Anlage des Menschen, vorausgesetzt. Auf das Vorstellungsvermögen beziehe sich die Sprache der Prose; auf das Gefühlsvermögen die Sprache der Poesie, und auf das Begehrungsvermögen die Sprache der Beredsamkeit, die gleichsam zwischen jenen beiden in der Mitte stehe, und von der Sprache der blossen Prose wesentlich verschieden sey. Auf dem oben bemerkten Gesetz der Form beruhe die Vollkommenheit und Vollendung des Stils. Correctheit und Schönheit der Form bestehen nicht durch, sondern neben einander, als coordinirt, und beide constituiren erst gemeinschaftlich die Form. Den Geschmack erklärt der Vf. als das Vermögen, die Angemessenheit einer Form zu dem Gesetze der Form zu beurtheilen. Der Correctheit sind die Eigenschaften der Deutlichkeit, Vollständigkeit, Treue, Ordnung und Natürlichkeit, Präcision und Einheit untergeordnet; und zur Schönheit, die als das durch subjective Kraft objectivirte, d. i. freyproducirte Absolute in einer vollendeten idealischen Totalität der Form erklärt wird, gehören: Lebhaftigkeit, das Interessante, Leichtigkeit, Mannichfaltigkeit, Farbengebung, Nüancirung, Kraft, das Edle, die Würde, die Neuheit, das Kühne, das Wunderbare, Simplicität, Anmuth, das Naive, Sentimentale, Grosse, Pathetische, Erhabene und Lächerliche. — *Stil* ist der generische Begriff aller einzelnen Formen für die *Darstellung* der Vorstellungen; und dieser Begriff kann nur in den drey Schreibarten, der niedern, mittlern und höhern, realisirt werden, durch deren Haltung und Charakter zugleich die ästhetische Wirkung der Form selbst bestimmt werden muss. In subjectiver Hinsicht versteht man unter Stil die Fertigkeit, sich in einer Sprache nach dem Geiste und den Gesetzen derselben richtig und schön auszudrücken. Ohne Zusammenhang von Correctheit und Schönheit in der Darstellung giebt es keine Classicität; und die Art der Darstellung in der Sprache enthält den Wiederschein unsrer geistigen Kultur. Eine kurze Untersuchung über die Harmonie und Verschiedenheit der Sprachen wird von dem Vf. auf die deutsche Sprache besonders angewandt. — Von der *Grammatik*, die den ersten Haupttheil dieses Lehrbuchs ausmacht, wird die Erklärung vorausgeschickt: sie sey die systematische Darstellung der apriorischen und empirischen Formen für den richtigen schriftlichen und mündlichen Ausdruck; und in ihrer Abhandlung verbindet er die allgemeine mit der besondern, oder empirischen, Sprachlehre. Sie betrifft die Redetheile, den Syntax, die Interpunktionslehre, die Synonymik, die Orthographie und die Prosodie. — In der darauf folgenden *Theorie des prosaischen Stils*, oder dem Inbegriff der Regeln, nach welchen das Gesetz der Form auf alle durch Sprache darstellbare prosaische Stoffe angewendet wird, findet man, nach vorausgehender Erläuterung der Begriffe

von

von Sprachgebrauch, Sprachreinigkeit u. s. f., die vier Hauptgattungen des prosaischen Stils erörtert: des Geschäfts-, Brief-, historischen und Lehrstils. — Die *Poetik* ist dem Vf. schöne Kunst, weil alle ihre Formen durch freye productive Kraft des menschlichen Geistes hervorgebracht werden, und in diesen Formen die subjective Unendlichkeit der menschlichen Gefühle (das Idealische in denselben) vermittelst einer vollendeten ästhetischen Totalität versinnlicht werde. Wenn nun gleich der Stoff, als solcher, nie vor das Forum der Form gehöre: so hänge doch von demselben die Richtung des Gefühls auf das Idealische, mithin auch die daraus entstandene Totalität, die frey producirte poetische Form, ab. Aus diesem Princip lässt der Vf. die Classification der einzelnen poetischen Formen hervorgehen: der lyrischen, historischen, didaktischen und der gemischten Formen. Zu diesen letztern werden das Idyll, die Allegorie, das Epigramm, der Dialog, die poetische Epistel, die Parodie und Travestirung gerechnet. — Am kürzesten wird die *Rhetorik*, oder die Theorie der eigentlichen Beredsamkeit, abgehandelt. Auch sie wird von dem Vf. als schöne Kunst betrachtet, weil alle ihre Formen durch eine freye productive Kraft des menschlichen Geistes hervorgebracht werden, und in diesen Formen die subjective Unendlichkeit der Triebe des Begehrungsvermögens (das Idealische in demselben) vermittelst einer vollendeten ästhetischen Totalität versinnlicht werde. Sie wird in die innere und äussere Rhetorik eingetheilt. Jene beruht auf dem innigsten Zusammenhange zwischen Correctheit und Schönheit der stilistischen Form; diese besteht in der ästhetisch vollendeten äussern Darstellung der ästhetisch-rhetorischen Form, und begreift die Declamation und die Gesticulation in sich.

Rec. begnügt sich mit dieser summarischen Inhaltsanzeige des vorliegenden Lehrbuchs, worin der thätige Vf. es nicht ohne Scharfsinn und Eigenthümlichkeit vielfacher Ansichten versucht hat, aus den drey Geistesvermögen des Vorstellens, des Gefühls und des Begehrens, die Sprache der Prose, der Poesie und der Beredsamkeit abzuleiten, und durch die Anwendung des Gesetzes der Form auf alle prosaische, poetische und rhetorische Darstellung dem Gebiete der stilistischen Wissenschaften innern Zusammenhang zu geben. Mit der Theorie ist zugleich die nothwendigste Literatur verbunden, und sehr oft, zur genauern Kenntniss derselben, auf des Vfs. allgemeine Sprachkunde hingewiesen.

Leipzig, b. Schwickert: *Praktisches Handbuch zur statarischen und kursorischen Lektüre der deutschen Klassiker*, für Lehrer und Erzieher, von *Karl Heinr. Ludw. Pölitz.* — *Erster* Theil, welcher den Elementarkursus enthält. 1804. XIV u. 400 S. *Zweyter* Theil, welcher den zweyten und mittlern Kursus enthält. 1805. X u. 406 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Es fehlt zwar seit einigen Jahren nicht an ähnlichen Hülfsbüchern, worin von ausgesuchten Stücken poetischer und prosaischer Musterwerke entweder eine blosse Sammlung geliefert ist, oder dieselben zugleich kritisch behandelt und commentirt sind. Die gegenwärtige scheint indess nicht überflüssig zu seyn, und sich sowohl von Seiten der Auswahl, als der ihr beygefügten Erläuterungen, Beurtheilungen und literarischen Nachrichten, vor mehrern andern vortheilhaft auszuzeichnen. Den Begriff deutscher Classiker scheint indess der Vf. etwas zu sehr bloss auf die neuern Schriftsteller und auf den, von ihm selbst so benannten, *modernen* Geschmack eingeschränkt zu haben, dem Rec. nicht so unbedingt den Vorzug vor dem ältern zugestehen möchte, als es in der Vorrede des *ersten* Theils dieses Handbuchs geschieht. Ungerecht zwar ist der Herausg. desselben nicht gegen die Verdienste unsrer ältern Dichter und Prosaisten; auch kann man ihm nicht Schuld geben, dass er die eccentrischen Auswüchse des modernen Geschmacks durch Aufnahme derselben gebilligt oder empfohlen hätte. Aber bey der Wandelbarkeit und Einseitigkeit unsers deutschen Geschmacks, bey dem grossen Kaltsinn gegen unsre ältern guten Schriftsteller, und der nur zu bald eintretenden und herrschenden Vergessenheit ihrer Werke und Verdienste, wären Sammlungen dieser Art vielleicht das beste Mittel, ihr Andenken aufzufrischen, sie gehörig zu würdigen, und ihre Schönheiten zu bemerken, ohne ihre Mängel zu verschweigen. Auch würde die Kritik sich selbst an minder classischen Arbeiten sich mit Nutzen üben; und in dieser Hinsicht würde vielleicht selbst die Vorlegung und strenge Beurtheilung jener Fehlgeburten des modernen Geschmacks zur Warnung vor einer nur gar zu leicht entstehenden unbedingten Anhänglichkeit an den Modegeschmack dienen können. Uebrigens sieht der Herausg. selbst die Schwierigkeiten ein, welche mit seiner ausschliesslichen Beschränkung auf die Schriften der *Klassiker* unvermeidlich verbunden waren, besonders die Gefahr, in seinen Urtheilen darüber sich bloss nach subjectiven Gründen zu bestimmen, und dabey in eine gewisse Monotonie zu verfallen. Letztere ist besonders in den Lobsprüchen einer nicht immer scharf genug nuancirten Trefflichkeit schwer zu vermeiden. Die Bemerkungen schränken sich hier jedoch nicht bloss auf Lob und Tadel ein. Sie sind theils grammatisch, ästhetisch, historisch und archäologisch; theils aber machen sie auch, und meistens sehr treffend, auf die logische Ordnung des Ganzen, und auf die Haltung derselben, aufmerksam, bezeichnen den Stil nach der gewählten Schreibart, prüfen ihn nach der Durchführung derselben, deuten die Verstosse dagegen an, und geben vornehmlich dem Lehrer Anlass, die im Fragmente enthaltenen Begriffe und Sätze unter andern Ausdrücken entweder selbst darzustellen, oder die Zöglinge den Versuch einer solchen Darstellung machen zu lassen. Diess kann allerdings am besten die Gewandtheit des Stils oder die Fertigkeit bilden, einen Gegenstand von mehrern Seiten zu betrachten, und ihn auf verschiedene Weise darzustellen. — Ueber die Bestimmungsgründe zur statarischen oder zur cursorischen Lesung erklärt sich

sich der Vf. in der Vorrede des *ersten* Theils auf eine befriedigende Art; auch wird man leicht mit ihm über den Nutzen einverstanden seyn, welcher sich von einer so angestellten Lesung und Erklärung deutscher Classiker für das Studium der alten Sprache und Schriftsteller erwarten lässt; so wie dieses für jene unläugbare Vortheile gewähren kann.

Schon der Titel dieser beiden Bände giebt es an, dass in dem *ersten* auf Anfänger, im *zweyten* auf weiter ausgebildete Zöglinge Hinsicht genommen ist. Der *zweyte* Theil liefert daher grössere, vollendetere, dem Stoff und der Form nach sehr verschiedenartige, und bey der Interpretation mit grössern Schwierigkeiten verbundene Stücke, aus 47 verschiedenen Schriftstellern entlehnt. Auch enthalten die Einleitungen in diesem *zweyten* Theile ausführlichere Charakteristiken der Schriftsteller und umständlichere literarische Notizen, die man grösstentheils treffend und richtig genug finden wird. Sie zeugen von vielem Fleiss, so wie die meisten Erläuterungen und Umschreibungen des Sinnes einen glücklichen Scharfsinn, und die Bemerkungen über die Schönheiten oder Mängel der Darstellungsart und des Ausdrucks einen gebildeten und reifen Geschmack verrathen. — Um übrigens den Zöglingen den Ankauf dieses Werks zu erleichtern, hat der Verleger die in dem *ersten* Theile desselben enthaltenen Stücke, ohne die Noten, unter dem Titel: *Bruchstücke aus den Klassikern der deutschen Nation*, auch besonders abdrucken lassen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Rostock u. Leipzig*, in Comm. b. Stiller: *Die Succession der Kinder in alte Lehne und Stammgüter ist keine gemeinrechtliche, sondern eine diesen Gütern eigenthümliche Erbfolge*, von *D. Adolph Felix Heinrich Posse*, ordentl. Professor der Rechte auf der königl. Preuss. Friederich Alexanders Universität in Erlangen. 1805. 74 S. 4. (12 gr.) — Diese Schrift ist zunächst gegen den Hn. Postdirector *Hennemann* gerichtet, der in seiner Abhandlung über II. F. 45. und die Descendentenfolge in Lehnen nach Longobardischen Rechten die Gemeinrechtlichkeit dieser Erbfolge zu zeigen gesucht, und hieraus die gesetzliche Verbindlichkeit des Descendenten, das Lehen und die Erbschaft anzunehmen oder beides auszuschlagen, abgeleitet hat. Der Vf. der gegenwärtigen Schrift will nun darthun, dass bey der Succession in Stamm- und Lehngüter das Recht der Descendenten zur Erbfolge nicht von dem letzten Besitzer, sondern von dem ersten Erwerber herrühre, mithin so wenig von dem erstern auf eine willkürliche Weise geschmälert, als an dieselbe die Bestimmung des Erbrechts selbst von ihm aus gerechnet, geknüpft werden könne. In der Ausführung hat er es zunächst mit der Lehnsfolge zu thun. Auch gelten nur von dieser, und zwar nur von der Descendentenfolge des Longobardischen Lehnrechts, nicht von der Succession in deutsche Stammgüter die positivrechtlichen Gründe, durch welche *Hennemann* seine Behauptung unterstützt. Weil der Vf. aber annimmt, dass die Sammlung des Longobardischen Rechts keine andern Grundsätze lehre, als diejenigen, welche in Absicht der Lehen in den übrigen zur fränkischen Monarchie gehörigen Staaten galten, und dass dieselbe die deutschen Grundsätze von dem Gesammteigenthum sowohl in den Hauptprincipien als in den Folgen aus demselben geltend gemacht, und das darauf beruhende Revocations- und Retractsrecht aller Nachkommen des Erwerbers den Kindern wenigstens nirgends ausdrücklich entzogen habe: so entwickelt er den Gang, den die Erblichkeit der Lehen in Deutschland sowohl als in der Lombardey nach seiner Meinung genommen hat (wobey wir jedoch aus der bekannten Stelle Wippo's, da sie wohl nicht von einer schon 1025. zu Aachen für Deutschland diessfalls gegebenen Verordnung spricht, die frühere gesetzliche Sanctionirung des Erbrechts der Descendenten in Deutschland nicht folgern möchten.) Daneben erläutert der Vf. den Begriff von Gesammt-Eigenthum, der nach §. 4. in dem „Rechte" besteht, „welches den Besitzer einer Sache verhindert, über dieselbe *weder* bey seinem Leben, *noch* nach dem Tode disponiren zu können." Er beruft sich auf eine Reihe älterer deutschen Lehn und Allod betreffenden Gesetze, welche die Gültigkeit der Veräusserungen aus der Familie an die Bewilligung derjenigen binden, die zur Zeit der Veräusserung ein von dem Erwerber herrührendes Recht zur Erbfolge haben. Weil jedoch das Longobardische Lehnrecht mehrere Bestimmungen enthält, die mit dem deutschen Lehnrechte des Mittelalters auffallend contrastiren, und dabey wo nicht für die Universalität der Descendentenfolge, doch wenigstens für die Verbindlichkeit der Descendenten, die auf das Lehen sich beziehende Handlungen ihrer Ascendenten sich gefallen zu lassen, ziemlich deutlich zu sprechen scheinen: so sucht der Vf., den daraus sich ergebenden Folgerungen dadurch zu begegnen, dass er jene Bestimmungen entweder als Ausnahmen von der Regel betrachtet, die theils, wie *II. F. 31.*, für eigenmächtig und zweckwidrig zu halten *seyen*, *theils* auf allgemeinen politischen Gründen beruhen, oder dass er sich bemüht, dieselbe aus dem Lehnstexte heraus zu exegesiren. Wir wollen nun nicht in Abrede ziehen, dass diejenigen zu weit gehen, welche nichts als römisches Recht in der Longobardischen Lehnsfolge erkennen wollen. Indessen ist doch auch der durchgreifende Einfluss jenes Rechts auf die Bildung dieser Erbfolge nicht zu verkennen, und besonders an dem Repräsentationsrechte, und an der Sonderung der Brüder und ihrer Söhne von den entferntern Seitenverwandten sichtbar. Die Befugniss der Ascendenten aber, zum Nachtheil ihrer Descendenz über das Lehen zu verfügen, welche den Entscheidungen der Lehnstexte II. F. 39. 26. §. 13. 50. 83 u. a. zum Grunde liegt, wird selbst durch die Ausnahme bestätigt, welche I F. 8. von der Regel macht. Der Vf. will zwar in der Hauptstelle, nämlich dem Texte II F. 39. unter dem Ausdruck *agnatis* gegen den herrschenden, und im Texte selbst kurz nachher unverkennbar befolgten Sprachgebrauch, und ungeachtet des näher bezeichnenden Zusatzes, auch *die Kinder* deswegen mitbegriffen wissen, weil I F. 5. §. 1. entschieden wird, dass derjenige, *an den das Lehen einst durch Erbfolge gelangen soll*, den Anspruch an dasselbe verliere, wenn er in die Belehnung eines dritten einwilligt. Allein in dieser Stelle soll nicht bestimmt werden, wem das Lehen einst durch Erbgang zufallen solle, und wer einzuwilligen habe, wenn die Veräusserung gültig seyn soll, sondern es wird bloss eine von den Arten, den Anspruch an ein Lehen zu verlieren, namhaft gemacht. II F. 39. hingegen ist der eigentliche Sitz der Materie. Aus diesem Texte muss also der andere erläutert werden, nicht umgekehrt.

Num. 148.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 21. Junius 1806.

## BIBLISCHE LITERATUR.

Hamburg, b. Perthes: *Hiob.* Ein religieuses Gedicht. Aus dem Hebräischen neu übersetzt, geprüft und erläutert von *Matthias Heinrich Stuhlmann*, Katecheten am Spinnhause in Hamburg. 1804. 224 S. (Angehängt sind exegetische u. kritische Anmerkungen.) 138 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wir haben zwar keinen Mangel an schätzbaren Uebersetzungen dieses vortrefflichen Denkmals des hebräischen Alterthums; auch haben verdienstvolle Philologen schon mehrere Male öffentlich geäussert, dass es vielleicht gerathener seyn möchte, dass die Freunde und Kenner des Bibelstudiums ihre Erklärungen einzelner schwieriger Stellen dem Publicum mittheilten, als, wo sie sich mit Bearbeitung der Urkunden des alten Testaments beschäftigen, sogleich vollständige Uebersetzungen in den Druck ausgehen liessen. Indessen bey einem, auch nach den jetzigen Aufhellungen, die wir dem scharfsinnigen Fleisse eines *Schultens*, *Michaelis*, *Hufnagel*, *Schnurrer*, *Eichhorn* u. a. danken, immer noch mit so vielen Schwierigkeiten der Auslegung verbundenen Buche, wie das Buch Hiob ist, kommt jeder Versuch, jeder neue Beytrag nicht zu spät. Auch verdient gerade Hiob eine vollständige Verdeutschung wegen der anerkannten grossen Schönheiten, die diesem Werke eigen sind, und zwar eine Verdeutschung, die bey den grossen Fortschritten unsrer deutschen Literatur in der Kunst, alte Werke des poetischen Genies auf unserm Boden zu verpflanzen, eben dieses Buch auch zu einem Lesebuch für das grössere Publicum eigne. Der Vf. dieser neuen Verdeutschung hat auch den letzten Zweck besonders vor Augen gehabt; er hat mit Liebe und Ernst, und wir dürfen hinzusetzen, ausgerüstet mit Sprach- und Sachkenntniss, sich seinem Geschäfte unterzogen; er hat sich bemüht, durch einen möglichst gedrungenen Ausdruck, durch ein gewisses, der Urschrift folgendes Ebenmass der Zeilen, durch fortlaufenden Rhythmus und sorgfältige Vermeidung alles Holprichten und Unharmonischen, die Eleganz der äussern Form einigermassen nachzubilden. Nun ist es an dem, dass man von einer Uebersetzung aus einer dem Genius unserer Sprache so ganz fremden Sprache, und zwar eines ihrer wenigen auf uns gekommenen ältesten Werkes, nicht das fordern kann, was man von einer Verdeutschung eines der klassischen Producte des griechischen oder römischen Alterthums jetzt zu fordern berechtigt ist; auch, dünkt uns, muss mit Recht unterschieden werden zwischen dem Eigenthümlichen eines Schriftstellers und dem Eigenthümlichen der Sprache, nicht gerade seiner besondern Sprache, in der er schreibt. Wenn man, worin unsre jetzigen Theoristen der Uebersetzung von der stricten Art, wie Rec. dafür hält, oft auch bey ihren Anforderungen an die Uebersetzer der Griechen und Römer zu weit gehen, sich bereden wollte, um den Geist eines Autors ganz zu erfassen und darzustellen, müsse man ihn auch selbst in den idiotischen Formen seiner Sprache wiedergeben, und dieses dann namentlich auf eine Verdeutschung eines hebräischen Dichters anwenden wollte: so würde man freylich *so* das seltsamste, dabey unverständlichste Werk zu Tage fördern. Von einem solchen Gespenst hat sich unser neuer Bearbeiter des Hiob nicht irre führen lassen, und wir danken es ihm. Man findet Treue, so viel diese bey einem, der Natur der Sache nach, mit so vielen Sprachschwierigkeiten umgebenen Werke möglich war, und hört den orientalischen Dichter, ohne dass dieser ins Moderne paraphrasirt ist; aber die auffallenderen Idiotismen, deren, wie wir uns erinnern, dem wackern Michaelis in seiner freylich auch nicht genug von poetischem Geiste unterstützten, sonst wegen der Anmerkungen so schätzbaren Uebersetzung manche entschlüpft sind, sind, wie billig, aufgeopfert. Der Vf. hat nicht ohne Dichtergefühl, ohne das kein Dichter gut übersetzt werden kann, übersetzt; nur zuweilen bringt der gewählte freyere, aber kürzere Jamb eine Monotonie hervor, die dem Ohre widerlich ist, die man in den Herderschen Proben, auch in der Eichhornschen Verdeutschung, in denen der Gang des Rhythmus mehr dem ausgedrückten Gefühle sich anschmiegt, ja selbst in der immer mit grosser Achtung zu nennenden Lutherschen prosaischen Verdeutschung nicht findet. Da es doch vergebliche Mühe ist, worauf unser Vf. indess auch nicht ausgeht, ein bestimmtes Sylbenmass bey der hebräischen Poesie herausklügeln zu wollen, und diese Naturdichtkunst, sich bloss dem Gefühl überlassend und die Wiederkehr künstlicher Formen verschmähend, bloss in ihren Assonanzen und dem Parallelism ein Substitut des Tonmasses zu haben schien: so ist vielleicht alle Hindeutung auf ein mögliches bestimmtes Sylbenmass bey einen Uebersetzer — wir reden hier nicht von einem freyern Bearbeiter — ein Missgriff. Ja könnte man sagen: Luther hat bloss darum, weil er überall mehr auf den Hauptton der ausgedrückten Empfindungen und vorkommenden Schilderungen seines Originals Rücksicht nahm, und diese, so weit und so gut er den Text verstand, mit Energie und Gefühl in wohllautender würdiger Prose ausdrückte, die meisten der neuern jambisirenden Ueber-

Ueberſetzer hinter ſich gelaſſen. Man vergl. z. B. ſeine ſchöne Darſtellung der Beſchreibung des Roſſes K. 39, 22.: *Kannſt du dem Roß Kräfte geben oder ſeinen Hals zieren mit ſeinem Geſchrey: Kannſt du es ſchrekken wie die Heuſchrecken? Das iſt Preis ſeiner Naſe, was ſchrecklich iſt. Es ſtrampfet auf dem Boden und iſt freudig mit Kraft und zeucht aus den Geharniſchten entgegen; es ſpottet der Furcht und erſchricket nicht, und fleucht vor dem Schwert nicht, wenn gleich wider es klinget der Köcher und glänzet beide Spieſse und Lanze. Es zittert und tobt und ſcharret in die Erde und achtet nicht der Drommeten Hall. Wenn die Drommette faſt klinget: ſpricht es hui! und reucht den Streit von fern, das Schreien der Fürſten und Jauchzen.* Dieſe durch ihren Numerus herrlich malende Proſe nimmt ſich in den kleinen Rhythmen, die der Vf. wählte, folgendergeſtalt aus:

Gabſt du dem Kriegesroſſe Muth
Und ſchmückteſt ſeinen Hals mit Schauer,
Und machſt es ſpringen wie die Heuſchreck'?
Sein prächtig Wiehern wie erſchütternd!
Es ſtampft den Boden, froh der Kraft,
Entgegen ſchreitet es den Waffen
Und lacht der Furcht, und zaget nimmer
Und kehret nie vor Schwertern um,
Wenn über ihm der Köcher klirrt,
Wenn blitzen Speer und Lanze.
Mit Zorn und Toben fliegt's heran,
Und ruht nicht, die Trommette ſcholl,
Trommettenſchall! Hui ruſts darein;
Und wittert ferne ſchon die Schlacht,
Der Fürſten Zorn und Feldgeſchrey.

Ohne den Werth dieſer metriſchen Ueberſetzung zu verkennen, möchten wir doch der Lutherſchen den Preis vor ihr zugeſtehen; auch ſieht man, der Vf. nützte Luthern dabey, wie er dieſs oft thut, und manche ſeiner alten kräftigen Ausdrücke beybehält, was wir ihm zum Lobe anrechnen, und andern Verdeutſchern der bibliſchen Denkmale ebenfalls empfehlen möchten. Es iſt vielleicht unſern Leſern nicht unangenehm, noch eine Probe, in der Zuſammenſtellung mit der geiſtreichen Eichhornſchen Verdeutſchung, ausgehoben zu ſehen. Wir wählen dazu den Anfang der ſchönen elegiſchen Ergieſsung aus dem 14ten K., und bahnen uns dadurch zugleich den Weg, von dem philologiſchen Werthe dieſer neuen Ueberſetzung einiges zu ſagen.

*Stuhlmann'ſche Ueberſ.* S. 109. 110.

Der Menſch, der Weibesſohn,
Hat wenig Tage, viele Noth,
Aufſchieſst und welkt er, eine Blume,
Entflieht, ein Schatten, unbeſtändig.
Und wider ſolchen ſpäht dein Auge?
Den ziehſt du ins Gericht mit dir?
Sind ſeine Tage ſo beſchränkt,
Haſt du beſtimmt der Monden Zahl,
Und Ziel geſteckt, nicht zu verrücken:
So blicke weg, damit er ruhe,
Als Söldner einen Tag ſich freue.

Dem Baume bleibet wohl die Hoffnung,
Gefällt, auch wieder aufzugrünen
Und neue Schöſslinge zu treiben.
Die Wurzel mag im Boden altern,
Der Stamm mag in der Erde ſterben;
Vom Duft des Waſſers treibt er wieder
Und bildet Laub, wie neu gepflanzt.
Doch ſtirbt der Menſch, *ſo liegt er matt:*
Erblaſst der Erdenſohn, *wie dann?*

Das Waſſer ſchwindet aus dem See,
Der Strom vertrocknet und verſiegt;
So liegt der Menſch, er ſtehet nimmer,
Erwachet nie, *der Himmel* altre,
Nichts rüttelt ihn aus ſeinem Schlaf.

*Eichhorn'ſche Ueberſ.* (Allgem. Bibl. d. b. L. X. B. IV. St. S. 636.)

Ein Menſch, vom Weib *geboren*,
Hat wenig Tage und der *Schrecken* viele!
Wie eine Blume geht er auf, welkt,
Wie ein Schatten fliehet er und bleibet nicht.
Und gegen einen ſolchen öffneſt du dein Auge,
Und führſt mich ins Gericht mit dir?
Kann denn ein Reiner vor Unreine kommen?
Gewiſs nicht einer (iſt von Mängeln frey),
Da ſeine Tage abgemeſſen ſind,
Und von dir ſelbſt beſtimmt iſt ſeiner Monden Zahl;
Da du ſein Ziel ihm feſtgeſetzt,
Das er nicht überſchreitet:
So blicke weg von ihm; damit er ruhe,
Daſs er ſich doch, wie Tagelöhner, *ſeines* Tages freue!

Ein Baum, wird er gefällt, hat doch noch Hoffnung,
Daſs er aufs neue grüne,
Und ein Schöſsling nach dem andern aus ihm treibe.
Wenn in der Erde ſeine Wurzel altert,
Wenn in *dem Staub* ſein Stamm erſtirbt:
Vom Duft des Waſſers ſchlägt er wieder aus,
Und treibt, als wär er neu gepflanzt.
Aber ſtirbt der Menſch — wird er hingeſtreckt —
Iſt der Menſch erblaſst; wo iſt er nun?

Die Waſſer ſchwinden aus dem Meer,
Der Strom vertrocknet und verſiegt:
So legt ſich auch der Menſch, und ſteht nicht wieder auf,
Bis der Himmel nicht mehr iſt, erwachen ſie nicht wieder,
Und werden nicht aus ihrem Schlaf geweckt.

Man ſieht aus der Vergleichung: Hr. *Stuhlmann*, der beſonders auch in den Erklärungen ſeinen Vorgänger mit freyer Prüfung benutzt hat, war bemüht, vorzüglich durch Gedrängtheit und Wohlklang die Eichhorn'ſche Ueberſetzung zu übertreffen; aber die leidige Monotonie ſtört auch wieder hier, und die Eichhorn'ſche, was ſie auch, wenn vom Abdrucke des Geiſtes die Rede iſt, der im Original weht, denſelben nicht ganz erreicht, drückt doch den elegiſchen Ton etwas beſſer aus; beſſer als beide aber das Herder'ſche Fragment im: *Geiſte der Hebr. Poeſie.* In der Stuhlmann'ſchen Ueberſetzung beleidigen beſonders noch die zwey Curſiv gedruckten Zeilen: *ſo liegt er matt:* — *wie dann?* Daſs beym erſten die Michaelſche Punctuation, der auch *Eichhorn* folgt, ויחלש befolgt iſt, billigen wir; aber das hinzugeſetzte *matt* ſchwächt den Gedanken. Eigentlich iſt der Sinn: „*ſo wird er und bleibt er hingeſtreckt.*" der einfacher ſo könnte angedeutet werden: *ſo liegt er hingeſtrecket.* Den andern Stichos möchten wir geben: *ſo iſt es aus mit ihm;* das Wort רגז würde vielleicht beſſer durch *Unruhe* gegeben worden ſeyn. *Eines Tages* (Raſt*tages*) iſt in der Stuhlm.

Stuhlm. Uebers. deutlicher als in der Eichhorn'schen. *und bildet Laub wie neu gepflanzt*, ebenfalls besser als die Eichh. — *der Himmel altre* (der Vf. liest mit Michaelis בלה, s. die Anm. S. 36.), wo die Worte *ach auch*, ausgelassen sind, ist in der Stuhlm. undeutsch; auch das Eichh. *bis* — — widersteht. Dass indess Hr. *Stuhlm.* den 3ten Vers weggelassen, den man bey *Eichh.* liest, könnte auffallen, wenn er uns den Grund davon nicht in der Note angegeben hätte. Er sagt, diese Worte unterbrechen den Zusammenhang, und hätten ganz das Ansehen einer frommen Glosse, die sich vom Rande in den Text möchte verloren haben. Wir finden diese Muthmassung zu willkürlich, um so eher, da die Worte, zumal nach der Eichhorn'schen, wie uns dünkt, richtigen Uebersetzung sehr gut in den Zusammenhang eingreifen.

Da wir hier den philologischen Werth dieser Uebersetzung berührten: so setzen wir noch folgendes hinzu. Rec. hat mehrere Abschnitte mit den Auslegungen unsrer besten Commentatoren zusammengehalten, und aus dieser Vergleichung ergab sich ihm das Urtheil: Hr. *Stuhlmann* hat seine Vorgänger, *Schultens*, *Michaelis*, *Hufnagel*, *Dathe*, *Eichhorn* u. a., wie es recht ist, genutzt, aber als selbstdenkender Forscher genutzt. Die schwierige verschieden erklärte Stelle K. XI. v. 12. giebt der Vf.:

Doch seichte Köpfe werden klug,
Wenn Esel sich in Menschen wandeln.

In den Anmerkungen S. 27. bemerkt der Vf., die Eichhornsche Uebersetzung (*selbst der Dumme würde sie erkennen und der frechste Läugner zahm und menschlich werden*) scheine ihm eben so unverständlich, als unvereinbar mit dem hebräischen Texte. Die Unverständlichkeit der Eichhornschen Uebersetzung liegt wohl bloss darin, dass der Vf. das Subject zu dem Pronomen *sie* nicht ausgedrückt hat. Es bezieht sich nämlich dieses *sie* auf *die Vollkommenheiten des Verstandes des Allmächtigen* im 7. v., was aber zu weit entfernt ist (die auch der Einfältigste erkennen müsse, wenn Gott öffentlich wie vor Volksversammlungen die Menschen richten und die Ursachen, warum er Böses über diesen und jenen verhänge, erklären wollte). Weil gerade zunächst bey *Eichhorn* die Accusative *die Bösen, die Verbrechen (er kennt die Bösen, er bemerkt die Verbrechen)* vorausgehn: so kann leicht, aber doch nur für den ersten Anlauf, die Zweydeutigkeit entstehen, als ob das Wörtchen: *sie*, hierauf sich bezöge, was dann freylich einen seltsamen oder keinen Sinn gäbe. Weniger vereinbar mit dem Texte scheint bloss bey der Eichhornschen Uebersetzung der zweyte Stichos „*der frechste Läugner*" von עיר פרא: denn nicht sowohl Bild eines frechen Läugners als eines störrigen ungelehrigen Menschen scheint *der junge Waldesel* עיר פרא, entsprechend dem Bilde im ersten Stichos איש נבוב (Hohler, oder wie *Stuhlm.* gut gegeben hat, seichter Kopf). Wir gestehn, dass uns die Uebersetzung des Hn. *Stuhlmann*, der die Worte als ein Sprüchwort nimmt, „*eher wird das Unmögliche möglich, als dass sich ein Hohlkopf belehren lässt*" — *vir homo vanus — quam pullus asininus cor accipiet* — (in dieser Bedeutung wird das doppelte ו von ihm genommen S. 27. Anm.) nicht genügt, weil das Sprüchwort weder als ein solches erwiesen ist, noch überhaupt orientalisch scheint, und die oben angegebene Erklärung viel natürlicher ist, und weit mehr in den Zusammenhang passt. Diese gehört hauptsächlich Hn. Prof. *Schnurrer* an, der in seinen *Animadv. ad quaedam loca Iobi* Fasc. I. S. 12—13. (1781.) über diese Stelle wohl das meiste Licht verbreitet hat. Es scheint, unser Vf. habe diese trefflichen Bemerkungen nicht genützt: denn wir finden sie nirgend citirt; vermuthlich wohl einzig darum, weil sie ihm in seiner Lage nicht zu Gebote standen. Im 13ten Kap. genügt uns der Vf. bey einer andern schwierigen Stelle v. 14. — über die ebenfalls *Schnurrer* sehr gut commentirt hat, S. 14—16. mehr, wo er die mehr sprüchwörtliche Redensart also gegeben hat:

Ich wage meine *Haut* zu Markte,
Mein Leben setz' ich auf das Spiel.

Wenigstens der Sinn des Bildes ist ebenfalls bildlich, nur könnte man freylich sagen, etwas zu derb ausgedrückt. Ob in den zunächst vorhergehenden Versen וכלכם gut durch *Stolz* gegeben ist:

„Der Asche gleichet euer Stolz,
Dem Leimenhaufen euer Ruhm."

zweifeln wir doch. Den Parallelismus hat der Vf. für sich; aber ist dieser immer ein sicherer Leiter, auch trotz dem Sprachgebrauch? Wir glauben nicht, dass die der Etymologie nach sehr entfernte Bedeutung *Stolz* von dem Worte זכרון sich erweisen lässt; vielmehr deutet wohl משלי auf die sonst von andern angenommene Erklärung: *Denksprüche*; „*eure Sprüche sind nichtige Reden*," *eure stolzen aufgeblasenen Worte sind wie Leimenhaufen*, wie Rec. den ganzen Vers erklärt. Ueberhaupt scheint der Vf. oft zu willkürlich in der Annahme der Bedeutungen der Worte zu Werke zu gehen, und das eben durch den Parallelism und die Verwandtschaft der Begriffe geleitet. So ist eben in dem 12. Kap. v. 5. שאנן für: *Ehre* genommen, welche Bedeutung, abgeleitet von der gewöhnlichen (*Sicherheit*, *Ruhe*), doch zu entfernt scheint.

Auf Unglück Schande,
Auf Wohlstand Ehre.

Dass לכיד כון mit *Dathe* u. a. gelesen wird für לפיד (weil die Lampe doch hier nicht an ihrem Orte ist) billigen wir ganz; auch ist עשתות in der Bedeutung *Glanz*, *Ehre* weit besser, als die Eichhornsche Uebersetzung „*nach den Gedanken der glücklichen*," was einen ziemlich matten Sinn giebt. Diess ausgehobene wird dasjenige beurkunden können, was wir von dem Fleisse des Vfs. und dem Werth seiner Arbeit gerühmt haben. Noch ein paar Worte haben wir zu sagen von der Einleitung, die sich über Zweck und Plan und Alter des Buchs Hiob erstreckt. Der Vf. dieses Gedichts schildre, meynt Hr. *Stuhlmann*, einen *virum bonum mala cum fortuna compositum*. Zweck

und

und Moral desselben seyen — zu warnen vor dem Misstrauen an der Vorsehung (S. 10.), und uns zu lehren, wie sehr wir Ursache haben, diesen Glauben in uns zu bewahren. Das Buch Hiob sey keine Theodicee, eher eine Satire auf die Theodicee (?). Elihus Reden seyen ein unschicklicher Zusatz, ein fremdartiger Theil zum Ganzen der Composition. Hn. *Stuhlmanns* Ansicht nämlich ist: Das Gedicht bestehe aus drey verschiedenen Theilen, dem Prolog, den Reden Elihus und dem Epilog. Für jeden derselben nimmt er einen verschiedenen Vf. an. Das Gedicht selbst setzt er, seinem Ursprunge nach, in die vormosaische Periode, und läst es unentschieden, ob sein Urheber in Aegypten oder Idumäa gelebt habe. Den Prolog habe offenbar ein Israelite gemacht, in den Zeiten der Babylonischen Gefangenschaft. Diess wird S. 59. aus der Idee des Satans gefolgert. Der Vorredner habe die Reden Elihus gar nicht gekannt, da er derselben und der Person des Elihu gar nicht erwähne, da doch die drey andern II. K. II. genannt werden. Diese Reden seyen also jüngeren Ursprungs als der Prolog, oder, wenn sie schon früher existirt hätten, müssten sie nicht in allen Exemplaren des Buchs Hiob gestanden haben, namentlich nicht in dem Exemplare, dessen sich der Vorredner bedient. Die Stelle 33, 30. beweise, dass sie ein Einschiebsel aus den spätern Zeiten seyen, ihr Inhalt sey nicht vereinbar mit der einfachen Theologie des Ganzen. Auch sey die Poesie in diesen Reden nicht originell, nicht erhaben, wie die übrige, sey mehr eine bald besser, bald schlechter gelungene Compilation aus dem Gedichte Hiob selbst. — Diese Argumentation ist allerdings der Prüfung werth und zeugt von dem Scharfsinne des Vfs. Allein was den ersten Punkt derselben betrifft, könnte man doch einwenden: Zugegeben, was Rec. auch annimmt, dass der Prologist eine von dem Vf. des Buchs Hiob selbst verschiedene Person sey — nur möchten wir den Prolog so wenig als den Epilog mit Hn. *Stuhlmann* geschmacklose Anhängsel (S. 60.) nennen — so folgt aus der Nichtnennung des Elihu doch lange nicht, was den Vf. daraus folgern will. Wenn man auch nicht seine Zuflucht zu einer Oscitanz des Vorredners nehmen will, die doch auch denkbar wäre: so konnte er mit gutem Bedacht ihn weggelassen haben, weil er jetzt nur die drey, die zuerst das Gespräch eröffneten und auch früher als Elihu zu Hiob gekommen zu seyn scheinen, erwähnen wollte. Was die andern Argumentationen betrifft: so beruhen sie auf einer Kritik, die zu viel von subjectiven Ansichten abhängt, als dass sie Allgemeingültigkeit ansprechen könnte. Viele Männer von Einsicht und Geschmack finden diese Reden von gleichem Werthe mit den übrigen. Dass wiederholte Bilder und Wendungen sich in ihnen finden, haben sie auch mit andern Theilen des Buchs Hiob gemein, das ohnehin, wie die morgenländische Dichtkunst überhaupt, in einem ziemlich beschränkten Kreise von Bildern und Gedanken sich umherdreht. Es mögen verschiedene Hände in verschiedenen Perioden an diesem Werke sich versucht haben; aber dass ein solches beträchtliches Fragment, das noch überdiess mit der Composition des Ganzen in sehr guter Verbindung steht, ja die Katastrophe der Handlung, die dem Lyrischen des Gedichts zum Grunde liegt, sehr gut einleitet und motivirt, ganz von fremden Händen eingeschaltet sey, möchte doch zu bezweifeln seyn. Indess begreiflich kann hierin nichts evident dargethan werden. Manches, was der Vf. noch über die Schicksale des Buchs sagt, z. B. — David habe es wahrscheinlich bey der Eroberung Idumäa's aufgefunden und nach Palästina gebracht; — es fänden sich Stellen in den Psalmen, die Reminiscenzen davon schienen — in der Tempelbibliothek sey es schwerlich gewesen — die Anordnung des Ganzen lasse noch manches zu wünschen übrig — viele Verse seyen nicht an ihren gehörigen Stellen u. s. w. — verdient eben sowohl Beachtung und weitere Prüfung. Auch finden sich über den poetischen Charakter des Buchs gute Bemerkungen. Was die exegetisch-kritischen Anmerkungen betrifft: so haben wir aus Veranlassung der Uebersetzung selbst schon davon gesprochen. Der Vf. verdient alle Aufmunterung, auch fernerhin den alttestamentlichen Denkmalen seinen geschmackvollen Fleiss zu widmen.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Arnstadt*, b. Langbein u. Klüger: *Der Bauer bey der Theaterwuth der Städter*, zu Ende des philosophischen Jahrhunderts. Von *Irenäus Leander*, mit Musik von *Br. Methfessel*. 1804. 1 Bog. 4. (4 gr.) — Ein Schwank, der zum Zweck hat, die übertriebene Theatersucht der Städter ein wenig lächerlich zu machen, und der, einem thüringischen Bauer in den Mund gelegt, trotz einiger derben und geschmacklosen Brocken, doch noch komisch genug sich ausnimmt. Das bekannte Volkslied, der Bauer in der Stadtkirche, mag dem Vf. wohl die Idee zu dieser Posse gegeben haben, wovon wir, um kurz zu seyn, nur eine Strophe anführen wollen:

*Sieh! mötten of'n Dönge, bröter als anne Elle,*
*Do stand a verflechtes Porgier-Gestelle,*
*On, wie ech sould härte, stak a Kerl darinne,*
*Dar blahs en de gänze Komödje ime.*

*On was nun dar Karl in dem Nachtstuhle sprock,*
*Dos schwatzten se glatt wie de Starmäzze noch,*
*On derzu machten se söttche Grimässen,*
*Als wären se van dem Libhaft gen besessen!*

Die Musik von Hn. *Methfessel* ist äusserst passend, und macht das Ganze um so viel komischer.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

*Montags, den 23. Junius 1806.*

## NEUERE SPRACHKUNDE.

1) Breslau, b. Korn: *Słownik dokładny ięzyka Polskiego i Niemieckiego* u. s. w.

Auch unter dem deutschen Titel:

*Vollständiges Polnisch-Deutsches Wörterbuch zum Handgebrauch für Deutsche und Polen*, verfasst von *G. S. Bandtke*, Rektor der Schule zum heil. Geiste in der Neustadt zu Breslau, Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1806. (eigentlich 1805.) XL S.; 5 Alphabete und 9½ Bogen. gr. 8. (5 Rthlr.)

2) *Ebendaselbst*, b. ebendems., und unter dem Titel: Warschau, b. Pfaff. *Nowy Słownik kieszonkowy, Neues Taschenwörterbuch der polnischen, deutschen und französischen Sprache*. 1805. 640 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

„Obgleich die polnische Sprache mit mancherley ungünstigen Umständen von innen und aussen zu kämpfen hat, so wird sie doch, nach der Energie der polnischen Nation zu urtheilen, gewiss sich noch heben." Diess sagt der Vf. von Nr. 1. in der Vorrede zu seinem Wörterbuche, und gewiss würde diess in Erfüllung gehen, wenn jeder Pole, der Geist und Kraft genug in sich fühlt, mit diesem Eifer für die Beförderung der polnischen Sprache und Literatur sorgte, von welchem Hr. *B.* beseelt ist, und wovon das gegenwärtige Wörterbuch den sprechendsten Beweis giebt. Es war gewiss eine sehr erfreuliche Nachricht für das polnische Publikum, dass Hr. *B.*, ein geborner Pole, der sich durch einen langen Aufenthalt in Deutschland die deutsche Sprache gleichsam zu seiner Muttersprache gemacht, sich auch als einen kenntnissvollen und fleissigen Bearbeiter im Fache der Geschichte und der vaterländischen Literatur bewiesen hat, die mühvolle Arbeit eines Lexikographen übernahm, besonders aber da das schon im J. 1743. erschienene *Trotzische* Wörterbuch von Tage zu Tage immer unvollständiger erscheinen musste, und man sich dennoch vergebens nach einem bessern Werke sehnte. Zwar hatte die ehemalige um die Beförderung der wahren Humanität so hoch verdiente Erziehungscommission Polens den Entwurf zu einem polnischen Nationallexikon gegeben, und es wurde schon daran gearbeitet (s. *Kopcz.* Gram. III. 58.); aber die vielfachen Stöhrungen und endlich die gänzliche Staatsumwälzung, zernichteten alle Hoffnung dieses Werk je zu besitzen, welches so wie das *Dictionnaire de l'academie françaife*, oder doch wenigstens so wie das Wörterbuch der russischen Akademie, zur Norm für die ganze Nation gedient hätte. Desto schwieriger ward aber ein solches Unternehmen, und um so grössern Dank verdient Hr. *B.* für sein Werk, das grade noch zu rechter Zeit die Presse verliess, dass es Hr. Direktor *Linde*, in Warschau, bey seinem grossen Sprachschatze benutzen kann, wovon gegen das Ende dieses Jahres, wie man allgemein versichert, ein Theil erscheinen soll.

Doch nun zu der nähern Untersuchung des Werks selbst. — Nach der Vorrede, in welcher einige kurze aber recht gute Bemerkungen über die sogenannten polnischen Dialecte mitgetheilt werden, folgt eine Abhandlung über die polnischen Zeitwörter, nach einer 1778. (vom *Abbé v. Kopczyński*, unter der Aufsicht der Erziehungscommission in drey Theilen) herausgekommenen, bisher aber von den Verfassern der in Deutschland erschienenen polnischen Sprachlehren nur zu sehr vernachlässigten polnischen Grammatik (S. XV—XL.), die hier wegen ihres innigsten Zusammenhanges mit den Werk selbst sorgfältiger geprüft werden muss. Oben an steht die Eintheilung in zwey doppelte Hauptklassen, nämlich: 1. a) *Słowa niedokonane, verba actionis imperfectae*; b) *Słowa dokonane, verba actionis perfectae*; 2. a) *Słowa iednotliwe, verba una actione simplici vel continua iterata defuncta*; in welcher Uebersetzung aber Hr. *B.* irrig den Ausdruck *iterata (actione)* hinzufügt: denn dadurch würde ja das *Verbum* zu einem *frequentativum* gemacht! b) *Słowa czestotliwe, verba frequentativa*. Darauf folgt sogleich die sehr dürftige Erklärung der *verba actionis imperfectae*, und der *verba actionis perfectae*, und die Auseinandersezzung, welche *tempora* sie haben oder nicht haben; wobey aber der *infinit.*, *imperativus* und *gerundia* ganz übergangen worden sind, die doch wegen ihrer, von anderen Sprachen abweichenden Bedeutung, hätten beleuchtet werden sollen; oder erklärte sie Hr. *B.* etwa deshalb nicht, weil sie sowohl in den *verbis actionis imperfectae* als auch in den *verb. acti. perfectae* üblich sind? aber das ist ja mit dem hier aufgeführten *praeter.*, *plusq.*, *perf.* auch der Fall; mit dem doppelten *gerundium* hingegen verhält es sich ganz anders. Ferner hat der *imperat.*, besonders aber in den *verbis act. perfectae* eine eigenthümliche Bedeutung die einer Bemerkung bedurfte. — Jetzt hätte wohl billig von den *Słowa iednotliwe, verba una actione simplici vel continua defuncta* (der Kürze wegen werden wir sie in der Folge *verba simpl.* nennen), von den *verbis frequentativis (częstotliwe)*, da sie sich von den *frequentativis* anderer Sprachen merklich unterscheiden, und von

von der Verbindung in der Terminologie mit den *verb. actionis perf.* und *imperf.*, eine Erklärung gegeben werden sollen: denn woher soll ein jeder Leser die in dem Werke selbst alle Augenblicke vorkommende Terminologie verstehen? was soll er sich unter einem *Słowo nied. ied.* oder unter einem *Słowo dok. czę.* denken? S. XVIII. werden zwar einzelne Bemerkungen gemacht, wie z. B. „die meisten *frequentativa*, deutsche und polnische sind *verba actionis imperfectae*; aber es giebt auch *verba actionis perfectae* die *frequentativa* sind; auch die Bemerkung dass ein Wort *iednotl.* und *częst.* zugleich ist;" aber das sind nur lose hingeworfene Sätze, deren Sinn nur für wenige die sich dieses Wörterbuchs bedienen sollen, verständlich ist. — S. XIX. folgt die Tabelle der ersten Conjugation. Nicht wenig erstaunte aber Rec., als er daselbst ein neues *tempus* erblickte, welches nicht nur der Darstellung des *Kopcz.* sondern auch dem Sprachgebrauche ganz zuwider ist; wir meynen nämlich das hier sogenannte *gerundium imperfecti czytawszy*, mit der Uebersetzung: *après avoir lu;* welches aber in den übrigen Conjugationen ein *gerund. perfecti* genannt wird. Wie konnte aber Hr. *B.* in die *verba actionis imperf.* ein *tempus* hineintragen, welches eine *actionem perfectam* ausdrückt, und daher auch nur den *verbis acti. perf.* eigen ist? Wenn er sich hier, durch ein dunkeles Gefühl hat irre leiten lassen, und sein Ohr ihn nicht mehr aus der Verlegenheit bringen konnte; so hätten ihn ja die *Kopczyńskischen* Conjugationstabellen auf den rechten Weg gebracht, noch mehr aber die Bemerkungen in seiner Grammatik II, 46., und noch ausführlicher in seinen Erläuterungen Theil *II.* S. 202. (Ausgabe von 1780.), wo es ganz trocken heisst: *Imiesłów na szy maią same słowa dokonane* (nur die *verba action. perf.* haben das *gerund.* auf *szy*), wobey nur das einzige *verbum mič* ausgenommen wird. Bey diesem Widerspruche des *temp. act. perf.* in einem *verbo act. imperf.* welches in allen Conjugationen eingetragen ist, wird der Leser verwirrt. Noch muss der Rec. etwas berühren, nämlich S. XVIII. heisst es: „es giebt *verba actionis perfectae*, die *frequentativa* sind" (eigentlich wohl nicht *frequentativa*, sondern vielmehr, deren Handlrng nicht in einem Augenblicke, sondern in einer Succession der Zeit als vollbracht dargestellt wird). Diese Bemerkung des Hn. *B.* ist ganz auf dem Sprachgebrauche gegründet, weil z. B. *przepisać*, *poszukać*, *wyszukać*, *dobudować*, *nasłuchać się*, *nachodzić się* u. s. w. wirkliche *Słowa dokonane czę.* sind; hingegen *krzyknąć*, *skunąć*, *wrzasnąć*, *przytknąć*, u. s. w. sind *słowa dok. iedn.* Beide Formen aber sind z. B. in folgenden *verbis* gebräuchlich: *roztrzaskam* und *roztrzasnę*, *przyskubię* und *przyskubnę*, *poslizgać* und *posliznąć się*. Hr. *B.* bemerkt auch diesen Unterschied bey solchen *verbis* in seinem Wörterbuche; weil aber die Nationalgrammatik II, 177. *przyp.* grade das Gegentheil davon behauptet, wo es heisst: „die *verba actionis perf.* sind immer *simplicia (iednotl.)*, nie aber *frequentativa*," so hätte Hr. *B.* dieses Versehen der Nationalgrammatik ausdrücklich in einer Note bemerken müssen, um die etwanigen allzubereiten deutschen Grammatikenschreiber dadurch zu warnen; oder hielt wohl die Bescheidenheit ihn davon ab? — Uebrigens nimmt Hr. *B.* die vier Conjugationen durch, und beschliesst damit seine Abhandlung.

Da die polnischen Zeitwörter wegen ihres ungemeinen Reichthums und der dabey obwaltenden Präcision und Eigenthümlichkeiten, mit keiner ausserslavischen Sprache verglichen werden können: so zweifelt Rec., ob ein Ausländer, der auch mit der allgemeinen philosophischen Grammatik bekannt wäre, durch diese Abhandlung einen recht klaren Begriff von den polnischen Zeitwörtern bekommt. Denn selbst die, in ihrem ganzen Umfange betrachtete Darstellung der Nationalgrammatik ist nicht vollkommen befriedigend. Die Eintheilung der polnischen Zeitwörter in *częstotliwe* und *iednotliwe*, ist offenbar zu weit, weil der Ausdruck *słowa częstotl.* in sich begreift, 1) die eigentlichen *verba frequentativa actionis imperfectae*; z. B. *bywać*, *pisywać*, *czytywać*; und 2) *verba frequent. act. perf.* z. B. *przybudować*, *przeczytać*, *przepisać*, *wysztukować*, und die man etwa *verba iterativa* und *diatelestica* nennen könnte, (von διατελέω, um die in einer *Dauer* vollbrachte Handlung auszudrücken; wozu also der Ausdruck *continuatio* nicht völlig passt), den Ausdruck aber *frequentat.* nur als *genus* beybehielte. Ferner auch die Benennung *słowa iednotl.* fasst in sich die *verba*, *rei defunctae una actione simplici vel continuata*, d. h. *verba* die die Handlung in einer anhaltenden Dauer, aber als nicht vollendet, darstellen, z. B. *wrzeszczeć*, *krzyczeć*, *pisać*, *czytać* in einem Zuge fort schreyen, u. s. w. und *verba*, die die Handlung gleichsam in einem Augenblicke beendigt darstellen, z. B. *wrzasnąć* aufschreyen, d. h. einen Laut von sich geben, den man sich aber als schon verschollen denkt; von eben der Art ist *krzyknąć*, *klęknąć* u. a.; diese *verba* könnten *successiva* und *monopractica* genannt werden. Den gerügten Mangel an Präcision soll zwar der Zusatz: *dokon.* oder *niedk.* gut machen; aber es kann unmöglich geschehen. Dass Hr. *B.* diess bey seiner Arbeit gefühlt, wird man bey sehr vielen Wörtern gewahr, wie z. B. *dopiekam*, *dosadzam*, *dosadzam*, *garnę*, bey welchem er nur sein *s. nd.* hinsetzt, ohne es näher zu bestimmen, ob es *częst.* oder *iednotl.* sey; aber er konnte nicht anders, da er einmal diesen Weg gewählt hatte. Die nämliche Ursache nöthigte ihn auch bey vielen *verbis* die Ausdrücke: *einmal*, *schnell*, *einen Ruck*, und a. hinzuzusetzen, was die präcise Terminologie anzeigen sollte. Dem ungeachtet müssen wir gestehen, dass Hr. *B.* durch die Annahme der Verbenklassification aus der Nationalgrammatik, den einfachsten und den besten Führer, den wir bis jetzt besitzen, gewählt hat. Hr. *Cassius*, der in seiner Grammatik die polnischen Zeitwörter recht gründlich zu behandeln anfing, musste nur den *Kopczy.* sorgfältiger untersuchen, um etwas Vollständiges über diese wichtige Lehre zu liefern, dabey aber den *usus loquendi* nie aus den Augen lassen, um die Barbarismen, auf die man in seiner Grammatik so oft stösst, möglichst zu vermeiden. — Bey die-

dieser Gelegenheit will Rec. über die polnischen Zeitwörter eine Bemerkung mittheilen, die seines Wissens sich noch nirgends findet; wir meynen nämlich die Eigenheiten, dass die polnischen *verba* nicht nur so wie in andern Sprachen, *die Dauer der Zeit*, sondern auch den Begriff des *Effects* ausdrücken, welches bey der Gegeneinanderhaltung der *verb. action. imperf.* und der *action. perf.* besonders deutlich wird. z. B. *litować się* und *zlitować się*; das erste bedeutet: Mitleiden für jemanden empfinden; das andere hingegen will sagen: von Mitleiden dergestalt durchdrungen werden, dass man davon einen wirklichen Beweis ablegt. Daher bedeutet auch die Formel: *zlituy się nademną*, nicht nur: (ἐλέησον) sey mit dem Erbarmen fertig, was es doch, nur als ein *verb. action. perf.* betrachtet, bedeuten sollte, sondern auch: empfinde so viel Mitleiden mit meiner Noth, dass du mir durch eine thätige Hülfe Linderung verschaffst. Eben so klar ist diess an den Wörtern *dobydź* und *dobywać* z. B. *fortecę*, *pałasc*. Die nämliche Bewandtniss hat es mit den Wörtern *kochać*, *pokochać*, *ukochać*, *ozdrowić*, *uzdrowić*, *uzdrawiać*, *przekonać*, *przekonywać* u. s. w., nur dass es bey manchen nicht so offenbar scheint. Bey einer andern Gelegenheit wird Rec. seine Gedanken über die polnischen Zeitwörter umständlicher aus einander setzen.

Jetzt wollen wir zu der Beurtheilung des Werkes selbst schreiten. Dass das Wörterbuch des Hn. *B.* vollständiger seyn muss als das *Trotzische*, lehrt schon der Augenschein, da es um mehr als ein ganzes Alphabet stärker ist, und sich das Französische nicht darin befindet. Da Hr. *B.* ausserdem mit mehr Ordnung und weit zweckmässiger als *Trotz* sein Wörterbuch angelegt hat: so ist erklärbar, warum manche Artikel die in *Trotz* wegen der unbequem gedehnten Anführung der Redensarten viel Raum einnehmen, bey Hr. *B.* kürzer erscheinen, ob sie gleich am inneren Werthe wirklich gewonnen haben; man darf nur z. B. *Iskierka*, *kat*, *kluba*, *liczba*, *myśl* und so viele andere nachsehen. Die so ansehnliche Vergrösserung des *Bandtkeschen* Werkes ist also entstanden durch die mehr detaillirte Auseinandersetzung der Bedeutungen, und vornehmlich durch die Aufnahme von einigen tausend Wörtern, die man in *Trotz* gar nicht findet. Denn so sind z. B. bey *Trotz* zwischen den Wörtern *Dola* und *Dolatuię*, nur *zwey* Artikel, oder vielmehr zwey Anführungen, die auf die eigentlichen Artikel verweisen; bey Hn. *B.* hingegen sind *zwanzig* Artikel die einen Raum von zwey vollen Kolumnen einnehmen. Bey *Trotz* folgt hinter *Naiuczam* sogleich *Nakarmiam*, Hr. *B.* aber hat zwischen diesen zwey Wörtern 24 Artikel, die mehr als eine Kolumne füllen. Hier fragen wir aber: war es denn wirklich nöthig, alle die Wörter aufzuführen? Allerdings, wird man antworten, ein *vollständiges* Wörterbuch muss alle Wörter enthalten, die nur die Sprache aufzuweisen hat. Diesemnach musste aber Hr. B. nur die wirklich gebräuchlichen aufführen, nicht aber, wie es mit den Zeitwörtern geschehen ist, sie selbst bilden, zusammensetzen, sie als wirklich gebräuchliche und gute Wörter ohne Unterschied hinstellen, und noch dazu die Formen einer *actionis perfectae*, *imperf. frequentat.* u. s. w. angeben, die zwar analogisch gebildet, oft aber zu unsonorisch und gar nicht gebräuchlich sind. Diese unsere Bemerkung bezieht sich nur auf die *Verba*: denn andere Redetheile von der Art, ob gleich ihre Zahl in Vergleich mit *Trotz* sehr ansehnlich vermehrt worden ist, sind uns (einige *verbalia* und *adjectiva* abgerechnet) nicht vorgekommen. Zum Belege unserer Behauptung mögen folgende Wörter, die jedes polnische Ohr beleidigen, dienen, als: *Przyubliżam*, *przyubezpieczam*, *przyubywam*, *przyulżywam*, *przyurągam się*, *przyużywam*, *rozczubię*, *rozczubnę*, *rozczubywam*, *dowrzaskiwam*, *dowrzaskać*, *dowrzasknę*, *dowrzedzę*, *dotredowacę*, *dotrafiam*, *dowichrzę*, *dowichrzam*, *dowilżam*, *dowilżywam*, *dowilżę*, *dodziesiątkuię*, *obsitnę*, *obgęgam* mit allen seinen widrigen Abstufungen: *obgęgotam*, *obgęgocę*, *obgęgnę*, *obgęgotnę*, *obgęgiwam*, *obgęgotywam*, und überhaupt die unzählige Schaar von Zusammensetzungen unter *Do* . . . *Na* . . . *Ob* . . . *Po* . . . *Pod* . . . *Przy* . . . *Roz* . . . *Wy* . . . *Za* . . ., Hr. *B.* sagt noch unter den Artikeln *Nad*, *Poprzy*, *Poroz*, *Powy*, *Poza*, *Pozyod*, *Roz*, dass, weil die damit zusammengesetzten *Verba* leicht zu erklären sind, sie deshalb ausgelassen werden. Hätte es ihm gefallen diese Auslassung mehr auszudehnen, so würde er sich selbst viele Mühe erspart, für andere Artikel aber den nöthigen Raum gewonnen haben. Die bey dieser Behandlung entstandene Uebervollständigkeit des Wörterbuchs wird natürlich manche üble Folgen nach sich ziehen: denn welches Polnisch wird wohl dann entstehen, wenn ein Deutscher sich dieser Ausdrücke bedient! Ein ähnliches Deutsch würde auch ein Pole vorbringen, der sich eines deutschen Wörterbuches bediente, in welchem die *Verba* zusammengesetzt mit allen Präpositionen und Partikeln, wie etwa folgende, aufgeführt wären: erschreiben, zerschreiben, zersprechen, zergeben, entgeben, widergeben, entschreiten, beschreiten u. dgl. m. Hr. *B.* hat auch in der That schon einen Schritt in dieser Hinsicht gethan, in dem er in seinem Wörterbuche, welches doch Polen bey der Erlernung der deutschen Sprache brauchen werden, folgende deutsche Wörter aufgenommen, als: *dodziwaczę*, ergrimaciren; *obdyktuię*, bediktiren; *obgęgam*, betrompeten; *obarafzkować się*, sich behausiren, befaulenzen; *dopaluszkuię się*, sich etwas erfingern; *dosarkiwam*, erschnauben; *dosatyrować*, erfatiriren u. a. m. Rec. kennt die grosse Freyheit im Zusammensetzen der polnischen *Verba* mit Präpositionen, und fühlt wohl dass die Bildsamkeit und die Präcision der deutschen Sprache hierin dem Polnischen sehr nachstehet; aber *est modus in rebus*, zumal für einen Lexikographen. Hr. *B.* der auf diesem Wege die polnische Sprache bereichern wollte, bedachte nicht, dass diess nicht zum Geschäfte eines Lexikographen gehört, dem nur die Pflicht des getreuesten Referenten obliegt. (Etwas anderes ist es mit Anführung der veralteten oder nur von einigen Schriftstellern gebrauchten Ausdrücke.)

drücke.) Aber auch aufserdem sieht man bey der Bereicherung einer Sprache, nicht auf die mangelnden Wortformen, sondern auf die Begriffe, für welche neue Ausdrücke gebildet werden sollen. Hr. *B.* scheint das nicht ganz berücksichtiget zu haben. Rec. schlägt das Werk auf und erblickt folgende Wörter: *rozdżgam*, *rozdżgnę*, *rozdżgiwam*; *rozkaszę*, *rozkasywam*; *rozdręczę*, (mit der kakophonischen Form) *rozdręczywam*; *docictrzam*, *docictrzę*; die wir in formaler und materieller Hinsicht der Prüfung eines jeden Kenners der polnischen Sprache überlassen.

Hr. *B.* war überhaupt zu besorgt, der polnischen Sprache keinen Abbruch zu thun, und setzt daher bey vielen Wörtern das Wörtchen *selten* (*scil.* gebräuchlich) hinzu, welches, in den mehresten Fällen mit *niemals* vertauscht werden sollte, z. B. unter: *dokersztusię*, *dohetmanię*, *doiednoczę*, *dosapywam*, *dosciągiwam*, *dowielmożę*, *dodziecinnię*, *dodzicię* und so viele andre. — Noch mufs Rec. bemerken dafs er nicht einsieht, warum Hr. *B.* bey den *verbis rei imperf.* das *praesens*, und bey den *verbis rei perf.* das *futurum* zum Thema gewählt hat, da doch dieser Uebelstand durch die Annahme des *infinitiv.*, welchen er selbst in der Abhandlung S. XIV. als das Hauptthema aller polnischen Zeitwörter anerkannt, vermieden worden wäre. Auch wäre es zweckmäfsiger gewesen, wenn Hr. *B.* alle die Formen, als *krzyczę*, *krzykam*, *krzyknę* in einem Artikel verschmolzen hätte, da es doch mit andern Wörtern von der Art geschehen ist. Eben so müfste auch *Chodzę* und *Idę* in einer Rubrik abgehandelt werden, besonders da *Dochodzę* und *Doydę* nic[ht] getrennt sind.

(*Der Beschlufs folgt.*)

## PHILOLOGIE.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *Carmen Macrobiotic[um]* cui adjecta sunt aliquot aenigmata in usum juve[n]tutis scholasticae ad latinum sermonem ducend[ae]. Edidit *Jo. Christ. Ant. Sonnenburg*, scholae du[]calis ap. Schoeningenses Subconr. 1803. XIV un[d] 175 S. gr. 8. (12 gr.)

Ein würdiger Gegenstand des Lehrgedichts wär[e] allerdings die Kunst, das menschliche Leben zu ver[]längern, wenn er etwa in der Art und mit der Kunst des Vfs. *der Gesundbrunnen* ausgeführt würde. Unsers Vfs. Distichen sind mehr eine Reihe vo[n] Gnomen oder Gesundheits-Regeln, denen der *Schola Salernitana* ähnlich, oder ein versificirter *Hufeland*, dessen eigne Worte aus der Makrobiotik (auch einiges aus *Fausts* Gesundheitskatechismus und aus *Funks* Naturgeschichte) den einzelnen Vorschriften als Commentar untergelegt sind. Einige Episoden, worin z. B. einzelne der Gesundheit und dem Leben nachtheilige Leidenschaften geschildert werden und einiges aus dem Ovid wörtlich Entlehnte, bringen etwas Abwechslung in die lange, ermüdende Reihe von Lebensregeln. Das Ganze ist für Schulen bestimmt, und könnte als Gesundheitskatechismus, wenn auch nicht zur Bildung des Geschmacks an Werken der Dichtkunst, benutzt werden.

## KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Dortmund*, b. Mallinkrodt: *Ueber Hohensyberg, die altsächsische Feste, das nachmalige Schloss, dessen Trümmern und andre Alterthümer daselbst.* Mit Rücksicht auf die ältere Erdkunde und Geschichte der Nachbarschaft. Von *Joh. Friedrich Müller* d. j., Prediger des Stifts und der evang. Gemeine zu Elsey. 1804. 64 S. 8. (6 gr.) — Hohensyberg ist ein sehr merkwürdiger Ort in unserer vaterländischen Geschichte, weil es im Zeitalter Karls des Grofsen, nebst Eresburg und Iburg, eine der berühmten altsächsischen Hauptfesten war. Doch hatte man bis jetzt nur mangelhafte Nachrichten von ihm, und selbst der neueste Versuch über diesen Gegenstand, eine, den 18. Dec. 1802. in der Societät der Wissenschaften zu Göttingen gehaltene Vorlesung (*Essai historique sur une ancienne ville et forteresse saxonne, nommée Sigisbourg, dans le Comté de la Mark; laquelle fut detruite au XIII. eme siecle*; par *Phil. Baert*) ist, wie sich aus der Inhalts-Anzeige davon in den Göttinger gelehrten Anzeigen Nr. 7. u. 8. J. 1803. ergiebt, von Unrichtigkeiten und Verwechslungen nicht frey geblieben. Diese nun werden sämmtlich in der gegenwärtigen Schrift berichtiget. So wird unter andern gezeigt: dafs keine altsächsische Stadt zu Hohensyberg gestanden, und dafs die altsächsische Feste daselbst von dem erst im 11ten Jahrhunderte unter Heinrich IV. auf demselben Platz erbauten Schlosse ganz verschieden sey. Erstere war kein Gebäude, sondern eine blofse *Umwallung*. Unter einem solchen Befestigungswerk aber verstand man eine Bergplatte, die an einer oder mehreren Seiten durch Felsen oder jähe Abgründe unzugänglich war, und die man da, wo sie schwache Seiten hatten, durch aufgeworfene Gräben und Erdwälle unzugänglich machte. — Aufser diesen Berichtigungen welche Hohensyberg selbst betreffen, werden noch manche interessante Notizen über die umliegende Gegend mitgetheilt; besonders über Westhofen, das wahrscheinlich Wittekinden gehörte, unter Karl dem Grofsen ein Reichshof wurde, und 1300. durch Verpfändung vom Albrecht an den Grafen Eberhard von der Mark gelangte. Wie gut es übrigens der Vf. versteht, auch dergleichen trocknen historischen Untersuchungen einen Reiz zu geben, zeigt folgender Schlufs seiner Abhandlung: „Wir knüpfen an Hohensybergs Schicksal, ernste, wehmüthige Erinnerungen an der Zeiten ewigen Wechsel; an die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge; an Kaiserhäuser, die abgeblüht und vergessen sind; an Namen und Thaten, einst glänzend, jetzt in Nacht verhüllt; an untergegangene Verfassungen, in denen der Keim zu manchem Vortrefflichen lag; an Sitten und Lebensweisen, von denen jetzt keine Spur mehr ist; an Oerter, zu denen einst eine ganze Gegend mit Ehrfurcht hinauf sah, und die jetzt kaum ein Hirtenknabe noch achtet."

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

*Dienstags, den 24. Junius 1806.*

## *NEUERE SPRACHKUNDE.*

1) Breslau, b. Korn: *Słownik dokładny ięzyka Polskiego i Niemieckiego* u. s. w.

Auch unter dem deutschen Titel:

*Vollständiges Polnisch - Deutsches Wörterbuch zum Handgebrauch für Deutsche und Polen*, verfasst von *G. S. Bandtke*, u. s. w.

2) *Ebendaselbst*, b. ebendems., und unter dem Titel: Warschau, b. Pfaff: *Nowy Słownik kieszonkowy, Neues Taschenwörterbuch der polnischen, deutschen und französischen Sprache* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 149. abgebrochenen Recension.*)

Jetzt kommen wir auf die Erklärungen und Auseinanderfetzungen der Bedeutungen selbst, und hierin hat Hr. *B.* die polnische Lexikographie auf eine sehr hohe Stufe der möglichsten Vollkommenheit gebracht, indem er alle Bedeutungen genetisch auseinander setzt und durch logische Abtheilungen absondert. Sein Verdienst bey dieser mühsamen Arbeit ist um desto grösser und lobenswerther, da *Trotz* in dieser Hinsicht gar nichts oder doch nur sehr wenig geleistet hat. Man darf nur z. B. folgende Artikel: *Büę*, *burzę*, *chleb*, *chowam*, *dobywam*, *amiiam* in *Trotz* und *Bandtke* mit einander vergleichen: so erscheint *Trotz* als ein Vokabelnsammler, Hr. *B.* hingegen als ein philosophischer Sprachforscher. Doch müssen wir im allgemeinen bemerken, dass Hr. *B.* bey dem zu ängstlichen Trachten nach der strengsten Präcision, in der Angabe der untergeordneten Bedeutungen bey mehreren Wörtern etwas zu weit gegangen, und dadurch die Anzahl der Bedeutungen ohne Noth vervielfältigt, wie z. B. bey *krzyknę* heisst es: *s. d. ied. z.* (*krzykł obs.*) 1) einen Schrey thun, *z gniewu*, *z bolu*, daher: 2) *na kogo*, einen anschreyen, anrufen. 3) einen Schrey thun, indem man befiehlt, dass einer etwas seyn lässt oder thut. 4) einen befehlenden Ton, *na kogo*, auf einen schreyen, einzelne Worte, einen Schrey thun. 5) ein Geschrey erheben plötzlich. 6) ertönen; die Trompeten, *trąby krzyknęły*, ertönten. 7) eig. laut schreyend, ertönen, *głor*, *trąbu* etc. *s. krzyknienie*, ein einzelner Schrey. „Wozu diese Zerstückelung in sieben Numern? *Wielki* hat eilf Numern und eben so viel Unterabtheilungen, wobey man aber überhaupt keinen Eintheilungsgrund siehet; wozu sind unter Nr. 2. die drey Subdivisionen, wovon noch die dritte *sub. litt. c.* hier nicht passt? warum unter Nr. 8. die Unterabtheilungen? doch bloss um das jüdische Osterfest nicht neben dem christlichen stehen zu lassen. Wozu hat *Adminstracya* zwey und *Apteka* drey Numern? desgleichen *Chata*, *Kat*, *Kalkulacya*, *Kawiany* u. a. m." — Bey manchen Wörtern werden Bedeutungen angegeben, die eigentlich nicht in dem Worte selbst liegen, sondern vielmehr in dem Ton mit dem es ausgesprochen wird, oder in dem Zusatze, der es näher bestimmt. Z. B. *Katolik* bedeutet bey Hn. *B.* 1) ein Katholik, 2) ein ehrlicher Katholik, Christ. „Wozu aber diese zweyte Bedeutung? Nach dieser Ansicht, müsste auch die dritte Bedeutung: ein *schlechter* Katholik, angeführt werden: denn wenn ich den einzelnen Satz: *to mi Katolik* lese; und den Zusammenhang nicht weiss, so weiss ich auch nicht ob das einen guten oder einen schlechten Katholiken bedeuten soll. Doch hat Rec. nur wenige dergleichen Fälle gefunden. Bey weitem häufiger aber bemerkten wir, dass Hr. *B.* durch die zu gedrängte Kürze, besonders aber bey der Erklärung der Zeitwörter, sehr vielen dunkel und unverständlich seyn wird. Zum Beweise wollen wir ein Paar kürzere Artikel ganz buchstäblich hersetzen: „*Bazgram*, mehrm. *bazgrzę*, *esz*, in einem *gral*; *grat*. (*grzeć* selten) *s. nd.* 1. 2. klecken, schlecht schreiben, oder malen, schmieren. *s. d. jed. za. po. zbazgram. Rec. sie.* 1) *czym*, sich womit beklecken, beschmieren. 2) mit etwas Schmierigem auf eine schmutzige unnütze Art zu thun haben. *czym. s. Bazgranie*, *Bazgrzenie*, hiervon ist *Bazgrnę*, *s. d. ied.* 2. einen Strich, Ruck. s. *Bazgrnienie.* — *Chostam*, *s. nd. czę.* 1. mehrm. *Choszczę esz tał*, *tał s. nd. czę* 2. in einem, *Chostnę*, *s. d. iedn.* 2. einen Ruck: hauen, schlagen, dass es rauscht. *cf. Chwostam.* — *Rozdruzgam*, *s. d. czę.* 1. *Rozdruzgocę*, *tam*, *s. d. czę.* 1. 2., *scil.* abges. und in einem. *Rozdruzgotne*, *s. d. jed.* 2. mit einem Schlage. *Rozdruzgnę*, *s. d. ied.* 2. ebend. *Rozdruzgotywam*, *s. nd. czę.* 1. nach und nach. *Rozdruzgiwam*, *s. nd. czę.* 1. ebend.: zerschmettern, eig. und fig. *Rec. sie pas.* und sich, und seltener *Roz* 3. s. wie immer." Wie geübt müssen schon die Leser seyn, welche diess alles so wie Hr. *B.* es gemeynt auffassen sollen. Oefters wird auch die Sache verdunkelt durch die Abkürzungen, von denen, ob sie gleich sehr oft vorkommen, doch nirgends eine Erklärung gegeben wird. Hr. *B.* sagt zwar in der Vorrede S. X. wo er sich wegen des Gebrauchs der lateinischen Terminologie entschuldigt, gegen die wir nichts einzuwenden haben, dass sein Wörterbuch nicht für Kinder bestimmt ist; allein auch Rec. wusste im Anfange nicht was es seyn sollte, als er folgende Artikel aufschlug: „*Podrzymię* und *Deriv. vid. Prim.* und *Po* VI. noch eine

eine Weſſe." Desgleichen auch: „*Podſeymikuię*, *podſeymuię*, *vid. Prim.* und *Pod* III. *pod porę iaką*; ſonſt ſelten," eben ſo: „*Dobuchywam s. nd. czę.* 1. *Rec. ſię. paſ.* ſich und *vid. Do.* 8. *d.*" oder auch: „*Docharcham — Rec. ſię* 1, *paſ.* 2, *vid. Do.* 8. *d.* überall ſ. wie immer." Hr. *B.* ſagt zwar bey der Präpoſition *Do* am Ende, daſs er der Kürze wegen bey *verbis compoſitis* mit Beziehung auf dieſe Präpoſition, und zwar in der Bedeutung Nr. 8. oder unter Nr. 8. *d.* verweiſen wird; allein man lieſt nicht ein Wörterbuch in einem Zuge durch, ſondern man ſchlägt einzelne Artikel nach, die an und für ſich klar ſeyn müſſen, und die etwanigen Abbreviaturen müſſen am Anfange erklärt werden, welches bey einer modernen Sprache, ſelbſt mit der lateiniſchen Terminologie, um deſto mehr hätte geſchehen ſollen, da es Hr. Prof. *Schneider* ſogar vor ſeinem griechiſchen Wörterbuche gethan hat.

Bey den Citaten der polniſchen Autoren und ihrer Werke ſtöſst man auch öfters an, weil keine Erklärung davon vorangeſchickt worden iſt. So z. B. wird mancher bey den Wörtern aus der Naturbeſchreibung, die hier gewöhnlich auch durch lateiniſche Kunſtausdrücke erklärt werden, den Zuſatz *kl.* eher für *klein* als für *kluk* nehmen. Bey dem Artikel *Oszuſtowski* wird *kl.* 1, 232. citirt, wir wiſſen aber nicht, wer und was für ein Werk darunter gemeynt ſey. Eben ſo räthſelhaft iſt bey *Rydlówka* das Citat *M. S.* X, 44. weil man nicht weiſs, ob ſie *Mowy ſądowe*, oder *Mowy ſeymowe* oder etwa *Młynobudownictwo Szneidera* bedeuten ſoll. Desgleichen bey *Przecz* Nr. 4. *Kn.* II. III. Bey manchen ganz gewöhnlichen Wörtern wie z. B. bey *Komor*, *Macoſzy*, *Małpa*, *Metr*, *Młodzik*, *Piſarek*, *Sztycharz*, *Pilnuię* hätten wir die beygeſetzten Citate lieber für andere weniger bekannte oder dunkele Wörter gewünſcht, wobey wir aber wohl einſehen, daſs wenn Hr. *B.* dieſer Forderung völlige Genüge leiſten wollte, er ſeinen Plan um vieles hätte erweitern müſſen. — Folgende Wörter ſuchten wir in dem *vollſtändigen* Wörterbuche vergebens: *Butny*, ſtolz (bey *J. Kochan*); *Wet*, der Wettkampf (*J. Kochan. Szachy*); *Pry* (*J. Kochan.*); *Macierzyzna*, weibliche Schamtheile (*J. Kochan. Fraſz.*), *Baykopis*, *Faworyty*, der Backenbart, *Pieſaki*, das Pelzwerk und der Backenbart, *Ren*, der Fluſs und das Thier, *Men*, *Szkocya*, *Szkocki* (*taniec*), *Cyganek*, *Prażucha*, *Równoramienny*, *Kieroskurowy*, das Helldunkel in der Malerey, *Pliszki*, das Spiel, *Rymotworczy*.

Nun noch einige Bemerkungen über einzelne Artikel. Bey *Kamień* werden über 30 Steinarten aufgezählt, die wohl füglicher unter den ſie beſtimmenden Adjectiven aufgeführt werden konnten. Unter *Jebać* wird die Redensart: *Jebiona Mać*, die aber ruſſiſch iſt, angeführt; an deren Stelle, der ſelbſt in der Büoherſprache gebräuchliche Fluch: *Jechał go* (*cię*) *pies*, euphemiſtiſch ſtatt *iebał* (eben ſo wie *dyachel* ſtatt *dyabeł*) hätte bemerkt werden ſollen. — *Pałka* in der Bedeutung: Prügel, Stockſchläge iſt Ruſſiſch. — *Lacki* wird auf folgende Art erklärt: „1) laciſch, lateiniſch, von dem alten *Latium poet.* 2) lateiniſch katholiſch, *vulg.* (und verächtlich in der griechiſchen Kirchenſprache der Ruſſen und Reuſsen). 3) polniſch *poet.* (oder wie Nr. 2. in Parenth.)." Wie ſoll man dieſe drey ſo heterogenen Bedeutungen 1) laciſch; 2) katholiſch; 3) polniſch zuſammenräumen? Es müſsten daraus zwey Artikel gemacht und dabey bemerkt werden, daſs das erſte von *Latium*, das andere vom Slavoniſchen *Lach* (der Pole) herkomme, daher müſste auch die Bedeutung *polniſch* der Bedeutung *katholiſch* voraufgehen: denn dieſe iſt erſt durch jene entſtanden. Es ſcheint aber als wenn Hr. *B.* die Bedeutung *katholiſch* von *laciſch* ableite, nur daſs in *Latium* die katholiſche Religion nicht herrſchte, wohl aber in Polen. Eben ſo müſsten *Łapka*, *Smyk*, *Wrotis* in zwey Artikel getrennt werden, weil ſie Bedeutungen haben die von verſchiedenem Stamme herkommen. — *Smorgoński* (*elegant*) iſt unvollſtändig erklärt, weil der Stamm davon dem Hn. *B.* unbekannt war; es kömmt aber von *Smorgon*, einer Ortſchaft in Lithauen, wo die Bären abgerichtet werden; daher kommt öfters in den dramatiſchen Werken vor *Smorgońska Akademia*, Bärenakademie, *Smorgoñoryk*, *Smorgoński elegant*, einer dem man anſieht, daſs er gleichſam in einem ſolchen Inſtitute ſeine Bildung erhalten habe. — Bey *Azyański*, *Azyatycki* iſt das Wörtchen *obſ.* hinzugeſetzt, bey *Azyatski*, *Azyacki* hingegen gar nichts bemerkt; jetzt aber iſt im Gegentheil nur *Azyatycki* das gebräuchliche. — Unter *Beztwieć* (und *compoſ. rozbeſtwieć*, *zbeſtwieć*) fehlt die Bedeutung: verzärteln, verhätſcheln. — Bey *Nieſzpor* heiſst es: *oft plur.* es müſste heiſsen: *nur* in *plur.* — *Maczuga* Nr. 2. Fratzengeſicht, es bedeutet vielmehr eine ungeſchickte ungeſchlachte Perſon, nur von einem Weibe. — *Ładunek*, die Ladung eines Schieſsgewehrs; warum iſt nicht hinzugeſetzt: eine Patrone? — Bey manchen fremden Wörtern ſtehen auch die an ihrer Stelle üblichen polniſchen Ausdrücke daneben, wie z. B. *Akcya*, beſſer *pożyczka*; *Baza*, *podſtawa*; *Anniwerſarz*, *rocznica*; *Auditorium*, *ſłuchalnia*; *Turybularz*, *kadzielnica*; wenn Hr. *B.* bey allen fremden Wörtern, oder doch wenigſtens bey ſolchen, für die man bereits echt polniſche Ausdrücke gebraucht, wie z. B. bey *Akomodacya*, *Akordki*, *Annały*, *Affektacya*, *Annaty* u. a. das nämliche gethan hätte, ſo würde er ſich ein groſses Verdienſt erworben haben. — Bey *Bębennica* hätte bemerkt werden ſollen, daſs es veraltet iſt. — *Bagno*, *Bagnisko* ſollen daſſelbe bedeuten, nur *Bagnisko* ſey mehr mit feſtem Boden als *Bagno*; dieſe Bemerkung aber hat keinen Grund, und *bagniſko* iſt nur ein *augmentat.* von *bagno*. — Bey *Cyc*, *cycowy*, wird man auf *Syc* verwieſen, wo aber dieſer Artikel vergeſſen worden iſt; eben daſſelbe iſt unter *Teyczer*, von wo man zu dem *Deyczer* in den April geſchickt wird. — *Ziomek* ſoll in *fem.* *ziomka* und *ziomkini* haben, allein das letztere iſt gar zu poetiſch und wohl ſchwerlich gebräuchlich. *Chińczyk* fürs *fem.* wird angegeben *Chińczyca*, *Chińczyczka*, *Chińka*; von allen dreyen aber iſt nur das dritte einzig gebräuchliche, die beiden erſten Formen hin-

gegen sind nur unsönerische Nachbildungen. — Bey *Afekt* ist die allgemeine Bedeutung der Gemüthszustand, die Gemüthsbewegung nicht angegeben. *Zgrubiały* fehlt die *Grammat.* Bedeutung *augmentativum.* — Bey *Odspół* heisst es: Alle Wörter die aus *Współ* oder *spół* und einem *verbo* zusammengesetzt sind, können (?) *abus.* mit *od* zusammengesetzt werden u. s. w., wozu eine solche Bemerkung? wenn es ja *abus.* ist, so muss keine solche Zusammensetzung gemacht werden, und das hier angeführte Wort *od wspólhandluie* wird wohl selten ein Pole verstehen. — Unter *Rozna* wird bemerkt, dass diese Zusammensetzung mit den *verbis* selten ist und im guten Stil gar nicht gebräuchlich. Daraus scheint es zu folgen, als wenn einige auch im schlechten Stile schreiben wollten; es müsste daher geradezu gesagt werden: ist nicht polnisch, und das hier zum Beyspiele gegebene Wort *roznabaiam* ist eben so ein Barbarismus als *odwspółhandluię.* — Unter dem Artikel *Beczka* wird nach *Trotz* gesagt, dass in Polen eine Biertonne 72 Garnietz (also 288 Berliner Quart) enthalte; aber so grosse Biertonnen kennt man seit langer Zeit in Polen gar nicht. — *Dywdyk* soll zu Pferdedecken gebraucht werden; es gehörte ja aber vor kurzem zu der modernsten Bekleidung unserer Schönen. — Bey *Dzieię* wird die Bedeutung des Webens, Strickens angegeben, welche aber nur ein schlesischer Provincialismus ist. — *Peys* ist unvollständig erklärt: denn nach Hn. *B.* würde man es auch von den Locken der Frauenzimmer sagen, können; da doch wohl eine Schöne für kein Kompliment annehmen würde, wenn man zu ihr sagte dass sie schöne *peysy* habe. Es bedeutet aber wirklich nur die langen herunterhängenden Seitenhaare bey den polnischen Juden, und dann verächtlich oder ironisch von den langen Seitenhaaren anderer Menschen; davon kommt *piesaki (peysaki)* der Backenbart. — Die Adjectiva *Chlebiasty*, *Chlebisty*, *chlebny*, *chlebowy* sind nicht präcis genug erklärt worden.

Doch wir wollen abbrechen, um uns nicht dem gerechten Vorwurfe auszusetzen, dass wir durch die Aufsuchung und Aufzählung geringer Flecken, die in einem Werke von der Art unvermeidlich sind, die so verdienstliche Arbeit des Hn. *B.* herabsetzen wollen. Es geschah nur, um den Vf. auf manches zum Behuf einer künftigen Auflage aufmerksam zu machen. — Von dem Enthusiasmus der Warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, deren Hauptzweck die Ausbreitung und Cultivirung der polnischen Sprache und Literatur ist, läst es sich erwarten, denn sie allein kann es auf die zweckmässigste und bequemste Art ausführen, dass sie das Wörterbuch des Hn. *B.* mit der nöthigen Sorgfalt durchgehet, und ihre Bemerkungen und etwanigen Vorschläge zu einer neuen Auflage mittheile.

Sollte Hr. *B.* die noch schwierigern Ausarbeitungen eines deutsch-polnischen Wörterbuchs übernehmen wollen: so würde er sich bey dem so dringenden Bedürfnisse eines solchen Werkes: denn das Machwerk von *Moszczeński* ist unter aller Kritik, um die polnische Nation ein bleibendes Verdienst erwerben, wobey ihm wohl aber fremde Hülfe unentbehrlich wäre.

Nr. 2. ist ein sehr zweckmässiger und brauchbarer Auszug aus dem *Trotzischen* Wörterbuche, jedoch mit beträchtlichen Veränderungen, Verbesserungen und Zusätzen, die diesem Werkchen manchen Vorzug vor dem *Trotzischen* verschaffen. Da es aber früher als Nr. 1. erschienen ist, so vermisst man hier viele Wörter, die in jenem hinzugekommen sind. Darunter aber meynen wir nicht die Menge von Zusammensetzungen, die wir bey Nr. 1. rügten, sondern die wirklich gebräuchlichen Ausdrücke, mit deren Aufzählung eben so wie mit Bemerkungen über einzelne Artikel wir diese Ankündigung nicht füllen wollen. — Die Annahme der Verbenklassification aus der Nationalgrammatik ist sehr zu billigen, weil hierin in den bisherigen Wörterbüchern eine grosse Verwirrung herrschte. Der Vf. hat auch seinen vorgesetzten Zweck der möglichsten Vollständigkeit, die sich bey der, einem Taschenwörterbuche vorgeschriebenen, Kürze vereinigen liess, wirklich erreicht, und mit völliger Ueberzeugung empfehlen wir es als ein seiner Bestimmung entsprechendes Werk. — Als Verfasser davon wird der Bruder des Hn. Rector *Bandtke*, nämlich Hr. *Johann Vincent Bandtke*, damals der Rechte Beflissener und Lector der polnischen Sprache an der Universität zu Halle, angegeben; — eine Nachricht, die wir hier mitzutheilen um so weniger Bedenken finden, da die Arbeit dem jungen Manne zur Ehre gereicht.

## ORIENTALISCHE LITERATUR.

DORPAT, in d. akad. Buchh.: *Neue hebräische Sprachlehre für Anfänger*, zunächst für die Lehranstalten in den vier deutschen Russ. Kaiserl. Gouvernements Lief- Cur- Ehst- und Finnland, entworfen von D. *Wilhelm Friedrich Hezel*, Russ. Kaiserl. wirkl. Hofrathe und Prof. an d. Kaiserl. Univers. zu Dorpat. 1804. IV und 154 S. 8. (20 gr.)

Der, seit 30 Jahren um das gründliche Studium der morgenländischen Sprachen verdiente Vf. fügt zu den drey hebräischen Sprachlehren, welche er herausgegeben hat, eine vierte hinzu, weil die dritte, die kürzere hebräische Sprachlehre für Anfänger (Detmold 1787.), sein Leitfaden bey seinen Vorlesungen, vergriffen war, und für die der Universität Dorpat untergeordneten Lehranstalten ein eignes Lehrbuch ausgearbeitet werden sollte, welchem der Vf. mehr Einfachheit und in mancher Rücksicht mehr Vollständigkeit, Leichtigkeit und Deutlichkeit zu geben suchte. Unser Urtheil muss also theils auf die Vorzüge und Mängel dieses Lehrbuchs, theils auf sein Verhältniss zu den früheren *Hezelischen* Lehrbüchern Rücksicht nehmen, da letzteres zu kennen, besonders für die Freunde derselben Interesse hat. In den früheren Lehrbüchern des Vfs. war mit besondrer Aus-

Ausführlichkeit seine Lehren von den Vocalbuchstaben, und der Verwandelung oder Wegwerfung derselben nach heterogenen oder auch homogenen Vocalen, wohl an einer unrechten Stelle beym Anfange der Grammatik, abgehandelt, und demnächst besonders die durch ungewöhnlichere Vocale ausgezeichneten Formen des *Tempora* im regulären *Verbum* aufgezählt. Von beiden Lehren steht in dem neuen Lehrbuche nichts, beide sind in kurzen Anmerkungen §. 48. 4.** und §. 57. blofs berührt, und, nach unserm Bedünken, zum Nachtheil der Methode. Denn nun stehn die Paragraphen der *Verba irregularia* oft mager da, und der Lehrer, welcher seinen Schülern deutliche Begriffe davon beyzubringen sucht, vermifst jene bestimmtere Basis seiner Erklärungen, wenn es auch z. B. S. 60. heifst: Folgende *Verba* ל״א haben die Form יִקְטַל S. 62.: das Futurum der *Verba* פ״ן hat gewöhnlich die Form יִקְבַל. Für Anfänger konnte nicht alles gegeben werden, was man in dem grofsen Lehrbuche findet: aber einiger solcher Anleitung kann auch der Anfänger nicht entbehren. Dagegen steht die Lehre von der Vocal-Veränderung auch hier in gröfserer Ausführlichkeit und im Detail. In einer übrigens recht zweckmäfsigen Ordnung ist §. 45. von den unveränderlichen Vocalen, §. 46. von den verwandten, §. 47. von den Veränderungs*arten* überhaupt, und insbesondere §. 48. von der Verlängerung, §. 49. von der Verkürzung, §. 50. von der Verwechselung, §. 51. von der Verwerfung (welches Wort unrichtig und sinnwidrig statt: Wegwerfung, gebraucht ist), §. 52. von der Annahme neuer nothwendiger, und §. 53. zufälliger Vocale gehandelt. Bey jener Wegwerfung der Vocale ist gerade der Hauptpunkt nicht ins Licht gesetzt: dafs, aufser den in der dritten Regel erwähnten *Formis saegolatis*, (ׇ) und (ֵ) die Vocale sind, welche wegfallen. Von diesem Wegfallen der Vocale ist natürlich bemerkt, dafs es erfolge, wenn das Wort am Ende wächst, und durch den Anhang der Ton verrückt wird, und gleichwohl §. 27., wo von der Fortrückung des Tons die Rede ist, werden als die zwey Fälle derselben blofs 1) der ganz problematische des sogenannten ו *conversivi praeteritorum*, und 2) das paragogische ן der *futura* angeführt. Man sieht leicht, dafs selbst letzteres nur von einigen irregulären *Verbis* gilt, und dafs also gerade jene Hauptsache nicht einmal berührt, und das Angegebene nur halb wahr ist. Es ist nicht so leicht, diese grammatischen Regeln in der Bestimmtheit aufzustellen, von der ihre Wahrheit abhängt, und selbst der Grammatiker, der schon mehrere Lehrbücher verfafst hat, strauchelt bey mangelnder Umsicht. Die in der gröfseren *Hezelischen* Grammatik aufgestellten 20 Conjugationen sind hier mit Recht ausdrücklich *Verbalformen* mit eignen Formal-*Bedeutungen* genannt, und es werden deren überhaupt *acht* aufgeführt: *Katal*, *Kittehl* mit seinen beiden Passiven *Kuttal* und *Hithkattehl*, *Kotehl* mit seinen beiden Passiven *Kotal* und *Hithkotal*, *Hiktihl* mit seinem Passive *Hoktal*, *Niktal*, *Kitlehl* mit seinen beiden Passiven *Kotlal* und *Hith katlehl*, *Kitwehl* mit seinem Passive *Hithkatwehl*, *Kilkehl* mit seinen Passiven *Kolkal* und *Hithkalkehl*. — Man bemerkt bald, dafs die Form *Kitwehl* fast blofs wegen des Wortes התמהמה geschaffen, und da sich dieses weit leichter auf andere Weise erklärt, überflüssig ist. *Kotehl* müfste wohl analog nach der übrigen Schreibart des Vfs. *Kohtehl* heifsen, und so die Derivate auch. *Passive* sind doch die Formen mit dem *Praeformative* הת gewifs nicht im *Hebräischen*, und wenn man sagen könnte dafs, nach den verwandten Dialecten jenes *Präformativ* ursprünglich eine solche Bedeutung gehabt haben möge: so ist diefs doch nicht gesagt, und gehört wenigstens nicht für den Anfänger. — Es sind unnütze Weitläufigkeiten, wenn es §. 15, 6. heifst: ein Buchstab, der *kein Vocalzeichen* hat, wird *leer* genannt, auch wenn er (:) Schwa s. §. 16. hat. Voll hingegen heifst er, wenn er ein Vocalzeichen hat. Und §. 16.; das Schwa (:) oder Chatef unter einem Buchstaben zeigt an, dafs der Buchstabe *leer*, aber lautbar sey. — Der Vf. giebt, wie zu seiner griechischen Sprachlehre, von S. 90 an, eine Menge Paradigmen der Verba und Nomina; aber er überhäuft letztere, wenn er *ohne irgend* einen Nutzen mehrere von einerley Art giebt, und erschwert dadurch den Anfänger die Erlernung; und wozu in aller Welt soll es helfen, *jedes* dieser Nomina hier mit *allen Suffixis* formirt zu setzen, auch wenn sie mit einerley Form des Nomens stehen? Diefs ist eine Ueberladung der übrigens mit Recht benutzten, neueren Methode. — Die angeblich veralteten Formen der *Pronomina* z. B. S. 80. und 81: הָא, woraus der Artikel, und שֶׁה, woraus das *Präfixum (pronomen relativum)* ש entstanden seyn soll, sind theils unerweislich, theils dürfen sie wenigstens dem Anfänger nicht gerade hin als sicher angegeben werden. Von den *Pronominibus* ist erst nach dem *Verbo* gehandelt; aber ist denn ohne jene die *Flexion* der Personen der *Verba* dem Anfänger irgend begreiflich? Von der, auch dem Anfänger des Hebräischen unentbehrlichen *Syntaxis* ist kein Wort, auch nicht einmal beyläufig, gesagt.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. *Leipzig*, b. Vogel: *Platonis Apologia Socratis in usum Scholarum.* 1805. 48 S. 8. — Ein bloſser, aber so viel wir verglichen haben, guter und correcter Abdruck der vortrefflichen kleinen Platonischen Schrift, mit der allerdings die jüngeren Freunde der griechischen Literatur schon frühe dürfen bekannt gemacht werden. Nur einmal S. 16. haben wir eine kritische Note im 9ten §. gefunden. Die *Wolfische* Conjectur τοῦτ' οὖ für τοῦτον ist dort unter dem Texte angegeben. Voraus geht von S. 1—6. ein kurzer lateinischer Inhalt des Werks, wie er sich auch sonst bey andern Ausgaben findet. Druck und Papier sind artig: der Herausg. hat sich nicht genannt; seine Bemühung indefs, eine so wohlfeile und hübsche Hand- und Schulausgabe veranstaltet zu haben, verdient immer Dank.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 25. Junius 1806.

## VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Genf, b. Paschoud: *Manuscrits de Mr. Necker, publiés par sa fille.* An XIII. 153 u. 353 S. 8.

Die ersten 153 Seiten dieses Buchs enthalten, was die *Frau von Stael* von dem Charakter und Privatleben ihres Vaters mit jener Sprache der tiefsten vollesten Empfindung dem Publicum fürs erste zu sagen hat. Das Buch selbst besteht aus 145 abgerissenen Auffätzen oder Sprüchen, die sich in den Handschriften des Verstorbenen gefunden haben. Von der 229sten S. bis zu Ende folgt ein von ihm verfasster Roman: *Suites d'une seule faute.* Eine Sammlung seiner Werke und nähere Nachrichten über ihn haben wir zu erwarten.

Was aus seiner Charakterschilderung hervorgeht, ist von dem Rec. in einer eigenen Schrift anderswo behandelt worden. „Er wollte das Gute, und er that, was er konnte." *Das* ist er den Lesern dieser Blätter schuldig, zu bezeugen, dass, obwohl nicht ein unparteyischer kalter Geschichtschreiber, sondern eine zwar wohl unterrichtete, jedoch den Vater mit höchster Leidenschaft liebende Tochter spricht, in dieser vorliegenden Abhandlung die Thatsachen um nichts weniger *wahrhaft* sind. Viele, die meisten, sind offenkundig; die Bestätigung anderer hat man durch unverdächtige Zeugen, welche ihn wohl gekannt haben. Man kann also dieser Herzensergiessung der Tochter mit ungetrübter Theilnahme folgen; sie wird keine falsche Vorstellung in den Kopf bringen. Dabey ist sie höchst anziehend; es redet hier nicht Geist und Witz, es glänzt hier nicht jene, sonst etwa zu reichlich gebrauchte Kunst der Schriftstellerin: *Sie* ists, ihr Herz redet. Wer sie dieses Stück schreiben sah, wer sie es lesen gehört, könnte darüber zeugen: Aber der beste Zeuge ist im Innern jedes edlen Gemüthes, der Sinn für das Ungeheuchelte. Wir wollen auch die nicht bestreiten, welchen dieser und jener Ausdruck übertrieben scheinen mag: denn die sind nicht *sie*, sie so ganz, mit aller Kraft ihrer Seele, nicht für die Welt jetzt schreibend, sondern um sich Luft zu machen. Wer spotten kann, (ist ja des grossen *Haller's* Mariane zu derselben Zeit auch parodirt worden!), dem ist auch nichts zu sagen: denn er hat keinen Sinn es zu fassen; er dient Göttern des Augenblicks, das Genie des Herzens ist dem Unglücklichen unverständlich.

Hn. *Necker's* hier erscheinende Gedanken über mancherley Gegenstände tragen sein Gepräge ganz; eines denkenden Beobachters der Welt, welcher in dem grossen Kreise seines Lebens (denn auch vor seiner politischen Berühmtheit war sein Haus ein Sammelplatz der geistreichsten und ausgezeichnetsten Männer) eine Feinheit in dem Urtheil bekommen, wodurch, wenn er weniger gut gewesen wäre, er furchtbar seyn konnte, dem aber eine hohe Moralität allezeit alles war. Ein Auszug ist unmöglich; einige seiner Sätze wollen wir zur Probe ausheben.

Der Mann, welcher das Schicksal der Welt (in so fern dieses Menschen möglich) in seine Hand genommen, welche Aufmerksamkeit musste er bey dem erwecken, der *auch sich*, sich aber beym besten Willen und vielem Wissen vom Glück so zurückgeworfen als jenen erhöhet sah! Das Resultat schrieb *Necker* kurz vor seinem Tode (S. 49 f.): „Was den (damals) ersten Consul ausserordentlich bezeichnet, ist die in ihm herrschende Willenskraft, ein hoher prächtiger Wille, welcher alles fasst, ordnet, bestimmt, nach den Umständen sich ausbreitet oder anhält. *Das ist die erste Regenteneigenschaft.* Man betrachtet so einen Willen zuletzt wie ein Naturgesetz, dem zu widerstreben man sich gar nicht einfallen lässt. Hingegen im zweyten Rang hat die Willenskraft Schranken; da braucht man tausenderley Schonungen, man muss ein grosses Theil seiner Kräfte auf sie verschwenden." Diese Stelle zeigt genugsam, *worauf* es ankömmt, und die Eitelkeit alles andern, wo *das Eine* abgeht. Fein komisch malt Hr. *Necker* die mannichfaltige List unwissender Grossen, die ihre Schwäche bergen wollen, S. 54. Noch satirischer ist die, ehemals schon gedruckte, geistvolle Schrift, welche hier S. 84—98. wieder erscheint: *le bonheur des Sots.* Was haben *wir* über sein Wort von der Vaterlandsliebe zu sagen! S. 68 f.: „Wo der Bürger von politischer Theilnahme ganz ausgeschlossen ist, wird Vaterlandsliebe nur Name seyn. Man sagt, ich liebe mein Vaterland, ich kenne sein Gutes: kalt sagt man es sich und anderen. Die *wahre* Vaterlandsliebe ist inniger, feuriger. Zwanzig Mal täglich bedenkt der Britte, dass er ein Britte ist: aber in den weiten Landen der alten Germanen, denkt einer in seinem Leben auch wohl einmal daran, dass er ein Deutscher ist?" Das zu widerlegen, beeifert euch; politische Theilnahme haben die Zeiten uns gegeben, geben sie, täglich wärmer, jedem. Die vortrefflichen Gedanken über die protestantische Geistlichkeit S. 70—80. verdienen besondere Empfehlung. S. 111. Grosses Resultat eines vielversuchten Lebens, worin so viel missglückte: „Mich haben alle meine Beobachtungen darauf gebracht, dass genauere Kenntniss der Menschen nicht nothwendig zu ihrer Verachtung führt." (Hierüber mehrere Seiten Ausführung.)

„Wie natürlich, dass der Allwissende der Allerbarmer sey, und dass der in seiner Einfalt so tiefsinnige Lehrer Christus unsere Urtheile so mildernd leitet!" *Necker* hatte sich der Menschen eben nicht zu sehr zu loben; er war aber von Grund aus gerecht. Von der *Darstellung* eine Probe, S. 142.: „Mit dem Tod ist nicht zu scherzen: Wir kennen ihn nicht; zu sehr zerstreut uns das Leben. Wie aber? Er kömmt, will allein mit uns reden, setzt den Tag, wo wir mit ihm sollen in die Finsterniss; er ruft; wir möchten viel wissen, keine Antwort; nun Verlegenheit, nun Kümmerniss. Erscheine, trostvoller Glanz der Religion!" Noch eine Stelle, S. 183.: „Ewigkeit der Höllenstrafen. Gott! Ewiges Feuer! Haben Dich die gekannt, welche dieses Wort zuerst ausgesprochen? Ewiges Feuer, für elende Geschöpfe, in beständigem Kampf gegen Lockungen des Irrthums und Stürme der Leidenschaft! Ewiges Feuer, elenden Kreaturen, deren Waffen so schwach, deren Kampf so mannichfaltig und immerwährend ist! Gott, Deine Güte! Sie war, ehe wir wurden; sie bleibt, wenn der Tod uns niederwirft." Guter Mensch Gottes, du bist nicht orthodox, aber bitte für uns! Was er über die öffentliche Meinung S. 20 ff., was er über den Ton der sogenannten guten Gesellschaft S. 116 ff. sagt, verdiente auch hier zu stehen; doch wir wollen mit einem Wort über seine Landsleute schliessen, S. 185.: „Die Genfer sind viel weniger oberflächlich, als die Franzosen; dennoch ist mir nicht so gemüthlich, mit ihnen zu sprechen; man merkt kaum, ob man Eindruck macht. Sie hatten weniger Herzlichkeit und Wärme, als kalten Verstand." Doch noch Eins: „Sonderbar! Genf ist erobert; das kleine Volk verloren in die grosse, die grösste Nation; aber Genfer und Franzosen bleiben doch zweyerley. Es ist eine Ehre, dieses edle Andenken dessen, was man war. Die Papiere sprachen von der unaussprechlichen Freude, als die Stadt französisch wurde. Welche Materialien für die Historie, die öffentlichen Papiere unserer Zeit." In der That: als ein französischer General die allgemeine Traurigkeit sah, konnte er sich nicht enthalten, einem, der die Sehnsucht nach der Einverleibung, die Freude über deren Decretirung besonders gerühmt hatte, seine Gegenbemerkung zu machen. Dieser behauptete wider den Augenschein, sie wären alle „trunken vor Freude." Da antwortete der General: *Il faut avouer, qu'ils ont le vin bien triste!*

Den angehängten Roman des Greisen, eine ganz zufällige Beschäftigung weniger Stunden, nach den strengen Regeln der Kunst zu richten, möchte wohl unbillig seyn. Die Scenen sind erschütternd, herzzerreissend; niemand kann ihn ohne warmes Mitgefühl lesen. Mehr hat er nicht gewollt; und es ist viel, in einem Fach, das ihm durchaus fremde war, ihn so weit gekommen zu sehen.

Hannover, im Verl. d. Helwing. Buchh.: *Nützliches Lesebuch für alle Stände.* Von *Joh. Christoph Fröbing*, Pastor zu Markoldendorf. *Erster* Band. 1803. 366 S. 8. (18 gr.)

Auch diese, unsers Wissens nicht weiter fortgesetzte Schrift des sel. *Fröbing's*, welcher sich als Volksschriftsteller nicht unvortheilhaft bekannt gemacht hat, ist so abgefasst, dass sie, nach dem Wunsche des Vfs., zur Veredlung der Gefühle beytragen und auch den Lesern Vergnügen gewähren kann. Die noch nicht vollendete Geschichte der Kreuzzüge ist nicht übel vorgetragen; auch in den übrigen historischen Aufsätzen, in welchen die Leser mit der sicilianischen Vesper, der Pariser Bluthochzeit und den Legenden von den Siebenschläfern und 11,000 Jungfrauen bekannt gemacht werden, ist der Vortrag verständlich. Die Tendenz der darauf folgenden *Gespräche* geht vorzüglich dahin, den Glauben an Wunderdoctoren und Schatzgräber zu verdrängen, herrschende Vorurtheile zu berichtigen und die traurigen Folgen böser Gewohnheiten anschauend darzustellen. Das Gemälde nach dem Leben, welches den Beschluss dieses *ersten* Bandes macht, wird gewiss die Leser nicht ungerührt lassen.

## JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Voss: *Bildungsblätter*, oder *Zeitung für die Jugend.* Mit Kupfern und Musikbeylagen. 1806. *Januar. Februar. März.* 4. (Der Jahrgang 8 Rthlr.)

So sehr auch zu wünschen ist, dass die heranwachsende Jugend durch zu häufige und leichte Lectüre, zum Nachtheile einer gründlichen Bildung, nicht zu sehr zerstreut werde: so ist doch auch von der andern Seite nicht zu läugnen, dass bey der eingerissenen Lesewuth der Erwachsenen, von welcher auch die Jüngeren leicht angesteckt werden, und bey den vielen Gelegenheiten, welche die letztern in unsern Tagen zu Verirrungen in Hinsicht auf Lectüre erhalten, es nicht gerathen wäre, wenn unsre Jugendschriftsteller ihre Federn niederlegten, und die sogenannten Kinderschriften, die sich freylich in den letzten Jahren zu stark vervielfältigt haben, aus unsrer Literatur gänzlich verschwänden. Die Jugend würde dann zu andern Büchern greifen, die nicht für sie berechnet sind, und leicht auf ihren Geist und ihr Herz einen verderblichen Einfluss äussern könnten. Um ein grösseres Uebel zu verhindern, müssen wir uns das kleinere gefallen lassen, das aus dem Lesen der vielen, zum Theil faden und wäsrichten, Kinderschriften für unsre Jugend entspringt. Wir wollen dabey nur wünschen, dass, da nun einmal für unsre Söhne und Töchter geschrieben werden muss, diess von wackern Männern geschehe, und dass man die Schriften der *acht* oder *zehn* trefflichen Jugendschriftsteller, die Deutschland zählt (der *mittelmässigen* und *schlechten* besitzt es eine Legion), hervorziehe und vorzugsweise benutze. Lange schon scheint man das Bedürfniss einer regelmässig fortlaufenden Zeitung für die Jugend gefühlt

zu haben, durch welche sie theils, nach dem Beyspiele der Erwachsenen, eine täglich oder wöchentlich wiederkehrende Unterhaltung, theils Belehrung über Erscheinungen der Zeit, die Welt ausser ihr u. s. w. erhielte. Diess Bedürfniss scheint mit jedem Jahre um so dringender geworden zu seyn, je mehr die Zahl der Zeitschriften für die Alten und mit ihr — durch Einwirkung des Beyspiels — der Reiz für Lectüre dieser Art bey der Jugend zugenommen hat. Die Zeitung, die einst Hofrath *Becker* für dieselbe herausgab, wurde gewiss mit Vergnügen und Nutzen gelesen, und nicht wenige werden es bedauert haben, dass er an ihre Stelle die National-Zeitung treten liess. Mehrere Versuche, die dadurch entstandene Lücke zu füllen, hatten keinen glücklichen Erfolg, worin der Grund vielleicht mehrentheils in den Unternehmern lag. Um so mehr muss es die deutsche Jugend und ihre Aeltern, Lehrer und Freunde freuen, dass sich ein Mann, wie *Dolz*, der das Vertrauen des pädagogischen Publicums besitzt, der Redaction einer Jugendzeitung unterzogen hat, von der bereits *drey* Monatshefte vor uns liegen. Sie will Unterhaltung mit Belehrung verbinden, und ob sie gleich für das reifere Alter bestimmt ist, doch auch bisweilen für jüngere Leser manches liefern. Das grosse Feld, das sie sich gesteckt hat, ist sowohl in der Ankündigung als auch auf dem monatlichen Umschlage näher bezeichnet. Jede Woche liefert drey halbe Bogen in Quart, und ein Begleitungsblatt zunächst für Aeltern und Erzieher, worin pädagogische Angelegenheiten ventilirt und Buchhändler-Anzeigen abgedruckt werden sollen. Auch erhalten die Leser jeden Monat wenigstens *drey* Kupfer und ein Musikblatt. Die besten Jugendschriftsteller sind zu thätiger Theilnahme eingeladen. Wir werfen unsern Blick vorerst auf das Aeusserliche. Es gleicht ganz der Zeitung für die elegante Welt, und die deutsche Jugend hat bis jetzt in dieser Hinsicht, wenn wir etwa *Glatz'ens Theone* und *Ewald's Kunst, ein gutes Mädchen zu werden*, ausnehmen, noch nichts Gefälligeres erhalten. Auch sind die beygelegten Kupfer ganz nett, anziehend und instructiv, und gewähren — wie Rec. häufig zu bemerken Gelegenheit hat — der Kinderwelt viel Freude. Man kann demnach wohl fragen: entspricht der Inhalt dieser Bildungsblätter ihrem schönen Aeussern? Von einem *Dolz* lässt sich erwarten, dass er die Jugend gut versorgen werde, und allerdings ist nicht zu läugnen, dass die vor uns liegenden Hefte der Zeitung viel Gutes enthalten, und die jungen, selbst ältern Leser nicht ohne vielfältige Unterhaltung und Belehrung lassen werden. Kurz, aber interessant sind die Biographieen von *Comenius*, *Weiße*, *Basedow* und *Rochow*; die Nachrichten über Wien, im 20sten bis 23sten Stücke, werden gewiss auch Erwachsene mit Theilnahme lesen; manche Aufsätze von *Hahn* sind anziehend, und so könnte man vieles anführen, was für die Jugend recht zweckmäsig bearbeitet ist. Von der andern Seite scheint es jedoch als wenn der Herausg. von guten Jugendschriftstellern zu wenig unterstützt, und, da wöchentlich drey Stücke erscheinen *müssen*, genöthigt werde, manches abdrucken zu lassen, was sich nicht über das Mittelmäsige erhebt. Dahin rechnet Rec. mehrere dialogisirte Aufsätze, in denen über Kleinigkeiten, die sich mit wenigen Worten beseitigen liessen, mit vieler Redseligkeit und bisweilen in einem kindischen Kindertone viel — geplaudert, und dadurch nur Papier und Druck verschwendet wird. Man fange doch endlich an, unsern Söhnen und Töchtern kräftigere Nahrung zu reichen. Dass manche Aufsätze so stark zerstückelt worden sind, kann Rec. nicht billigen. Auch scheint es ihm nöthig, dass auf politische Ereignisse der Zeit mehr Rücksicht genommen werde, ohne dass man die Bildungsblätter zu einer politischen Zeitung mache. Einige Aufsätze von gedachtem Inhalte, z. B. die *kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse des Jahres* 1805.; *Glatz'ens Schreiben über die Vorfälle in Wien während der Anwesenheit der Franzosen; Nelson und Pitt*, finden sich bereits in den drey ersten Heften. Wir wünschen von Herzen diesem, von dem Verleger so freygebig ausgestatteten, Blatte den glücklichsten Fortgang.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Allgemeine Sprachlehre.** *Warschau*, gedr. b. Rageczy: *Zur Feyer der Eröffnung des Kön. Lyceums zu Warschau* ladet ein hochzuverehrendes Publicum im Namen des Ephorats ehrerbietigst ein M. *Samuel Gottlieb Linde*, Ph. Dr., des Lyc. Ephor u. Director. Dabey: *Grundsätze der Wortforschung, angewandt auf die Polnische Sprache.* — *Erster* Theil. 1805. 6½ Bog. gr 4. in gespaltenen Kolumnen, wovon immer die eine Polnisch, die andere Deutsch ist; auch mit einem zweyten polnischen Titel. — Es ist eine höchst erfreuliche Ansicht, in der Hauptstadt des ehemaligen Polens eine Anstalt aufblühen zu sehen, deren Direction einem so tief eingedrungenen Kenner aller slawischen Mundarten, so wie der classischen und deutschen Literatur anvertraut ist, und über welche Männer, wie die Grafen *Potocki* und Hr. *v. Kopczynski* das Ephorat mit übernommen haben; eine Anstalt, zu welcher unter solchen Leitern der geborne Pole das vollste Zutrauen gewinnen muss, und durch welche um desto sicherer deutsche Literatur in ein Land verpflanzt wird, in dem der ganze grosse Haufe einer kräftigen Nation einem völlig unzweckmäsigen Unterricht nach alten Mönchsformen fast erlag, und die Männer von wahrer Bildung, die Freunde und Kenner der schönen Literatur, und die Schriftsteller in ihrer reichen und annehmlichen Sprache, ihre Bildung grösstentheils bloss von Frankreich aus erhalten hatten, ohne es bis zum echt wissenschaftlichen Sinne gebracht zu haben. Wenn der Deutsche durch die Achtung gegen die polnische Sprache und Literatur, die beide verdienen, den Polen an sich ankettet: so wird um so leichter schon die nächste Generation, in deutsch-polnischen, unter der Sorgfalt der erleuchteten und thätigen preussischen Regierung, gedeihenden Lehranstalten gebildet, zu deutscher Literatur geführt werden. So wird diese deutsche, wissenschaftliche Literatur, welche den Rang ihrer Thätigkeit für wahre Gelehrsamkeit neben jeder andern Nation behauptet, in Osten wieder gewinnen,

was

was ſie im Weſten verloren hat. Wenn ſogar durch den weſtlichen Verluſt deutſche Gelehrſamkeit mehr als ſonſt zu nachbarlichen Völkern übergeht: ſo ſieht der weltbürgerliche Sinn ſelbſt in Zeitveränderungen, welche den deutſchen Namen aufzulöſen drohen, einen Gewinn der deutſchen Literatur, zu deren Verbreitung die vordem getrennten Nationen einander die Hände reichen.

Wenn irgend ein Bildungs-Inſtitut zur literariſchen Verbindung zweyer Nationen zweckmäſsig hinzuwirken geeignet iſt: ſo iſt es dieſs, deſſen feyerliche Eröffnung durch die vor uns liegende Schrift angekündigt iſt. Die Art der getroffenen Einrichtungen, die Zahl und der Name der hier angeführten Lehrer dieſer Anſtalt, die faſt alle ſchon erfahrne Erzieher ſind, bürgt für den Erfolg. Bis jetzt ſind die Zöglinge, deren Anzahl ſchon bis auf 290 geſtiegen war, in ſieben Klaſſen vertheilt, und unter dieſen iſt Tertia und Quarta, wegen der ungleichen Fertigkeit der jungen Polen in der deutſchen Sprache, in polniſch- und in deutſch-Tertia, polniſch- und deutſch-Quarta getheilt, ohne daſs die Lehrgegenſtände in dieſen Abtheilungen verſchieden ſind. Die Vorkenntniſſe der jetzigen Schüler erlaubten nicht eine höhere Klaſſe als Quinta zu bilden: künftig werden noch drey höhere Klaſſen errichtet werden.

So weit über dieſe Schrift als Gelegenheits-Schrift. Der gröſsere Theil derſelben iſt noch weit gehaltvoller. Die *Grundſätze der Wortforſchung* angewandt auf die *polniſche* Sprache, von welcher hier nur der *erſte* Theil nebſt dem Plan des *zweyten* gegeben iſt, zeigen ganz den geübten Sprachforſcher und genauen Kenner aller ſlawiſchen Sprachen, als welcher Hr. *Linde* bekannt iſt.

Dieſer *erſte* Theil handelt in *fünf* Kapiteln, 1) von dem Gegenſtand der Etymologie, 2) den etymologiſch weſentlichen Buchſtaben und ihrer Erkennung, 3) von den Verwandlungen der weſentlichen Buchſtaben, ihren Geſetzen, und den Mitlautern, welche in einander übergehen oder nicht übergehen, 4) von den Selbſtlautern und ihrer Verwandelbarkeit, 5) von den Buchſtaben, wodurch ſich der Pole von den übrigen Slaven unterſcheide. — Ueberall findet man beſtimmte Begriffe und eingreifende, von ſprachforſchender Reflexion zeugende Beyſpiele. Es iſt intereſſant, wenigſtens einige davon anzuführen. S. 5. Das Weſen des Wortes *nieśmiertelnić* verunſterblichen, und aller von dem Stamme *mor*, *mrę*, *mrzeć* abgeleiteten Wörter iſt nach Weglaſſung aller Zuſatzbuchſtaben am Anfange, in der Mitte und am Ende dieſer Wörter: *m—r*, und damit wird ſehr natürlich *mori*, *mort*, *Mord*, *μοιρα* verglichen. S. 23. Graec. *helios*, Valliſ. *haul*, Litt. *ſaulę*, Dan. *ſoel*, Suec. *ſol*, Lat. *ſol*, Ruſſ. *ſoluce*, Pol. *ſlońce*, Boh. *ſlunce*, Vind. *ſunze*, *ſonze*, Carn. *ſonze*, Croat. *ſzunce*, Crim. Tatar. *ſune*, *ſön*, Angl. *ſun*, Germ. *Sonne*. S. 15. *l* und *ł* ſind in etymologiſcher Hinſicht gleichgültig; ſo ſagt und ſchreibt der Pole im Nominativo: *Szkoła*, im Locali hingegen *w Szkole*. Das *ł* haben die Böhmen ſchon ſeit 200 Jahren abgeſchafft. In dem cyrilliſch-ruſſiſchen Alphabete befindet ſich für daſſelbe kein Schriftzeichen. Der Pole iſt genöthigt, es beyzubehalten, um dadurch mehrere, ihrer Geſtalt nach ganz gleiche Wörter zu unterſcheiden, z. B. *lęp* Vogelleim und *łep* Kopf. Die ſüdlichen Slaven, die Dalmatier, Raguſaner u. ſ. w. verändern nach italiäniſcher Weiſe das *ł*, *l* in *j*, z. B. Pol. *człowiek*, Rag. *čjovek*; die Krainer und Winden nach franzöſiſcher Weiſe in *u*, z. B. Vind. *ſoȣnoſt*, Pol. *ſolność* Salzigkeit; die Wenden in der Lauſitz in *w*, z. B. *ſwowo*, Pol. *ſłowò* Wort. — So intereſſant die Zuſammenſtellungen ähnlicher Wörter verſchiedener Dialecte und Sprachen ſind, beſonders indem ſie Lichtſtrahlen auf die groſse Verwandtſchaft ſehr vieler Sprachen werfen: ſo bleiben doch dieſs bloſs einzelne Lichtſtrahlen, und wo nicht die Verwandtſchaft der Laute und ihrer Bedeutung augenſpringend, ſondern erkünſtelt iſt: da trügt die Anwendung der anderwärts vorkommenden Modificationen der Laute als Regel für andere Fälle, eben ſo oft, als ſie ſonſt treffende Winke giebt. Der Vf. ſucht der Willkür des Etymologiſirens dadurch vorzubeugen, daſs er beſtimmt S. 27. die Mitlauter aufſtellt, welche *nicht* in einander übergehen. Aber wenn gewiſſe Mitlauter in vielen Fällen wirklich in einander übergegangen ſind, und alſo dieſer Fall auch anderwärts vorkommen *kann*: iſt denn ein irgend geſicherter Schluſs auf ſeine Wirklichkeit ſo leicht? Wir ſind begierig auf die dieſsfalſigen Erörterungen des ſachkundigen Vfs. im verſprochenen *zweyten* Theile, beſonders auf die mehreren §§., wo die Grade der etymologiſchen Gewiſsheit unterſchieden werden ſollen. Auf zwey dieſer Schrift beygefügten Kupfertafeln ſind die nach ihrer organiſchen Verwandtſchaft in Klaſſen getheilten polniſchen Mitlauter, die in einander übergehen, und die am meiſten verwandten Mitlauter und Selbſtlauter noch deutlicher ausgezeichnet.

---

*Danzig*, gedr. b. Wedel: *Principiorum et legum pronuntiationis, quae eſt in vocibus, recenſus criticus*, lectionum indicandarum cauſſa ſcriptus a *Joh. Lud. Schulz*, Phil. Doct. eloquentiae et poëſeos in Athenaeo Gedanenſi Prof. P. O. 1803. 27 S. 4. — Eine mit gründlicher Kenntniſs des Gegenſtandes abgefaſste Angabe und treffende Beurtheilung der ältern und neuern Theorieen der Regeln des mündlichen Vortrags, wobey bloſs von einem groſsen Theile der Leſer die Angabe der Titel der Bücher der neueren Schriftſteller vermiſst werden muſs. Es wird mit literariſchen Nachweiſungen in unſerm Zeitalter oft ſo viel Miſsbrauch getrieben, daſs die zu weit getriebene Entfernung von ſolchem Miſsbrauche unbedenklich iſt, da ja der Vf. Alles nachweiſet, was er zerſtreut in andern Sammlungen fand. Die Theorie des Vfs., deren Ausführung recht verdienſtlich ſeyn würde, liegt theils in den Beurtheilungen der Grundſätze der Vorgänger, theils iſt S. 21. wenigſtens ein tabellariſcher Umriſs davon gegeben. *Principium artis. Omnis motus animi unum quendam habet a natura ſonum. Artis negotium verſatur in eo, ut ſoni, quos natura dedit, conjungantur cum verbis. Vocum ſ. ſonorum natura mutationes patitur. Vocum totidem ſunt mutationes, quot ſunt animorum. Mutationes vocum ſunt vocum intentiones et remiſſiones. Sunt tres omnino vocis ſoni, pro intentionis gradibus. Sunt tres vocis ſoni pro dicendi generibus. Sunt quinque ſoni a primariis animi motibus, a mentis primariis facultatibus poſiti. Conſtituuntur voces ab orationis generibus. Conſtituuntur et a rythmo affectibus orationis proprio. Continentur vocis mutationes quinque ſonorum intervallo. Eſt in oratione cantus quidam obſcurior. Eſt cantus certus ad certas leges revocandus. Pronuntiatio cum Muſica comparata. Differt Muſica a Pr. pluribus et majoribus ſonorum diſtantiis; harmonia et quae inde oritur, melodia a pronuntiatione aliena* etc. Dieſs mag zugleich einigermaſsen als Probe des lateiniſchen Ausdrucks dienen.

---

Geschichte. In der Einladungsſchrift zur Einführung dieſes Hn. *Schulze* (ebendaſ. auch 1803. auf 16 S. 4. gedruckt) handelt Hr. D. *Daniel Gralath*, Athenaei Rector et Inſpector, von den *generibus cauſſarum, quarum inductu rerum hiſtoricarum ſcriptores in enucleandis rationibus, quae actionum humanarum bonitati vel pravitati reſpondeant, genuinas arbitrandi et interpretandi regulas vel neglexere vel infregere.* Dieſe Schrift geht aber nicht tief ein; ſie hat zwar eine Menge von Beyſpielen, aber es laufen auch oft wenigſtens halb unwahre Bemerkungen mit unter, ſo z. B. wenn es S. 12. heiſst: *Donatiſtae, qui a Catholicis ſeu Traditoribus ſic dictis miſerrime ſuppreſſi ſunt*; oder nach S. 6. *Tacitus inprimis in hominum characteribus delineandis extremae nonnumquam inhumanitatis noxium ſe exhibuiſſe feratur*; und der Vf. alſo räth, ihn *nonniſi caute ac dubitanter* zu leſen. Geſchichtſchreiber von einem ſo hohen Gehalte, wie *Tacitus*, können wohl zuweilen über einen Mann oder eine Begebenheit ihr Urtheil mit zu groſser Lebhaftigkeit auszuſprechen ſcheinen; aber zu warnen braucht man deshalb eben nicht vor Farben eines ſolchen Meiſters, die überdem hier nicht einmal irgend befriedigend charakteriſirt ſind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. Junius 1806.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

Unter der Aufschrift: NORDDEUTSCHLAND, ohne Angabe des Verlegers: *Ueber die Preussische Verwahrung und Verwaltung der Kurbraunschweigischen Staaten während des dritten Coalitionskrieges gegen Frankreich*, und über die Folgen dieser Verfügung. Im Febr. 1806. 178 S. 8.

Die Masregeln des königl. preussischen Kabinets beym Ausbruche und Fortgange des dritten Coalitionskriegs gegen Frankreich und seit der Beendigung desselben durch den Pressburger Frieden sind sehr verschieden beurtheilt, und von vielen bitter getadelt worden. Unter diesen Tadlern gab es mehrere, die die Beobachtung der Neutralität beym Ausbruche dieses Kriegs dem Könige verübelten, deren wohlthätige Folgen für das gesammte nördliche Deutschland doch niemand, der nicht die Augen vorsetzlich verschliesst, um nur nicht sehn zu wollen, verkennen kann; und die noch unlängst der regierende Herzog von Braunschweig, ein eben so grosser Feldherr als wohlthätiger Landesfürst, in Ansehung seiner Lande öffentlich anerkannt hat. Wäre nun dieses System der Neutralität auf Unkosten der Würde des preussischen Staats erhalten worden; hätte man irgend übermüthigen Forderungen eines Nachbars aus Schwäche nachgegeben: so hätten wenigstens die preussischen Heere sich beklagen können, dass man entweder in ihre Tapferkeit ein Misstrauen setze, oder dass der Geist, der sie unter Friedrich dem Grossen belebte, jetzt von der Regierung und den Heerführern gewichen sey. Aber die Kraft, mit welcher das mit Besonnenheit gewählte System unterstützt wurde; die mit grossem Kostenaufwande in Bewegung gesetzten preussischen Heere zeigten deutlich genug, dass es der Regierung nicht an Muth und Entschlossenheit fehle, ihre Masregeln mit Gewalt der Waffen zu vertheidigen. Der eigenmächtige Durchmarsch der Franzosen durch Anspach wurde als eine Beleidigung dieses Systems auf der Stelle dadurch gestraft, dass nun auch den Russen der Durchmarsch durch preussische Staaten gestattet wurde. Es gab mehrere sehr verständige Politiker, die auch von dem dritten Coalitionskriege gegen Frankreich nichts Gutes weissagten; der Erfolg hat diess mehr als zu sehr gerechtfertigt, obwohl man kaum sich hätte träumen lassen sollen, dass dem Genie und den Talenten Napoleons auch diessmal wieder so grosse Fehler und Uebereilungen zu Hülfe kommen würden, als bey Ulm, bey Austerlitz ihm zu Hülfe kamen. Einer neutralen Macht anzusinnen, dass sie solche Fehler durch einen Offensivkrieg gegen eine Macht, der sie zum Vortheil gereichten, auf ihre Kosten und Gefahr wieder gut machen solle, ist eine, aufs gelindeste gesprochen, abenteuerliche Forderung. Es war schon viel, dass die dadurch herbeygeführte Lage der Dinge den König nöthigte, die Regierung einiger von ihm geliebten und ihm ergebnen Provinzen auf andere Regenten zu übertragen. Wie viel dieses seinem Herzen gekostet, hat Er selbst bekannt. „So bald aber (sagt unser *Garve* sehr wahr in seiner trefflichen Abh. über die Verbindung der Moral mit der Politik) verwickelte und gefährliche politische Umstände eintreten: so ist der unumschränkteste Monarch nicht mehr mächtig genug, nach den Neigungen seines Herzens, oder selbst nach den Gesinnungen, die in seinem Charakter liegen, zu handeln." Genug, dass der König in diese Aufopferung, ohne die Würde des Staats und seiner Regierung zu verletzen, willigen konnte. Da ihm Frankreich dagegen die kurbraunschweigischen Lande, welche es mit eben dem Rechte, womit England Malta und so viele indische Staaten besitzt, zeither besessen hatte, abtrat: so blieb die preussische Monarchie in ihrer Integrität, ja sie konnte für die Zukunft dadurch an Kräften eher gewinnen, als verlieren.

War es denn aber *gerecht*, sich auf diese Art in den Besitz der hannöverschen Lande zu setzen; und die Regierung dieser Lande dem Könige von Grossbritannien als Kurfürsten von Braunschweig Lüneburg zu entreissen? Das letzte hat Preussen nicht gethan: denn der Kurfürst besass dieses Land schon nicht mehr; weder England noch die hannöversche Regierung hatten das Land gegen die französische Eroberung geschützt, man hatte sogar den preussischen Schutz bis es nicht mehr Zeit war, ihn zu gewinnen, verschmäht; auch selbst nachdem der grösste Theil des französischen Heers, um den von England angestifteten österreichischen Angriff abzuwehren, das Land verlassen hatte, blieben die Franzosen noch im Besitz von Hameln, und würden unfehlbar sogleich das ganze Land wieder besetzt haben, wäre die Convention mit Preussen nicht eingetreten, die das Land anfänglich unter Königs Friedrich Wilhelms III. Administration setzten, und dann es wirklich seinem Zepter unterwarfen. Dass nun unter solchen Umständen die Besitznahme von Hannover völlig *justo titulo* geschehn konnte, darf am wenigsten der König von Grossbritannien bezweifeln, so lange er nicht so viele von England gemachte Eroberungen von Staaten und so viele seiner Usurpationen im Fache des Seerechts für ungerecht erklärt.

Eine Monarchie wie die preussische darf sich auch nicht scheuen, wenn die Frage von *Güte* gegen die Unterthanen, von Fürsorge für ihr Bestes ist, die Regierung selbst eines solchen Staats, wie der Kurstaat von Hannover ist, zu übernehmen, der bey so manchen trefflichen Einrichtungen doch auch noch so manchen Verbesserungen Raum giebt, welche fast nur von einem solchem Regierungswechsel zu erwarten stehn.

Die obgedachte Schrift lässt sich nicht auf eine Vertheidigung der Schritte Preussens bey dem letzten Coalitionskriege ein, sondern sie erzählt bloss die Fehler, wodurch der hannöversche Staat in die unglückliche Lage gebracht worden, von den Franzosen erobert zu werden, und sie führt die Gründe aus, welche das hannöversche Land bey der darauf anfänglich übernommenen Administration und hierauf erfolgten wirklichen Besitznahme des Königs von Preussen beruhigen können. Die letzte war, als der Vf. schrieb, zwar noch nicht wirklich erfolgt, aber doch leicht voraus zu sehn; und so hat der Vf. die auf dem Umschlage ausgedrückte Frage:

*Haben die kurbraunschweigischen Unterthanen Ursache, sich über die in Ansehung ihrer am 27sten Jan. 1806. getroffenen königl. preussischen Entschliessungen zu freuen; oder müssen sie, wegen der wahrscheinlichen Folgen, die daraus entstehn können, bekümmert seyn?*

auch für die jetzige Lage der hannöverschen Lande beantwortet, indem er sie zu den besten Hoffnungen zu beleben, und den Stachel ihrer Besorgnisse zu entkräften sucht.

Er bereitet diesen Hauptzweck seiner Schrift durch eine aufrichtige Erzählung der Schicksale Hannovers seit dem Ausbruche des siebenjährigen Kriegs vor.

Schon im siebenjährigen Kriege musste ein preussischer General, der unsterbliche Herzog Ferdinand von Braunschweig, nach der aufgehobenen Convention zu Kloster Seven das Hannöversche retten. Dennoch ergriffen die Hannöverschen Minister selbst im siebenjährigen Kriege eine jede Gelegenheit, um ihrem Herrn ein Misstrauen und einen Widerwillen gegen Preussen einzuflössen. Als Georg III. zur Regierung kam, suchte Lord Bute den Frieden dadurch zu erhalten, dass er dem Könige von Preussen die zum grössten Vortheile der englischen Nation bezahlten Subsidien versagte, und den Höfen zu Petersburg und Wien diejenigen Provinzen der preussischen Monarchie anbieten liess, die ihnen etwa anstehn möchten. Allein sowohl der dem König Friedrich dem Grossen innigst ergebne Kaiser Peter III. als der staatskluge Fürst Kaunitz wiesen diese Anträge mit Verachtung zurück. England schloss nun mit Frankreich einen Separatfrieden. Im 14ten und 15ten Artikel dieses ersten Pariser Friedens ist in Ansehung des Hannöverschen merkwürdig: 1) dass der König von England, als Kurfürst von Braunschweig Lüneburg, den Frieden für diese seine deutschen Länder nicht durch Mitwirkung eines hannöverschen Bevollmächtigten, sondern bloss durch den grossbritannischen Negociateur geschlossen; 2) dass darin *der That* nach der politische Satz aufgestellt worden: dass die kurbraunschweigischen Staaten einen Austauschungs- und Compensationsgegenstand in Rücksicht der Länder und Inseln ausmachten, welche Grossbritannien Frankreich abgenommen hatte. Die hannöverschen Unterthanen, die durch den Krieg grossentheils verarmt waren, erhielten von England gleichwohl keine Entschädigung; die Forderungen dieser Staaten und einzelner Bürger an die englische Krone blieben *unberichtigt*, sogar wurde dem Zellischen Oberappellationsgerichte das Erkenntniss gegen das englische Commissariat untersagt, und die hannöverschen Staaten behielten ansehnliche Landesschulden, die zum Theil noch bis jetzt nicht abbezahlt sind.

Nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges ward das Hannöversche als eine englische Dependenz der That nach (und, hätte der Vf. hinzusetzen können, *sehr stiefväterlich*) behandelt. Der kurbraunschweigische Gesandtschaftsposten in Paris blieb unbesetzt. K. Georg III. kam nie nach Hannover; dieses Land blieb ihm also fremd. Kein Unterthan durfte sich unmittelbar an ihn wenden. Alles, was auf Hannover Bezug hatte, konnte er nur durch die Brille seiner geheimen Räthe kennen lernen. Alles arbeitete dahin, die guten Regierungsgrundsätze K. Georgs II. in Vergessenheit zu bringen, die Landesverfassung zu untergraben, und den Unterthanen ihre wohlerworbenen Rechte zu entreissen. Zur Tilgung der Landesschulden wurde ein nach ungerechtem Massstabe angelegtes *gleiches* Kopfgeld bezahlt. Dazu trugen die landesherrlichen Domainen und Klosterkammergüter nichts bey. Die Willkür der Minister, die durch Sekretaire geleitet wurden, nahm in gleichem Grade mit ihrem Stolze zu: so dass sie das Bild der Hannöverschen geheimen Räthe, wie es Friedrich der Einzige gezeichnet hat, noch weit übertrafen. (Die Stelle, welche die Note aus des Königs *Oeuvres posthumes* citirt, steht in unsrer Ausgabe nicht T. III. p. 91., sondern p. 116.

In dem Nordamerikanischen Freyheitskriege mussten Kurbraunschweigische Truppen für Englands Interesse in Gibraltar und in Ostindien streiten. So wesentliche Dienste hier die braven Hannoveraner den Britten thaten, so hatten doch die Hannöverschen Lande dadurch nicht den mindesten Vortheil erhalten. Sie litten nur Verlust an Menschen, und Ausfälle in der Einnahme ihrer Staatskassen, die mehr auf Personen als auf Sachen berechnet ist.

Nach dem Ausbruche des französischen Revolutionskrieges nahm Kurbraunschweig als selbstständige Macht Antheil; jedoch nur dann erst, als sich Grossbritannien in die grosse Coalition gegen Frankreich einliess. Vorher war Kurbraunschweig für die Stimme einiger deutschen Wahlfürsten, welche den Beschluss eines Reichskrieges gegen Frankreich auf dem Reichstage zu Regensburg zu bewirken suchten, nicht zu gewinnen. So bald aber der Krieg zwischen England und Frankreich ausgebrochen war, nahm Hannover nicht etwa bloss durch sein Contingent zur Reichsarmee als Reichsstand Theil, sondern es wurde, vermöge

möge eines Tractats mit England, ein Corps Hannöverscher Truppen von 16000 Mann gestellt, ohne von England Subsidien zu verlangen und zu nehmen. Dazu kamen noch 1794., vermöge eines neuen Bündnisses, 5299 Mann. Es agirte folglich eine Kurbraunschweigische Armee von 21000 Mann angriffsweise gegen Frankreich; und es hatte also die französische Republik völliges Recht, Kurbraunschweig als eine besonders kriegführende Macht gegen sich anzusehn und zu behandeln.

In dem zwischen Preussen und Frankreich 1795. geschlossenen Baseler Frieden ward in einem Separatartikel der Additional-Convention festgesetzt: dass, im Fall die Hannöversche Regierung der Neutralität nicht beytreten wollte, der König von Preussen sich verbindlich mache, das Kurfürstenthum Hannover zu besetzen, und *ad depositum* zu nehmen, um die französische Republik gegen jede feindselige Unternehmung jener Regierung desto kräftiger zu sichern.

„Kurbraunschweig machte mit der französischen Republik keinen besondern Frieden. Eben so wenig trat die Hannöversche Regierung dem Baseler Frieden und seiner Additional-Convention bey. Sie *acquiescirte* bloss bey den zwischen Frankreich und Preussen geschlossenen Staatsverträgen. Das Wort *acquiesciren* war eine ganz neue Phrase der Hannöverschen Diplomatik, in Ansehung welcher ein *auf seine publicistische Einbildungskraft stolzer Pedant der deutschen Wortkrämerey sich zwar selbst Complimente machen konnte*" (die cursiv gedruckten Worte scheinen durch Druckfehler entstellt zu seyn) „die aber im Grunde nur eine stolze Pralerey ohne Wirkung, und keinen bestimmten redlichen Entschluss des Kurfürsten von Braunschweig, mit Frankreich im friedlichen Benehmen zu stehn, sondern nichts anders, als ein Wort von einer sehr gefährlichen Zweydeutigkeit enthielt." — „Hannover beging im Sommer 1795. durch die verstattete Einschiffung der französischen Emigranten auf der Elbe im Bremischen, aller papiernen Acquiescenz ungeachtet, die grösste Feindseligkeit gegen die französische Republik." Es sollte daher im Herbst 1795. eine französische Armee in das Hannöversche eindringen. Durch die Negotiation des königl. preuss. Hofes ward das Ungewitter abgewandt. Preussen musste sich entschliessen, die Hannöverschen Truppen aus aller Wirkung gegen Frankreich und die Batavische Republik zu setzen, und nöthigte die Hannöversche Regierung, hannöverisch zu denken und zu handeln, und der bewaffneten Neutralität zum Schutze des nördlichen Deutschlands beyzutreten. Diese Neutralität hatte einen für die Kurbraunschweigischen Lande noch nie gesehenen Wohlstand zur Folge; und es ergab sich durch ein neues Beyspiel: dass, sobald sich die Kurbraunschweigischen Lande an den König von Preussen angeschlossen, sie glücklich gewesen, dagegen ihre Entfernung von dieser sie allein schützen könnenden Macht sie in ein unübersehbares Elend gestürzt hat. Nach Endigung des ersten Coalitionskrieges gegen Frankreich durch den Frieden zu Campo Formio, nahm zwar Kurbraunschweig an den Rastädter Friedensunterhandlungen zwischen der französischen Republik und dem heil. Röm. Reiche in der Eigenschaft eines Herzogs von Bremen, folglich als Reichsmitstand, constitutionsmässigen Antheil. Aber mit diesem Lande, als besonderer oder selbstständiger Macht betrachtet, geschah von Seiten Frankreichs nicht einmal eine Annäherung zu einem Separat-Friedensschluss. Auch nach dem Lüneviller Frieden, der den wieder ausgebrochenen zweyten Coalitionskrieg endigte, versuchte der Hannöversche Staat nicht einmal, einen Friedensschluss mit Frankreich einzugehen, und die Annahme eines Kurbraunschweigischen Gesandten in Paris zu bewirken. Er wurde also wiederum der That nach als eine englische Dependenz angesehen. Da nunmehr die bewaffnete Neutralität des nördlichen Deutschlands aufhörte, blieben auch die Kurbraunschweigschen Staaten ihrem eignen Schicksale überlassen.

Bald veranlassten die unerträglichen Beleidigungen der Engländer gegen alle neutrale, Seehandlung treibende Mächte die nordische Coalition, welche zwischen Dänemark, Schweden, Russland und Preussen am 16. Dec. 1800. zu Petersburg abgeschlossen wurde. Den Engländern sollte der Zugang zum festen Lande mit ihren Colonialproducten und Manufacturwaaren verschlossen werden. Der König von Preussen liess zugleich die Kurbraunschweigischen Staaten mit 24,000 Mann besetzen, und das Land unter seine Administration nehmen, durch welche Massregel sein Wohlstand aufrecht erhalten und befördert, und gegen eine russische oder französische Eroberung wohlthätig geschützt wurde. — In dem Friedensschlusse zu Amiens that England nichts, um den Satz festzustellen, dass die deutschen Staaten des Königs von England in jedem Kriege zwischen Frankreich und England als ganz verschieden von seiner Grossbritannischen Krone angesehen werden sollten, sobald sich nur der Kurfürst von Braunschweig innerhalb der Gränzen einer strengen Neutralität erhielt. Das Kurbraunschweigische Ministerium suchte keine besondre Friedensübereinkunft mit Frankreich zu treffen. Kein diplomatischer Agent ward von Hannover nach Paris gesandt, um hier das Kurbraunschweigische Staatsinteresse wahrzunehmen. Alle Vertheidigungsanstalten wurden gänzlich unterlassen. Das Hannöversche Militär ward verringert, und auf den höchsten Friedensfuss gesetzt. Auch bey Regulirung der Entschädigungs-Angelegenheit der deutschen Erbfürsten unterliess die Kurbraunschweigische Regierung, das Interesse dieses Staats zu besorgen. Es liess eine Einrichtung und Vertheilung zu, durch welche den Franzosen eine beständige Marschroute vorgezeichnet wurde, um in die Kurbraunschweigischen Staaten zu dringen, ohne dass sie die Territorien grösserer Reichsstände, und namentlich die Preussischen Staaten, betreten durften.

Als England den Frieden oder vielmehr Waffenstillstand von Amiens gebrochen und den Krieg gegen Frankreich erneuert hatte, stürzte es die Hannöverschen Lande recht vorsetzlich ins Unglück der französischen Occupation. Nicht zu gedenken, dass diese Lande gerettet werden konnten, wenn der König von Gross-

Grofsbritannien die Regierung derselben der Secundogenitur übertragen, und also ganz von der Verbindung mit England getrennt hätte, begieng die Hannöversche Regierung den unverzeihlichen Fehler, sich bey Rufsland den Königl. Preufs. Schutz und sogar die Verwendung des Berliner Kabinets bey der französischen Regierung zu verbitten. Diesen Fehler in Berlin wieder gut zu machen, machte man erst Versuche, als es zu spät war, und die Unterhandlungen zwischen Berlin und St. Cloud schon zu weit vorgerückt waren. Hätte denn nur wenigstens der König v. England seine Kriegserklärung gegen Frankreich noch etwas aufgeschoben, und das Hannöversche Land indefs in guten Vertheidigungsstand gesetzt, so wäre es doch Etwas gewesen. Aber auch das unterblieb; das Hannöversche wurde gänzlich dem Grofsbritannischen Handlungsinteresse, welches Krieg mit Frankreich verlangte, aufgeopfert, und der erste Consul der franz. Republik gab dem General Mortier Befehl, Hannover als eine englische Provinz zu erobern. Die schlechten Anstalten der Hannöverschen Regierung dagegen sind weltkundig. Die bekannte Convention zu Sulingen wurde abgeschlossen; da aber der König von England ihr die von Bonaparte verlangte Ratification versagte; so wollte sie auch der erste Consul nicht genehmigen. Es wurde also die traurige Capitulation auf der Elbe (5. Jul. 1803.) zwischen dem General Mortier und dem Grafen v. Wallmoden Gimborn unterzeichnet, wodurch die franz. Republik, ohne dafs es ihr einen Mann oder einen Schufs gekostet hätte, Meister von 700 Quadratmeilen deutschen Landes, von mehr als einer Million deutscher Einwohner, von mehr als 5 Mill. Thaler jährl. Einkünfte, von mehr als 2000 Kanonen [diese viel zu grofse Zahl ist wohl nur ein Druckfehler; es wurden sonst nur einige 80 Kanonen und etwa 14000 Flinten angegeben], von allem, was zur Armatur und Mobilmachung einer Armee gehört, von 3068 der schönsten und besten Cavalleriepferde wurde. Die tapfre Landesarmee wurde zerstreut; der gröfste Theil ward brodlos. Und die Hannöverschen Staaten wurden während der drittehalb Jahre, da sie von den Franzosen erobert waren, an den Rand des Verderbens gebracht.

*(Der Beschlufs folgt.)*

## MATHEMATIK.

Berlin, b. Frölich: *Mathematische Elementarschule*, oder Anleitung zum kunstlosen (?) Denken über mathematische Gegenstände. Ein Handbuch für Lehrer und Lernende, von *C. W. D. Hoffmann*. 1803. 648 S. 8. m. 7 Kpfrn. (2 Rthlr.)

Dafs mathematische Kenntnisse jetzt einen Gegenstand der Schulwissenschaften ausmachen, ist ohne Zweifel sehr lobenswerth; nur hat es den Nachtheil hervorgebracht, dafs viele sonst schätzbare Lehrer sie nun in recht populären Schriften sehr weitschweifig behandeln. Auch dieses Werk, das die Elemente der Geometrie und Stereometrie, der mechanischen und optischen Wissenschaften behandelt, ist in dieser weitschweifigen Manier geschrieben. Zum Beyspiel S. 40. folgende Stelle: „Es ist möglich, dafs zwey gerade Linien in einer Ebene eine Neigung gegen einander haben, und noch nicht gleich einen Winkel bilden: allein dann haben sie doch wenigstens die Eigenschaft, wodurch sie fähig werden, einen Winkel zu machen, und sie werden diefs auch thun, so bald man sie nur *nach der Seite ihrer Neigung hin* (!) gehörig verlängert, oder eine der andern näher bringt. Wenn aber zwey gerade Linien gar keine Neigung gegen einander haben, so besitzen sie nicht einmal die Fähigkeit, einen Winkel zu bilden. Man mag sie verlängern, so weit man will, sie kommen nie in einen Punkt zusammen, und wenn man sie einander immer mehr nähert, so" u. s. w. Noch eine Stelle aus der Optik, wo von der scheinbaren Gröfse die Rede ist. . . . . „Die zweyte Hälfte des angenommenen Satzes, dafs nämlich bey einerley Entfernung der Objecte ihre scheinbare Gröfse sich genau nach der Gröfse des Sehewinkels selbst richte, ist hiedurch zugleich mit berichtigt. Denn $BC$ ist noch einmal so grofs als $FC$, obgleich $BAC$ nicht genau $= 2\,CAF$ ist, wir also *es* eigentlich nicht doppelt so grofs sehen. Diejenigen, die künftig etwas genauer diese Wissenschaft studiren wollen, mögen sich merken, dafs diefs eine Stelle ist, wo sie noch viel tiefer in die Sache eindringen, und das Gesetz für das Verhältnifs, in welchen jene Gröfsenlinien mit den zugehörigen Winkeln stehen, ganz genau bestimmen müssen. Vielleicht ist aber noch folgende vorläufige sinnliche Erläuterung (!) hier überhaupt nicht unzweckmäfsig. Die Ursache, warum das Wachsthum der Winkel mit der *Zunahme* der aus der Spitze des einen Schenkels auf den andern herabgefällten senkrechten Linien nicht gleichen Schritt halten, *scheint wohl darin zu liegen* (!), *daß Winkel und gerade Linien ein ganz verschiedenes Maaß haben*, und Bogen und dazu gehörige Sehnen gar nicht demselben Gesetze folgen. Ein dreymal so grofser Winkel..." u. s. w. u. s. w. — In dieser Manier geht es von Anfang bis zu Ende. Lobenswerth ist es dagegen, dafs hier nicht, wie in ähnlichen Werken, Unrichtigkeiten vorkommen. Eine Stelle bedarf indessen einer Berichtigung. S. 399. heifst es: „Uebrigens schwimmt ein Körper nicht in einer jeden Lage, sondern nur in derjenigen, in welcher sein Schwerpunkt die möglich niedrigste Stelle hat. Dreht man ihn herum, dafs der Schwerpunkt die entgegengesetzte Lage bekommt: so dreht der Körper sich gleich wieder zurück, aus einem ähnlichen Grunde..." u. s. w. Eine theoretische Erörterung würde hier zu weit führen. Es kommt auf die Gestalt des sich eintauchenden Theils an. Dafs ein Körper schwimmen könne, wenn auch sein Schwerpunkt hoch über dem Wasser liegt, davon kann sich der Vf. empirisch versichern, wenn er einen Frachtwagen auf einer Fähre über einen Flufs fahren sieht. Ganz richtig ist es auch nicht, wenn S. 427. das Barometer ein Schweremesser genannt wird. Das Wort ist zwar auf diese Weise richtig verdeutscht: allein eigentlich ist das Barometer ein Elasticitätsmesser.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 27. Junius 1806.

## STAATSWISSENSCHAFTEN.

Unter der Aufschrift: NORDDEUTSCHLAND, ohne Angabe des Verlegers: *Ueber die Preussische Verwaltung und Verwahrung der Kurbraunschweigischen Staaten während des dritten Coalitionskrieges gegen Frankreich* u. s. w.

(*Beschluss der in Num. 152. abgebrochenen Recension.*)

Nach allen diesen unläugbaren Thatsachen entsteht nun die Frage, ob die Hannoveraner mit ihrem bisherigen Zustande zufrieden seyn konnten? (Es versteht sich, im Ganzen: denn von den Vortheilen und Wünschen Einiger kann hier nicht die Rede seyn.) Sie konnten es nicht seyn, weil sie (S. 144 u. f.) als eine Grossbritannische Dependenz seit der Regierung Georgs III. der That nach behandelt worden sind; weil sie von England nicht haben geschützt werden können; weil sie allen Nachtheilen, die in der Personalverbindung ihres Regenten liegen, ausgesetzt gewesen und geblieben sind; weil sie diese, seit der Regierung Georgs III., in überschwenglichem Masse empfunden haben; weil sie durch jene Vereinigung für ein fremdes Interesse entvölkert worden sind; weil sie, durch die Folgen dieser unnatürlichen Vereinbarung, von einer Schuldenlast in die andre, und von einem Steuerdruck zu dem andern in der Masse haben übergehn müssen, dass der grösste Theil der Kurbraunschweigischen Unterthanen in die grösste Armuth versunken ist, und dass das ganze Land ein Jahrhundert nöthig haben wird, um die Folgen der Verbindung mit England, wenigstens seit dem Anfange des französischen Revolutionskriegs, zu verschmerzen, und weil die Kurbraunschw. Unterthanen nicht den mindesten Vortheil von allen Grossbritannischen Siegen genossen haben.

Im Ganzen musste also der Hannöversche Staat längst wünschen, ganz von England getrennt zu werden. Eine solche Trennung war auf mehr als Eine Art möglich: es konnte Hannover unter die Regierung eines nachgebornen Englischen Prinzen, oder unter Herzogl. Braunschweig-Wolfenbüttelsche, oder unter Königl. Preussische Regierung kommen. Die Verhältnisse, worin Deutschland durch die von England angestifteten und unterhaltnen Continentalkriege gegen Frankreich gesetzt worden, haben nun zur Folge gehabt, dass der Hannöversche Staat unter preussische Regierung gekommen ist. Es erzeigt also den Bürgern dieses Staats jeder eine wahre Wohlthat, der die Vorurtheile, die ihnen gegen diese Regierung eingeflösst seyn könnten, entkräftet, und die Vortheile, die sie bey dieser Veränderung zu erwarten haben, entwickelt. Der Vf. hat beides auf eine, den unbefangnen Leser wenigstens, befriedigende Art geleistet. Er zeigt, dass weder die Militärconscription, noch die Einführung der Accise, noch die Einschränkung des Handels und Wandels, noch die Veränderung des Münzfusses, noch die Erhöhung des Stempelpapiers ihnen Besorgniss erwecken dürfe. *Nicht die Militärconscription*, weil sie zur Preussischen Armee keine 20,000 Mann, sondern eine weit geringere Anzahl Recruten zu stellen haben werden, und diese für den eignen Wohlstand der Hannoveraner die Waffen tragen; nie mehr genöthigt werden, für Englisches Interesse in West- oder Ostindien zu fechten. *Nicht die Accise*, welche vielmehr eine für das Land zuträglichere Einrichtung bekommen wird, als die bisherige Licent-Einrichtung war. *Nicht der Handel*, da vielmehr der Verkehr unter Preussischer Regierung zunehmen muss, indem die Hindernisse, welche auf der Weser durch das Mindensche Stapelrecht, und auf der Oberelbe durch Magdeburg anjetzt vorhanden sind, wegfallen, die Communication zwischen Hamburg und Lübeck, zwischen der Nord- und Ostsee durch die Stecknitz erweitert und befördert werden wird. — *Nicht der verminderte Münzfuss*: denn das *schwere Kassengeld* war zeither schon eine wahre Landesbeschwerde. *Nicht die Erhöhung des Stempelpapiers*: diese trifft nur die reichern Staatsbürger; sie steuert der Processsucht, und es wird zugleich bey der preussischen Einrichtung dieser Abgabe mehr Gleichförmigkeit, als bey der bisherigen Verwaltung dieser indirecten Steuer, eingeführt.

Haben nun aber die Hannöverschen Staatsbürger im Ganzen genommen von der Preussischen Regierung keinen Nachtheil zu besorgen: so haben sie andern Theils viele Vortheile zu erwarten. Sie sehen einem mächtigern Schutze gegen auswärtige Feinde entgegen; werden künftig nicht mehr in Handelskriege verflochten; haben folglich in Zukunft mehr Sicherheit für Leben, Gesundheit, Eigenthum und Vermögen zu erwarten. Ihr Landescredit und der Werth der liegenden Gründe wird steigen. Die Nachtheile der bisherigen Aristokratie, oder der bisherigen Minister- und Afterministerregierung werden wegfallen; eine bessere Verwaltung der Domainen und Klosterkammergüter wird eintreten, und ohne Druck der Unterthanen nach und nach die Landesschulden tilgen; neue Manufacturen und Fabriken werden entstehen; Civil- und Criminalgesetzgebung und Rechtspflege werden verbessert werden.

So stark nun aber diese Gründe auch an sich seyn mögen: so müsste man doch sehr einfältig seyn, wenn man sich einbilden wollte, dass sie sogleich alle, die mit der eingetretenen Regierungsveränderung aus persönlichem Interesse missvergnügt sind, bekehren werde. Eine Schrift, wie diese, hat schon viel erreicht, wenn sie nur gegen die Urtheile solcher, die ihre persönliche Unzufriedenheit auf das Ganze übertragen möchten, andern die Augen öffnet, und Revolutionen, die das Schicksal herbeyführt, auch von ihrer guten Seite zu betrachten Anlass giebt. Auch unter der besten und glücklichsten Staatsverfassung wird es immer Unzufriedene geben; und nur in Utopien können alle Wünsche aller befriedigt, können alle Klagen vermieden, kann jeder Eitelkeit geschmeichelt, jeder Gewinnsucht, Rangsucht, Bequemlichkeit geopfert werden. Alles hingegen, was vernünftiger Weise von einer liberalen, gerechten und festen Regierung Gutes zu erwarten ist, darf Hannover von der preussischen gewiss erwarten; das bisherige Gute der Verfassung wird sicher erhalten; viele Mängel werden gebessert; und neue Vortheile werden dem Lande erworben werden.

Uebrigens scheint der Vf. nicht in den preussischen Staaten zu leben; wenigstens hat er nirgends parteyische Vorliebe für die preussische Monarchie gezeigt; er legt seine Gründe ganz unbefangen dem Publicum vor, ohne dieses durch Enthusiasmus bestechen, oder jene durch rednerische Künste verstärken zu wollen.

Wie sich endlich auch die verhängnissvolle Lage von Deutschland entwickeln möge: so ist wohl unter Vernünftigen kein Zweifel, dass die Massregeln des Königs von Preussen bisher dem nördlichen Deutschland einen grossen Vorzug vor dem südlichen verschafft, und dass Hannover schon früher an diesen Vortheilen würde Theil genommen haben, wenn nicht die bisherige Regierung aus übelverstandenem Eigensinn und Misstrauen sie vorsetzlich zurückgestossen hätte. Tiefer aber in die Beurtheilung dieser Massregeln einzugehn, oder gar alle künftigen Folgen davon zu weissagen, wird jeder bescheidne Zuschauer Anstand nehmen. Doch wagen es selbst in gebildeten Ständen immer eine Menge Leute, ohne etwas von Staats- und Kriegskunst zu verstehen, sich zu Lehrern oder Tadlern der Regenten und Feldherrn aufzuwerfen. Wissenschaftliche Kenntnisse berechtigen eben so wenig als Künstlertalente, über solche Angelegenheiten stolz und entscheidend abzusprechen. Denn wenn gleich viel dazu gehören mag, das Orchester in einer Oper gut zu dirigiren: so ist es doch ganz etwas anders, das Staatsschiff zwischen gefahrvollen Klippen und unter tobenden Stürmen glücklich hindurch zu steuern; auch ist die geläufigste Feder des bloss speculirenden Politikers eben so wenig ein Commandostab, als der Finger des Pater Josephs, womit er Bernharden von Weimar eine Marschroute zeichnen wollte, eine Brücke war.

## PHYSIK.

Paris, b. Levrault, Schöll u. C.: *Manuel du Galvanisme*, ou Description et Usage des divers appareils galvaniques employés jusqu'à ce jour, tant pour les Recherches physiques et chimiques que pour les Applications medicales par *Joseph Izarn*, Professeur de Physique au Lycée Bonaparte etc. Ouvrage mis au nombre de ceux qui doivent former les bibliothèques des Lycées. 1804. XXIII S. Zueignung u. Vorbericht u. 304 S. Text, nebst 6 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 18 gr.)

*Izarn*, der sich als vorzüglich thätiges Mitglied der galvanischen Gesellschaft in Paris bereits einige Verdienste um die Lehre vom Galvanismus erworben hat, vermehrt diese Verdienste noch durch das vorliegende Werk. Er hat den guten Gedanken ausgeführt, die mannichfaltigen galvanischen Apparate und die Versuche, die sich mit denselben zur Darstellung der wichtigsten Effecte des Galvanismus anstellen lassen, in einer systematischen Ordnung aufzustellen, und die Ausführung ist im Ganzen gelungen. Der Vf. hat durch die Abbildung der Apparate die Brauchbarkeit des Werks sehr erhöht, und dadurch, so wie durch die genaue Beschreibung derselben auch die weniger Erfahrenen in Stand gesetzt, sich dieselben verfertigen zu lassen und gehörig zu gebrauchen. Wir haben uns gefreut, dass er den grossen Verdiensten unsers *Ritters* um die Erweiterung dieser Lehre durch Erfindung der Ladungssäulen mehr Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, als es im *Allgemeinen* von seinen Landsleuten geschehen ist, und dass er überhaupt die Arbeiten der Deutschen benutzt hat. Dass *Izarn* nicht jede Künsteley im galvanischen Apparate (und wie viel hat man gerade in diesem gekünstelt) in sein Werk aufgenommen hat, müssen wir billigen; doch haben wir einige wichtige Apparate, die sich vorzüglich auf die Zersetzung des Wassers beziehen, ungern vermisst, namentlich diejenigen Apparate, durch welche die Wassermassen, aus welchen die beiden Gasarten sich entbinden, von einander getrennt werden, um die Gas-Entwicklungsprocesse gleichsam chemisch zu isoliren. Dagegen hätten die ersten Versuche, durch welche Galvani auf seine Entdeckung geleitet wurde, und die dazu gehörigen Apparate füglich wegbleiben können, da sie gar nicht in die Lehre vom Galvanismus gehören, sondern nur durch diesen zufälligen Umstand damit in Zusammenhang gekommen sind. Am ausführlichsten verweilt der Vf., bey den Apparaten und Versuchen, durch welche die rein elektrischen Phänomene der Säule dargestellt werden, und was er hier aus eigener Erfahrung über die Schwierigkeit, vergleichbare Elektrometer und gleichförmig wirkende Condensatoren zu erhalten sagt, muss Rec. vollkommen bestätigen.

Da wir im Deutschen noch kein ähnliches Werk haben, und der praktische Theil der Lehre vom Galvanismus nie aufhören wird, von einem allgemeinern Inter-

Interesse zu seyn: so verdiente *Izarns* Werk immerhin einen guten Uebersetzer in die Hände zu fallen. Nur würde derselbe darauf Rücksicht zu nehmen haben, den gänzlichen Mangel von eigentlicher Theorie der hier abgehandelten Versuche einigermaßsen zu ersetzen, und in einzelnen Artikeln, die wir oben angemerkt haben, durch Benutzung der deutschen Werke etwas vollständiger zu seyn; dagegen in einigen andern Artikeln, namentlich in dem Artikel, der den ersten galvanischen Versuchen gewidmet ist, sich kürzer zu fassen. Es würde unfehlbar den Freunden dieses Zweigs der Physik durch eine solche Uebersetzung ein grösserer Dienst geleistet werden, als durch die elenden historischen Compilationen, mit denen gewisse berüchtigte Vielschreiber auch in dieser Hinsicht dem deutschen Namen Schmach angethan haben.

Leipzig, b. Hinrichs: *Theoretisch-praktischer Versuch über den Galvanismus* mit einer Reihe von Experimenten, welche in Gegenwart der Commissarien des National-Instituts und in verschiedenen anatomischen Sälen angestellt wurden, von *Jean Aldini*, Professor der Universität zu Bologna u. s. w. Mit Zusätzen und Anmerkungen bearbeitet von *D. Franz Heinrich Martens*. — *Erster* Band. Mit Kupfern (mit einer Kupfertafel). 1804. VIII u. 204 S. 8. *Zweyter* Band. Mit Kupfern (mit zwey Kupfertafeln). 1804. 205 S. 8. (2 Rthlr.)

*Aldini's Essai théorique et experimental sur le Galvanisme*, von welchem wir im J. 1804. Nr. 112. eine ausführliche Anzeige geliefert haben, bedurfte eines sehr sachkundigen und verständigen Uebersetzers, wenn es für Deutsche eine interessante und lehrreiche Lectüre werden sollte. Eine Auswahl des Wichtigsten und dem Vf. Eigenthümlichen mit Weglassung so vieles uns besser bekannten, so vieler Auswüchse einer unnützen Weitschweifigkeit, und Einschaltung nöthiger Berichtigungen würde höchstens zur Füllung eines kleinen Bandes zugereicht haben, der für uns das grössere Werk vollkommen ersetzt hätte. Leider aber fiel auch dieses Werk in die Hände eines Stümpers; denn die Uebersetzung wimmelt von den gröbsten Fehlern. So wird S. 183. des *ersten* Bandes *air condensé*, *verdichtete Luft* wiederholt übersetzt: *verdickte Luft; machine pneumatique*, *Luftpumpe*, wird übersetzt: *pneumatische Wanne! plateau de la machine pneumatique*, *Teller der Luftpumpe*, heisst bey Hn. *Martens das Gestell des pneumatischen Apparats; la pile ne reprend plus l'energie qu'elle avait avant qu'on eût fait le vide*, die Säule erhält nicht mehr wieder die volle Kraft, welche sie vor der Verdünnung der Luft hatte, übersetzt der Vf.: die Säule wird nicht wieder wirksamer als im verdünnten Raume; S. 191. *teinture de tournesol*, Lackmustinctur, übersetzt unser getreuer Dolmetscher durch *Sonnenblumentinctur; blanchissait l'eau de chaux*, machte das Kalkwasser weiss (milchigt, trübe) durch: *bleichte das Kalkwasser!!* Und ein solcher Wicht konnte es wagen, die treffliche Schrift *Walthers* über die Indication und den Technicismus der galvanischen Operation Geschwätz zu nennen, und *Ritter's* Beyträgen vorzuwerfen, dass wir noch keinen reellen Gewinn davon erhalten haben. Doch wir vergessen, dass unsere deutsche Literatur nichts mehr von Hn. *Martens* zu fürchten hat. *Quiescat in pace.*

Leipzig, in d. Schäfer. Buchh.: *Neue Erfahrungen über die Wirkungen der Electricität auf den kranken Organismus.* Aus dem Englischen, mit einer Vorrede versehen von D. *Carl Gottlob Kühn*, öffentl. ordentl. Professor der Therapie in Leipzig. 1805 VIII u. 140 S. kl. 8. (16 gr.)

Bey dem im Allgemeinen sehr in Abnahme gekommenen Gebrauch der Electricität in Krankheiten sind die Bemühungen derer, welche durch Bekanntmachung auffallend glücklicher Kuren hartnäckiger Uebel, die durch Electricität bewirkt worden sind, das Zutrauen zu diesem Mittel wieder zu beleben suchen, ohne allen Zweifel sehr verdienstlich. Wenn auch zu den ältern so zahlreichen Erfahrungen wenig Neues hinzu gefügt werden kann, so ist doch eine neue Bestätigung derselben und gleichsam eine Anfrischung des Andenkens an dieselben schon von grosser Wichtigkeit. Aus diesem Gesichtspunkte billigt Rec. die Herausgabe dieser neuen Erfahrungen sehr, da sie in der That ganz geeignet sind, den Credit der Electricität als wirksamen Heilmittels wieder zu heben, der ohnedem jetzt wieder in dem Verhältniss steigen wird, in welchem der Galvanismus, der die gewöhnliche Anwendungsart der Electricität ganz verdrängen zu wollen schien, den seinigen allmählich wieder verliert. Den interessantesten Theil dieser Schrift machen die Erfahrungen *Wilkinsons* aus, von denen, so wie den darauf folgenden Erfahrungen *Wohlrabs*, nicht genau angegeben ist, ob sie in einer eigenen Schrift, oder in irgend einem der englischen Journale bekannt gemacht worden sind. Für den Freund der Literatur sind die vollständigen Angaben der Titel der übersetzten Bücher immer wünschenswerth. *Wilkinsons* Erfahrungen betreffen den Nutzen der Electricität im *Halbschlage*, in *scrophulösen Geschwülsten*, bey *unterdrückter monatlicher* Reinigung, wobey er echt praktisch die verschiedenen Ursachen unterscheidet, und darnach die Anwendungsart der Electricität bestimmt, in *der Lähmung der Samenbläschen*, die mit häufigen Samenergiessungen nicht bloss bey Nacht, sondern selbst bey Tag, bey einem jungen Manne verbunden war, bey *Aufschwellung der Hoden* von äusserlicher Quetschung und in einem Falle, der mit einer Hydrocele verbunden war, und der durch keine dergleichen äussere Gewalt veranlasst worden war, im *Rheumatismus*, in *der Gicht*, in *der Wassersucht* und im nervösen Kopfschmerz. Beynahe in allen diesen Fällen wandte der Vf. electrische Erschütterungen an, deren Stärke er durch die Entfernung

nung der Kugeln des Electrometers, ohne Zweifel des Laneschen Auslade-Electrometers, was jedoch nicht näher angegeben ist, bestimmt, wobey jedoch die Oberfläche der Belegung der Ladungsflasche mit hätte angegeben werden sollen. Auf blosse Funken des ersten Conductors der Maschine hält *Wilkinson* wenig, und namentlich hält er sie für ganz unnütz, ja sogar schädlich; dagegen die Erschütterungen allein wirksam, wo Drüsenverstopfung statt findet, wo ein tiefer liegender Theil gelähmt ist, wo Ergiessungen der Feuchtigkeiten entstanden sind, oder eine Ablagerung von Materie vorhanden ist. Wenn bey Hoden-Geschwulst die Erschütterungen zu schmerzhaft sind, lässt der Vf. Funken vorangehen, worauf jene dann besser vertragen werden. Weniger bedeutend sind die Erfahrungen *Wohlrabs*. Sie betreffen die Heilung von *Zahnweh* und *Warzen*, wobey der Vf. durch den Umstand, dass er während der Behandlung von diesen Krankheiten befallen wurde, auf den sonderbaren Einfall gebracht wurde, dass die Electricität durch die Conductoren, die er nicht an isolirenden Handhaben hielt, die Krankheitsschärfen ihm zugeführt habe, wogegen der Herausg. in einer Anmerkung seine gegentheiligen Erfahrungen beybringt, und ausserdem die Natur der Sache selbst hinlänglich spricht; ferner die Heilung vom *Wechselfieber*, *Kopfgrind*, *Tripper*, *Nachtripper*, *weißen Fluß*, *Epilepsie*, *unterdrückter Menstruation*, *Blutspucken* und *langwierigem Mutterblutfluß*. Angehängt sind noch aus dem *physisch-medicinischen Journale*, das vom Prof. *Kühn* herausgegeben wird, drey Fälle von einer, durch die Electricität geheilten, sehr eingewurzelten und durch die wirksamsten Mitteln nicht gehobenen *Kniegeschwulst* von *Lamb*, von einer durch die Electricität geheilten Fallsucht von *Hodgson*, wobey jedoch die eigentliche Anwendungsart der Electricität nicht bemerkt ist, und von einigen Wirkungen des Blitzes und der Electricität von *Coquart*.

---

# KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. 1) *Leipzig*, b. Baumgärtner: *Ein Wort zu seiner Zeit über die Erfordernisse zur Zweckmässigkeit der Landtage für unser Zeitalter überhaupt, mit besonderer Hinsicht auf den nächstbevorstehenden in Kursachsen.* (Ohne Jahrzahl.) 76 S. 8. (12 gr.)

2) *Leipzig*, b. Sommer: *Wahrheiten und Winke eines Kursächsischen eifrigen Patrioten.* Noch für den Landtag 1805. 1805. 56 S. 8. (4 gr.)

3) Ohne Druckort: *Kritik der Gedanken eines sächsischen Patrioten*, oder: *Ist es nöthig und nützlich, auf eine Erhöhung der Steuern auf dem jetzigen Landtage anzutragen?* (Ein Pendant zu den Landtagsschriften von 1805.) 1805. 51 S. 8. (6 gr.)

Nach dem Titel von Nr. 1. sollte man darin Vorschläge über eine zweckmässige Organisation der Landtage sowohl überhaupt, als in besondrer Beziehung auf Kursachsen erwarten. Statt dessen aber findet man theils allgemeine Betrachtungen über den Nutzen der Landtage, gegen die sich zwar nur wenig einwenden lässt, die aber den meisten gebildeten Lesern schon längst bekannt seyn dürften; theils Vorschläge über verschiedne Gebrechen des Schul- und Polizeywesens, deren Erledigung auf dem kursächsischen Landtage zu wünschen wäre. Auch hier wird man nur wenig Vorschläge finden, die nicht schon oft zur Sprache gekommen wären; doch verdient unter andern folgender Wunsch des Vfs. einige Aufmerksamkeit: „dass zur wirksamen Abstellung vieler Polizey-Mängel darauf gesehen werden möchte, dass zuvörderst bey dem Studium und der Prüfung der Rechtsgelehrten auf das Polizeyrecht und die Polizeywissenschaft durchaus gesehen werden müsse, damit in der Folge auch tüchtige Polizeybeamte gebildet würden, oder, was noch zweckmässiger scheine, ein wirksameres, von der Justizbehörde unabhängiges und ganz abgesondertes Landes-Polizey-Collegium organisirt werden könnte, welchem die Verwaltung der Polizey in den Städten, wie auf dem Lande untergeordnet, und dem bestimmte Polizeydirectoren, für jeden Kreis wenigstens einer, verpflichtet würden."

Der Vf. von Nr. 2. geht in ein grösseres Detail ein, und macht manche treffende Bemerkungen über die Schädlichkeit der Getreidesperren, über die Nothwendigkeit einer strengern Bestrafung der Holz-, Feld- und Garten-Diebstähle, so wie auch der Beschädigung gepflanzter Bäume; über die Verbesserung des Gesindes (in welcher Absicht auch wirklich auf dem letzten Landtage in Kursachsen der Entwurf einer neuen Gesindeordnung den Ständen vorgelegt worden ist); über zweckmässige Streifereyen des Militärs zur Tilgung des Bettelwesens und über mehrere andere Gegenstände. Nur den Vorschlag kann Rec. nicht billigen, dass den Gemeinden die ihnen verstattete Freyheit wegen der Einführung eines neuen Gesangbuchs genommen werden sollte, weil nach seiner Ueberzeugung die religiöse Erbauung gar keinem gesetzlichen Zwange unterworfen seyn kann oder darf. — Was endlich die *dritte* Schrift betrifft, die sich nicht, wie man vielleicht nach dem Titel glauben könnte, auf die vorhergehende, sondern auf uns unbekannte *Gedanken eines sächsischen Patrioten* bezieht, welche zu Hamburg erschienen sind, so geht ihre Haupttendenz gegen die in dieser Abhandlung vorgeschlagne neue Erhöhung der Steuern. Auch werden zugleich andre Mittel angegeben, wie man manchen dringenden Bedürfnissen, wozu mit Recht *die Verbesserung der Landstrassen, die an manchen Orten selbst lebensgefährlich sind*, gerechnet wird, abhelfen könnte. Zu diesen gehört vorzüglich: dass zwey Millionen neue Casseбillets gemacht werden sollten, wofür man aus den Landescassen eine eben so grosse Summe an baarem Gelde zur Bezahlung von Steuerschulden nähme, und die hierdurch ersparten Interessen zu jenem Zweck verwandete.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 28. Junius 1806.

## ERDBESCHREIBUNG.

Dresden, b. d. Vf., u. Leipzig, b. Barth: *D. J. Merkels Erdbeschreibung von Kursachsen und den jetzt dazu gehörenden Landen.* — *Dritte*, durchaus verbesserte u. vermehrte Auflage. — *Erster* Band. 254 S. *Zweyter* Bd. 262 S. *Dritter* Bd. 293 S. *Vierter* Bd. 284 S. Nach dem Tode des Vfs. gröfstentheils aus handschriftlichen Nachrichten bearbeitet von *Karl August Engelhardt*, Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1804. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Selbst nach der mit Recht allgemein geschätzten *Leonhardi*schen Erdbeschreibung der Kurfächfischen Länder kann doch die gegenwärtige nicht für überflüssig gehalten werden, da sie mehr für den Freund dieser Wissenschaft, als für den eigentlichen Gelehrten bestimmt, und, diesem Plane gemäss, zweckmäfsig ausgearbeitet ist, so dafs sie denn auch bald mehrere Auflagen erlebte, von denen wir hier die *dritte*, da die ersten in unserer A. L. Z. übergangen sind, als ein neues Werk anzeigen.

Sein vorzüglichstes Augenmerk hat der Vf. auf Gewerbe und andre Nahrungszweige gerichtet, und hiervon sowohl in der Einleitung, die sich mit der allgemeinen Kursächsischen Statistik beschäftigt, als auch in der besondern Beschreibung des Erzgebirgischen, Vogtländischen, Neustädter und Meissner Kreises, worüber sich die vier *ersten* Bände verbreiten, manche interessante Nachrichten mitgetheilt, von welchen wir einige ausheben wollen. — Von 1783 — 1796. wurden gegen 13,400 Quadrat-Acker zur Holzcultur eingerichtet, welches zwischen 70 bis 80,000 Rthlr. kostete. Im J. 1755. wurden in Sachsen an gewöhnlichen Körnerfrüchten nicht viel über 6 Millionen (?), 1801. aber gegen 17, und 1802. gegen 16 Millionen Scheffel erbaut. Die von der Landes-, Oekonomie-, Manufaktur- und Commerzien-Deputation ertheilten Preise, die nicht jährlich, sondern nur von Zeit zu Zeit ausgesetzt werden, betrugen von 1764 — 1800. über 80,000 Rthlr., so wie die seit 1773. gewöhnlichen Gratificationen für die Rettung verunglückter Personen in den letzten 9 Jahren über 33,000 Rthlr. Der angegebene Werth aller bey der Brandassecuration versicherten Grundstücke betrug zu Michaelis 1802. (mit Ausschluss der Lausitzen und des Amtes Dobrilugk) gegen 92,400,000 Rthlr., am 31. März 1803. schon gegen 93,600,000 Rthlr., und war seit Eröffnung der Anstalt um mehr als 36 Millionen gestiegen. Dagegen hat sich auch in Kursachsen die traurige Erfahrung bestätigt, dafs sich die Brandschäden seit der Errichtung dieses Instituts fast mit jedem Jahre vermehrt haben. Von dem Bergbau wird (S. 95 — 138.) eine sehr ausführliche Beschreibung mitgetheilt. [Da der Vf. hierbey (S. 99. in der Note) die Frage aufwirft: ob nicht das Kloster Altenzelle an der Entdeckung der Freyberger Bergwerke den gröfsten bis jetzt *ganz unerkannten Antheil* gehabt haben sollte: so scheint ihm die Abhandlung über die Freyberger Gegend in der Sammlung vermischter Nachrichten zur Sächs. Geschichte Th. I. S. 133., wo dieses ausdrücklich behauptet wird, unbekannt geblieben zu seyn.] Besondres Interesse für die jetzigen Zeitumstände haben die S. 140. über den Zustand des Ackerbau's im Erzgebirge mitgetheilten Nachrichten. Der beste Getreidebau an Korn, Gerste und Weizen ist in den Aemtern Zwickau, Chemnitz, Sachsenburg mit Frankenberg und Nossen — der mittlere in den Aemtern Grünhayn, Stollberg, Wiesenburg und Augustusburg, Freyberg und Dippoldiswalde; der dürftigste in den übrigen an Böhmen gränzenden Aemtern, wo meist nur Hafer erbaut wird. Seit 40 — 50 Jahren sucht man den Ackerbau zu verbessern, aber doch giebt er bey weitem nicht den ganzen Bedarf. Im J. 1799. wurden nach den eingereichten Angaben 467,000 Schfl. Korn, über 50,000 Schfl. Weizen, gegen 182,000 Schfl. Gerste, gegen 10,000 Schfl. Erbsen und über 700,000 Schfl. Hafer erbaut. Bey diesem geringen Getreidebau sind die Erdäpfel eine grosse Wohlthat, die zuerst aus dem Vogtlande in das Erzgebirge seit 1712. gekommen sind, und wovon in dem Jahre 1802. über 700,000 Schfl. sollen erbaut worden seyn. — Eben so interessant sind die Notizen über die Blaufarbenwerke, das Spitzenklöppeln und viele Manufakturen und Fabriken in einzelnen Gegenden und Oertern, besonders des Erzgebirgischen und Vogtländischen Kreises; allein wir halten es für zweckmäfsiger, statt Auszüge hieryon zu geben, einige Zusätze und Berichtigungen zu liefern, welche vorzüglich die allgemeine Sächsische Statistik betreffen. S. 31. wird die kaiserliche Belehnungsurkunde, welche der Herzog Moritz über die Kurwürde und den gröfsten Theil der Ernestinischen Länder erhielt, die *Sächsische goldne Bulle* Kaiser Karl V. genannt. Allein diese Benennung wird nie für jene Urkunde gebraucht, sondern vielmehr für den Lehnbrief, den der Herzog Rudolf II. von Sachsen am 27. Dec. 1356. vom Kaiser Karl IV. erhielt, und worin auch die von dem Vf. gleichfalls angeführte Verordnung wegen der Erbfolge enthalten ist. Wenn ferner ebendaselbst behauptet wird: dafs alle Kursächsische Lande, die Lausitzen ausgenommen, bloss auf die

die männlichen Nachkommen des Landesherrn vererben: so hätte dabey die wegen der Lausitzen in dem Nebenrecesse des Prager Friedens zum Besten der weiblichen Nachkommen Johann Georgs I. festgesetzte Bestimmung nicht übergangen werden sollen, nach welcher dieselben die Lausitzen auf den Fall der Erlöschung des Mannsstammes nur so lange in Besitz nehmen dürfen, bis von Böhmen der alte darauf haftende Pfandschilling wieder bezahlt worden ist. Auf die neuesten Bestimmungen des Deputationshauptschlusses nimmt der Vf. gar keine Rücksicht, indem er S. 33. behauptet: dass der Kurfürst von Sachsen unter den deutschen Kurfürsten der dritte, und unter den weltlichen der sechste sey. Bey Anführung der Vicariatsrechte (S. 35.) fehlt das Wichtigste — die höchste Gerichtsbarkeit. S. 36. wird der Kurfürst von Sachsen Director der obersächsischen Kreisversammlungen oder Kreisoberster genannt; wobey zu erinnern ist: dass ihm jene Direction nicht in der erwähnten Eigenschaft, sondern als Kreisausschreibendem Fürsten gebührt. Ebendaselbst wird der unrichtige Satz aufgestellt: dass der Kurfürst Gesandte zu dem Reichstag *schicken müsse;* da es doch allgemein bekannt ist, dass die Reichsstände zur Ausübung der Reichsstandschaft keine vollkommene Verbindlichkeit haben. Die landschaftliche Verfassung ist (S. 38—40.) so oberflächlich dargestellt, dass weder der enge und weite Ausschuss erwähnt, noch die besondern Curien der Universitäten und der Grafen und Herren gehörig von der Prälaten-Curie abgesondert, noch endlich die schriftsässigen von den amtsässigen Rittergütern in Ansehung der Landstandschaft unterschieden werden. Auch ist es unrichtig, wenn der Vf. S. 45. sagt, das geheime Finanzcollegium sey *nach und nach* aus der vom Kurfürst August errichteten Kammer entstanden, da sich dasselbe vielmehr auf die von dem jetzigen Kurfürsten 1782. getroffene Vereinigung der Kammer mit der Generalhauptcasse und dem Bergcollegio gründet. Ferner ist es viel zu unbestimmt, wenn S. 46. von der Landesregierung behauptet wird: „sie entscheide in allen Rechtssachen, die von den Aemtern und Stadtobrigkeiten nicht entschieden werden können;" so wie auch von den Hofgerichten S. 48.: „sie wären nur für gewisse Kreise, Orte und Personen, und auch nur in gewissen Fällen die oberste Justizbehörde." Diese Behauptung ist dergestalt zu verbessern: dass Landesregierung und Hofgerichte über die alten Erblande in der Regel die concurrente Gerichtsbarkeit über alle Schriftsassen ausüben und an sie von den Aemtern, so wie auch von den schriftsässigen Obrigkeiten der Städte und Dörfer, appellirt wird; jedoch mit der Bestimmung: dass gewisse Sachen, als z. B. peinliche, der ausschliessenden Cognition der erstern unterworfen sind, und dass von letztern das Wittenberger Hofgericht nur für den Kurkreis, das Leipziger Oberhofgericht aber für die übrigen Kreise jener Länder bestimmt ist, und von beiden noch an die Landesregierung appellirt werden kann. Dagegen ist so viel richtig: dass diese bey allen Appellationen nur über ihre Zulässigkeit erkennt und hierauf die Sache zur Entscheidung an das Appellationsgericht verweist, bey welchem auch überdiess die Schriftsassen unmittelbar belangt werden können, mit Ausnahme derjenigen Gegenstände, die der Landesregierung allein vorbehalten sind. Endlich bemerken wir noch: dass S. 48. die neu einzuführende Gerichtsordnung unrichtig ein *Gesetzbuch* genannt wird, und dass die Landsteuer nicht erst (wie S. 61. angeführt ist) 1561. entstanden ist, sondern sich weit ältre Spuren von dieser Steuer finden, und sie schon seit 1550. ununterbrochen ist verwilligt worden.

Dresden, b. Vf., u. Leipzig, b. Barth: *Handbuch der Erdbeschreibung der Kursächsischen Lande*, nach der Merkel- und Engelhardtischen grösseren Erdbeschreibung, besonders zum Gebrauch in Bürger- und Landschulen, bearbeitet von *Karl August Engelhardt*, Mitglied der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Nebst drey Tabellen über Producte, Manufacturen und Handel. 1803. 180 S. 8. (12 gr.)

Dieses Handbuch ist nicht bloss ein Auszug aus den ältern Ausgaben der Merkelschen Erdbeschreibung, sondern enthält auch einige Berichtigungen und Ergänzungen derselben, und ist für den auf dem Titel bemerkten Zweck im Ganzen zweckmässig eingerichtet. Ausserdem besitzt es den Vorzug, dass ihm einige Industrietabellen beygefügt worden, die, so weit wir sie geprüft haben, mit Fleiss und Genauigkeit abgefasst sind; doch hat sie der Vf. für die Besitzer der grössern Erdbeschreibung besonders abdrucken *lassen*. Ob wir übrigens gleich nicht zu den kritischen Sehern gehören, die aus Mücken Elephanten machen, und welche in der Vorerinnerung verbeten werden: so können wir dessen ungeachtet nicht bergen, dass wir auch in dieser Schrift einige bedeutende Fehler gefunden haben, die sehr leicht hätten vermieden werden können. So heisst es z. B. S. 7.: „Unser Landesherr hat *als Kurfürst* vorzüglich die Pflicht, zu allen Kriegen, welche das deutsche Reich betreffen, Geldbeyträge zu liefern und Soldaten zu stellen;" wobey sich der Vf. daran gar nicht erinnert, dass diese Verbindlichkeit eine allgemeine Folge der Abhängigkeit vom Reiche ist; aber mit der kurfürstlichen Würde in keiner Verbindung steht. Wenn ferner S. 9. gesagt wird: „Zur leichtern Handhabung der Gerechtigkeit ist jeder Kreis in Aemter getheilt, die unter Amtleuten stehen, welche die Landesregierung einsetzt," so nimmt er bey dieser Behauptung auf den andern Hauptzweck der Aemter, der in der Verwaltung der landesherrlichen Einkünfte besteht, gar keine Rücksicht. S. 88 u. 104. werden Domherrn in den Stiftern Wurzen und Zeitz erwähnt, da es doch allgemein bekannt ist, dass diese Stifter Collegiat- oder niedre Stifter sind, deren Mitglieder zwar Canonici, aber keine Domherrn sind. — Noch müssen wir endlich den Vf. für die Zukunft rathen, sich mancher unschicklicher Ausdrücke zu enthalten, die ihm geläufig zu seyn scheinen, als z. B. *Schnuzer*, *flugs*.

STA.

## STATISTIK.

Zürich, b. d. Vf. *Joh. Heinr. v. Escher*, Stadtrathe u. öffentl. Ankläger: *Etat der sämmtlichen sowohl an- als abwesenden Gemeindsbürger der Stadt Zürich, welche das zwanzigste Altersjahr zurückgelegt haben, mit dem ersten Januar* 1806. 136 S. 8. (8 gr.)

Das Bürgerrecht zu Zürich war vor der helvetischen Revolution um so wichtiger, je schwerer es zu erwerben war. Die Bürger waren *allein* eines Antheils an der Regierung des 45 Quadratmeilen grossen, und eine Bevölkerung von beynahe 200000 Menschen zählenden Kantons fähig, *allein* wählbar zu Predigerstellen im ganzen Lande, und grösstentheils auch im Thurgau und im Rheinthal, und hatten *allein* das Recht, Handlung zu treiben, andere Vortheile ungerechnet, bey denen wir uns, ob sie gleich nicht unbedeutend waren, jetzt nicht aufhalten wollen. Und wie viele eingeschriebene und eingeschworne Bürger hatte Zürich noch wenige Jahre vor der Revolution (1795)? Nur 2100. Da nun der mit der höchsten Gewalt versehene grosse Rath aus 212 Mitgliedern bestand: so erhellet, dass der zehnte Bürger in dem souveränen Rathe sass. Der Etat einer solchen Bürgerschaft hatte statistische Wichtigkeit, und die Uebersicht derselben führte auf manche wichtige Idee. Es war der Etat eines so gut wie geschlossenen Vereins von Bürgern, deren Voraltern grösstentheils schon seit einigen Jahrhunderten im Besitze dieses Bürgerrechts waren, das seinem Besitzer grosse Vorrechte im Staate verschaffte. In dem achtzehnten Jahrhundert ward 95 Jahre lang kein einziger unter diese Bürger aufgenommen; in dem 17ten nur eine kleine Anzahl von Familien; die meisten Geschlechter dieser Stadt sind schon seit dem 16ten und 15ten, einige schon seit dem 14ten Jahrh. im Besitz dieses Rechts; und schlägt man *Leu's* schweizerisches Lexicon nach: so überzeugt man sich, dass es nicht leicht ein Geschlecht gab, das nicht in irgend einer Periode unter seinen Individuen Mitglieder des grössern Raths und selbst des Senats oder der Regierung zählte, und dass, mit Ausnahme der adlichen Geschlechter, die zwar als solche keinen Vorrang besassen, aber deren männliche Individuen immer *Junkern* hiessen, fast alle funfzig Jahre andere vornehme Familien in dieser Stadt waren. Nachdem aber *Freyheit und Gleichheit* in Helvetien proclamirt worden war, verlor das Bürgerrecht zu Zürich seine politische Wichtigkeit, und die bisherigen *Unterthanen*, die Landleute, erhielten — o des Greuels für ein vaterstädtisches Herz! — *gleiche politische Rechte* mit den Bürgern der κατ' ἐξοχην, weil Winterthur nur ein Municipalstädtchen war, so genannten *Stadt*. Selbst die Napoleonische Mediationsacte von 1803. hat hierin nichts geändert, und auch *Landleute* sind jetzt Mitglieder des Senats, des Obergerichts, und vorzüglich des grossen Raths; inzwischen ist doch der Werth des Stadtbürgerrechts seit der Einführung der neuesten Verfassung wieder ein wenig gestiegen, und nach der öffentlichen Meinung will es doch immer unendlich mehr sagen, ein Bürger der Gemeinde Zürich, als ein Bürger der Gemeinde Fluntern, Bauma oder Thorliken zu seyn; auch darf man es den Bürgern der Hauptstadt getrost zutrauen, dass sie das grosse Ziel ihres Bestrebens, der Stadt wieder, wo möglich, den vorigen Glanz zu verschaffen, nie aus dem Gesichte verlieren werden. In dieser Hinsicht ist der vorliegende *Etat* immer der Aufmerksamkeit werth, und er hat vor den früher erschienenen Etats, deren Rec. mehrere vor sich liegen hat, einige schätzbare Vorzüge. So verdient es Dank, dass der Vf. den Ursprung verschiedener Geschlechter, und das Jahr ihrer Aufnahme unter die Bürger von Zürich angiebt. Die Familie Bremi stammt z. B. von Rapperschwyl ab, und ward Bürger 1537.; Füssli, von Wollishofen bey Zürich, 1388.; Gessner stammt von Solothurn ab, und erhielt das Bürgerrecht 1493; Häfeli, von Babenhausen, 1481.; Hess, von Reutlingen, 1517.; Hottinger, von Zollikon bey Zürich, 1401.; Lavater, von Rheinau, 1446.; Pestaluz (Pestalozzi), von Chiavenna, 1567.; Pfenninger, von Stäfa, 1496.; Stolz, von Oberbüren im Thurgau, 1499.; Tobler, von Wald, 1626.; Usteri, von Ehrlibach am Zürchersee, 1401. Von diesem und zum Theil noch höhern Alter sind bey weitem die meisten Geschlechter der Bürger von Zürich. Auch ein Verzeichniss der sämmtlichen übrigen Einwohner von Zürich, aus dem Canton, aus andern Cantonen, aus Frankreich und aus andern Staaten, mit Bemerkung, was ihr Gewerbe sey, verdient Dank. In Ansehung der im Auslande etablirten Stadtbürger ist der Vf. weniger genau, als in Ansehung der an Ort und Stelle lebenden; hier entgeht ihm nicht leicht ein Lieutenant beym Succursregimente, ein Hauptmann der Scharfschützencompagnie u. dergl.; dort hingegen macht er z. B. den Zunftmeister Wegmann zu München ohne alle nähere Nachfrage, ob es wahr sey, zum königlich bayerschen Hofrathe; bey Joh. Casp. Häfeli wird bemerkt, er sey Pfarrer zu Bernburg; er ist aber auch Doctor der Theologie, Superintendent, und fürstl. Anhalt. Cons. Rath; Joh. Jak. Stolz ist ihm ebenfalls zwar Pfarrer zu Bremen, nicht aber Doctor und Prof. der Theologie, was er doch auch ist; Joh. Casp. Horner ist nach dem Etat V. D. M.; er ist aber auch Doctor der Philosophie, und Astronom bey der Entdeckungsreisegesellschaft des Hn. v. Krusenstern. Fast sollte man glauben, dass der Vf., der etwas kleinstädtischen Denkart eines grossen Theils seiner Mitbürger getreu, keine andern Titel anerkennen wolle, als wovon in der grossen Stadt Zürich die Diplome, Brevets, Decrete ausgefertigt worden sind. Hat doch der in der Schweiz renommirte Zürchersche Zeitungsschreiber, Heinrich Bürkli, sich erst den 14. März 1806. auf erhaltenen höhern Wink entschliessen können, den mächtigen Napoleon, der das Schicksal der ganzen Schweiz in seiner Gewalt hat, als Kaiser von Frankreich und König von Italien anzuerkennen.

Erfurt, b. Görling: *Statistisches Hand- und Adressbuch für das Königlich-Preussische Fürstenthum Erfurt,*

*furt, die Grafſchaft Blankenhayn und Untergleichen.* Auf das Jahr 1806. Mit Hinſicht auf Eichsfeld, Mühlhauſen und Nordhauſen. Herausgegeben von *Carl Siegismund Spangenberg.* XXIV u. 284 S. 8.

Das Ideal eines vollkommenen Provinzial-Handbuchs wurde hiemit durch den Königl. Preuſsiſchen Regiſtratur-Aſſiſtenten Hn. *Spangenberg* möglichſt erreicht; die beiden, zu ihrer Zeit in der A. L. Z. empfohlnen, *Stieghan*'ſchen Verſuche von 1795 und 1797, ſind weit übertroffen. Nicht zu viel iſt es geſagt, daſs man darin das Ganze und alle ſeine Theile in allen ihren Staats- und auch in den vorzüglichſten Privat-Rückſichten dargelegt findet. Jeder Bewohner der, im Titel genannten, *Neu*-Preuſsiſchen Lande kann ſich dadurch belehren, in welcher Beziehung er auf die ganze Monarchie und auf ſeine Provinz ſich befinde, worin deren einzelne Regierungs-, Verfaſſungs- und Verwaltungszweige beſtehen, und der Ausländer erſieht daraus deren Umfang, Geſetze, Statiſtik, Anſtalten für moraliſch-religiöſe und für intellectuelle Bildung u. ſ. w. Kurz! das *Küſter*'ſche Staats-Handbuch wird hier ausgefüllt und gleichſam aus dem Skelet, mit Bezug auf die Armee-, Stamm- und Rangliſte, ein belebter Körper gebildet. Durch die beygefügten Inhalts- und Namen-Regiſter iſt der tägliche Gebrauch erleichtert. Nach der, die ganze Monarchie umfaſſenden, Einleitung iſt das Werk unter zehn Haupt-Rubriken geſtellt; nämlich: die Militär-, Finanz- und Cameral-Juſtiz- und Polizey-Departements, Kirchen- und Schulweſen, wiſſenſchaftliche Cultur, Kunſt- und Induſtrie-Erwerb, Anſtalten zur Bedienung, Bewirthung und Beluſtigung der Einwohner und Fremden, fremdherriſche Inſtanzen (welcher nur ein Weimariſches Geleits-Amt und Neben-Caſſe enthält, und daher wohl nicht eine eigne Rubrik verdiente) und ſpeciellle Behörden für *Blankenhayn* und *Untergleichen.* Vier von dieſen Abſchnitten haben durch hiſtoriſche Erläuterungen weit mehr Intereſſe und Anziehendes bekommen, als ſonſt eine trockne Numenklatur haben mag. Von der praktiſchen Berückſichtigung mag dieſes zum Beyſpiel dienen, daſs ſogar die, in *alten* Erfurter Documenten vorkommenden, Maſse und Münzen S. 73. erklärt worden. — Die auswärtigen Mitglieder der Erfurter Academie S. 169 u. f. bedürfen jedoch manchen Nachtrag: z. B. *Arnemann* iſt nicht in Göttingen, ſondern in Hamburg; *Böttiger* nicht mehr zu Weimar, ſondern zu Dresden; *von Zach*, Oberhofmeiſter, *von Veltheim*, todt u. ſ. w.

## KLEINE SCHRIFTEN.

**Römische Literatur.** Zwickau: *Moretum quod Virgilio adſcribitur cum verſione vernacula et animadd. paucis. Quo — Tob. Hempelio* Conſuli et Lyc. Zwiccav. Inſpectori — natalem diem — pie congratulantur ordinum priorum Lycei Zwicc. cives interprete *Frid Gotth. Klopfero* Lyc., alumno. 180. 1/ S. 4. — Das kleine Denkmal der Erkenntlichkeit gegen den würdigen Inſpector und Wohlthäter des Zwickauſchen Lyceums iſt eines Blickes werth. Der Vf. iſt geneigt, das Mörſergericht ſeiner reinen Sprache und ſeiner einfachen, doch zierlichen, Darſtellung wegen für ein Erzeugniſs des goldnen Zeitalters der röm. Sprache zu halten; er giebt zu, daſs der Gegenſtand aus dem Griechiſchen des Parthenius entlehnt ſeyn möge, ohne daſs man es jedoch für eine Ueberſetzung deſſelben gelten laſſen könne, da in ihm nur italiſche Sitte dargeſtellt werde (als wenn dieſs nicht auch im Parthenius hätte der Fall ſeyn können). Die metriſche Ueberſetzung verräth Anlagen, obgleich wenige Verſe die Kritik aushalten würden, und die Voſſiſche, welche der Vf. nicht gekannt haben muſs, nichs daneben gelegt werden darf. V. 5. ſtellt er die Ordnung der Worte auf, wie ſie vor Aldus war: „*Membra levat, vili ſenſim demiſſa grabato*", in welchem Falle doch das Komma durchſtrichen werden müſste, damit man nicht *ſenſim demiſſa* verbände. Dieſer Zweydeutigkeit weicht freylich die andere Wortſtellung: „*Membra levat ſenſim, vili* etc." noch mehr aus. v. 8 — 10. billigen wir die Aufnahme von Scaligers *fomes* ſtatt *funus*, wozu ſich, nach des Herausg. guter Erinnerung, beſſer *tenuis*, *exiguus*, als das gebrauchte *parvulus* geſchickt hätte. Aber unrichtig iſt es, wenn er den *fomes* und die *pruna*, die nach Dichterweiſe erläuternd jenem zugeſetzt iſt, für zwey verſchiedene Dinge hält, an welche *beide* (*his*, zündete denn etwa die eine nicht?) das Docht der Lampe gehalten wird. *His* geht aber auf die *lumina prunae.* Ueber die in der Ueberſetzung beybehaltne Scaliger'ſche Erklärung von v. 11. „*producit aeu ſtupas*" hat ſchon *Heyne* das Nöthige erinnert. Unter den Varianten und Conjecturen zu v. 15. ſcheint uns der Vf. das Rechte herausgefunden zu haben: „*Et reſerat cellae, quae providet, oſtia clavi.*" *Cellae* iſt *Barth's* Vermuthung, ſtatt *clauſae*, und *providet* ſt. *praevidet* die Lesart einer Handſchrift. Aber ſehr gezwungen kommt uns ſeine Art zu verbinden vor: „*clavi, quae providet*" ſc. *cellae*, wogegen wir „*cella, quae providet*" ſc. *uſibus domeſticis*, für Umſchreibung einer Vorrathskammer halten. v. 52 nimmt der Vf. *Vulcanus Veſtaque* in Schutz, ſtatt *teſta*. *Veſta* für den Heerd, auf welche Bedeutung doch auch *Heyne* fiel. v. 65. 66. iſt *Heyne* geneigt, für unecht zu halten, obgleich die gewähltere Sprache wenigſtens den letztern vertheidigen möchte. Nicht übel ſieht unſer Vf. v. 65. als Parentheſe an. v. 93. wählt er die Lesart: „*Singula tum capitum nodoſo vertice nudat*", und erklärt es von den Stängeln des Knoblauchs, die aus den Köpfen, wie das Haar vom Scheitel, emporſtehen. Ob ihnen aber das Prädicat *nodoſo* zukomme, entſcheiden wir nicht. *Numeroſo cortice* verſchmäht er wegen des folgenden „*et ſummis ſpoliat coriis*", damit nicht daſſelbe zweymal geſagt werde. Die geſchälte Zwiebel nannte die gemeine Lesart v. 95. ſehr unbequem „*ſervatum gramine bulbum*", wofür hier *Schraders* „*ſervatum in germine bulbum*" aufgenommen iſt. v. 119. vom Simulus, der das Brot aus den Händen der Magd empfängt, wird die gemeine Lesart: „*Quem lotis recipit manibus*" ſtatt *laetus* angenommen, weil das Durchkneten und Formen des Miſchgerichts v. 115. dem reinlichen Bauer das Waſchen der Hände nothwendig gemacht habe. Allein dann hätten wir dieſe Handlung einige Verſe früher, und zwar nicht bloſs angedeutet, ſondern nach dem Charakter dieſes Gedichtchens ausgemalt zu ſehen erwartet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. Junius 1806.

## ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

Dorpat u. Riga, b. Müller: *Einleitung in die Allgemeine Sprachlehre* mit besonderer Rücksicht auf die Deutsche, als Leitfaden beym Vorbereitungsunterricht der Jugend, welche nun Sprachen grammatisch lernen soll, und zugleich zur Verstandesübung entworfen von D. *Wilh. Friedrich Hezel.* 1805. 126 S. 8. (8 gr.)

Königsberg, b. Nicolovius: *Philosophische Principien einer allgemeinen Sprachlehre* nach *Kant* und *Sacy* in einer ausführlichen Recension der Grundsätze des Letztern. 1805. 210 S. 8. (18 gr.)

Bey dem erfreulichen Streben, alle Gattungen der Erkenntnisse, und insbesondere auch das Studium der Sprachen, auf philosophische Ansichten zurückzuführen, misslingen begreiflich auch Versuche der Art, oder leisten doch weniger, als sie leisten sollen. Diess ist bey beiden angezeigten Schriften der Fall. Beide führen einen zu vornehmen Titel.

Nr. 1. mag zum Vorbereitungsunterrichte allenfalls brauchbar seyn, wenn es uns auch gleich an andern, zwar keinesweges vollkommnen, aber doch ausgearbeitetern Büchelchen, z. B. von *Heinsius*, nicht ganz fehlt; und ob wir wohl meynen, dass schon die erste Milch reiner gegeben werden könne. Das Studium der allgemeinen Sprachlehre, welches der längst rühmlich bekannte, und neuerlich um die Erziehung verdiente Vf. in seinem neuen Vaterlande mit verdienstlichem Eifer durch diese Schrift zu befördern sucht, müsste auf eine solche Vorbereitung wirklich gebaut werden können, und nicht soviel in derselben zu berichtigen seyn. Den Grundsatz, von welchem der Vf., wahrscheinlich nach seinen Erfahrungen, ausgeht, dass man grammatischen Unterricht zuerst in der Muttersprache geben, und dabey die *Begriffe* von Substantiv, Adjectiv u. s. w. zu entwickeln suchen müsse, wollen wir hier gar nicht bestreiten. Aber offenbar ist ein solcher Unterricht noch nicht Einleitung in die *allgemeine* Sprachlehre, bey welcher doch nothwendig Rücksicht auf mehrere Sprachen, und eine Umsicht und Abstraction vorausgesetzt wird, deren ein so frühes Alter gar nicht fähig ist. Wenn die Grundlage jenes Unterrichts in der deutschen Sprache Einleitung in die allgemeine Sprachlehre heissen soll: so müssten noch weit mehr Bücher, wie *Lomonossow's* russische Grammatik, so genannt werden, worin viel mehrere allgemeine Sprachbegriffe richtiger und bestimmter vorgetragen sind, als in dem vor uns liegenden Büchlein. Zu vielleicht künftiger Berichtigung, und zur genauern Charakterisirung wollen wir einige Theile desselben durchgehen. S. 38. 39. ist das Wesen der Substantive also dargestellt: „1) es sind lauter Namen von *Personen* oder von *Dingen*, sey es nun von Dingen im *eigentlichen* Verstande, z. B. Hut, Stiefel, oder von irgend sonst etwas, das man sich als ein *Ding* — als ein *Etwas vorstellt*, und wenigstens *uneigentlich* so nennen *kann*, z. B. Zorn u. s. w. 2) Man kann *allen* Wörtern dieser ersten Klasse die Wörtchen *ein*, *eine*, oder: *der*, *die*, *das* vorsetzen." S. 41 und 42. heisst es von den Adjectiven: „Also solche Wörter, welche *bey einem Hauptworte stehen*, und irgend eine *Beschaffenheit* oder *Eigenschaft* einer Person oder Sache anzeigen, nennen wir *Beywörter* oder Beschaffenheitswörter. Demnach wären also sowohl die *Hauptwörter* als die *Beywörter* Namen oder *Nennwörter*, nur mit dem grossen Unterschiede, dass die *Hauptwörter* die Namen *eines Dinges selbst* sind, z. B. Tisch, die *Beywörter* aber nur die Namen der Eigenschaften eines Dinges, z. B. *grosser* Tisch." — Man sieht, dass diese ganze, übrigens sehr vage, Charakteristik auf die Setzung des Artikels beym Substantiv, und auf das unbestimmte Gefühl des jungen Zöglings hinausläuft, sich die Wörter wie: *grosser*, zu merken, und nicht mit: *Grösse* des Tisches, zu verwechseln, ob wohl diess Wort auch ein Beschaffenheitswort und der Name einer Eigenschaft ist, und bey einem Hauptworte steht. Die *Artikel* nennt der Vf. S. 43. *Geschlechtswörter*, weil sie sich nach dem Geschlecht des Hauptworts richten; es soll damit ohne Zweifel gesagt werden: weil sie das Geschlecht der Hauptwörter *anzeigen*. Wie unbefriedigend aber diese Angabe sey, konnte schon ein Blick auf die englische Sprache verrathen. Eben diese und andere, gerade mit der deutschen verschwisterte Sprachen, so wie auch die französische, italiänische zeigen, dass es sich nicht so leicht, als der Vf. meynt, vermuthen lasse, dass das Adjectivum Veränderungen sowohl für Genus als Numerus und Casus haben werde. Der Unterschied, der zwischen *Adjectiven* und *Adverbien* S. 47. und S. 114 f. aufgestellt wird, ist in eben dem Charakter, und an keinem von beiden Orten ist auch nur Ein Beyspiel eines charakteristisch ausgezeichneten *deutschen* Adverbii, wie z. B. weis*lich*, verhoffent*lich*, gegeben, sondern alles bloss in die Declinationsveränderung gesetzt, da das Adjectiv wie das Hauptwort selbst verändert werden könne, das Adverbium nicht. Nur durch jene Beyspiele konnte erst der Begriff deutlicher, und darnach die gewöhnliche deutsche Form erlernt werden. Ueber die Casus ist S. 69. nicht mit einem Worte gesagt, dass sie gerade einerley Zweck mit

mit den Präpoſitionen haben, wodurch allein der Begriff derſelben erkannt wird; ſie ſind bloſs als *Art*, die Hauptwörter und Artikel zu *verändern*, charakteriſirt. Die *Interjectionen* ſind paſſend in die der äuſsern Empfindung, wie *knaks*, und die der *innern* getheilt. — Auf irgend einen andern für den Sprachforſcher intereſſanten Gedanken ſind wir kaum geſtoſsen. Aber die angewendete Methode, die Aufmerkſamkeit der Zöglinge fortzuleiten, finden wir zweckmäſsig, und dieſs iſt Hauptſache bey dem Gebrauche eines ſolchen Schulbuchs, deſſen Mängel ein geſchickter Lehrer erſetzen kann.

Nr. II. macht weit mehr Anſprüche. Philoſophiſche *Principien*, *Kant* und *de Sacy* prangen auf dem Titel eines verworrenen und unbefriedigenden Geſchreibſels, in welchem nur hier und da einige paſſende, nicht längſt bekannte Gedanken zu bemerken ſind. Der Vf. charakteriſirt ſich als einen vieljährigen Schulmann, der mit recht braven Eifer bey ſeinem Unterricht im Lateiniſchen und Deutſchen auf Sprachvergleichung und Begriffe hinwirken, und ſich darüber einzelne Bemerkungen vor Jahren niedergeſchrieben haben mag, wie ſie ihm beyfielen. Dieſe giebt er nun hier ziemlich durch einander geworfen, und ohne ſie durch erneuerte Bearbeitung zu dem jetzigen Zuſtande des Studiums der allgemeinen Sprachlehre ſeit *Harris* und Andern in irgend ein Verhältniſs geſetzt zu haben. Nicht einmal mit *de Sacy's* Werk hat er ſie in ein ſolches Verhältniſs geſetzt; in dem ganzen Haupttheile des Buchs iſt nirgends auf dieſen Rückſicht genommen. Von *de Sacy* kömmt bloſs eine dürftige Inhaltsanzeige ſeines Werks mit einigen, wie es heiſst, vorläufigen (flüchtig hingeworfenen) Anmerkungen S. 3—17. vor, wo unter andern *de Sacy* mit Unrecht getadelt wird, daſs er nicht die epithetiſchen und prädicativiſchen Adjective von einander unterſcheide, und S. 7. (nach *Meiner*) die Adjectiva in *abſoluta* und *relativa* unterſchieden werden (vergl. auch S. 77.). Sodann folgt auf drey Seiten eine beſondere Cenſur des Kapitels von der Präpoſition, zu der ſich der Vf. durch die unbeſtimmte Definition der Partikeln als ſolcher Wörterchen, die an und für ſich keinen Satz bilden, ja nicht einmal einen vollſtändigen Begriff andeuten, eben nicht legitimirt. Wenn man nun hierzu das von S. 187. an wieder auf drey Seiten gegebene allgemeine (flache) Urtheil über *de Sacy* nimmt, welches das Einzige iſt, was nach jenen vorläufigen Bemerkungen folgt: ſo hat man die ganze *ausführliche* Recenſion des *de Sacy*, die der Vf. auf dem Titel verſpricht, womit er aber nur ſeine länger als *nonum in annum* aufgehobenen Papiere, woraus S. 21—187. und S. 190—210. gefloſſen ſind, mit Aufſehen in das Publicum einführen wollte. Unter eben dieſer Firma, als folge eine Recenſion, überſchreibt der Vf. die zwey Seiten lange Einleitung alſo: „Recenſent legitimirt ſich und will *Kant* ein Denkmal ſtiften." Der Vf. ſagt uns hier viel von ſeinem Umgange mit ſeinem alten Freunde *Kant*, und daſs dieſer keines Denkmals bedürfe. Wenn nun demungeachtet der Vf. ihm ein Denkmal ſtiften wollte: ſo hätte es ein beſſeres ſeyn ſollen. Allein offenbar war die einzige Urſache dieſer Einleitung die, daſs *Kant* auf dem Titel dieſer Schrift paradire. — Der Vf. verſichert zwar, aus den Schriften dieſes groſsen Philoſophen viel für ſein Sprachſyſtem erlernt zu haben; aber Spuren davon und Rückſichtnahme auf *Kants* Philoſophie zeigt ſich bloſs S. 160 und 168. in zwey Tabellen der Sprachtheile nach Maſsgabe der Tafel der Kategorieen (dergleichen ja auch *Haſſe's* Grammatologie hat); man müſste denn dahin rechnen, daſs der Vf. ein paar mal von Syntheſe und Analyſe ſpricht.

Wir kommen alſo zu dem eigentlichen Werke S. 21—187. und 190 bis zum Schluſſe ſelbſt, welches überſchrieben iſt: *Auszug aus des Recenſenten grammatiſchem Sprachſyſtem.* Dieſer könnte, wenn er ohne jene Anmaſsungen ſchlicht in das Publicum eingetreten wäre, wenigſtens die Achtung verdienen, welche der Freund der Wiſſenſchaften jedem wohlgemeynten Beytrage zum Anbau derſelben gewährt. An ein Sprach*ſyſtem* iſt nun wieder ganz und gar nicht zu denken. Zwar zerfällt das Ganze durch einige Ueberſchriften in einige Fächer, und dieſs iſt wenigſtens eine Art von Anordnung; aber an einen eigentlichen Zuſammenhang der Durchführung des Gegenſtandes und ein, wenn auch nur aufſtrebendes, Fortſchreiten zu Principien denke man doch ja nicht. Vielmehr bricht der Vf. bald ab, wo er Etwas ausführen ſollte; bald geht er in ein unverhältniſsmäſsiges Detail ein (man vgl. nur S. 28. unten mit S. 26. in der Mitte); bald endlich wiederholt er ſich (ſo iſt S. 41—45. nichts anderes, als eine unordentliche Wiederholung des in der *erſten* Abtheilung Geſagten, und S. 48—52. wiederum eine bloſse Einſchaltung. Bald geht der Vf. von allgemeinen Geſichtspunkten aus, bald hat er ſich in der Betrachtung der *deutſchen* Sprache ſo verloren, als ob er bloſs über dieſe handelte, und nicht bloſs darin, ſondern oft auch in weitläuftigen Beurtheilungen der *deutſchen* Terminologie der grammatiſchen Kunſtwörter. Wer ſollte erwarten, hier eine ganze Seite 105. mit den Paradigmen der Declination des deutſchen Artikels und überhaupt S. 99—113. mit der deutſchen Declination, ferner S. 86 u. 87. mit der Auseinanderſetzung des Unterſchieds der Präpoſitionen *für* und *vor* angefüllt, und am Schluſſe der *erſten* Abtheilung S. 34—36. die *deutſchen* Interpunctionszeichen aufgezählt zu ſehen? — Alles ſteht, wie wir ſchon ſagten, ſo wie es dem Vf. eben beygefallen war. Aber es war ihm auch zuweilen eine ganz gute Bemerkung beygefallen, und ihm möchte, da er von den Hülfsmitteln dieſes Studiums ſo wenige benutzt hat, manche Bemerkung neu oder richtig ſcheinen, auch wenn ſie es nur halb iſt. Wir wollen keinesweges verſchweigen, daſs der Vf. einzelne wahre oder des Prüfens werthe Bemerkungen hat, und daſs er hier und da die minder bekannte, intereſſante polniſche Sprache vergleicht. So wird S. 46. mit Recht bemerkt, daſs die Verhältniſſe des Nomen erſt nach der Lehre vom Verbum abzuhandeln ſind; ſo iſt die richtige Anſicht, daſs die *Pronomina poſſeſſiva* nichts anderes, als die Genitiven der *Pronomina perſonalia* artig

durch

durch das Beyspiel im Deutschen: Vergiss *mein* nicht, erläutert. Es ist natürlich, dass einem denkenden Schulmanne, wie dem Vf., bey seinem Studium ein paar nicht üble Bemerkungen vor die Seele traten. Nur kann dieses wenige Gute in diesem Buche keinesweges der grossen Mangelhaftigkeit des Ganzen nur zum Zehntheil das Gleichgewicht halten. Ueber keinen der Redetheile haben wir etwas Eindringendes und Ausgeführtes gefunden. Es ist doch blosse Spielerey, wenn S. 64. der Genitiv ein *Participium nominale* genannt wird, weil er sowohl mit dem Nomen als mit dem Verbum construirt werden könne. Es ist offenbar zu viel gesagt, wenn S. 60 u. 132. behauptet wird, dass der Genitiv *stets* einen Partialbegriff andeute. Wie ungenügend und unbeholfen ist die Beschreibung S. 152.: „Das Supinum in *u* ist ein Ablativ, also gleichsam ein *Status quo*, um eine Schwierigkeit oder Leichtigkeit anzuzeigen." S. 153. ist dem Gerundium bloss die Bedeutung der Nothwendigkeit beygelegt, und nicht mit Einem Worte erwähnt, dass Gerundium, nämlich im Lateinischen, nichts weiter ist, als die *Casus obliqui* des Infinitivs. S. 129. ist die Construction *dilectus mihi*, statt: *dilectus a me*, auf die sonderbarste Weise so erklärt: „Diess lässt sich dadurch sehr gut erklären, dass die lateinischen Passive zugleich eine substantivische Bedeutung haben." Warf denn der erfahrne Schulmann hier nicht einen Blick auf die griechische Syntaxis? Die Menge anderer Unrichtigkeiten oder Unbestimmtheiten kann hier, ohne zu ermüden, nicht länger einzeln durchgegangen werden. — Bey weitem das Gedachteste in dem ganzen Büchlein ist noch besonders die letzte von den beiden erwähnten Tabellen, die wir hier, um die vollste Gerechtigkeit auszuüben, noch hinzufügen, obwohl der Raum nicht erlaubt, jede dieser Bestimmungen genau zu beurtheilen, und das Falsche von dem Wahren zu trennen. S. 160. „Da das Verbum alle Vorstellungen und Gedanken im Urtheil zusammenfügt, der logischen Functionen des Verstandes aber (es) eine ausgemessene Anzahl giebt, so muss das Verbum sich unter Kategorieen bringen lassen. Hier ist ein Versuch davon:

1) *Quantität.*

Allheit. — *Infinitivus.*
Vielheit. — *Numerus pluralis.*
Einheit. — — *singularis.*

2) *Qualität.*

Realität.
Negation.
Limitation. — *Verba impersonalia* mit adjectiven Adverbiis: *doctus, indoctus, non indoctus est, decet, dedecet, non dedecet.*

3) *Relation.*

Inhärenz und Subsistenz. *Verba substantiva.*
Causalität und Dependenz. — *transitiva.*
(*activa* und *passiva.*)
Gemeinschaft, Gegenwirkung zwischen den Handelnden und Leidenden. — *Verba reciproca.*

4) *Modus.*

Möglichkeit, Unmöglichkeit. *Modus potentialis.*
Daseyn, Nichtseyn. — *indicativus.*
Nothwendigkeit, Zufälligkeit. — *imperativus.*"

S. 168. „Alle conjunctiven Sätze, sie mögen durch Conjunctionen verbunden, oder bloss durch den Modus des Verbi ausgedrückt werden, lassen sich auf drey Arten zurückführen. Sie sind entweder *aufführend*, oder *umschreibend*, oder *vergleichend*. Die erste Art begründet die Quantität, die zweyte die Qualität, die dritte die Relation und den Modus nach folgender Tabelle:

*Aufführend* 1) für die Allheit:
a) *continuative*,
b) *copulative* mit dem Nebenbegriff der Steigerung,
c) *consecutive*.
2) für die Vielheit: — *circumscriptive*.
3) für die Einheit: a) *exceptive*, b) *restrictive*.

*Umschreibend* 1) für die Bejahung: *illative*.
2) für die Verneinung: *adversative*.
3) für die Einschränkung: a) *suspensive*, b) *exclusive*.

*Vergleichend*, in Ansehung

| I. der Relation: | II. des Modus: |
|---|---|
| 1) für den Grund und die Folge: *causale*. | 1) für die Möglichkeit: *concessive*. |
| 2) für die Bedingung und das Bedingte: *conditionale*. | 2) für die Wirklichkeit: a) *comparative*, b) *explanative*. |
| 3) für die Einschliessung und Ausschliessung: *disjunctive*. | 3) für die Nothwendigkeit: *proportionale*." |

Bey diesen Abtheilungen sieht man oft kaum einen nahen Zusammenhang zwischen dem Eingetheilten und dessen Gliedern, ob sich wohl der Vf. darüber S. 169 — 181. ausführlich erklärt und Beyspiele anführt. Besonders stösst man natürlich bey den circumscriptiven Sätzen im Gegensatz des Namens der zweyten Hauptclasse an. Jedoch können auch diese Ansichten leicht dazu dienen, reife Erörterungen einer noch nicht genug ergründeten Lehre zu veranlassen. In der ersteren Tabelle ist es noch auffallender, Allheit im Gegensatz des *Numerus singularis* und *pluralis* durch den Infinitiv repräsentirt zu sehen, da ja bey diesem von Subjecten überhaupt abstrahirt wird, und: unbestimmt und vag, doch nicht so viel als: allgemein ist. Es ist sonderbar, *doctus* ein adjectivisches Adverbium nennen zu wollen, da diese Terminologie bloss auf das deutsche: ist gelehrt, passen könnte. Der Name *Verba reciproca* hat den Vf. getäuscht. Es ist hier nicht um ein Haar mehr von einer *Gegenwirkung* die Rede, als bey jedem *Verbo activo*, sondern bloss von einem Rückbezug auf das Subject. Eine aufmerksame Erwägung der Grundsätze *de Sacy's* würde den Vf. gelehrt haben, dass diese Verba richtiger und verständlicher: *Verba reflexiva* heissen. Indessen wenn nur noch Ein solcher Bogen im ganzen Büchlein wäre: so würden manche andere Mängel desselben verzeihlicher seyn.

## BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Dyk: *Libri veteris Testamenti apocryphi.* Textum Graecum recognovit et variarum lectionum delectum adjecit *Jo. Christian. Guilielm. Augusti*, LL. OO. in academia Jenensi Prof. P. O. 1804. XVI u. 440 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Durch diese neue Ausgabe der Apokryphen erwirbt sich Hr. *A.* ein wahres Verdienst um gründliches Bibelstudium, welches durch die Lesung jener Bücher sehr befördert wird. Möge sie Anlass geben zu akademischen Vorlesungen über dieselben, wie der Vf. sie hält; und unsere Studierenden werden immer tiefer eindringen in die Gräcität des N. T. und in den Geist religiöser Sittensprüche, die zur Zeit der Stiftung des Christenthums gangbar waren. Wenn auch der beträchtliche Preis neuer Abdrücke der Verbreitung derselben mehr im Wege steht, als diess ehemals der Fall war: so heben doch solche Abdrücke offenbar den Mangel der Gelegenheit zu jener unverkennbar nützlichen Lectüre. Diese neue Ausgabe ist aber keineswegs blosser Abdruck, sondern sie hat erhebliche Vorzüge vor den frühern, und sie wird die Grundlage eines philologisch-kritischen Commentars über diese Bücher werden, den wir von dem Vf. in zwey Bänden zu erwarten haben. Ueber die Einrichtung desselben, so wie des gegenwärtigen Textes, verbreitet sich der Vf. in der statt der Vorrede dienenden *epistola ad V. S. V. Jo. Jac. Griesbach.* Der Vf. hat zuerst die Apokryphen von moralischem Inhalt, und sodann die historischen gestellt. Mit Recht rechnet er das Buch *Judith*, *Tobi* u. m. zu jenen, weil sie den Zweck moralischer Dichtungen haben. Bey dieser zweckmässig veränderten Ordnung bedurfte es kaum einer Entschuldigung, da in Handschriften und selbst in Ausgaben die Apokryphen nicht auf einerley Weise geordnet sind. Indessen in Rücksicht auf schriftstellerische Darstellung schliessen sich jene Erzählungen an die geschichtlichen Bücher an, und stehen also hier bequem zwischen letzteren und den Sittensprüchen. Der Text ist nach der *Leipziger* Ausgabe von 1757. abgedruckt, weil der Vf. diese besonders correct fand; aber er hat nicht nur in vielen Stellen die Interpunction auf eine angemessene Weise geändert, sondern auch andere Lesarten aufgenommen, welche den Vorzug vor den gewöhnlichen verdienten. Wir heben nur einige aus. *Sap.* 8, 6. ἐρχάζεται statt ἐργάζεται nach *Breitingers* glücklicher Conjectur; *Sir.* 4, 29. ταχὺς st. τραχὺς; *Tob.* 11, 17. αὐτῶν — αὐτὸν st. αὐτου — αὐτου; nach *Ilgen*; I. *Macc.* 3, 12. ἔλαβον st. ἔλαβε. Aber wir müssen uns unsres Urtheils über die Entscheidungen des Vfs. nothwendig so lange enthalten, bis er selbst in seinem kritischen Commentar die Gründe seines Verfahrens angegeben hat. Allerdings ist die Kritik dieser Bücher ein noch wenig bebautes Feld, da erst neuerlich Männer, wie *Ilgen* und *Höpfner*, ihren Fleiss und Scharfsinn auf die Berichtigung des Textes einzelner Bücher verwendet haben. Wir sind um desto begieriger auf die Erscheinung jenes Commentars, und wünschen dem Vf. ungestörte Muse zu reifer Erwägung aller Momente der Entscheidung bey der Vollendung desselben. Er kann eine wahre Schule für unsere Studierenden werden, die von da zur Kritik des N. T. übergehen, vorher aber ihre Kräfte unter einer belehrenden Leitung an einem Texte von ganz ähnlicher Sprache versuchen, mit dem sie sich ohne Reiz zur Parteylichkeit beschäftigen. Stoff zu solchen Beschäftigungen giebt ihnen schon der gegenwärtige Abdruck des Textes durch die Auswahl der Varianten, welche unter demselben angebracht ist. Der ganze Vorrath zum Theil ganz unbedeutender Lesarten wäre völlig überflüssig für jenen Zweck gewesen, da es überhaupt bey aller ausübenden Kritik nur auf Urtheil und Entscheidungsgründe ankömmt. Wir finden eine sehr beträchtliche Anzahl Varianten zweckmässig ausgewählt, und zuweilen durch Zeichen ein Urtheil über die Lesart beygefügt. Wir vermissen indessen ungern die Angabe der Autoritäten der einzelnen Lesarten, welche hier ohne grossen Aufwand des Raums sogleich hätte durch Abbreviaturen erfolgen können, und in dem Commentar oft Anlass zu unnöthigen Wiederholungen werden muss.

---

## KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Hamburg*, b. Kratzsch u. Wettach: *Philosophische Grundsätze der sittlichen Weisheit in Sentenzen und Wahrheiten* (?) für denkende Jünglinge und Freunde der Lebensphilosphie. 1805. 92 S. 8. (8 gr.) — Dass unter 580 Aussprüchen, die der Vf. hier gesammelt und unter verschiedene Rubriken gebracht hat, nicht alle gleich gehaltvoll seyn können, versteht sich von selbst; aber dass doch diese Sammlung mit mehr Auswahl hätte gemacht werden können, lässt schon der Titel und gleich der erste Ausspruch vermuthen, der als Antwort auf die Frage: Wer ist weise? gegeben wird: „Wahrhaftig weise ist nur derjenige, welcher seine Pflichten kennt, *sich auf seinen Vortheil versteht, alles* (?) *was geschieht, aus dem rechten Gesichtspunkt fasst, in misslichen Lagen sich zu helfen weiss*, und durchaus nach festen und geprüften Grundsätzen der Rechtschaffenheit handelt." Hätte der Vf. oder Sammler diese Charakteristik des Weisen auf das erste und letzte Merkmal beschränkt: so würde sie zwar nicht sententiös ausgedrückt, aber doch wahr seyn; allein so wie sie da steht, ist sie weder das eine noch das andere. Von ähnlichem und noch geringerm Gehalt finden sich indessen eine Menge Stellen, obgleich mitunter auch manche, die als echtes Korn unter der Spreu verborgen liegen. Nur Schade, dass der letztern im Verhältniss zum erstern so viel ist! —

---

